Gs
3817
D, 11 —

Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculpsr. A.V.

Amerika

ein

geographisch-historisches Lesebuch

zum

Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

von

K. Hammerdörfer Prof. und C. T. Kosche A. M.

Fünfter Band,

als eine Fortsetzung von Europa.

Nord-Amerika.

Erste Abtheilung.

BIBLIOTHEK DES COLLEGIUMS IN AUGSBURG

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung. 1788.

Mit Vergnügen liefern wir hier den versprochenen letzten Theil unsers geographisch-historischen Lesebuches, und sehen zugleich mit eben demselben Gefühl dem Beyfall entgegen, mit welchem unsere Arbeit bereits aufgenommen worden ist. So viel von uns gefordert werden kann, haben wir nach Möglichkeit auf beyde Classen unserer Leser Rücksicht genommen, und dürfen uns also auch wahrscheinlich mit der Hoffnung schmeicheln, Ihnen beym Schlusse unserer Arbeit eben so, wie beym Anfange derselben, nützlich gewesen zu seyn.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände dieses hier beschriebenen Welttheiles **Amerika**, nebst den übrigen Theilen von **Südindien**, erforderten, da einen Abschnitt zu machen, wo ihn die Natur angegeben zu haben scheint; deshalb enthält die **erste Abtheilung Nord-**, die **zweyte Südamerika**, und in diesen beyden Abschnitten glauben wir eine so viel als möglich vollständige Uebersicht dieses Welttheiles geliefert zu haben, ohne dessen Kenntniß man in der neuesten Geschichte und Staatskunde der meisten europäischen Reiche wenig Schritte zu thun vermag.

Da wir, unserm Versprechen zu Folge, bey jedem Bande die Quellen angegeben; so kann auch

dieser letzte Theil keine Ausnahme machen, nur müssen wir hierbey anmerken, daß sie, alle anzuführen, den hier bestimmten Raum übersteigen würden, und also nur einige davon genannt werden können. Z. B.

„Geschichte der drey ersten Entdecker „von Amerika — Egede, Beschreib. von „Grönland — Cranz, Geschichte von „Grönland — Martens Reise nach Spitz„bergen — Carvers Reisen — Burkes, „Jahrbücher der neuern Geschichte der eng„lischen Pflanzungen in Nordamerika — „Geschichte der englischen Handelschaft in „Nordamerika — Reynals Geschichte von „Amerika — Geschichte der amerikanischen „Indianer (besonders am Missisippi, an Ost„und Westflorida, Georgien, Süd- oder Nord„karolina und Virginien) — Carners Rei„sen (durch die innern Gegenden von Nord„amerika) — Rüßel, Geschichte von Ame„rika — Beschreibung der Antillen — „Historisch-geographische Beschreibung von „Guadeluve und Martinique — Labats „Reisen nach Westindien — Bußii neue „Reise nach Westindien — Nordamerika, „historisch-geographische Beschreibung) — „Schlötzers Amerika — Mosers Nach„richten — Bernoulli's (Sammlung aller „Reisebeschreib.) geographische Belustigun„gen — Allgemeine Geschichte der Länder

„und

„und Völker in Amerika — Castellux Rei-
„sen durch Amerika — Hartschirk, Be-
„schreibung von Guiana — Fermias, Be-
„schreibung von Surinam — Cudena,
„Beschreib. des portugiesischen Amerika —
„Reisen eines Schweitzers in verschiedene
„Kolonien von Amerika — Bayers Reise
„nach Peru — Die Eroberung von Mexi-
„ko und Peru — Condamie Reisen —
„Geschichte von Paraguay — Molina,
„Naturgeschichte von Chili — Ansons
„Reise um die Welt — Byrons Reise nach
„Patagonien — Dessen Reisen um die
„Welt — Dalrymple (allgem. historische
„Samml. der verschiedenen Reisen nach der
„Südsee) — Reisen einiger Missionarien
„der Gesellschaft Jesu (in verschiedene Kolo-
„nien von Amerika) — Cooks, Forsters,
„Ansons Reisen u. dgl. m. —“

Wir halten es für überflüßig, unsern Lesern eine weitläuftige Anzeige vorzusagen, von dem, was sie in der Beschreibung jedes Landes zu erwarten haben; wir glauben, sie werden sich von selbst sagen, daß einige dieser Beschreibungen vollständig, andere weniger vollständig sind, und, wir können noch hinzusetzen, nicht anders ausfallen konnten, weil der Nachrichten zu wenig oder die wenigen zu unzuverlässig waren.

Dieß ist alles, was wir über den Inhalt dieses letzten Bandes sagen können. Nur noch ein

paar Worte sind uns übrig, welche die Hauptveränderungen anführen, die in dem vorigen Jahre vorgefallen sind. Der Geist der Unruhe unsers Zeitalters, die Zwietracht, Empörungen, Bewegungen in Europa, Asia, Afrika und Amerika, sind fast eine so allgemein bekannte Nachricht geworden, daß jedes Zeitungsblatt damit angefüllt ist.

—

Portugall liefert noch immer neue Beweise von der bekannten Verfassung der Regierung und Beschaffenheit des Landes, in welchem so wenig vortheilhafte Progressen gemacht werden. Bey der vernachlässigten Cultivirung der eigenthümlichen Naturgüter, und der charakteristischen Neigung des Volks, leichtes Glück in der Schifffahrt und Handlung zu finden, emigriren jetzt die Portugiesen aus den Provinzen in zahlreicher Menge. Die strenge Religiosität der Regentinn und die fromme Denkungsart hat eine neue Studienmethode in allen öffentlichen Schulanstalten eingeführet. Die kriegerischen Unternehmungen gegen Algier scheinen noch nicht aufgehoben zu seyn, dagegen hat Portugall mit dem amerikanischen Congreß für beyde Theile vortheilhafte Commerztraktate auf zehn Jahr geschlossen. Auffallend ist es, daß die portugiesische Regierung Befehl gegeben hat, eine Menge der neuen Normalschulbücher in Wien einzukaufen, um sie in die portugiesische Sprache zu übersetzen und in den Schulen einführen zu lassen. In Brasilien ist ein Krieg mit den

angrän-

angränzenden wilden Indianern entstanden, welche Schrecken und Verwüstungen verbreitet haben.

Spanien arbeitet an der Cultur des Landes und seiner Bewohner, an der Vergrößerung des Nationalfleißes und der Beförderung des allgemeinen Wohls. Man fängt an, die großen Hülfsmittel, die der Staat hat, besser zu gebrauchen, bahnt sich Wege zu größerm Flor, vornehmlich durch Erregung mehrerer Volksthätigkeit, die, wenn sie allgemein werden sollte, selbst nachtheilig für die übrigen handelnden europäischen Nationen werden würde. Hauptsächlich sorgt die Regierung für die Aufnahme der Marine und des Handels. Der kaiserliche Canal ist nun schon durch die Gegend zwischen Saragossa und Miraflores mit vieler Mühe und Kostenaufwand geleitet worden, und zwar mit so gutem Erfolge, daß schon in dem Hafen dieses letztern Ortes verschiedene Schiffe angekommen sind. Die neuesten Nachrichten behaupten, es sey die Intoleranz in Spanien nicht so groß, wie man auswärts glaubt, und die Inquisition, als das fruchtbarste Gerichte, sey jetzt sehr eingeschränkt worden. Die Ueberschwemmungen in den nordöstlichen Provinzen haben einen großen Schaden angerichtet. So ist die Stadt Tortosa in Catalonien mit vielen herumliegenden Flecken und Dörfern durch den ausgetretenen Ebro fast gänzlich zerstöret, und auch Pampelona ebenfalls sehr verwüstet worden. Von der Stadt Sangnessa steht nur noch ein einziges Haus, die übri-

gen sind alle zusammengesunken, oder von den Fluthen weggeschwemmt worden. In ganz Navarra, Arragonien, Valencia und Catalonien sind unbeschreibliche Verwüstungen geschehen, und nur wenige Personen haben ihr Leben gerettet.

Frankreich sah Krieg und Frieden unentschieden auf der Wagschale liegen, und ungewisse Erwartung herrschte allgemein, welches von beydem den Vorschlag gewinnen würde; plötzlich aber endigte der 27ste October die politischen Verwickelungen und kriegerischen Besorgnisse, und die an diesem Tage mit England geschlossene Convention sicherte aufs neue die Ruhe des Landes, von deren Beständigkeit sich aber nicht viel erwarten läßt, da bereits die Regierung mit den kriegerischen Vorkehrungen und auswärtigen Angelegenheiten beschäftiget ist. Die Klagen über den Schaden des Commerztraktates mit England werden immer lauter und allgemeiner, und Manufakturen und Handel liegen an vielen Orten danieder.

England machte alle Hauptanstalten und Kriegesvorbereitungen, ansehnliche Flotten konnten mit dem ersten Befehl in See gehen; durch die bekannte Convention sind nun aber diese Rüstungen wieder eingestellt. So wohlthätig für das Reich die Fortdauer des Friedens geworden ist; so vortheilhaft ist dagegen der Krieg in Osten der englischen Handlung geworden. Es schien ferner, als würde die Unabhängigkeit von Nordamerika

einen

einen unersetzlichen Verlust für Englands Macht, Handlung und Wohlstand nach sich ziehen; gleichwohl zeigt das Gegentheil, wie sehr sich das Commerz, der Reichthum und der Wohlstand Englands seit Amerikas Unabhängigkeit vermehret hat. Sogar die brittische Fischerey bey Neufoundland oder Terreneuve, die man fast für verloren hielt, hat seit diesem Zeitpunkt unglaublich gewonnen. Dieser jetzt so glückliche Zustand Englands macht die ganze Nation gegen die Regierung so zufrieden und vergnügt, daß man kaum den Schatten einer Opposition mehr erblickt. Die neuesten Unterhandlungen, so im Werke sind, beziehen sich auf den Krieg zwischen Rußland und der Pforte, die bereits geheim gehalten werden, und von denen nur so viel bekannt ist, daß das brittische Ministerium geneigt sey, auch seine Hand zur Mitwirkung bey einem Friedensvergleiche zu bieten, zu welchem gewünschten Endzwecke aber die Hoffnung noch sehr gering ist. Die Engländer sind so glücklich gewesen, bey der Pforte es dahin zu bringen, daß ihnen, wie den Franzosen, der freye Weg durch Aegypten über Suez nach Ostindien zugestanden worden ist.

Holland. Es ist bekannt, daß die holländischen unglücklichen, noch nicht ganz ausgelöschten, Unruhen in dem vorigen Kriege mit England ihren Anfang nahmen, indem die Häupter der antioranischen Parthey die Gelegenheit ergriffen, den Prinzen Erbstatthalter, als einen nahen Anver-

wandten des königl. großbritannischen Hauses, der bethörten Menge um so mehr verdächtig zu machen, da die wahre patriotische Staatsklugheit dieses Prinzen einen Krieg mit England zu vermeiden wünschte, dessen Ausgang nicht anders als übel für Holland seyn konnte, wie der Erfolg gezeigt hat. Noch ist Trintonomale auf Ceylon in französischen Händen, das Vorgebirge der guten Hoffnung von französischen Truppen besetzt, Negapatnam ist an die Engländer verloren, und S. Eustathius zu Grunde gerichtet. So sehr der Erbstatthalter aus Vaterlandsliebe den Krieg mit England widerrathen hatte, so sehr that er, da der Krieg dennoch wirklich seinen Anfang nahm, alles, was nach den schlechten Umständen des Kriegsstandes der Republik nur möglich war. Seine Feinde verläumdeten gleichwohl seine Gesinnungen und — thun es noch. Die Unterstützung des Erbstatthalters von Seiten des Königs von Preußen hat zwar die Gemüther in etwas beruhiget, und den Geist der Zerrüttung in Fesseln gelegt: jedoch ist Holland noch weit von der Ruhe zurück, die es alsdann genießt, wenn es zufrieden mit seinem Regenten und glücklich in dem Bewußtseyn seiner Vorzüge ist.

Dänemark geht in der Regierung nach seinem Plan fort, und wendet alles an, was das Land im Wohlstande erhalten oder dasselbe verbessern kann.

Schweden. Hier herrscht eigentlich jetzt eine politische Stille, auch behauptet es jetzt in dem Kriege zwischen Rußland und der Pforte die genaueste Neutralität.

Teutschland. Die große Sache ist entschieden, daß der Krieg gegen die Pforte, in Gemeinschaft mit Rußland, von Joseph beschlossen und bereits angefangen ist. Die Pforte hat alle Friedensvorschläge verworfen, wenn nicht vorher die Krimm von Rußland wiedergegeben würde; ja, sie hat nicht einmal leiden wollen, daß wir den Russen die stipulirte Truppensubsidie zusenden und an den türkischen Gränzen einen Cordon haben. Vielleicht, daß dieser Krieg eine neue Gelegenheit seyn kann, die Größe Josephs und Catharinens mit neuen Lorbeern zu krönen, zumal wenn man Josephs Geist und Stärke, Rußlands Macht, Rüstungen, die Allianzen mit Oesterreich, Venedig und Neapel in Erwägung bringt; dann schwindet ein großer Theil von der furchtbaren Macht der Türken, und man siehet in ihnen nichts als aufrührerische, gegen sich selbst wüthende, Barbaren, die eben so schnell wieder fliehen, als tollkühn ihr Anfall war.

Polen spielt bey dieser Scene nicht die vortheilhafteste Rolle; nicht allein stehen Russen im polnischen Gebiete, sondern auch die Türken nahe an den Gränzen, das Reich selbst ist gewissermassen schon an diesem Kriege theilnehmend. Das

große

große Spiel ist angefangen, auf welches ganz Europa die Augen richtet, indem in Westen von Europa ein anderes Kriegsspiel beginnt, und ein ausgebreiteter Krieg im Anzuge ist, wenn ihn nicht noch die Politik der Höfe, die den Frieden wünschen, verhindern kann.

Italien scheint in seiner Ruhe auch etwas wankend zu werden. Bey den unruhigen Aussichten in der Lombardey erhält man indeß Hoffnung, daß die langwierigen Irrungen zwischen dem Papste und dem Könige von Neapel zu einer Entscheidung gelangen könnten. Unter den verschiedenen mißhelligen Situationen, worin sich mehrere Fürsten und Regierungen Italiens unter einander befinden, nehmen die Streitigkeiten zwischen der Republik Genua und dem Könige von Sardinien den ersten Platz ein. Außer diesen Zwistigkeiten und widrigen Verhältnissen mit dem sicilianischen Monarchen ist das Vernehmen des Papstes mit dem Großherzoge von Toscana, das bey den geistlichen Reformen dieses vortrefflichen Fürsten bisher schon wenig freundschaftlich war, gegenwärtig noch ungünstiger geworden. Unter andern ist den Toscanern ein beträchtlicher Handlungszweig mit den päbstlichen Ländern benommen worden, indem durch ein Decret die toscanischen Weine, deren jährlicher Betrag sich bisher auf sechzigtausend Scudi belief, nicht mehr in die päpstlichen Länder dürfen eingeführet werden. Bey diesen unangenehmen Vorfällen mit den inländi-

schen

schen Fürsten scheinen eben die Aussichten im westlichen Europa, wo das Ansehen der Hierarchie bisher am meisten galt, für den heiligen Stuhl etwas trübe zu werden. Uebrigens vermehrt gegenwärtig der türkische Krieg die päpstl. Merkwürdigkeiten der mehresten italiänischen Staaten, und wenn gleich keiner von ihnen öffentlichen Antheil an denselben zu nehmen scheint, so sind sie doch alle in mehrerer Rücksicht dabey interessirt.

Die neuesten aus Ostindien in England angelangten Nachrichten schildern noch immer den dasigen Zustand der brittischen Angelegenheiten, des Handels und der Macht, als blühend und im besten Wohlstande. In den dasigen europäischen Besitzungen herrscht eine vollkommene Ruhe, und von dem Kriege der Maratten mit Tippo Saib hat man keine neue Vorfälle gemeldet.

Die kleinen afrikanischen Staaten speculiren auf Seeräubereyen, indem sie Frieden schliessen, den sie nicht halten. Der Friede mit Spanien sichert die spanischen Schiffe nicht, die unter allerhand Vorwand noch immer angegriffen und genommen werden.

Der Entwurf einer neuen Constitution der vereinigten Staaten in Nordamerika ist bereits noch vielen Widersprüchen ausgesetzt. Auch dauern die Klagen über Geld und Nahrungsmittel immer noch fort. Es geschehen viel Auswanderungen in die südlichen und in die neuen Kolonien,

nien, die der Congreß in den nordwestwärts vom Ohio gelegenen Ländereyen anlegen läßt.

Dieß ist ungefähr das Wichtigste der geographisch-historischen Angelegenheiten, deren Erfolg die Zukunft noch verborgen hält.

So ist also unser Werk vollendet, und es würde Undankbarkeit verrathen, wenn wir nicht sagen wollten, daß wir uns über den Beyfall freuen, den uns unsre Leser zuertheilt haben; wir gestehen vielmehr, daß es eine der vorzüglichsten Triebfedern gewesen ist, die ein vollständiges Ganze von uns zu Stande gebracht hat, dessen Nutzen für die Leser nicht weit umfassend genug seyn kann, als ihn unser Herz zu erreichen wünschet.

Die Verfasser.

Ueberſicht

von

Amerika.

Die Entdeckungen der Portugiesen hatten schon unsern Erdtheil mit neuen Kenntnissen bereichert; von dem Theile aber, den man jetzt Amerika nennt, hatten einige Gelehrte, wenns hoch kam, nur dunkle Begriffe, die aber doch, in Charten und Schriften vorgetragen, Gelegenheit gaben, daß **Christoph Kolon** oder **Kolumbus** auf den Gedanken kam, daß gegen Westen ein festes Land liegen müsse. Dieser große Mann war von Geburt ein Genueser und zum Seemann erzogen. Schon mit vierzehn Jahren gieng er 1461 zur See, kam durch ein Unglück, welches das Schiff, auf welchem er sich befand, an der portugiesischen Küste erlitt, in Dienste dieser Krone, die damals alle Entdeckungsunternehmungen aufmunterte und belohnte. Man suchte den Weg nach Ostindien zur See, der um Afrika herum sehr langweilig und gefährlich zu seyn schien: Kolon wollte diesen Weg nach Westen zu suchen, und da er sich hinlänglich von dem wahrscheinlich glücklichen Erfolge seiner Unternehmung gesichert hielt, legte er, um doch sein Vaterland nicht vorbeyzugehen, seinen Entwurf dem Senat von Genua vor; allein hier hielt man ihn für einen windigen Projektmacher, konnte sich nicht überreden, daß der arme Kolon, der im Vaterlande keine glänzende Rolle gespielt hatte, ein großer Kopf seyn könne, und wies seinen Vorschlag mit Verachtung zurück. Er wendete sich nun an Jo-

1) Entdeckung.

hann II. König von Portugall, der auch wirklich nicht abgeneigt ſchien, ihm Gehör zu geben; allein hier fürchtete man ihn als einen großen Kopf, und diejenigen, welchen der König die Prüfung ſeines Entwurfs aufgetragen hatte, lockten ihm denſelben ab, und ſchickten im Geheim ein Schiff fort, die Entdeckung nach ſeiner Angabe zu verſuchen. Kolon erfuhr dies, verlies das Königreich, und gieng 1484 nach Spanien, wo damals Ferdinand und Iſabelle regierten.

Auch hier hatte er mit Vorurtheilen und Kabalen zu kämpfen, und ſchon war er im Begriff, nach England zu gehen, als ſeine Freunde es endlich dahin brachten, daß ſein ſehnlichſter Wunſch erfüllt und die Unternehmung beſchloſſen ward. Indeſſen beſtand die ganze Ausrüſtung doch nur aus drey Schiffen, von denen zwey nicht viel beſſer als große Boote waren, und mit dieſem elenden Geſchwader lief Kolon den dritten Auguſt 1492 aus dem Hafen Palos in Andaluſien auf eine Unternehmung aus, die in der ganzen ältern Geſchichte beyſpiellos war. Wir übergehen die Geſchichte ſeiner Seefahrt, als zu weitläuftig für unſre Abſicht, und führen hier nur kürzlich an, daß nach vielem erduldeten Kummer wegen der Kleinmüthigkeit ſeiner Gefährten, und nach einer Schiffahrt von zwey Monat und zwölf Tagen, die Inſel Guanahani, eine von den Bermuden, entdeckt wurde.

Die Spanier, welche nun, bis zur ausſchweifendſten Freude übergehend, den Kolon beynahe als einen Halbgott verehrten, wurden hier mit aller möglichen Gutherzigkeit aufgenommen, und ſo wurden auf dieſer erſten Unternehmung noch etliche Inſeln, worunter auch Hayti oder Hiſpaniola war, entdecket, auf der letztern aber ließ Kolon einen Theil ſeiner Mannſchaft zurück. Im März 1493 kam er wieder

nach

nach Spanien, wo er mit Ehre überhäuft und ſogleich der Befehl zu Ausrüſtung einer größern Flotte ertheilt wurde. Die Nachricht von der Entdeckung einer neuen Welt flog bald durch ganz Europa, und gab den Gelehrten Stoff zu Muthmaßungen; die gemeinſte Vermuthung aber blieb dieſe, daß die entdeckten Länder ein Theil von dem öſtlichen Aſien wären, welches auch durch Kolons eignes Zeugniß beſtätigt wurde.

Spanien ließ ſich vom Papſt Alexander VI. eine Schenkung über alle zu entdeckenden Länder ertheilen; und damit dieſe lächerliche Wegſchenkung eines ihm nicht zugehörigen Guts noch lächerlicher würde, ſo befahl er, um doch der Krone Portugall, die ehedem eben ſo beſchenkt worden war, auch etwas zu geben, daß von einem Pole zum andern, hundert Seemeilen weit weſtwärts von den Azoren, eine Linie angenommen werden ſollte; was dieſer angenommenen Linie oſtwärts läge, ſollte den Portugieſen zugehören, das weſtwärts gelegene aber ſollte ſpaniſch ſeyn.

Nach Erhaltung dieſer Schenkung gieng Kolon noch in dem nämlichen Jahre mit der aus ſiebzehn Schiffen beſtehenden Flotte in See. Am Bord derſelben befanden ſich funfzehnhundert Perſonen, worunter auch viele Edelleute waren. Als er nach Hiſpaniola kam, fand er ſeine zurückgelaßne Kolonie völlig zerſtöret, und erfuhr, daß die Spanier durch eignes unvernünftiges Betragen ſich bey den Eingebohrnen verhaßt gemacht, und von dieſen ermordet worden wären. Kolon dachte zu groß, als daß er abgedrungne Nothwehr als Uebelthat hätte rächen ſollen; er ſuchte vielmehr die Einigkeit wieder herzuſtellen, und legte den Grund zu einer neuen Niederlaſſung. Kaum aber hatte er wieder eine Entdeckungsreiſe unternommen, als der Uebermuth ſeiner zurück-

gelaßnen Leute die Inſulaner wieder zur Rache reizte, und nun ſahe ſich Kolon bey ſeiner Rückkunft in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, die Waffen zu ergreifen. Ein Krieg zwiſchen Menſchen, die keine andre Waffen, als hölzerne, und obendrein keine Kriegskunſt innen hatten, und zwiſchen gut bewaffneten, wohl diſciplinirten Europäern konnte nicht von langer Dauer ſeyn; auch erlitten die erſten bald eine völlige Niederlage, und wurden nun ſpaniſche Unterthanen. Während aber Kolon dieſe Eroberung machte, brachten es ſeine Feinde in Spanien dahin, daß zu Beobachtung ſeiner Aufführung ein Aufſeher nach Hiſpaniola geſchickt ward, daher er, um eine ausführliche Rechenſchaft von ſeinem Verhalten abzulegen, ſelbſt nach Spanien zurückkehrte. Noch ſollte er aber ſeinen Feinden nicht unterliegen, vielmehr beſchämte er dieſelben völlig. Ferdinand und Iſabelle überhäuften ihn aufs neue mit Ehrenbezeugungen, und er ward abermals nach den neu entdeckten Ländern abgeſchickt. Auf dieſer dritten 1498 unternommenen Reiſe entdeckte er das feſte Land von Amerika; ſeine Entdeckungen aber weiter zu verfolgen, hielt ihn der ſchlechte Zuſtand ſeiner Schiffe, ſeine eigene wankende Geſundheit und der Mißmuth ſeiner Leute ab, und ſo erhielt Amerigo Veſpucci, ein Florentiner, welcher 1499 mit dem Ojeda auf eine Entdeckungsreiſe ausgieng, die Ehre, daß er, vermöge eines Berichts von ſeiner Reiſe, für den wahren Entdecker des feſten Landes gehalten, und daſſelbe von ihm **Amerika** genannt wurde. Ueberhaupt fand Kolon jetzt von allen Seiten Mitwerber, die aber alle keine ſo wichtige Entdeckung machten, als die Portugieſen, welche 1500 durch einen Zufall die Küſte von Braſilien fanden.

Kolon war indeſſen kaum wieder in Hiſpaniola angekommen, als ſchon wieder der Haß ſeiner Feinde ſich gegen ihn waffnete, und der große Mann wirklich in dem letztgenannten Jahre in Banden als Verbrecher nach Spanien zurückgeſandt wurde, in das Land, dem er den Weg zu Reichthümern und wichtigen Beſitzungen eröffnet hatte. Ferdinand und Iſabelle ſchämten ſich zwar ihrer tyranniſchen Uebereilung; ſie ſetzten ihn in Freyheit, beraubten ihn aber faſt aller Gewalt, die ihm doch kontraktmäßig zugeſtanden worden, und ſchickten ihn zu neuen Entdeckungen aus, deren er auch wahrſcheinlich ſehr beträchtliche gemacht haben würde, wenn nicht der Haß und Verfolgungsgeiſt ſeiner Feinde alle ſeine beſten Entwürfe vereitelt hätte. Er gieng 1504 wieder nach Europa zurück, fand ſeine beſte Gönnerinn, die Iſabelle, todt, und folgte 1506 nach, ohne in ſeinem ganzen Leben den Dank und die Belohnung geerndtet zu haben, die er durch ſeine Handlungen verdient hatte.

Nach Kolons Tode wurden die Entdeckungen immer weiter fortgeſetzt. Im J. 1512 ward Florida entdecket: bald darauf erhielten die Spanier die erſte Nachricht von dem reichen Peru, und 1518 ward Mexiko entdecket. Und hier brechen wir dieſe kurze Nachricht von der Entdeckung Amerikas ab, zu der wir ohnedem bey Beſchreibung jedes einzelnen Landes zurückkehren müſſen, um noch einige Nachrichten von Amerika überhaupt zu liefern, welche eine allgemeine Ueberſicht dieſes Erdtheils gewähren.

2) Lage, Größe und Gränzen.

Amerika erſtreckt ſich vom nordlichen Polarzirkel oder auch vom 78° N. B. bis zum 56° S. B. durch alle von Menſchen bewohnte Himmelsſtriche. Seine Länge iſt ſehr verſchieden, aber in Nordamerika, wo es am längſten iſt, vom 1° bis 168° Weſtlänge,

und in Südamerika, wo es am längſten iſt, von 15° bis 65° Nordlänge. Es iſt größer, als die übrigen bekannten Theile unſers Erdbodens, und man ſchätzt es beynahe für den dritten Theil unſerer bewohnbaren Erdkugel. So weit es uns bekannt iſt, wird es auf allen Seiten vom Meere umfloſſen, gegen Norden aber und Nordweſten ſind die Gränzen dieſes Erdtheils meiſt unbekannt, wiewohl die neueſten ruſſiſchen Entdeckungen verſichern, daß es von Aſien nur durch eine ſchmale Meerenge geſchieden werde, wie theils bey Aſien ſchon angeführt worden iſt, theils auch bey dem ſogenannten ruſſiſchen Amerika noch angeführt werden wird.

3) Klima. So wie Amerika an Größe und Geſtalt von den übrigen Erdtheilen verſchieden iſt, ſo ſehr unterſcheidet es ſich durch Klima, Boden u. ſ. w. von ihnen. In Amerika iſt es unter gleichen Graden der Breite weit kälter, als in den drey alten Erdtheilen, ſo daß Länder, welche mit den angebauteſten und fruchtbarſten Ländern Europens in demſelben Striche liegen, von einem anhaltenden Froſte gedrückt werden, wovon man die Urſache in den ſtarken Nordweſtwinden, welche über eine ungeheure, mit Schnee und Eis bedeckte, Strecke herkommen, und oft den ſchnellſten Uebergang von ſchwüler Hitze zu kaum erträglicher Kälte hervorbringen, ſuchen muß. Als dieſer Erdtheil entdeckt ward, war ein großer Theil der noch ungebauten Erde mit ungeheuer großen Wäldern bedeckt, und viele der fruchtbarſten Ebenen in Sümpfe und Moräſte verwandelt. In den ſüdlichen Provinzen verwildern die Wälder ſo ſehr, daß ſie faſt unwegſam ſind, und die Oberfläche des Bodens wird von einer dicken Decke von Unkraut, Pflanzen und Geſträuchen dem Auge verſteckt. In Nordamerika ſind die Ebenen mit ungeheuer großen Moräſten bedeckt, und die

Wäl-

Wälder sind zwar nicht so verwachsen, aber doch eben so weitläufig. Daher war auch bey der Entdeckung Amerika ein sehr ungesundes Land, und noch ist die Beschaffenheit der Luft der Gesundheit gar nicht zuträglich.

4) Gebirge, Meere, Flüsse.

Sowohl in Süd- als Nordamerika finden sich sehr große und hohe Gebirge, welche die Gebirge unserer Halbkugel an Höhe noch übertreffen. Die vorzüglichsten derselben sind die **Andes** oder **Kordilleras** in Südamerika, die höchsten Gebirge der bekannten Erde. Sie ziehen sich aus Peru bis an die Nordostseite des kalifornischen Meerbusens. In **Nordamerika** sind die **Apalachen** eine Kette von sehr hohen Felsen und Bergen, welche westwärts hinter den vereinigten Provinzen fort- und Quebek gegenüber mit den sogenannten **Frauenbergen** ausläuft. Die Apalachen heißen auch die **blauen Berge**, zum Unterschied von den **weißen Bergen**, welche ihren Namen daher haben, weil sie immer mit Schnee bedeckt sind. Sie befinden sich hinter Neuengland, und können für einen Seitenarm der Apalachen gehalten werden. Die Grundlage dieser Berge ist ein Strich Landes eilf deutsche Meilen ins Gevierte, und sie heben sich in rauhen, über einander liegenden, Anhöhen auf eine unregelmäßige Art in die Höhe. Nach unten zu sind sie mit Holz, gegen die Mitte aber bloß mit Moos bewachsen, und weiter hinauf ist auch kein Kräutchen zu finden. Des **Hauptlandes**, oder die **Centralgebirge** sind eine Kette von Bergen nordwärts vom See Nipissong. Man hält sie für die höchsten in Nordamerika.

Die amerikanischen Meere sind:

1. Der **amerikanische Ocean** hat im Norden und im Süden sowohl mit dem indischen als dem großen Ocean Gemeinschaft. Nach den Gegenden,

an welche er spület, hat er verschiedene Namen, als das eskimoische Meer, der Golfo von Mexiko, das Mar del Nort u. s. w.

II. Der große Ocean, sonst auch das Süd- und stille Meer genannt, hängt im Norden beym Tschuktschkoi Noss mit dem Eismeer, im Süden mit dem amerikanischen und indischen Ocean zusammen. Theile desselben sind: der Nordarchipel zwischen Asien und Amerika bey Kamtschatka, das kalifornische Meer und die Mittelsee.

Bey diesen Meeren sind folgende Meerengen zu bemerken:

a) die Straße von Bahama, wodurch die Bahama- oder lukayischen Inseln von Florida getrennt werden, und welche die spanische Silberflotte durchfährt, wenn sie aus Amerika kommt.

b) Kooksstraße ist die Meerenge, welche Asien und Amerika scheidet, und welche man auch Beeringsstraße nennen könnte.

c) die magellanische Straße, welche das südliche feste Land Amerika von dem Feuerlande scheidet.

Die amerikanischen Landseen sind weit beträchtlicher, als die in einem andern Erdtheile, vorzüglich die fünf Seen in Kanada, welche man Meere frischen Wassers nennen könnte. Eben so beträchtlich sind auch die Flüsse, mit welchen die Ströme der alten Welt, weder in Ansehung der Länge ihres Laufs, noch in Ansehung der ungeheuern Menge Wassers, die sie ins Weltmeer führen, verglichen werden können. Die vornehmsten dieser Flüsse sind in Nordamerika: der St. Lorenzfluß, der Missisippi, der Ohio; in Südamerika: der Orenoko, der Amazonenfluß, der Para und der Plata.

5) Produkte.

Als Amerika entdeckt ward, staunten zwar die Entdecker den geilen üppigen Boden an, der alles mit einer verschwenderischen Fruchtbarkeit wiedergab, was ihm anvertraut wurde, sie vermißten aber dabey sehr viele und sehr einträgliche Produkte. So fehlten eine Menge Gewächse; so alle Arten von Hausthieren; so das ganz unentbehrliche Eisen in sehr vielen Gegenden; dagegen freylich wieder in allen Naturreichen Gattungen da waren, die man in den andern Erdtheilen vergeblich gesucht hatte. Die vorzüglichsten einheimischen Produkte sind, aus dem Pflanzenreiche: **Reis, Maniok, Erdäpfel, Vanille, Tabak, Aloe, Indigo, Brasilienholz, Kakao, Rampescheholz, Manzenilier** u. s. w. Fremde Gewächse sind aber ebenfalls hier gediehen.

Aus dem **Thierreiche** hatte Amerika bey weitem nicht alle Geschlechter, welche den übrigen drey Erdtheilen eigen waren, und die hier befindlichen schienen meist von einer weit geringern Art, und weder so stark, noch so muthig zu seyn, als die in den alten Erdtheilen. Zu den vorzüglichsten der einheimischen Thiere gehören: der **Bison**, das **Moose-thier**, das **Original**, das **Opossum**, der **Wolferene**, der **Tapir**, der **Puma**, der **Jaguar**, welche zwey letztern sehr unschicklich Löwen und Tieger genannt worden sind, das **Faulthier**, das **Lama** und der **Biber**. Ferner der **Kondor**, der größte und muthigste, und der **Kolibri**, der kleinste aller bekannten Vögel. Ferner der **Alligator**, der **Armadillo**, der **Seewolf**, die **Klapperschlange**, und eine unsägliche Menge von Insekten und Gewürmen, unter denen die **Koschenille** die Oberstelle verdient.

Aus dem Mineralreiche endlich hat Amerika Gold, Silber, Kupfer, Magnet, Salz und Edelgesteine.

6) Einwohner. Da Amerika von den übrigen Erdtheilen völlig abgesondert ist, so entsteht die Frage, woher es seine Einwohner genommen hat, da es, wenigstens zufolge der Urkunden der Geschichte, zu einer Zeit bevölkert worden ist, wo noch keine Schiffahrt über entfernte Meere statt fand? Bewogen durch die Schwierigkeiten, welche mit Lösung dieses Räthsels verbunden sind, nahmen einige an, daß die Bewohner von Amerika seinem Boden eben so zugehören, wie Bäume und Stauden; und in der That hat diese Vermuthung zum mindesten keinen Widerspruch in sich, und wer es anders findet, wer da annimmt, daß Amerika von einem der andern drey Erdtheile her bevölkert worden ist, muß auch erklären, woher die, diesem Erdtheile eigenen, in keinem andern, unter den nämlichen Breiten liegenden Lande befindlichen Thiere dahin gekommen, und muß — wenn er das nicht kann — darthun, daß die Schöpferkraft zwar wohl zureichte, in Amerika eigene Thiere hervorzubringen, daß es ihr aber nicht möglich oder nicht anständig war, ihm ein eignes Geschlecht von Menschen zu geben. Nach der gewöhnlich angenommenen Meinung indessen, bekam Amerika seine Einwohner von Nordosten her, und die Stammältern aller Amerikaner, der Grönländer und Eskimos ausgenommen, sind aus Sibirien nach Amerika übergegangen.

Wie dem aber auch seyn mag, so ist doch so viel gewiß, daß die Amerikaner zur Zeit der Entdeckung sich in einem noch sehr unkultivirten Zustand befanden, auch daß sie viele Eigenheiten besaßen, welche, eben nicht sehr in die Augen fallend, eine Abstammung von andern Völkern darzuthun scheinen. Dahin gehören

hören die Kupferfarbe der Eingebohrnen, selbst unter derselben Breite, wo in Afrika Negern sind, ihre schwachen, gegen die größten Reize beynahe stumpfen, Begierden, und so viele andre Dinge, welche den Europäern äußerst auffallend seyn mußten.

Wie stark damals die Volksmenge gewesen seyn müsse, läßt sich nicht genau bestimmen: wenn es aber gegründet ist, daß die Spanier so viele Millionen Einwohner ermordet, in den Bergwerken und unter entkräftenden Arbeiten haben umkommen lassen; wenn es wahr ist, daß die freyen nordamerikanischen Stämme ehedem weit zahlreicher gewesen sind, so muß Amerika wirklich weit stärker als gegenwärtig bevölkert gewesen seyn, da man in allem nicht mehr als hundert und funfzig Millionen zählet.

Die heutigen Einwohner sind theils **Eingebohrne**, und zu diesen gehören eine sehr große Menge verschiedner Völkerschaften, theils **Weiße**, theils **Schwarze**, theils **Mischlinge** oder **Mestizen**, von denen allen wir in der Folge umständlicher sprechen werden.

In Ansehung der Religion leben in Amerika **Heiden** fast in allen nord- und südamerikanischen Ländern, **Juden** in den dreyzehn vereinigten Staaten und in Neuschotland, **Christen** von allen Sekten, und **Griechen** sogar in Florida.

Nationalsprachen kennt man folgende:

1) In Nordamerika
   a) die Sprache der **Eskimos**, welche mit der grönländischen die nämliche ist,
   b) die huronische,
   c) die algonkinische,
   d) die siusische,

e) die

e) die kalifornische,
f) die Sprachen in Florida,
g) die mexikanische,
h) die karaibische.

2) In Südamerika
a) die topayische,
b) die guaranische,
c) die peruanische,
d) die Sprachen in Paraguay und Brasilien,
e) die chilische.

7) Eintheilung. Wir theilen Amerika ein in **Nordamerika**, in **Südamerika** und in **Westindien** oder die Inseln im mexikanischen Meerbusen. Dieß ist die natürliche Eintheilung, denn zwischen Nord- und Südamerika macht die Landenge Panama die natürliche Grenze. Ferner kann man es auch eintheilen in das freye indianische Amerika, die dreyzehn vereinigten Staaten, das brittische, spanische, französische, holländische, portugiesische und dänische Amerika, wozu einige noch ein russisches hinzufügen.

Die Länder Amerikas, wie wir sie beschrieben haben, sind folgende:

I. **Grönland** nebst den **Hudsonsbayländern** ist eine Halbinsel, deren nördliche Gränzen unbestimmt sind. Gegen Osten, Süden und Westen wird es vom Meere umgeben. Seine Einwohner sind noch im Zustande der ganz rohen Natur, und das Land ist auch zu rauh, als daß sie leichtlich mehrere Kultur erlangen könnten. Städte sind hier gar nicht. — Die **Hudsonsbayländer**, unter welchem Namen **Neuwales** und **Labrador** begriffen werden, gränzen an das Meer und an Kanada. Ihre Einwohner

sind

sind Eskimos, und die Engländer haben hier bloß einige Forts.

II. Brittisches Nordamerika gränzt an die Hudsonsbayländer, das Weltmeer, die dreyzehn vereinigten Staaten und die innern Gegenden, die noch unbekannt sind. Es besteht aus den Provinzen, Kanada und Neuskotland, und den Inseln, Neufoundland, St. John, Kap Breton, und den Bermuden. Hauptplätze darinnen sind: Quebek, Halifax, Annapolis und Louisburg.

III. Die dreyzehn vereinigten Staaten gränzen an Kanada, das innre freye Amerika, Florida, Neuskotland und das Weltmeer. Sie heißen Massachusetsbay, Neuhampshire, Rhodisland, Connectikut, Neuyork, Neujersey, Pensylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordkarolina, Südkarolina und Georgien. Sie sind 1783 für unabhängig erklärt worden. Hauptörter sind Boston, Neuyork, Philadelphia und Charlestown.

IV. Florida und Louisiana gränzen an die indianischen Lande, an die dreyzehn vereinigten Staaten, an das Meer und an Neumexiko.

Florida ward 1783 von England an Spanien abgetreten. Hauptstädte sind St. Augustin und Pensakola. Louisiana war sonst französisch.

V. Altmexiko oder Neuspanien gränzt an das Meer, an Südamerika und Neumexiko. Es war nebst Peru vor der Entdeckung der blühendste Staat in Amerika, und noch sehr einträglich für Spanien. Hauptörter darinnen sind Mexiko, Akapulko und Vera Kruz. Hiezu haben wir Neumexiko genommen, das weniger wichtig und auch weniger bekannt als das obige ist.

VI. Ka-

VI. **Kalifornien**, nebst den benachbarten Ländern, noch weniger bekannt, von wilden Nationen bewohnt, und nur hie und da erst angebaut. Diese Länder dehnen sich von Mexiko an bis an die Kooksstraße hinunter, und befassen das mit, was man das russische Amerika nennt.

VII. **Terra Firma** oder **Neukastilien**, das nördlichste Land von Südamerika, ist spanisch, und gränzt an das Meer, an Guiana und an Mexiko, mit welchem es durch die Landenge Panama oder Darien zusammenhängt. Es ist groß und fruchtbar. **Porto Belo, Panama, Santa Fe, Neukarthagena** und **Venezuela** sind die Hauptorte.

VIII. **Guiana und Amazonenland.**

Guiana gränzt an das Meer, an Terra Firma, das Amazonenland und Brasilien, und wird gewöhnlich getheilt in das spanische, holländische, worinnen **Suriname**, in das französische, worinnen **Kayenne** liegt, und in das portugiesische. Der größte Theil des Landes aber wird von unabhängigen Indianern bewohnt.

Amazonenland nennt man das innre Theil von Amerika, welches zwischen Terra Firma, Brasilien, Guiana, Paraguay und Peru mitten innen liegt, und äußerst wenig bekannt ist.

IX. **Peru** und **Chili** gehören zu dem spanischen Südamerika; und gränzen an das Meer, Terra Firma, Paraguay und Magellanien. Das erste war bey der Entdeckung ein blühender Staat, das letzte ist noch roh und zum Theil ununterjocht. Hauptörter sind: **Lima, Quito, Potosi, St. Jago de Chile.** Die Insel **Juan Fernandez** kann man mit hieher rechnen.

X. Bra-

X. Brasilien ist portugiesisch, und gränzt an das Meer, an Paraguay und das Amazonenland. Das innre Land wird von freyen Indianern bewohnt. Hauptorte sind: **Rio Janeiro**, **St. Salvador** und **Olinde**.

XI. **Paraguay** und **Magellanien** gränzen an das Meer, Peru, Chili und Brasilien. Das erste ist spanisch, doch auch noch von unabhängigen Indianern bewohnt, im zweyten haben sie wenigstens einige Pflanzungen. In Paraguay ist **Assumtion** und **Buenos Ayres**. Hier herum liegen die Inseln **Feuerland**, **Staatenland** und die **Falklands-inseln**.

XII. **Westindien**. Unter diesem Namen begreift man die vier großen Inseln, **Kuba**, **Jamaika**, **Hispaniola** oder **St. Domingo** und **Porto Rico**, nebst den **Karaibischen** und **Lukayischen Inseln**. Sie sind unter die Spanier, Engländer, Franzosen, Dänen und Holländer vertheilet.

XIII. **Amerikanisches Südindien** begreift **Neuseeland**, die **Freundschaftlichen**, die **Societäts-**, die **Flachen** und andere Inseln.

Dieß ist ohngefähr dasjenige, was wir von Amerika überhaupt zu sagen für nöthig erachteten, ehe wir seine Länder im Einzelnen zu beschreiben anfiengen.

Wir machen den Anfang mit Nordamerika oder demjenigen Theile des festen Landes, welcher vom 8° bis 80° N. B. und wahrscheinlich noch weiter nach Norden sich erstreckt. Der Flächeninhalt desselben wird muthmaßlich auf 300,000 Qua-

Quadratmeilen berechnet. Seine nördlichen Gränzen sind unbekannt; gegen Osten und Süden hat es den amerikanischen Ocean, der hier vier große Busen hat, nämlich die Hudsonsbay, den Mexikanischen Busen und die Karaibische See. Gegen Westen und Süden gränzt es ferner mit dem großen Ocean, in Süden scheidet es die Landenge Darien von Südamerika, und in Osten die Anian oder Cooks Straße von Asien.

I. Grön-

I.

Grönland

und die

Hudsonsbayländer.

A. Grönland.

Es ist eben so wenig entschieden, ob **Grönland** eine Insel ist, als, ob es zu Europa oder zu Amerika gerechnet werden soll. So viel ist gewiß, daß man allemal Grönland darunter verstehet, wenn man von dem äußersten Stück Landes spricht, das in Norden zwischen Europa und Amerika liegt, und gemeiniglich unter die noch **unbekannten nördlichen Länder** gerechnet wird Es erstreckt sich von der südlichen Spitze, dem Vorgebirge Farewell und Statenhuk zu, bis in den achtzigsten Grad, und linker Hand, dem nördlichen Amerika gegen über, nordwest und nordwärts, bis ohngefähr in den acht und siebenzigsten Grad, so weit als die Küsten dieses Landes wirklich entdeckt worden sind. Ehedem glaubte man, daß es gegen Osten mit **Spitzbergen, Nova Zembla** und der **Tartarey** zusammenhänge, allein die neuern Entdeckungen der Holländer und Russen haben diese Vermuthung als sehr irrig erwiesen; mehr zu vermuthen ist es, daß dieses Land auf der Nordwestseite mit Amerika gränze: weil erstlich die **Straße Davis**, oder richtiger Baffinsbay, gegen Norden sich immer enger zusammenzieht; und zweytens das Land, welches sonst bey der offenen See sehr hoch ist, gegen Norden immer niedriger wird; auch endlich drittens, weil die Fluth in Norden so sehr abnimmt, daß man sicher schließen kann, sie verliere sich völlig. Selbst die mündlichen Erzählungen der Einwohner geben dieser Vermuthung Glauben, welche sagen, die Straße ziehe sich so enge zusammen, daß sie die Einwohner jenseits nicht nur sehen, sondern ihnen zurufen und mit ihnen fischen könnten;

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

nur wäre es unmöglich, zusammen zu kommen, weil sie der reissende Strom von Norden daran verhindere.

Isländer und Norweger waren vor einigen Jahrhunderten die ersten Entdecker dieses Landes, und Grönland nannten sie es deshalb, weil es ihnen grüner und bewachsener schien, als Island; nur diejenige Seite, die man gemeiniglich das alte oder verlorne Grönland nennt, ist uns völlig unbekannt, und hat auch bis itzt noch, wegen des vielen Treibeises, nicht näher entdeckt werden können. So weit ist man jedoch gekommen, daß man weiß, jenes verlorne Land, wie es die isländischen Schriftsteller nennen, ist kein anderes, als das gegenwärtige, und man kann die Westseite, mit eben dem Rechte, als die Ostseite, das verlorne, oder wiedergefundene nennen, weil die alten Norweger daselbst ebenfalls ihre Wohnungen und Kirchen gehabt haben, wovon noch sehr redende Spuren anzutreffen sind. Gemeiniglich verstehen die Schiffer unter Grönland, die über Lappland gelegene Insel Spitzbergen, nebst der gegenüber liegenden Ostseite von Grönland, und sagen, daß es da keine Menschen giebt. Die Westseite hingegen, welche itzt wieder von Europäern bewohnt wird, nennen sie Straat Davis, von dem großen Meerbusen, welcher Grönland von Amerika scheidet, und im Jahr 1585 von dem Engländer, John Davis, auf seinem Versuch einer nordwestlichen Durchfahrt, zuerst entdeckt, und seitdem, des Wallfischfanges halber, von verschiedenen Nationen, besonders von den Holländern, häufig befahren worden ist. Zu mehrerer Deutlichkeit muß man aber wissen, man nennt nur die Meerenge, die sich zwischen dem Vorgebirge Walsingham auf Jameseyland in Nordamerika und der Sudbay in Grönland, etwa dreyßig Meilen breit, befindet, im eigentlichen Verstande die Straße Davis; denn

bis

bis dahin ist zwischen Grönland und Terra Labrador ein weites Meer; nur die Schiffer nennen gern das ganze Gewässer an der Westseite mit diesem Namen.

Die Länge der westlichen Küste längst der itzt genannten Lage, und so weit sie bekannt ist, beträgt ohngefähr **einhundert und achtzig** Meilen. Es ist aber dabey ein felsigtes, hohes und dürres Land, dessen Klippen und Berge an den meisten Orten der See unzugänglich sind, und die man über zwanzig Meilen weit im Meer sehen kann. Nur der oberste, zu steile und glatte Fels ist sichtbar, alles übrige aber decket ein ewiger Schnee und Winter, der von Zeit zu Zeit zunimmt. Sind ja hie und da einige Felsen und Klippen von Schnee entblößt, so geben sie doch ein trauriges, in der Ferne dunkelbraunes und kahles Ansehen; selbst in der Nähe ist es nicht anders: denn ob auch diese Felsen mit verschiedenen farbigten Steinadern durchwebt sind, so giebt doch das sparsame Erdreich, nebst wenig Torf und Heidekraut, einen Anblick, der weit mehr Traurigkeit als Freude erregt, und das, an lachende grasreiche Wiesen oder bepflanzte Gebirge gewöhnte Auge weit geschwinder abschreckt, als anlocket. Wer sich einen richtigen Begriff von den norwegischen Küsten in Europa gemacht, oder sie selbst gesehen hat, der kann sich Grönland im Bilde denken, nur mit dem Unterschied, daß die Felsen hier kahl und in Norwegen mit Bäumen besetzt, in diesen Thälern nur niedriges Gesträuch und dort grasreiche Wiesen anzutreffen sind. Dabey ist die hiesige Küste mit vielen Buchten und weit ins Land gehenden Fiorden oder Meerbusen durchschnitten, und mit einer unzähligen Menge kleiner und großer Inseln, wie auch offenbarer und blinder Klippen oder Schären bedeckt.

Die natürliche Lage dieses Landes verursachet daher auch nicht wenig Seltenheiten, die allerdings unsere nähere Anzeige verdienen. Man sagt sehr oft, dieses oder jenes Gebirge, dieses oder ein anderes Gewässer ist mit Schnee und Eis bedeckt, allein wer die Nachrichten dortiger Missionaren gehört hat, dem wird es fast unmöglich scheinen, nur den Schatten einer ähnlichen Vergleichung wieder zu erzählen, und wo es wirklich alle Wahrscheinlichkeit zu übersteigen scheint, da können wir nicht anders glauben, als die Natur wolle sich hier entweder niemals entwickeln, oder sie wolle auf immer bewundert werden. Es ist kaum zu begreifen, wie eine so erstaunliche Menge Eis aus der obigen langen, aber engen, Fiorde heraus in die See getrieben werden kann, ohne dabey im geringsten abzunehmen. Dieses geschieht vom Julius bis November mit dem starken Strom bey stillem Wetter in Zeit von drey bis vier Tagen in solcher Menge, daß es sich zehn bis funfzehn Meilen lang in die See und zwey bis drey Meilen breit erstreckt, wenn nicht ein starker Wind es weiter vom Lande ab und aus einander treibt. Auch ist es unerklärbar, wie und warum die Natur der gemeinschaftlichen Zusammenkunft mit der Ostseite den großen Eisplan im Weg gestellt hat, und wie die entsetzlichen Eisfelder und Eisberge in diesem Meer beschaffen sind. So viel aber weiß man, daß die Schiffe, welche die Durchfahrt nach China, theils nordostwärts bey Nova Semja vorbey, theils nordwestwärts durch die Straße Davis und die Hudsonsbay haben suchen sollen, gemeiniglich durch das Eis in ihrer Absicht gehindert worden, und nicht selten verunglückt sind.

Wenn auch die Einbildungskraft den ungeheuern Stücken Eis, welche in der See schwimmen, eine zu bildliche Gestalt, als Kirchen, Schiffen und dergl.

gegeben hat; so übersteigen sie doch wenigstens diese Sinnbilder niemals an ihrer Größe, wohl aber erheben sie sich zu den größten Bergen. Sie gleichen z. B. großen Inseln mit Flächen, Thälern und grossen Bergen, die zuweilen mehr als zweyhundert Ellen aus dem Meer hervorragen. Alles, was der Anblick der staunenden Verwunderung übrig läßt, ist die schöne Mischung von hellen, dunkeln, bleichgrünen, himmelblauen und anderen daran spielenden sanften Farben. Diese großen und kleinen Eisklumpen lassen sich häufig in der Straße Davis, am meisten aber im Frühjahr nach einem heftigen Sturm, in den Fiorden sehen, da sie, zwanzig bis dreyßig Stücke hinter einander, hinaus und wieder hinein treiben, eine Zeitlang auf dem seichten Ufer stehen bleiben, oder von der hohen Fluth wieder fortgetrieben werden; ja, Martens meldet in seiner Reise nach **Spitzbergen**, daß sich daselbst am Fuß der Berge so große Stücken Eis befinden, die zum Theil noch höher als der Berg selbst sind, und vorzüglich gäben sieben solcher Eisberge, in einer Reihe zwischen den hohen Felsen, ein seltnes Ansehen. Es läßt sich zwar nichts Gewisses von dem Entstehen, Losbrechen und Vergrößern dieser Eisberge sagen, wer aber die Gletscher des Schweitzerlandes gesehen, oder ihre Beschreibung gelesen hat, der wird sich auch vorstellen können, wie sich in den grönländischen Gebirgen solche ungeheure Eisklumpen vermittelst der Spalten ablösen und herunter gleiten können. Vergleicht man die Größe der herabrollenden Eisstücke des Rheinwaldgletschers im Grauenbunde mit den Eisbergen in Grönland, so kann man einen sehr hinreichenden Begriff davon erhalten. Jener Gletscher soll eine Meile lang und halb so breit, dabey einige hundert bis tausend Klafter hoch seyn, und aus lauter neben einander stehenden, senkrecht abgeschnittenen Glet-

scherbergen bestehen, die durchaus pures Eis sind, das von den Bergen herabgestürzt ist. Stürzen nun solche ungeheure Eisstücken von den Schweitzerbergen herunter, und wenn die Cordilleras de les Andos in Peru, ein Gebirge, das fünf und zwanzig Meilen lang ist, wovon der Chimborasso, als der höchste Berg, vermuthlich in der ganzen Welt, ohnweit Quito gerade unter der Linie liegt, mit beständigem Schnee und Eise bedeckt sind, so wird man sich nicht wundern, woher in den grönländischen Gewässern dergleichen schwimmende Eisberge kommen; ob schon die höchsten grönländischen Spitzen nicht mit dem Chimborasso oder Gotthard zu vergleichen sind.

So erstaunlich groß diese Massen sind, und so häufig sie in der See herumschwimmen, so sind sie doch der Schiffahrt lange nicht so gefährlich, als das **flache Treibeis**, weil erstere nur einzeln einherschwimmen, und bey vieler Vorsicht den Schiffen nicht so viel Schaden zufügen können: dieses Eisfeld aber bedeckt die mehresten Jahre, auch in den Sommermonaten, das Ufer der Straße Davis, von Statenhuk an bis in den 65sten Grad (ob es gleich nicht jedesmal so weit kommt), und es muß von den Schiffern die größte Mühe und Sorgfalt angewendet werden, bis es umfahren wird, oder bis sie eine durch den Strom und Wind verursachte Oeffnung finden, da sie durchfahren können; und dennoch bleiben sie hier immer den äußersten Gefahren ausgesetzt, wenn, wie es sehr oft geschieht, ein widriger Wind oder Sturm das Eis zusammentreibt und das Schiff zu Grunde richtet. Man kann sich kaum den Gedanken eines solchen Eisfeldes denken, welches oft über hundert Meilen in der Länge und gegen zwanzig bis vierzig in der Breite groß ist. Wo der Wind oder der Strom keine Oeffnung gemacht hat, da hängt

diese

diese ungeheuere Rinde fest zusammen, so daß man von einem auf das andere kommen kann. Dennoch aber ist diese Decke verschieden, gemeiniglich fünf bis sechs Ellen dick, und dieses ist salzig, weil es aus Seewasser entstanden; aber es sind auch große Stücken Eis von süßem Wasser darunter, die man leicht an ihrer hellen und durchsichtigen Farbe erkennen kann, und diese sind, wie uns die Reisen des Gmelins und Ellis versichern, von vier bis zehn Klaftern dick, je nachdem es aus einzelnen, oder aus über einander gehäuften und zusammengefrornen Schollen bestehet. Diese ragen zuweilen sehr weit aus dem Wasser hervor, und halten gleichsam einen Teich voll süßen Wassers empor, dessen sich oft die vorbeyfahrenden Schiffe bedienet haben.

Niemand ist diesen grausamen Gefahren mehr ausgesetzt, als die Schiffer, welche nach Spitzbergen auf den Wallfischfang ausgehen; diese können nicht allemal den Weg finden, oder wählen, der sie von den Gefahren ablenkte, sondern sind gezwungen, ihr Leben zu wagen, und ihre Schiffe, mitten unter dem Eise, dem günstigen Geschicke Preiß zu geben. Diese Gefahren nur mit wenigem zu berühren, weil sie vielleicht nicht allen Lesern bekannt seyn dürften, lese man folgendes.

Im Monat April und May bricht das Eis in dasigen Gegenden, und kommt in großer Menge, theils von Osten von Nova Zembla, theils und am meisten von West, von der Ostseite Grönlands her, dieses wird das Westeis, so wie jenes das Südeis genannt; ersteres aber kommt allemal in großen Stücken oder Feldern, die mit tiefem Schnee bedeckt sind. Man hat immer gefunden, daß, wenn das Eis schon überall losgerissen ist, man es im Nord von Spitzbergen noch fest findet, und daraus schließt man, daß

gegen

gegen den Pol noch mehr Land seyn müsse. Wenn die Schiffer sich noch nicht in das kleine Treibeis hinein wagen dürfen, so machen sie das Schiff am festen Eis, oder an einem losen großen Eisfeld feste, doch hier ist ihre Lage gerade die gefährlichste; denn sobald es von der Bewegung der Wellen bricht, so machen die vielen tausend kleine Stücke einen Wirbel, und fassen nicht selten das Schiff in den Mittelpunkt, woraus keine Rettung zu erwarten ist. Bey dem allen müssen dennoch die Schiffer dem Wallfisch in das Treibeis folgen, und besonders, wenn sie ihn mit den Harpunen getroffen haben. Zwar bedienen sie sich einiger Sicherheitsmittel, als z. B. sie hängen ein großes Stück Eis hinten an das Schiff, damit es nicht so leicht gelenkt werde, oder sie suchen mit vereinigten Kräften die Schollen neben dem Schiffe abzulenken u. s. w.; allein es sind immer nur schwache und unsichere Hülfen, die eine einzige stark anschwimmende Eistafel vereiteln kann.

So lange man nun keine hinlängliche Nachricht von dem Eismeer haben kann, so lange kann man auch nicht sagen, wo dasselbe große Eisfeld entstehe und herkomme; in der Straße Davis entsteht es wegen der unaufhörlichen Bewegung von der Ebbe und Fluth nicht, es muß also aus dem unbekannten grossen Meer, das sich von dem tartarischen Ufer bis unter den Pol erstreckt, kommen, ob es uns freylich unbegreiflich bleibt, wie unter dem Pol nichts als Wasser seyn sollte. Hierbey darf man jedoch nicht glauben, daß dadurch den Einwohnern von Grönland ein unerträgliches Elend zu Theil werde; denn ob schon der Gefahren viele sind, so sind auch diese Gefahren nie von steter Dauer, und der Wind, welcher die großen Eisfelder zusammentreibt, jagt sie auch wieder aus einander, ja, sie würden sogar einen Verlust empfinden,

pfinden, wenn es anders wäre, der ihnen weit empfindlicher zu ertragen seyn könnte. Diesem kalten und steinigten Lande hat die Natur das Wachsthum des Holzes versagt, aber dafür sorgt sie auch, daß der Strom des Meeres, theils ohne, theils und am meisten mit dem Eise zugleich, vieles Holz mit sich führt und zwischen den Inseln sitzen läßt. Wäre dieses nicht, wovon würden sie ihre Hütten bauen, ihre Boote zurichten, womit sich wärmen, und überhaupt, mit was würden sie diesen Verlust ersetzen können?

Woher mag aber dieses Holz kommen? muß man hier billig fragen: und dennoch kann man keine bestimmte Antwort darauf erhalten. Daß es mit dem Strom kommt, ist erwiesen, und auch von Osten her; nun wird es bey Island viel häufiger als hier gefunden, aus den Ländern unter dem Pol kann es nicht kommen, wenn es auch Länder dort gäbe, weil sie eben so wenig dort wachsen könnten. Es muß also aus Sibirien oder der asiatischen Tartarey kommen, wo es durch die vom Regen stark angeschwollenen wilden Bergwasser, welche ganze Stücke Land und Fels mit großen Bäumen herabschwemmen, von den Bergen abgerissen, in die großen Flüsse gestürzt und ins Meer geführt wird. Hier treiben es die östlichen Stürme nebst dem Treibeis nach dem Pol zu, und alsdann mit dem Strom, der bey Spitzbergen aus Norden kommt, zwischen Island und Grönland an der Ostseite hin, um Statenhuk herum, in die Straße Davis bis auf den 65sten Grad. Weil nun dieser Strom daselbst abnimmt, so dringt es nicht weiter gen Norden, und die wenigen Ueberreste dieses Holzes werden durch einen widrigen Strom westwärts nach Amerika getrieben.

Aus dieser einfachen Schilderung, von der Beschaffenheit Grönlandes, wird man sich gar leicht den

Begriff machen können, daß die Luft und Witterung sehr rauh und kalt seyn müsse. Wo man im Winter noch ein oder ein paar Stunden des Tages die Sonne genießt, da ist die Kälte noch erträglich; wiewohl außer der warmen Stube, ja in derselben, die stärksten Getränke frieren; wo aber die Sonne nicht mehr scheint, da kann die ausgeleerte Theetasse am Tisch anfrieren. Ein ähnliches Beyspiel von dem Grade der Kälte giebt uns Egede, welcher bey seinem dortigen Aufenthalt das Eis und den Reif oder Frost in die Schorsteine bis an das Ofenloch herabdringen sah, ohne zu schmelzen, und wo nur durch eine kleine Oeffnung dieses Eisgewölbes sich der Rauch einen Ausweg verschaffte. Thüre und Wände in der Stube waren vom Frost wie übertüncht, die Betten froren an das Bettgestelle, die Wäsche im Kasten; alle Fleischfässer waren zu einer Masse gefroren, und selbst über dem Feuer war zum öftern das Aeußerste gar gekocht, ehe das Innerste sich mit Mühe zerreissen ließ. Zum Glück hält dieser hohe Grad des Gefrierens nicht über etliche Tage an, und die größte Kälte stellt sich, wie überall, erst nach dem Neujahr ein, und steigt im Februar und März so hoch, daß sie obige Wirkung hervorbringt, auch die See raucht und dampft, welches sie den Frostrauch nennen.

Die Zeit des Sommers kann man zwar vom Anfang May bis zu Ende Septembers rechnen, denn in diesen fünf Monaten halten sich die Grönländer in Zelten auf, aber der Boden wird kaum im Junius erst recht aufgelöset, und ist selten vom Schnee leer; ja in manchen Jahren bleibt der Schnee vom September bis in den Junius liegen, und häuft sich an einigen Orten viele Klaftern hoch zusammen, wo ihn nur ein langer Regen zu schmelzen vermag. Dagegen ist es auch in den längsten Sommertagen, besonders in den

Thä-

Thälern und Fiorden, so warm, daß man für Wärme kaum bleiben kann; ja, in der offenen See, sagen die Reisenden, kann es bey stillem Wetter und hellem Sonnenschein so heiß werden, daß das Pech an den Schiffen schmelze. Allein diese auffallende Wärme verdrängen gar bald wieder des Nachts die kalten Eisfelder und anhaltenden Nebel, und die zu schnelle Abwechselung von Wärme und Kälte verursacht dem Körper nicht wenig Uebel, wenn er nicht aus einer ähnlichen Himmelsgegend dahin versetzt wird. Man hat verschiedenemal angemerkt, daß die Witterung in Grönland der in Europa gerade entgegen stehe, so daß, wenn in dem gemäßigten Erdstrich ein sehr kalter Winter ist, es hier ungewöhnlich gelinde wird, und eben so auf die umgekehrte Weise. Ohne alle Ausnahme und allemal darf man jedoch diesen Fall nicht als wahr annehmen, ob schon häufige Beyspiele die Möglichkeit, jedoch nicht ihre Unfehlbarkeit, beweisen. Wer einmal hier geboren, oder an die hiesige Lebensart gewöhnt ist, der wird sagen, daß in Grönland eine gesunde, reine Luft herrsche, und daß man bey hinlänglicher Bedeckung, nebst einer mäßigen Lebensart, recht wohl ausdauern könne. So veränderlich auch das Wetter ist, so fällt dennoch selten ein langanhaltender Regen, ja von Platzregen und Hagel weiß man fast wenig. Auch die Winde sind, wie in andern Ländern, veränderlich, doch kommen die meisten vom Lande und aus den Bergen, oft weder stürmisch, noch kalt, so daß man zuweilen auch in Grönland die angenehmste Witterung empfindet. Zuweilen entstehen freylich entsetzliche Stürme, und gemeiniglich am meisten im Herbst, wo sie nicht selten die Wohnungen niederreissen, und selbst das Wasser aus der See, gleich einem Schneegestöber, über das Land werfen. So zieht auch manchmal ein Gewitter auf, mit Blitz und Donner begleitet, aber sel-

ten, oder nie, folgt diesem ein Donnerschlag, wenigstens, wenn er gehört wird, weiß man nicht, ob der Schall von einem weit entfernten Donnerwetter, oder von dem Krachen der vom Felsen herabstürzenden Steine und Eisstücke entstehet; so wie sie hier ebenfalls von wenig Erdbeben, und von gar keinem feuerspeyenden Berge etwas wissen, obgleich Island, wo ihrer so viel sind, so nahe liegt.

In der eigentlichen Sommerzeit ist hier gar keine Nacht, indem über den 66sten Grad hinaus die Sonne in den längsten Tagen gar nicht, und bey Godhaab, im 64sten Grad, erst um zehn Uhr unter, um Ein Uhr aber schon wieder aufgehet, und sich also nur sehr kurze Zeit unter dem Horizont aufhält. Im Junius und Julius ist so wenig Wechsel von Licht und Finsterniß zu finden, daß die Nacht fast dem Tage an Helligkeit gleicht, und im Junius siehet man bey Nacht das angenehmste Schauspiel daran, wenn die noch zurückfallenden Sonnenstrahlen die Spitzen der Berge illuminiren, und wo der Zwischenraum bis zu der Rückkehr der völligen Sonne kaum den Namen einer Nacht verdienet. Freylich sind auch dagegen die Winternächte desto länger, und in Diskobucht sieht man vom Ende des Novembers bis bald in die Mitte vom Januar die Sonne gar nicht aufgehen, und man kann diese Zeit nur mit einer Dämmerung vergleichen, die von dem Wiederschein der Sonnenstrahlen an den höchsten Bergspitzen und in den kalten Luftdünsten entstehet. Dennoch wird es hier nie so finstere Nacht, als in andern Weltgegenden, weil entweder das Mondlicht, nebst dem Schnee und Eise, die kalte reine Luft erhellet, oder das Nordlicht mit seinen hellen Strahlen der Finsterniß entgegen stehet. So schön und häufig hier dieses wunderbare Schauspiel der Natur zu sehen ist, so wenig wissen sie, wie

wir,

wir, von dessen Entstehung zu sagen, nur daß es sich hier in einer ganz entgegen gesetzten Stellung zeiget, gegen der, so man in allen Gegenden von Europa wahrnimmt, das heißt, es steigt hier allemal in Osten und Südosten auf, niemals aber in Norden oder Nordwesten, wiewohl es manchmal an allen vier Ecken des Himmels zu sehen ist. Auch bauet man hier wenig auf den Unterschied der Farbe des Nordlichts, in so fern es das Zeichen der künftigen Witterung seyn soll; wiewohl man bemerkt hat, daß darauf, wenn es still und unbeweglich schien, gelindes, und, wenn es roth aussah und sich die Strahlen heftig bewegten, stürmisches Wetter folget, welches ebenfalls den Beobachtungen in unsern Ländern entgegen zu seyn scheinet. Uebrigens finden sich eben die andern Lufterscheinungen, die uns in Europa bekannt sind, als Nebensonnen, Feuerballen, Nebenmonde, Regenbogen, schießende Sterne, nebst noch vielen andern, die oft ihren Grund in nahen Stürmen, durch Regenwolken, u. s. w. haben.

Produkte. a) Aus dem Pflanzenreiche.

Nach dieser kurzen Beschreibung von der Lage und Beschaffenheit des Klima von Grönland, wird es nicht schwer fallen, auf die Fruchtbarkeit des Landes zu schließen. Niemand wird in Grönland Gewächse suchen, welche nur durch eine zärtliche Pflege, oder durch Sonnenwärme, zu ihrer Größe und Reife gelangen. Niemand wird sich in den Thälern hohes Gras, oder auf den Ebenen reiche Kornfelder vorstellen, die beyde nur Schätze eines günstigen Himmelsstriches sind; es wird aber auch niemand glauben, als wüßten die Grönländer gar nichts von unsern Produkten, und es wüchse hier gar nichts, was zum Nutzen der Einwohner hinreichend seyn könnte. Zwar bringen die Thäler mehrentheils nichts als Moos und etwas saures Moosgras hervor. Auch

auf den niedrigen Klippen, die hin und wieder mit sehr weniger Erde und Sand bedeckt sind, wie auch auf den menschenleeren Inseln, wo nur die Vögel die Erde düngen, wachsen nur einige sparsame Kräuter, Heide und sehr niedriges Gesträuche; welches alles, wegen Dürre des Bodens und wegen der Kälte der Luft, nur unvollkommen und sehr klein bleiben muß. Hingegen bey den Zeltplätzen und Häusern der Grönländer, wo der Boden, ob er schon aus eben solchem dürren Sande bestanden hat, itzt viele Jahre lang durch das Schlachten des Viehes gedünget worden ist, wächst auch das beste Gras und die herrlichsten Kräuter in ungemeiner Menge und Anzahl; und ob sie schon nie die vollkommene Stärke und Größe der europäischen erlangen, auch gemeiniglich etwas später zur Reife kommen, so sind doch viele derselben die heilsamsten Arzneymitel, die aber von den wenigsten gekannt und geachtet werden. Die vorzüglichsten grönländischen Pflanzen sind folgende: wilder **Sauerampf**, mit spitzigen Blättern, eines Fingers lang und breit, wächst auf sandigen Flächen. Nächst diesem ist noch eine andere Art mit dunkelgrünen, runden Blättern, wie die des Löffelkrauts, sehr häufig hier zu finden. Der Stiel ist eine halbe, und der Saamenstengel, der, wie die vorhergehende, roth blüht, eine ganze Elle lang. Er wächst an Felstrümmern und an den eingefallenen grönländischen Häusern. Ob sie schon wenig Kräuter essen, so wird doch dieses Kraut sehr häufig gesucht und genossen. **Sauerklee**, **güldenen Wiederthon**, welches im Moose wächst, **Löwenfuß**, **Vogelkraut**, **Engelwurz**, **Gänserich**, **Waldmeister**. **Natterwurz** wird ebenfalls hier gern gegessen, ob es gleich einen zusammenziehenden und dabey mehligten Geschmack hat. **Steinnelken** von angenehmen, aber nicht starken, Geruch. **Löffelkraut** wächst in erstaunlicher

Menge,

Menge, und wird als Salat gegessen: **Wunderkraut**, **Wegsenf**, wilder **Rosmarin**, **Bitterklee**, weiße und blaue wilde **Veilchen** ohne Geruch, nebst noch einer Menge andrer kleiner Blümchen und Kräuter, die auf unsern Wiesen in großer Menge, hier aber nur sparsam und als Seltenheiten zu finden sind. Man könnte fast sagen, auch das **Gras** gehöre hier unter die seltenen Dinge, wenigstens ist es von dem unsrigen sehr unterschieden; der sumpfigte, sandige und Torfboden verhindert dessen Wachsthum, und nur die mit etwas weniger Erde angefüllten Felsenklüfte, oder der Umkreiß um die Wohnungen der Einwohner, bringen etwas besseres zum Vorscheine.

Auch hat man verschiedenemal Gerste und Hafer zu säen versucht, welcher so schön und hoch, als in unsern wärmern Gegenden, wuchs, allein selten bis zur Aehre, und auch an den wärmsten Orten, wegen des frühen Nachtfrostes, niemals zur Reife gelangte. Aus dieser Ursache ist Grönland auch an Gartenfrüchten arm, weil man erst in der Mitte des Junius säen kann, wo der Boden unten noch gefroren ist, und im September schon wieder von oben gefrieret; weshalb das Wenige bloß in **Schnittlauch**, **Salat**, **Kohl**, **Radisgen**, **Rettigen** und weißen **Rüben** bestehet, welche letztern selten größer als ein Taubeney wachsen, aber von angenehmem Geschmack sind. Was hier am meisten und ohne Pflege wächst, ist **Moos**; die Arten derselben sind ebenfalls sehr mannigfaltig, unter denen eine gewisse ganz weiße und blättrige Art den Rennthieren im Winter zur Nahrung dienet, und auch wohl im Nothfall den Hunger des Menschen stillen könnte. Durchgängig hat die rauhe Witterung einen Einfluß auf alle Gewächse, und am sichtbarsten auf die **Gesträuche** und **Holzungen**. In den Fiorden, wo eine anhaltende Wärme zu finden ist,

wachsen zwar einige Büsche, und in denselben Erlen, die an Wasserbächen stehen; allein sie erreichen kaum Manneshöhe und eine Stärke von 4 Zoll, dabey sind sie so krumm gewachsen, daß man sich dessen wenig bedienen kann, sondern Torf, Treibholz, Steinkohlen und Brennholz übers Meer kommen lassen muß. Wahrscheinlich, und nach Aussage der Landeseinwohner, wachsen die Gesträuche im südlichen Theil des Landes schon in größerer Menge und von besserer Güte, so wie sie auch von etlichen Arten Früchten sprechen, die dort zur Reife kommen sollen; je weiter man aber gegen Norden kommt, je kahler wird das Land, und läßt dem Auge nichts als kahle Felsen übrig.

b) Aus dem Mineralreiche.

Alle diese großen Felsenmassen sind bis itzt noch für Grönland unbrauchbar, und ob sie schon manche Schätze in ihrem Innern verbergen können, so sind sie doch bis itzt nicht untersucht worden, und dürften wohl auch noch sobald nicht untersucht werden, weil die Natur dieses Land nur für wenige bestimmt zu haben scheinet. Das bloße Vermuthen und die abgerissenen Felstrümmern geben einige Wahrscheinlichkeit, daß die Berge dieses Landes etwas enthalten. Eigentlich sind ihrer zweyerley: erstens, die hohen **Felsspitzen**, welche noch über die Berge hervorragen, und wohl nichts anders als harte Felsensteine ohne innere Güte sind; die zweyten, **mittlern Berge**, welche einen langen, breiten Rücken ausmachen, und beständig mit Schnee bedeckt erscheinen; indessen reissen sich auch hier, wie bey den erstern, große Felstrümmer los, und diese würden den innern Gehalt erkennen lassen, wenn man ohne Lebensgefahr in diesen Trümmern nachsuchen könnte. So sind endlich die kleinern Berge, oder **Felshügel**, dem Zerfallen noch mehr unterworfen, und die **Klippen** an der

See,

See, nebst den Inseln, sind gemeiniglich noch härter, und von dem beständigen Anspülen und den gewaltsamen Schlägen der Wellen, entweder glatt und hart wie Marmor, oder in lange tiefe Spalten ausgehöhlt.

So viel man die mehresten Felsen untersucht hat, findet man sie als ein lichtgrauer, theils kies-, theils thonartiger harter **Felsstein**, nebst einigen **Sandsteinen**, dergleichen in andern Ländern zum Bau und zu Mühlsteinen genommen werden. Unter ihnen giebt es auch einige feine **Wetzsteine** von rother und gelber Farbe, die man Oelsteine nennet, und in einigen gröbern schwarzen, mit glimmerartigen Strahlen, findet man kleine viereckigte helle Granaten. An der Seeseite trifft man viel **Kalksteine**, nebst groben **Marmor** von allerley Farben, an, der meiste aber ist weiß oder schwarz mit unterlaufenden Adern. Von feuerfesten Steinen hat man verschiede, **Glimmer**, **Katzensilber**, weißes, schwarzes und graues **Marienglas**, doch nicht in so großen Scheiben, um Fenster daraus zu machen, wie wir bey Rußland gesehen haben. Auch etwas **Topfstein**, oder unächter Marmor, ist hier anzutreffen: er bestehet nicht aus Sand, sondern aus der feinsten schleimigten Thonerde, und ist so weich, daß er sich leicht zermalmen läßt; deshalb verfertigen die Grönländer hieraus ihre Kessel und Lampen, welche sie in sehr hohen Werth halten, und von denen viele, wegen ihrer Güte, nach Norwegen gebracht werden. **Amiant** und **Asbest** sind in verschiedenen Bergen dieser Gegend zu finden. Er hat fast die Gestalt des faulen Holzes, ist von Farbe weißgrau, grünlicht oder röthlicht, hat lange Fasern, und ohngefähr alle Finger lang einen Bruch, ist an dem angebrochnen Ende hart und fein, wenn er aber gerieben wird, zerfällt er

in feine weiße Flachsfäfergen. Wenn dieſer Stein geklopft, etlichemal in warmem Waſſer von ſeinen kalkigten Theilen, die die Faſern zu einem Stein verbinden, ausgeweicht, auf einem Siebe getrocknet, und mit Kämmen, gleich wie Wolle oder Flachs, bearbeitet worden iſt, dann kann man Garn daraus ſpinnen und wie Leinwand weben, welche nicht verbrennt, ſondern, anſtatt der Lauge, im Feuer gereiniget wird *). Man muß aber nicht denken, daß dieſes eine Erfindung der Grönländer iſt, ſondern ſie bedienen ſich deſſelben bloß, in Thran eingetunkt, anſtatt eines Hölzgens, um Licht anzuzünden, indem der Stein, ſo lange er ölicht iſt, wohl brennt, aber nicht von der Flamme verzehret wird.

An **Kieſelſteinen** von verſchiedenen ſchönen Farben, ingleichen an **Quarze** und **Cryſtallen** iſt kein Mangel, worunter auch der grönländiſche **Granat** gehöret. Man kann ſehr wahrſcheinlich vermuthen, daß in manchen Gebirgen **Mineralien** und **Metalle** verborgen ſind, allein ſie können theils nicht entdeckt, und alsdann, wegen Mangel an Holz, nicht mit Nutzen angewendet werden. Etwas weniges von ſchwefelartigen Steinen hat man gefunden, aber, wie geſagt, ohne wenig Hoffnung größerer Mienen; ſo auch in Disko etwas **Steinkohlen**, die aber ſchlecht ſind, und deren Dampf ſtinkend iſt. Dagegen fehlt es hier nicht an **Eiſenſteinen** und Erde, und wo die Felſen an einigen Orten blau und grün ausgeſchlagen ſind, vermuthet man auch, vielleicht nicht ohne Grund, etwas **Kupfer**. Von **Steinverhärtungen** und Bim-

*) In der Tartarey und in den pyrenäiſchen Gebirgen macht man zur Rarität Geldbeutel und andere Waaren daraus, auch läßt ſich aus dieſer Leinwand Papier verfertigen.

Bimsteinen läßt sich wenig finden, die erstern sind selten, letztere werden vermuthlich von der isländischen See hierher geführet. Da wir schon oben gesagt haben, daß man hier sehr wenig Erde antrifft, so läßt sich auch von den Erdarten nichts Erhebliches erwarten. Sand, Thon und Torferde ist das gewöhnlichste, und nur hie und da sind Ausnahmen davon zu machen; wo man einen etwas feinern und leichtern Sand von verschiedenen Farben, oder eine mehr und weniger nutzbare Torferde findet.

Ganz anders ist es mit dem Thierreiche beschaffen; denn so arm und unfruchtbar dieses Land ist, so nähret es doch verschiedene Arten Thiere, wovon die Einwohner Nahrung und Kleider erhalten, zum Theil auch nur für solche Gegenden geschaffen zu seyn scheinen, die nur wenige, oder wohl, wie auf einigen Inseln und in Spitzbergen, gar keine Menschen bewohnen. c) Aus dem Thierreiche.

Zu den eßbaren gehören zuförderst Hasen, weiß von Farbe, und ziemlich groß, werden aber von den Grönländern wenig geachtet. Weit erheblicher ist ihnen das Rennthier, das nicht nur hier, sondern auch in Spitzbergen, Sibirien, Norwegen, Lappland und in dem nördlichen Theil von Amerika gefunden wird, und, wie man weiß, in den wärmern Gegenden nicht leben kann. Es ist bekannt, daß die Lappen Heerden von diesen Thieren unterhalten, daß sie sich ihres Fleisches, der Milch und Knochen zur Speise und Geräthschaften bedienen. Die hiesigen Einwohner kennen diesen Gebrauch nicht weniger, nur sind diese Thiere hier wilder, können sehr stark laufen, und lassen sich, wegen ihres scharfen Geruches, sehr schwer fangen. Die größten sind gleich einem zweyjährigen Rinde, gemeiniglich braun oder grau von Farbe, sehr dick von Haaren, welche über einen Zoll lang sind. Ihr Geweihe, welches sie jährlich

gegen den Frühling abwerfen, ist von dem Hirschgeweihe nur darin unterschieden, daß es glatt, grau und oben eine Hand breit ist. So lange das neugewachsene Horn noch weich ist, so lange ist es mit einer wolligten Haut überwachsen, welche das Thier hernach abreibet. Im Frühjahr bekommen sie neue Haare, welche sehr kurz sind, und überhaupt ist das Fell des Thieres im Herbst viel besser, und für die Menschen ihr Fleisch und Talg weit mehr nütze, als im Frühjahre. Man muß diese Thiere sehr genügsam und reinlich nennen. Im Sommer weiden sie in den Thälern auf dem zarten kleinen Grase, und im Winter suchen sie zwischen den Felsen das weiße Moos unter dem Schnee hervor. Seitdem die Grönländer angefangen haben, diese Thiere nicht mehr wie ehedem durch eine Art von Klopfjagd zu fangen, sondern durch Schießgewehr; seitdem haben diese Thiere sehr merklich abgenommen, und es erfordert alle Klugheit, diese Thiere nicht noch mehr zu vertilgen, weil das Leben der Grönländer alsdann gewiß weit elender seyn würde. Ueberhaupt werden ihrer immer weniger angetroffen, je weiter man nordwärts kommt, außer etwa drey bis vier Grade nach Norden von der Insel Disko, wo ihrer eine große Menge vorhanden sind, entweder weil dieses Land an Amerika stößt, oder weil sie von da her auf dem Eise gekommen sind, um ihre Nahrung auf denen Inseln zu suchen. Aus der großen Anzahl Rennthiere, welche sich auf der Insel Disko befinden, ist bey den Grönländern die Fabel entstanden, daß ein gewisser mächtiger Grönländer dieses Land vom Balsrevier abgerissen, und mit seinem Kajak dahin gezaubert habe. Er habe es zwar wollen ans feste Land setzen; weil aber eine Wöchnerinn aus Vorwitz zum Zelt heraus geguckt, so habe er sein Zauberstück nicht ausführen können. Zum

Zeichen

Zeichen der Wahrheit zeigen sie noch gegenwärtig das Loch im Felsen, wodurch er das Seil gezogen.

Eine andere, auch in ziemlicher Menge vorhandene, Thierart sind die Füchse, hier zwar etwas kleiner und anders gestaltet, als in südlichen Ländern. Am Kopfe und Füßen gleichen sie den Hunden, wie sie auch fast den Hunden ähnlich bellen, und meistens blau, grau, einige weiß von Farbe sind. Sie werden theils in Schlingen von Fischbein gefangen, die man über ein mit Heringen angefülltes Loch im Schnee legt; theils in Fallen, die nach Art eines kleinen Hauses von Steinen aufgerichtet sind, und woran man die Lockspeise befestiget. Das Fell des blauen Fuchses wird von den Kaufleuten sehr sorgfältig gesammlet, und ist, wie bekannt, in unserm Europa eine nicht wohlfeile Bekleidung; daß diese Thiere aber auch schädlich, oder den europäischen an List gleich seyn sollten, hat man niemals gefunden, wohl aber ist der Nutzen von ihren Fellen den Europäern nur zu wohl bekannt. Man findet auch in Grönland kein einziges schädliches Thier, wenn man den Bär ausnimmt, welcher sich auf dem Lande und auf dem Wasser aufhält, und zwar die weißen Bären, so sich am meisten im südlichsten und nördlichsten Theil von Grönland, wie auch in der Hudsonsbay, in Sibirien, und am häufigsten in Spitzbergen sehen lassen, sind grimmig und schädlich. Ihr Kopf ist schmal und lang, gleich dem Hunde, und haben eine Hund ähnliche Stimme. Ihre Haare sind lang und weich wie Wolle, auch ihr Körper ist viel größer, als die schwarzen, und oft vier bis sechs Ellen lang. Sie gehen auf dem Eise, oder schwimmen von einer Eisscholle auf die andere, und wehren sich beym Angriff so tapfer, oder greifen ein Boot voll Menschen mit so viel Muth an, daß es alle vereinigte Kräfte erfordert, das Leben zu retten.

Wenn sie verfolgt werden, so tauchen sie unter, und schwimmen unter dem Wasser fort. Auf dem Lande aber werden sie leichter umringt und durch Hülfe der Hunde gefangen, mit Harpunen erlegt, und dienen den Einwohnern zur Speise, wie das Fett zu Thrane. Im Winter vergraben sie sich zwischen den Felsen, oder unter dem Schnee, und kommen zur Zeit der warmen Witterung, zum größten Nachtheil der Wohnungen von Menschen und Thieren, wieder hervor. Daß es auch schwarze Bären in Grönland geben soll, wollen zwar die Einwohner behaupten, allein von den Kolonisten sind noch keine gesehen worden, und wahrscheinlich sind auch keine vorhanden.

Der zahmen Thiere entbehren die Grönländer völlig, denn außer den **Hunden**, die fast einem Wolf ähnlich sind, haben sie keine. Auch bellen sie nicht, sondern heulen nur, und sind meist weiß von Farbe. Man bedienet sich ihrer statt der Pferde, indem man vier bis zehn Hunde vor einen Schlitten spannt und kleine Reisen damit unternimmt, oder durch diese Hülfe die Seehunde vom Eise zu Hause führet, oder, wie oben gesagt, sie bey dem Fang der Bären benutzet. Sie werden im Nothfall gegessen, und ihr Fell wird zu Bettdecken, oder zur Besetzung der Kleider angewendet, übrigens aber stehen sie bey den Grönländern in so großem Werth, als bey uns die Pferde. Man hat auch seit dem Jahr 1759 angefangen, Schafe aus Dännemark hierher zu versetzen, und zwar nach Neuherrnhut, als demjenigen Orte, wo sie die günstigste Gegend und die beste Pflege genossen; der Erfolg hat der Mühe gelohnet, sie haben sich vermehret, und die kleine Kolonie genießt hiervon guten Vortheil, nur ist dieser Nutzen noch sehr geringe, und das ungünstige Klima läßt keine große Erweiterung hoffen. Ehedem hat man auch

auf

auf der Kolonie Godhaab Rindvieh gehalten, das aber sowohl die Kosten als die Mühe nicht gelohnet hat.

Eben so ist es mit den **Vögeln**, aus denen die Einwohner nur sehr wenig Vortheil ziehen können, weil sie weder in Menge da sind, noch ihre Verschiedenheit sehr groß ist. Der größte Landvogel ist eine Art großer **Rephuhn**, von den Norwegern Rypen genannt, und ist das, was man in der Schweitz Schneehüner nennt; sie sind im Sommer grau und im Winter weiß, und dienen der. Einwohnern zur Speise. Die kleinern Landvögel sind **Schnepfen**, die meistens von den kleinen Muscheln und Schnecken am Seestrande leben, und gut zu essen, aber sehr klein sind. Die andern sind eine Art **Sperlinge**, nur etwas größer, von angenehmem Gesange und schönen Federn. Auch giebt es eine Art **Bachstelzen**, die übrigen sind wenig erheblich. Man hat ebenfalls versucht, Hühner und Tauben aufzubringen, aber ohne Erfolg. Desto mehr sieht man große schwarze **Adler**, **Falken**, **Eulen**, welche weiß sind; **Raben**, die größer als die unsrigen sind, und sich in großer Menge bey den Häusern aufhalten. Unter dem Ungeziefer ist die **Mücke** in sehr großer Menge, nächst diesen die Fliegen, und einige Arten gelber Schmetterlinge.

So arm dieses Land an Thieren ist, so reich ist im Gegentheil die See an Verschiedenheit und Menge. Hierher gehören erstlich diejenigen, so auf derselben leben, und in **Enten**, **Alken** und **Möven**-Arten eingetheilt werden können. Zu den erstern gehören die **wilden Gänse**, welche erst im Anfange des Sommers, vermuthlich aus dem benachbarten Amerika, kommen, und gegen den Winter wieder wegziehen. Ferner, **wilde Enten**, die sich bald im

füßen, bald im Seewasser aufhalten; der **Eidervogel**, ist die schönste und nutzbarste Ente, theils wegen ihres Fleisches, theils wegen ihres Felles, aus welchem die Grönländer und Europäer ihre schönsten Unterkleider verfertigen. Unter den Seevögeln ist der **Tuglek** der erste, seiner Gestalt nach gleicht er unserm Stahr, hat unten weiße und oben schwarze Federn mit weißen Flecken, einen grünen Hals mit einem weißgestreiften Ringel, einen geraden spitzigen Schnabel vier Zoll lang und einen Zoll dick. Die Länge dieses Vogels ist zwey Schuh. Ein anderer ist der **Seeemmer**, und von dem vorigen nicht sehr verschieden. Der **Scharf** hat fast gar keine Zunge, und giebt daher auch gar keinen Laut von sich. Diesem kommt der **Lum** am nächsten, und wird der Sommervogel genannt, weil er sich nicht eher, als bey anhaltendem Thauwetter, einfindet. Der **Alk** ist so groß als eine Ente, oben schwarz und unten weiß. Man findet sie Schaarenweise sehr weit in der See, und erst mit der strengsten Kälte kommen sie dem Lande nahe, dabey aber auch in so großer Menge, daß sie ganze Gegenden, wie mit einem schwarzen Tuch, bedecken, und von den Einwohnern theils mit Pfeilen geworfen, theils mit den Händen gegriffen werden. Ein etwas kleinerer, sonst aber dem Alk sehr ähnlicher, Vogel ist der **Teist**, er hat Zinnober rothe Füße und Schnabel, die im Winter, so wie auch der Leib, grau werden. Der **Lund** ist noch kleiner, und raubt den Raben, den er mit sich unter das Wasser ziehet. Der kleinste ist die **Seeschnepfe**, welche ebenfalls, wie die Landschnepfe, von den kleinen weißen Muscheln lebt, und sich eben sowohl auf dem Lande als im Wasser aufhält. Die **Möven** sind die bekanntesten und von mancherley Gattungen. Die **Tattaret**, von den Einwohnern wegen ihres eben so klingenden Geschreyes genannt, sind die schön-

sten

sten und kleinsten unter den Möven, sie sind ganz weiß und auf dem Rücken himmelblau; auch gehören sie unter die Zugvögel, welche den Winter in wärmern Ländern zubringen. Ihr Ansehen ist fast den Tauben ähnlich, sie folgen dem Heerzuge der kleinen Heringe, und werden sehr häufig durch diese Lockspeise gefangen. Uebrigens giebt es sowohl südals nordwärts noch andere Arten Vögel, die entweder den unsrigen ähnlich sind, oder doch zu viel Raum erforderten, wenn wir sie hier alle namentlich anführen sollten.

Weit beträchtlicher ist das Meer mit den brauchbarsten **Fischen** angefüllt, und es scheint, als ob sie nur gegen Norden ihren Wohnplatz haben könnten; wo der Mensch ihre Vermehrung nicht stören, noch ihren Zufluchtsort aufsuchen kann. Sie leben unter dem Eise, wohin sie eigentlich der Wallfisch, der wie ein Landthier Luft holen muß, nicht allzu weit verfolgen kann, weshalb man auch bey allen nordischen Völkern, in und außerhalb unsers Europa, die reichsten Fischereyen und die besten Fische antrifft, die sichtbar schlechter werden, je weiter man nach Süden kommt. Unter allen machen die **Heringe** das zahlreichste Geschlecht aus, und werden durch irgend einen uns unbekannten Trieb der Natur, in unzählbaren Heerden, gleich den Bienenschwärmen, aus ihrer unzugänglichen Tiefe hervorgetrieben. Allein sie finden auch auf ihren Auswanderungen bey Millionen ihren Tod, denn nicht nur die **Dorsche**, **Makreelen** und andere Raubfische, **Seehunde** und **Wallfische** verschlingen sie in unzähliger Menge; sondern eben wenn sie sich auf seichteren Stellen vor jenen Feinden sichern wollen, werden sie noch weit begierigern Menschenhänden zu Theil, und nur wenige

ent-

entkommen *). Wenn man Grönland gegen andere nördliche Länder auf gleicher Höhe rechnet, so findet man

*) Der Heringsfang nahm eigentlich im Jahr 1163 seinen Anfang, und 1416 wurden die ersten eingesalzen. Der Erfinder hieß Willhelm Beukel, oder Beukelson, von Biervliet in Flandern, wo er 1474 begraben wurde, und dessen Grab Kaiser Karl V. im Jahr 1536 besuchte. Die Art der Einsalzung ist zweyerley, die eine wird das **Weißeinsalzen**, die andere das **Rothseinsalzen** genannt. Nach der erstern Art wird der Hering, sobald er gefangen ist, aufgeschnitten, die Eingeweide von dem Rogen oder Milch abgelöset und weggeworfen. Hierauf wird der Fisch in frischem Wasser gewaschen, stark mit Salz gerieben und in eine Salzlaache gelegt, in welcher sie 12 bis 15 Stunden liegen bleiben, hernach wieder herausgenommen, wohl getrocknet, und Schichtweise in Tonnen mit Salz eingestreuet gelegt werden. In der Handlung giebt es drey Sorten: 1) Der **Maikens**, das ist, **Mädchens**- oder Jungfernhering, der früh und zu allererst kommt, worin noch zur Zeit weder Milch noch Rogen kenntlich ist, der zwar an sich fett und zart, aber nicht aufgehoben werden kann. 2) Der **Vollhering**, der viel Milch oder Rogen hat, und welcher gegen Bartholomäi gefangen wird. 3) Der **Brannthering** ist von dem vollen nicht unterschieden, außer daß er später gefangen, und so dicht gepackt ist, daß er nicht, wie andere, darf umgepackt, sondern gleich kann verschickt werden; weil solche Tonnen alsbald mit einem glühenden Eisen gebrannt und bezeichnet werden, erhalten sie diesen Namen. Durch das Rothseinsalzen macht man sie zu **Bücklingen**, denn wenn sie 24 Stunden in der obbeschriebenen Laache gelegen: so werden sie bey den Köpfen an hölzerne Spiese aufgereihet und in dazu verfertigten Oefen geräuchert; die beym Stroh geräucherten heißen alsdann **Strohbücklinge**. Auf eben diese Weise entstehen die

Flick-

man eben keine allzugroße Verschiedenheit der Gattungen von Fischen, aus Ursache, weil hier wenig große Flüsse anzutreffen sind, und die andern, wegen des in den Fiorden zwischen den Bergen liegenden Eises, noch nicht weit entdeckt, die Teiche aber oft bis auf den Grund ausgefroren sind. Man weiß daher von keinen andern Flußfischen, als **Lachs** und **Forellen**, so sich häufig in den Elven oder Bächen aufhalten, und ziemlich groß und fett sind. Es giebt zwar an einigen Orten **Lachse** oder Salme, aber diese sind schon etwas seltener und weniger wohlschmeckend. Die Grönländer fangen diese Fische unter den Steinen mit den Händen, oder stechen sie mit einer Stange, woran zwey beinerne oder eiserne Spitzen sind. Wenn die Lachse aus der See in die Flüsse steigen, so bauen die Grönländer zur Zeit der Ebbe ein Steinwehr vor den Fluß; da dann die Lachse mit der Fluth herüber gehen, und bey abermaligem Zurücktreten auf dem Trockenen liegen bleiben. Wahrscheinlich leben in der See eine Menge uns unbekannte Fische, welche den Seehunden und Wallfischen zur Nahrung dienen; aber eben diese ihre Feinde verjagen sie meistens in die Tiefe, und bleiben dadurch den Menschen unbekannt.

Die-

Flickheringe, nur daß sie in der Mitte der Länge nach von einander gespalten und also besser durchräuchert sind. Der beste Hering ist von hellglänzender Silberfarbe, dunkelblauem und dickem Rücken, zarter Haut, und weißem, in das röthliche fallendem, mit einem reinen Fette gleichsam getränktem Fleische, das nicht fasrig ist. Diesem folgt der Herbsthering mit breitem Rücken und fettem Fleische, welche beyde Arten meistens milchern sind. Heringe aber, die magere Rücken, gelbe Nasen und ein graues faseriges Fleisch haben, und beym Aufschneiden schon mutzig aussehen, sind die schlechtesten.

Diejenigen, so die gemeinste Nahrung der Grönländer ausmachen, sind die **Angmarset**, eine Art Stinte, ohngefähr eine Viertelelle lang. Sie sind auf dem Rücken, welcher breit und deswegen mit subtilen Quergräten versehen ist, dunkelgrün und am Bauche silberweiß, haben aber keine fühlbare Schuppen, und können also nur in sofern zu den Heringen gerechnet werden, als sie ihnen der Gestalt nach ähnlich sind, auch in eben solcher Menge erscheinen, daß sie der See ein ganz schwarzes Ansehen geben. Die Einwohner können in wenig Stunden ganze Boote voll schöpfen, und wenn sie alsdann in der Luft getrocknet sind, dienen sie ihnen als Brod zur täglichen Nahrung. Nächst diesen essen sie den **Ulken**, er ist eine halbe Elle lang, die Haut ganz glatt, und dabey so gelbgrün, roth- und schwarzfleckigt, wie eine Eidexe. Sein Rücken ist groß und dicke, der Kopf rund, der Rachen weit, und die Floßfedern, sonderlich auf dem Rücken, sind breit und stachligt. Sein Ansehen ist auf alle Weise sehr häßlich, allein sein Fleisch desto wohlschmeckender. Es giebt alsdann auch **Dorsche** von mancherley Art, sie sind aber meistens klein und mager. Der **Rothfisch**, welcher seinen Namen von der rothen Farbe seiner Schuppen erhält, ist, außer dem Lachs, der einzige hier bekannte schuppigte Fisch, und dem Karpfen ähnlich. In den Monaten April und May finden sich hier auch die **Negiset** oder Seekatzen ein, welche von den Einwohnern, gleich den Lachsen, gefangen werden. Dieser Fisch ist eine halbe Elle lang, dabey sehr breit und dicke. Er hat keine Fischhaut, sondern eine dicke, zähe, knorplichte Schwarte mit scharfen Körnern besetzt. Durch die dunkelgraue Haut scheint das Fleisch röthlich, und, wenn er recht fett ist, grünlich zu seyn. Auf dem Rücken, an beyden Seiten und am Bauche hat er fünf Reihen hornartiger Buckeln. Sein Kopf

ist

ist breit, und sieht mit seinen großen Augen einer Eule oder Katze nicht unähnlich. Gleich unter dem Kopf an der Brust hat er einen weichen, fleischigten Fleck, vermittelst dessen er sich an einem Steine so fest ansaugt, daß es alle Mühe kostet, ihn davon loszureissen. Das Fleisch ist weiß, aber so weich und fett, daß es bald ekelhaft wird, jedoch, in der Luft getrocknet, ist es besser, und den Rogen, der den größten Theil des Fisches ausmacht, essen die Grönländer gekocht, wie einen Brey von Hirse, oder anderm Gemüße. Der **Steinbeißer** ist eine Elle lang, und wird von den Grönländern Kigutilik genannt, weil er nicht nur, wie andere Fische, in den Kifern, sondern auch den ganzen Rachen oben und unten voll langer, scharfer, beinerner Zähne hat, die mehr den spitzigen Hunds- als Fischzähnen gleichen, mit welchen er alles, was er packt, ohne loszulassen, zerquetscht; übrigens hat er ganz das Ansehen eines Aals. Ferner giebt es hier auch kleine und große **Butten** oder **Flünder**, jedoch sind sie nicht zu häufig, die größten sind zwey bis drey Ellen lang, etwa halb so breit, und wiegen bis zweyhundert Pfund. **Krabben** oder Taschenkrebse, ingleichen **Squillen** oder Ruger, sind in Menge vorhanden; so auch **Seeigel** und **Sternfische**, theils mit fünf, theils mit sechs Spitzen, sind nicht selten, so wie zwischen den Klippen, wo viel Seegras ist, sich eine große Menge **Muscheln** anhängen, die ziemlich groß und gut zu essen sind, in welchen man auch zuweilen kleine Perlen findet. Die eigentlichen Austern findet man hier nicht, sondern andere Gattungen uneßbare Austermuscheln, nebst andern sehr seltsam gestalteten, und Schnecken in großer Menge. Unter diejenige Gattung der Thiere, die man weder zu den Fischen, noch zu den Thieren rechnen kann, weil sie keinen Rogen, sondern lebendige Junge hervorbringen, und doch

aus- und inwendig wie Fische gestaltet sind, gehöret erstens der Hayfisch, sein Körper ist länglich und einigermaßen rund, er bringt seine Jungen lebendig zur Welt, und kann bey zehn Klaftern lang und bis vierzig Centner schwer werden. Die Gattung ist verschieden, und eben so ihre Gestalt und Größe. Bey der Insel St. Margaretha z. B. wurde einmal einer von funfzehntausend Pfund schwer gefangen, der ein ganzes verrecktes Pferd im Magen hatte. Ein ähnlicher wurde im Jahre 1758 im mittelländischen Meer gefunden, welcher einen von einer Fregatte herabgefallenen Matrosen schon in seinem Rachen hatte, den er aber sogleich wieder ausspie, als man etliche Kanonen auf ihn geschossen hatte. Zum Glück war der Mensch nur wenig beschädiget, der Fisch aber getödtet und dem Matrosen geschenkt. Die andere Gattung Thierfische heißt bey den Grönländern Takkalikkisak, und ist wahrscheinlich die bekannte Roche.

Mehr aber noch unterscheiden sich folgende Seethiere von andern Fischen, nicht sowohl an Größe und Gestalt, als vielmehr in der innern Einrichtung ihrer Theile, als erstens der Wallfisch, er hat warmes Blut, schöpft durch die Lunge Athem, hat Augenlieder nebst Augenbraunen, und oben auf dem Kopfe ein oder zwey Oeffnungen, dadurch er das im Munde gesammelte Wasser mit großer Gewalt herausspritzet; er bringt seine Jungen lebendig zur Welt, und stillt sie durch Brüste mit Milch. Ihr Schwanz geht dem Wasser gleich, und ist bey einigen oft vier Klaftern breit, von verschiedenen Geschlechtern. Der rechte grönländische Wallfisch, so von 60 bis 100 Fuß lang wird, hat zwey Brustflößen, ist aber ohne Rückenflossen. Der Schwanz ist eine drey bis vier Klaftern breite Flosse, mit welchem sie Schiffen und Schaluppen sehr gefährlich werden. Ihre Haut ist meistens

stens schwarz, am Bauche weiß. Unter der Haut, die nicht dicker als feines Pergament ist, sitzt eine Daumen dicke Schwarte, und unter dieser der 6 bis 12 Zoll hohe Speck, so den Thran giebt, das Fleisch ist hochroth und mager, der Kopf macht den dritten Theil des Körpers aus, die Zunge ist ein dickes und weiches Stück Speck, das allein etliche Tonnen füllet; die Kehle ist enge und etwa vier Zoll breit, im obern Kiefer sitzt rund herum, wie eine Reihe Zähne, der Fischbein, oder die sogenannten, wie Sensen oder Reife gekrümmten, Baarden, die sich in die Höhlen der untern Kinnladen als Schwerdter senken, und mit Haaren besetzt sind. Sie leben eigentlich unter den Eisfeldern, schöpfen aber über dem Wasser Luft, da sie dann das Wasser Thurm hoch mit einem erschrecklichen Geräusch, so man bey stillem Wetter einige Seemeilen weit hören kann, ausspritzen. Ihre Nahrung besteht in weichen Seewürmern, Polypen, Seesternen und Insekten. Das Weibchen bringt nur ein Junges, welches schwarz und zehn Schuh lang ist, und welches sie ein Jahr lang säuget. Ihre Feinde sind die Sägefische, Säbelfische, der Mörder und die Wallfischlaus *). Man fängt ihn eigentlich

*) Im Jahr 1620 wurde einer bey Korsika gefunden, der eine Länge von 100 Schuh hatte, und 1739 im November erschien ein solcher mit einem Jungen an der Küste Biscaja, der durch viele Harpunen getödtet wurde: 130 Mann schleppten ihn in 12 Barken an den Strand, er war 62 Schuh lang, 20 dick und der Schwanz 26 Schuh breit; die Zunge allein wog 4728 Pfund, der Fischbein 860 Pfund, der sämmtliche Speck 26100 Pf. Das Junge, so einen Monat alt geschätzt wurde, wog 18000 Pfund. Man hat Hirnschalen von 17 Schuh in der Breite, die 4600 Pfund wogen, gesehen, auch Kiefer von 14 Schuh in der Breite, davon jeder einzelne 1100 Pfund wog.

bey Grönland in der Straße Davis, wohin die Europäer auf den Fang ausgehen. Ordentlicher Weise erlegen sie ihn, wie bekannt, durch Harpunen, und gehen ihm so lange nach, bis er sich verblutet. Die Amerikaner aber bemächtigen sich seiner auf eine viel leichtere Art, als die Europäer: denn es springt einer aus der Barke dem Fisch auf den Kopf, schlägt ihm einen hölzernen Pflock in die eine Sprützröhre, worauf der Fisch mit dem Amerikaner unter Wasser geht, aber gleich wieder hervorkommt, um Luft zu schöpfen. Sobald er das Wasser aus der andern Röhre ausgesprützt hat, schlägt er ihm auch in diese einen Pflock, wodurch er erstickt. Zu derselben Gattung gehört der **Finnfisch**, der eine auf dem Rücken gegen den Schwanz spitzig und gerade aufwärts stehende Finne hat, welche drey bis vier Fuß hoch ist. Er ist rund und zwar länger, aber schmäler, als der eigentliche Wallfisch, dabey auch hurtiger, grimmiger, und, wegen des Schlages mit dem Schwanze, viel gefährlicher; man fliehet ihn, zumal da seine Baarden kurz und knotig sind, und der Speck wenig und schlecht ist: hingegen achten ihn die Grönländer desto mehr, wegen seines vielen und wohlschmeckenden Fleisches. Noch ein anderer ist der **Einhornfisch**, oder Nahrval, gemeiniglich zwanzig Fuß lang, hat eine glatte, schwarze Haut, spitzigen Kopf und kleines Maul. In der obern Lefze zur linken Seite steht das runde, zwiefach gewundene Horn gerade heraus, und ist gemeiniglich zehn Fuß lang und Arms dicke, inwendig hohl und von einer weißen, festen Materie. Er bedienet sich dieses Hornes vermuthlich, theils um das Seegras, als seine eigentliche Speise, vom Grunde herauf zu langen, theils unter dem Eise eine Oeffnung zum Luftschöpfen zu machen, oder sich auch gegen seine Feinde zu wehren. Eine noch andere Art ist der **Caschelot**, oder Petfisch, von welchem das Wall-

rath

rath kommt. Man hat verschiedene Gattungen hiervon, alle aber kommen damit überein, daß ihr Kopf unproportionirlich groß ist, und die Hälfte des ganzen Fisches ausmacht. Er hat eine kleine zugespitzte Zunge, zwar ein kleineres Maul, als der rechte Wallfisch, aber einen so großen Schlund, daß er wohl einen Ochsen verschlingen könnte. Der Speck ist über eine halbe Elle dick, und kann, nachdem der Fisch groß ist, bis hundert Tonnen abgeben. Noch ein anderer ist der **Weißfisch**, von seiner weißen Farbe also genannt, ist aber nur etliche Klaftern lang, sonst aber dem rechten Wallfisch ziemlich gleich, nur daß der Kopf spitziger ist, und die zwey Seitenfinnen nach Verhältniß länger sind. So auch das **Meerschwein**, von seinem Wälzen in der See also genannt. Die Rückenfinne steht gegen den Schwanz zu ausgehöhlt wie ein halber Mond, und giebt den Grönländern eine Lieblingsspeise ab. Der **Delphin** ist von dem vorigen wenig unterschieden, nur daß er kleiner ist; was man aber in den südlichen Gegenden Delphine nennt, ist eine andere Art Fische.

Diese und noch einige bekannte Arten Fische dienen den Grönländern zur Nahrung, und dieselben zu erhalten, wenden sie alle mögliche Mühe und Aufmerksamkeit an. Was den Wallfischfang der Grönländer betrifft, so werden nur in Norden der eigentliche Wallfisch und das Einhorn, der Caschelot aber und die andern kleinen Sorten auch im südlichen Theile gefangen. Um hier nur ein Beyspiel der Art und Weise von den Nordländern zu geben, muß man erstlich wissen, daß sie sich zu diesem Geschäfte aufs beste vorbereiten, und, ihrer Art nach, sogar putzen, weil sie dafür halten, daß, wenn jemand unreine Kleider dabey trüge, so würde der Wallfisch entfliehen, oder, wenn er auch schon todt wäre, sinken. Männer und

Weiber fahren in ihren Booten sehr muthig auf den Fisch los, schießen ihn mit etlichen Harpunen, an welchen eine Blase von einem großen Seehundfell hängt, deren etliche den Fisch so stark aufhalten, daß er nicht ganz tief sinken kann, und wenn er matt ist, tödten sie ihn endlich mit ihren Lanzen. Die Männer kriechen alsdann in ihre aus Seehundfellen bereiteten Wasser- oder Springpelze, die Schuh, Strümpfe, Handschuh und Mütze in einem Stück haben, und um den Kopf fest zugeschnürt werden. In denselben springen sie auf den Fisch und in die See, (indem der Pelz sich durch die Bewegung im Wasser so aufbläset, daß sie nicht sinken, sondern gleichsam im Wasser stehen,) schneiden den Speck ab, und wissen auch mit ihren schlechten Messern die Baarden geschickt heraus zu nehmen. Männer und Weiber, nebst allen Anwesenden, laufen alsdann hinzu, den Speck zu zerlegen und zu essen. Die kleineren Gattungen der Wallfische aber fangen sie wie den Seehund, oder jagen sie in den engen Buchten ans Land, damit sie stranden.

Die letzte Gattung der grönländischen vierfüßigen Seethiere sind die Seehunde, welche eine feste, haarigte Haut, gleich den Landthieren, haben, nur daß die Haare dicht, kurz und wie mit Oel bestrichen glatt sind. Sie haben vorn zween kurze, unterwärts stehende Füße zum Rudern, und hinten, zu beyden Seiten eines kurzen Schwanzes, zwey gleich aus stehende Füße zum Steuern. Mit diesen schlagen sie das Wasser hinter sich zusammen, welches sie, wie die Wellen das Schiff, desto geschwinder fortschiebt. Ihre fünf Zehen an den Füßen dienen ihnen, wenn sie auf das Eis und Klippen klettern, und die hintern Schwimmfüße anstatt der Ruder. Obschon ihr eigentliches Element das Wasser ist, so liegen sie doch

sehr

sehr öfters auf dem Eise, oder auf dem Lande, und sind nicht leicht zu erhaschen, weil sie ungemein geschwinde Springe machen können. Der Kopf dieses Thieres ist dem Kopfe eines Hundes mit abgeschnittenen Ohren ziemlich ähnlich, obgleich einige runder, andere spitziger sind, und auch ihr Geschrey den Hunden sehr gleich kommt. Das Maul ist mit scharfen Zähnen und die Lefzen mit starken Barthaaren, gleich Borsten, versehen. Sie haben zwey Luftlöcher in der Nase, und sind gezwungen, wenigstens alle Viertelstunden einmal herauf zu kommen, um Luft zu schöpfen. Ihre Augen sind groß, feurig, mit Augenliedern und Augenbraunen, ihre Ohren haben eine kleine Oeffnung, aber keine Lappen. Der Leib geht vorn und hinten etwas spitz zu, ist in der Mitte breit, und verschafft ihnen im Wasser eine desto geschwindere Bewegung. Dabey haben sie zwey Finger bis einer Hand breit dicken Speck, das Fleisch ist roth, zart, fett, und von besserm Geschmack, als das der meisten Seevögel; allein ihre verschiedenen Gattungen geben ihnen auch alsdann verschiedene Beynamen, von denen einige schwarze Seiten haben, andere gesprenkelt sind. Diese zwey Gattungen werden besonders in der Davisstraße gefunden, die andern sind das ganze Jahr durch, aber nicht immer in gleicher Menge, anzutreffen, denn viele ziehen zweymal des Jahres aus dieser Gegend, und kehren alsdann zu gewissen Zeiten wieder zurück. Die Robbenschläger, (so nennt man die Schiffe, die im April und May auf den Seehundsfang bey Spitzbergen ausgehen,) suchen sie auf dem Eise, wo sie in ganzen Heerden liegen und schlafen, zu umringen, erwecken sie durch ein lautes Geschrey, und schlagen sie mit einem Stecken auf die Nase, wovon sie betäubt werden. Ihr Fang ersetzt den fehlgeschlagenen Wallfischfang, weil ihr außerordentlich fetter Körper eine sehr große Menge

Speck abgiebt, womit man in kurzem ganze Schiffe voll beladet.

Niemand kann den Nutzen dieser Thiere lebhafter empfinden, als die Grönländer, und sie sind ihnen im strengsten Sinne Alles. Das Fleisch dienet ihnen zur Speise, der Speck theils zum Erleuchten, theils die Speisen damit zuzubereiten, die Sehnen anstatt des Zwirnes, die Gedärme dienen ihnen zu Fenstern, zu Vorhängen der Zelter, zu Hemden, und zum Theil die Magen zu Thranschläuchen. Aus den Knochen bereiten sie, wegen Mangel am Eisen, allerley Werkzeuge; selbst das Blut wird nicht verschüttet, sondern, nebst Zusatz von andern Dingen, als Suppe gegessen. Am nöthigsten sind ihnen die Felle, die sie nicht nur zur Bedeckung brauchen, sondern auch ihre großen und kleinen Boote damit überziehen, Riemen daraus schneiden, die Zelte damit decken, und so noch auf tausendfache Weise Nutzen davon ziehen. Daher darf es keinesweges befremden, wenn man hört, daß die Grönländer ihr größtes Verdienst in die Geschicklichkeit, Seehunde zu fangen, setzen, und daß diejenigen verachtet werden, welche hierzu keine Geschicklichkeit zeigen, oder nachlässig darin sind. Ob es schon ihre einzige Kunst ist, so ist sie doch gewiß auch die schwereste und mühevollste, die, wenn sie nicht von Kind auf dazu angehalten würden, weit mehrern das Leben kosten würde, als es bereits geschiehet; wie wir weiter unten ihre dazu nöthigen Fahr- und Werkzeuge genauer kennen lernen werden.

Endlich gehört auch noch zu den grönländischen Thieren das dem Seehunde fast ähnliche **Wallroß**, welches nur an dem Kopfe anders gestaltet ist. Dieser ist nicht spitzig, sondern stumpf und breit, und könnte fast, wegen seiner zween langen Zähne, mit dem

dem Elephant verglichen werden. Man muß aber wissen, daß es nicht sehr häufig in Grönland gefunden wird, ob es zwar allemal ein sehr einträglicher Fang bleibt. Diese Thiere haben oft acht bis neun Ellen in die Länge, und eben so viel im Umfange bey der Brust an der Dicke. Die Haut ist überall, besonders am Halse, sehr geschrumpft, und mit wenig Haaren bewachsen; am Gewichte hat dieses Thier oft vierhundert Pfund, der Speck ist weiß und derb, giebt aber nicht so viel Thran, als der Seehund. Seine zwey großen Zähne sind feiner, als Elfenbein, und öfters sieben und zwanzig Zoll lang, welche ihm dienen, theils seine Speise zu suchen, theils zum Gehen unter dem Eise unentbehrlich zu seyn scheinen. In der Straße Davis werden ihrer wenig gefunden, mehrere aber bey Spitzbergen, und ehedem soll auch der Fang daselbst weit erheblicher gewesen seyn: seitdem sie, wie man glaubt, die Menschen als ihre Feinde haben kennen lernen, sollen sie den Fang weit gefährlicher machen, und die Boote durch ihre scharfen Zähne zu Grunde richten.

Einwohner und ihre Kultur.

Die Bewohner eines so armen und ungünstigen Himmelsstriches, wie wir bereits Grönland gefunden haben, müssen ganz natürlich für ihr Klima geschaffen seyn, und, wie es jetzt ist, wenig Bedürfnisse haben, weil sie unter andern Umständen entweder die Gegend verlassen, oder, so viel als möglich, umschaffen müßten. Arm am Geiste und arm an Lebensmitteln, können sich die Bewohner niemals aus ihrem hülflosen Kindheitszustande heraushelfen, und alle die wohlgemeinten Anstalten der dänischen und Herrenhuter Missionen sind vielleicht nicht allemal den geraden Weg gegangen, der jenen abergläubischen und kindischen Begriffen die richtigsten und hellesten Wege zeigte, ob sie zwar, wegen ihrer außerordentlichen Gut-

herzigkeit, ein bleibendes Verdienst in der Nachwelt erhalten werden. Wie kläglich der Zustand hiesiger Bewohner von je her gewesen ist, zeigen selbst die ältesten Nachrichten der Isländer, welche vor vielen hundert Jahren dieses Land entdeckt und besetzt haben. Ihre Armuth und Untauglichkeit zu edlern Vergnügungen gab daher auch Anlaß, daß sie von den ersten Entdeckern als unnütze Menschen, oder Spottweise Skrällinger, welches dasselbe ausdrückt, gescholten wurden, wozu auch ihre äußere Bildung viel beytrug, obgleich die Einwohner weit entfernt sind, sich selbst dafür zu halten, mit ihrem Zustande zufrieden sind, und sich unter dem allgemeinen Namen Innuit, das heißt, Menschen, oder Einwohner, so glücklich, als jedes andere Volk der Erde, glauben. Daß ihre Körper klein und unförmlich sind, ist eine sehr richtige Folge des Ortes, den sie bewohnen, eine Folge, die jedes Thier (einige ausgenommen) und jedes Gewächse bezeuget, welche in einer kalten, drückenden und mit Nebel erfüllten Luft nicht anders seyn können, und worin alle Polarmenschen mit einander übereinkommen. Demohngeachtet sind sie nicht ungestaltet, nicht mißgebildet, oder von unproportionirten Gliedern, sondern ihr Gesicht, ob es schon meist breit und platt ist, hat ein gesundes fleischigtes Ansehen. Ihre Augen sind klein, schwarz und ohne Feuer, die Nase klein und wenig erhaben, der Mund klein und rund, die Unterlippe etwas dicker, als die obere, die Farbe des ganzen Leibes dunkelgrau und das Gesicht braun, kurz, von alle dem das Gegentheil, was wir in Europa schön nennen. Freylich tragen sie zu ihrer äußerlichen mißfallenden Farbe sehr viel durch ihre unreinliche Lebensart bey; ihre Nahrungsmittel und ihre täglichen Beschäftigungen hingegen thun auch das ihrige, denn an ihren Kindern sieht man, daß sie so weiß wie Europäer geboren werden.

werden. Ihre Haare sind durchgängig schwarz, stark und lang, selten aber sieht man Leute mit Bärten, weil sie selbige sorgfältig ausrupfen. Ihre Füße und Hände sind klein und zart, der Kopf aber und die übrigen Gliedmaßen groß. Ihre Schultern sind breit, ihre Brust erhaben, und ihr ganzer Leib ist fleischig, mit vielem Blut versehen, weshalb sie auch bey sehr leichter Bekleidung, mit bloßem Kopf und Halse, der Kälte gewohnt sind, wie sie denn in ihren Häusern meistens, bis auf die Beinkleider, nackend sitzen, und gewaltig ausdünsten. Sie sind leicht und behende auf den Füßen, können sich sehr hurtig und geschickt bewegen, und werden äußerst selten gebrechlich. Wenn man sie zu unsern Arbeiten anhalten wollte, so würden sie freylich sehr schlecht und langsam damit umgehen, allein bey ihren Arbeiten würden wir im Gegentheil wieder sehr weit zurücke bleiben; wenigstens kann ein Mann, der in drey Tagen nichts als etwas weniges Seegras gegessen hat, in den größten Wellen seinen Kahn regieren, und eine Frau kann ein ganzes Rennthier, oder ein großes Stück Holz, viele Meilen weit auf dem Rücken tragen, wo ein Europäer eine halb so große Last kaum aufheben würde.

Ihr Hauptcharakter läßt sich äußerst schwer bestimmen, weil derselbe zu sehr gemischt und eigentlich gar kein Charakter ist, wohl aber entdeckt man an ihnen, wie bey jedem Volke, einzelne Züge, woraus man mit viel Zuverlässigkeit auf ihre Geistesfähigkeiten schließen kann. Man findet unter ihnen lebhafte, freundliche, leutselige Menschen, aber auch eben so träge und mürrische; jedennoch trifft man die erstern weit häufiger als die letztern an. Sorglos für den kommenden Morgen, ist heute froh seyn, heute genug haben ihre einzige Freude, und deshalb sind nur wenig

gei-

geitzige oder menschenfeindliche Leute anzutreffen. Wenn man ihnen einen Hauptcharakter abmerkt, so ist es der, daß sie im hohen Grad stolz sind, tief auf den Europäer herab sehen, ihn zum Gegenstand ihres Spottes machen, und, unbekannt mit den Vorzügen des Geistes eines Europäers, diese verachten, weil sie ihnen an Leibeskräften oder an Muth bey Gefahren nachstehen. Ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Seehundfang, und die ihrer Einsicht nach erheblichen Vorzüge, bestärken sie in dieser Meinung; in der That aber sind sie keinesweges so unfähig zu andern Dingen, als man gemeiniglich von wilden Nationen urtheilt, sondern die Erfahrung hat bewiesen, daß ihre Kinder, die in der christlichen Religion unterrichtet wurden, in kurzer Zeit dieselbe Willigkeit des Geistes zeigten, als alle andere Kinder von gesitteten Völkern. Wie sehr sie von ihren Tugenden und Vorzügen eingenommen sind, und welche Mühe es also kosten muß, sie von dieser Meinung abzubringen, zeigen sie darinne, wenn sie von einem gesitteten Fremden sprechen. Da wissen sie nichts größers zu sagen, als: „Er ist beynahe so sittsam, als wir;“ oder: „Er fängt an, ein Mensch, d. h. ein Grönländer zu werden.“ Gleichwohl sind sie weit entfernt, diejenigen, auf die sie herabsehen, zu verfolgen, und geben lieber bey Beleidigungen nach, als daß sie sich in große Streitigkeiten einliessen; kommt es aber auf Leben oder Tod an, alsdann zeigen sie auch einen unerschütterlichen Muth, ihr Leben zu vertheidigen, und trotzen den kühnsten Unternehmungen. Unter ihren Tugenden steht die stete Thätigkeit, sich mit etwas zu beschäftigen, mit allem Rechte oben an, freylich mit sehr viel Veränderlichkeit, und eben so geneigt, eine Sache bey der kleinsten Schwierigkeit wieder wegzuwerfen, als sie geneigt sind, wieder eine neue anzufangen.

Schon

Schon oben ist gesagt worden, daß die Grönländer der Seehundfelle zu ihrer Kleidung nicht entbehren können, und wir werden also hier diese Wahrheit bestätiget finden. Ihre Kleider bestehen aus Rennthier-, Seehund- und Vogelfellen, zwar ohne alle Kunst geformt, aber doch geschickt, ihren Leib zu erwärmen. Ihre Röcke sind auf allen Seiten zugenäht, und werden wie ein Hemde angezogen, auch vorn nicht offen, sondern oben mit einer Kappe versehen, die sie bey unfreundlichem Wetter über den Kopf ziehen. Diese Kleider reichen den Männern bis auf die halben Schenkel, und sind mit den Sehnen der Rennthiere und Wallfische, durch Hülfe der Gräten von Fischen, so zart und künstlich zusammengenäht, daß es selbst geübte Schneider nicht nachzumachen im Stande sind. Eigentlich sind die Vogelpelze ihre Hemden, die Federn sind einwärts gekehrt, und über den ziehen sie noch einen andern vom Rennthiere, ebenfalls mit einwärts gekehrten Haaren, nur daß diese Tracht immer kostbarer zu werden anfängt, da der Reichthum dieser Thiere abnimmt. Am gemeinsten sind die Seehundpelze mit auswärts gekehrten Haaren, und mit Streifen von rothem Leder und weißen Hundefellen sehr zierlich besetzt; jetzt aber tragen auch die meisten vermögenden Leute Oberkleider von Tuch, blaugestreifter Leinwand oder Cattun, doch nach grönländischer Mode gemacht. Aus den vorbeschriebenen Fellen bestehen auch ihre Beinkleider, welche sehr kurz, desto länger die Strümpfe, und von ungebornen Seehunden sind. Die Schuhe, welche sie von glattem, schwarz gegerbtem Seehundleder verfertigen, werden oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zusammengeschnürt. Die Sohlen stehen zwey Finger breit hinten und vorn herauf, und sind mit vielem Fleiß gefaltet, haben aber keine Absätze. Auf ähnliche Art sind auch die Stiefeln gemacht,

macht; doch tragen jetzt wohlhabende Bürger auch wollene Strümpfe, eben solche Beinkleider und Mützen: wenn sie aber auf die See fahren, so ziehen sie über ihre Kleider einen schwarzen, glatten Seehundpelz, Turlik genannt, welcher das Wasser abhält, und darunter wohl noch ein Hemde von Därmen, um die Wärme zu erhalten und der Nässe zu widerstehen.

Die Tracht der Frauen ist nur darinn von der männlichen unterschieden, daß sie eine hohe Achsel und höhere Kappen haben, unten nicht abgestutzt, sondern hinten wie vorn, von den Hüften an, mit einem langen, runden, mit Tuch besetzten Zipfel, der bis über die Knie hängt, versehen sind. Auch sie tragen Beinkleider, und unter denselben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen sie aus weißem oder rothem Leder, und die Naht, welche vorn ist, wird sehr reich bebrämt, oder sauber ausgenäht. Ihre Kinder tragen sie auf dem Rücken: diese sind gemeiniglich ganz nackend, und nur mit dem großen, weiten Oberkleide bedeckt; und damit es nicht unten durchfalle, binden sie die Kleider über der Hüfte mit einem Gurt fest. Sonderbar ist es, daß sie in Absicht der Reinlichkeit ihrer alltäglichen und der andern, ihrer Staatskleider, so sehr verschieden handeln; die erstern triefen von Fett und bewegen sich von Ungeziefern, die sie auch nicht vertreiben oder wegwerfen, sondern mit den Zähnen zerknicken, und die andern werden auf das sorgfältigste rein gehalten. Auch tragen nur die Männer ihre Haare kurz und vom Scheitel auf allen Seiten herabhängend, an der Stirne abgeschnitten, auch wohl abgeschoren; die Weiber aber würden es für eine Schande ansehen, wenn ihre Haare abgeschnitten würden, denn dieses thun sie nur in der tiefsten Trauer, oder wenn sie sich entschlossen haben, nie zu heyrathen. Außerdem werden sie über dem Kopf

zwey-

zweymal zusammengebunden, so daß über dem Scheitel ein langer, breiter, und über demselben noch ein kleiner Zopf steht, der mit einem Bande gebunden, oder mit Glasperlen geschmückt ist. Diese Perlen tragen sie auch in den Ohren, um den Hals und Arme, auf dem Saum der Kleider und Schuhe; denn auch sie suchen hierinne, gleich den Europäerinnen, theils zu gefallen, theils einander zu übertreffen: und wenn sie recht schön seyn sollen, so müssen sie am Kinn, auch wohl an den Backen, ingleichen an Händen und Füssen, mit einem von Ruß geschwärzten Faden durchnäht seyn, davon, wann der Faden ausgezogen worden, die Haut schwarz und einem Barte ähnlich bleibt. Diese schmerzhafte Operation verrichtet dahero die Mutter schon in den ersten Kindheitsjahren an ihrer Tochter, aus Furcht, sie möchte alsdann nicht gefallen, oder vielleicht gar keinen Mann bekommen; eine Gewohnheit, welche sie mit den Indianern in Nordamerika gemein haben.

Unbekannt mit den Vortheilen, welche den Wohnungen der Menschen Bequemlichkeit und ein gefallendes Ansehen geben können, sind die ihrigen weit davon entfernt, wohl aber ganz ihrem Zustande angemessen, in denen sie, bey so wenig Wünschen, alles finden und genießen, was diese Wünsche befriediget. Eigentlich wohnen sie nur zur Zeit des Winters in Häusern, denn des Sommers über halten sie sich in Zelten auf. Die erstern sind etwa zwey Klaftern breit, und nach Verhältniß der Anzahl Personen, die darin wohnen, etwa vier bis zwölf Klaftern lang, und so hoch, daß man ungehindert aufrecht darin stehen kann. Am liebsten erbauen sie ihre Häuser auf einem erhabenen Orte, auf einem steilen Felsen, oder doch so, damit das Schneewasser desto besser ablaufen könne. Der Grund dieser Gebäude bestehet aus

großen

großen Steinen, mit dazwischen gelegter Erde und Rasen; auf dieses Mauerwerk werden die Balken gelegt, in die Höhe gerichtet, aus kleinem Holz, Heidekraut, Rasen und Erde das Dach bereitet, das eigentlich der Frost zusammenhält, und auf diese Weise ist die Wohnung sehr geschwind errichtet. Allein hierbey sorgen sie weder für eine Thüre, noch für einen Schornstein, sondern beyder Stelle vertritt in der Mitte des Hauses ein von Stein und Erde zwey bis drey Klaftern lang gewölbter, doch so niedriger Gang, daß man, besonders vorn und hinten, wo man von oben hineinsteigt, mehr auf Händen und Füßen kriechen muß, als gebückt durchgehen kann. Dieser lange Gang ist eigentlich dazu, dem Winde und der Kälte zu widerstehen, auch, weil kein Rauch im Hause ist, der dicken Luft einen Ausgang zu verschaffen. Die Ausschmückung der Wände von innen bestehet in alten Zelt- und Bootfellen, die mit Nägeln von den Rippen der Seehunde festgemacht sind, und der Feuchtigkeit widerstehen, so wie auch das Dach von außen damit bedeckt ist. Von der Mitte des Hauses bis an die Wand ist nach der Länge, eine halbe Elle hoch über dem Fußboden, eine Pritsche von Bretern und mit Fellen bedeckt. Diese ist mit den Pfosten, die das Dach halten, und mit Fellen, die bis an die Wand gespannt sind, abgetheilt, gleich der Abtheilung in einem Pferdestalle; und jede Familie, deren von vier bis zu zehn in einem Hause wohnen, hat einen solchen Stall inne. Auf der genannten Pritsche sitzen sie des Tages über in Ermangelung der Stühle, und des Nachts schlafen sie darauf, weil sie keine andere Bettstellen kennen. Sitzt die Frau, so geschieht es auf türkische Weise, das heißt, mit untergeschlagenen Beinen, bey den Männern aber ist es nicht eingeführet. Hier ist auch eigentlich das Arbeitsgemach, und zum Unterschied der andern Länge des Hauses,

wo

wo der Eingang ist, sind etliche viereckigte Fenster, einer Elle groß, aus Seehunddärmen so sauber und dicht gemacht, daß kein Wind und Schnee hineinkommen kann; unter diesem Fenster steht, so lang das Haus ist, eine Bank, welche für die Fremden zum Sitz und zur Schlafstelle bestimmt ist. An jedem Pfosten ist ferner eine Feuerstelle, das heißt, sie legen einen Klotz auf den Boden, der mit flachen Steinen belegt ist; auf diesem steht ein niedriger dreyfüßiger Schemel, und auf demselben die von Weichstein ausgehauene, einen Schuh lange, Lampe, unter ihr ein oval hölzernes Geschirr, um den überlaufenden Thran aufzunehmen. Ueber dieser Lampe, welche so groß ist, daß sie das ganze Haus erleuchtet und erwärmet, hängt mit vier Schnüren am Dach ein aus Weichstein gehauener Kessel, der eine halbe Elle lang, halb so breit, und gleich einer länglichten Schachtel gestaltet ist. Hierinnen wird alles gekocht, und noch über demselben haben sie einen von hölzernen Stäben gemachten Rost befestiget, auf welchen sie ihre nassen Kleider zum Trocknen legen. Die Menge dieser Lampen (denn ihrer sind so viel, als sich Familien im Hause befinden) erwärmt dahero diese Hütten hinlänglich, nur ist der aus diesen Gefäßen dampfende Geruch, und der aus Speisen und Kleidern aufsteigende Dampf eine große Beschwerlichkeit für Ausländer, sie selbst aber empfinden dieses gar nicht, und ertragen wohl weit größere Unreinlichkeiten, für welchen wir uns einen tödtenden Ekel erwecken würden. Ihre Felle z. B. werden zubereitet, und ob dieses auch sehr unvollkommen ist, so müssen sie es doch in ihren Wohnungen verrichten; zu dem Ende sammlen sie allen Urin in Gefäßen, ziehen alsdann durch diese stinkenden Tonnen ihre Felle, lassen sie stark frieren, und geben ihnen hernach durch Oel und Fett die Vollendung. Dem ohngeachtet befinden sie sich wohl da-

bey, und scheinen kaum zu ahnden, daß es einem andern Menschen mißfallen sollte, da ihre ganze häusliche Einrichtung von Ordnung und Genügsamkeit zeiget. Außer dem jetzt beschriebenen Wohnhause befindet sich eine kleine Anzahl Vorrathshäuser, welche in Gestalt eines Backofens erbauet, und zum Aufheben des Speckes, Fleisches und der gedörrten Heringe bestimmt sind. Allein diese leichten Gebäude werden durch den Regen und Schnee sehr beschädiget, und deshalb ist es im Monat September die Arbeit der Weiber, diese Häuser wieder auszubessern, oder zu erbauen, und nach Michaelis ziehen sie ein. Im Monat April oder May, je nachdem der Schnee vergeht, oder das erweichte Dach den Einsturz drohet, ziehen sie wieder aus, in die oben angeführten Zelte, zu welchen sie den Grund mit kleinen platten Steinen in Form eines Viereckes belegen, zehn bis vierzig Stangen dazwischen stecken, die oben auf einem Mannshohen Gestelle oder Thürpfosten aufliegen und in einer Spitze zusammenlaufen, mit einer doppelten Decke von Seehundfellen von außen behangen, und wer reich ist, legt darunter noch Rennthierfelle, das Rauchwerk einwärts gekehrt, und der untere Rand der Decke wird alsdann auf dem Grunde mit Moos verstopft, mit Steinen beschwert, und auf diese Weise der Gewalt des Windes widerstanden. Vor dem Eingange hängt ein Vorhang, der aus den zartesten Seehunddärmen sehr sauber genäht, und mit einem Rande von rothem oder blauem Tuch mit weißem Bande besetzt ist, also auch zugleich der kalten Luft widerstehet und dem Lichte den Eingang verstattet. Die Hauswirthin hält sich zugleich auch eine Art von Putzzimmer, und zwar in dem entlegensten Winkel des Zeltes, wo sie im Sommer allen ihren Putz sehen läßt, den eine von weißem Leder mit allerley Figuren ausgenähte Decke verbirgt. Daran heften sie ihre

Spie-

Spiegel, Bänder, Nadelküssen u. s. w. und glauben ihre Gefälligkeit auf das höchste getrieben zu haben, wenn sie Fremden alle diese Dinge in Augenschein nehmen lassen. Jede Familie hat ihr eigenes Zelt, doch wohnen auch öfters ihre Vertraute, oder ein Paar arme Familien bey ihnen, so daß sich die Anzahl der Personen in einem Zelte oft auf zwanzig erstrecken kann, deren Lager- und Feuerstellen, wie in ihren Häusern, eingerichtet, hier aber etwas reinlicher anzutreffen sind.

Da ihnen nun die Natur gleichsam ihre Geschenke vom Lande verschlossen hat, und die wenigen Beeren, Kräuter, Wurzeln und Seegras, mehr zur Erfrischung, als zur Nahrung dienen, so bleibt ihnen nichts anders übrig, als daß sie ihre Speisen aus dem Thierreiche sammlen. Auch hat sie dafür die Natur einen ausnehmenden Wohlgeschmack daran finden lassen, so daß sie sich nichts besseres, und keine reichere Tafel denken können, als welche recht reichlich mit Rennthierfleisch besetzt ist. Nächst diesen lieben sie Seethiere, Seehunde, Fische und Seevögel, nicht, wie manche glauben, roh und unzubereitet, sondern, wie schon oben gesagt ist, alles Essen wird in dem über der Lampe hängenden Kessel gekocht. Die Sage, daß sie rohes Fleisch essen, kommt vielleicht daher, weil sie aus Gewohnheit oder Aberglauben, gemeiniglich bey Erlegung eines Thieres, ein kleines Stückchen rohes Fleisch oder Speck essen, und wohl auch etwas weniges von dem noch warmen Blute dazu trinken, allein man sieht leicht, worin dieser Gebrauch seinen Grund hat; man muß auch wissen, daß es bloß von den Frauen verrichtet wird, denn diese Handlung würde bey ihnen einem Manne Schande bringen. Wie sparsam, oder vielmehr, wie nutzbar sie mit ihren Nahrungsmitteln umzugehen wissen,

kann man aus folgenden Handlungen sehen. Der Kopf und Schenkel der Seehunde z. B. wird im Sommer unter dem Grase, des Winters aber der ganze Seehund unter dem Schnee verwahrt, nicht aber von der Fäulniß abgehalten, weil sie kein andres Mittel der Aufbewahrung kennen, und dennoch wird dieses halb verfaulte Seehundfleisch, wofür sie einen eigenen Namen haben und es Mikiak nennen, mit allem Appetit gegessen. Die Rippen werden an der Luft getrocknet und aufgehoben, das übrige Fleisch von Thieren und Vögeln, besonders die Fische, werden mit etwas Seewasser gekocht, die größern aber in Stücken geschnitten und an der Luft getrocknet, die kleinen gedörrten Heringe hingegen dienen ihnen zur täglichen Speise anstatt des Brodes. Sobald sie einen Seehund fangen, wird die Wunde verstopft, damit das Blut aufbehalten werde, welches sie in Klöße ballen, um Suppen daraus zu kochen. Auch das Eingeweide wird nicht weggeworfen; denn, wie schon gesagt, dienen die Gedärme von Seehunden zu Fenstern, Hemden und Zeltvorhängen, die von kleinern Thieren aber werden gegessen. Ihre ganze Zubereitung bestehet darin, daß sie bloß mit der Hand ausgedrückt werden, und das, was sich noch in dem Magen des Rennthieres befindet, ist ihnen eine so leckerhafte Speise, daß sie nur ihren besten Freunden davon geben, oder, mit Beeren und Thran vermengt, eine Speise bereiten, die sie um keine europäische Delikatesse vertauschen würden. Frische, faule und halb ausgebrütete Eyer, mit Beeren vermischt, heben sie zusammen in einem Sack von Seehundfellen, mit Thran angefüllt, als eine Erfrischung für den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel wird das Fett mit den Zähnen ausgezogen, und den Speck, der an den Seehundfellen beym Abziehen nicht ganz abgehet, schaben sie alsdann beym Gerben mit Mes-

sern ab, woraus sie eine Art Pfannkuchen machen, die sie sehr gern essen. Auch trinken sie eigentlich keinen Thran, wie einige glauben, sondern verkaufen ihn entweder, oder nützen ihn in ihren Lampen; wohl aber essen sie Speck zu trockenen Heringen, oder schmelzen ihre Fische darin, indem sie ihn erst zerkauen und auf eine unreinliche Weise in den Kessel ausspeyen. Ihr beständiges Getränke ist frisches Wasser, welches im Sommer durch Eis und Schnee kühl erhalten wird, wiewohl sie auch hierin, wie überhaupt in der Zubereitung ihrer Speisen, und in allem, was Reinlichkeit erfordert, äußerst unreinlich sind. Selten wird ein Kessel gewaschen, öfterer aber bloß von den Hunden ausgeleckt. Ihre Suppen essen sie zwar mit hölzernen oder beinernen Löffeln, die Fische aber, so wie das andere Fleisch, werden mit den Händen zerrissen, vor dem Munde abgeschnitten, und wohl gar der Schweiß ihres Gesichtes mit einem Messer abgestrichen und in den Mund gesteckt. Selbst bey Bewirthung eines Fremden belecken sie erst das Stück Fleisch, ehe sie es ihm darreichen, und man würde ihrer Gastfreundschaft sehr zu nahe treten, wenn man eine Abneigung gegen diese Unsauberkeit äußern wollte. Die Männer waschen sich sogar nicht eher, als wenn sie von der See kommen; alsdann lecken sie die Finger ab, und reiben sich die Augen damit aus, um das Salz, womit ihnen die See das Gesicht bedeckt hat, davon herabzubringen. Eben so die Frauen: sie waschen sich mit ihrem Urin, um ihre Haare wachsend zu machen, und sich, nach ihrer Meinung, einen angenehmen Geruch zu verschaffen. Wenn sie auf diese Weise ihre Haare im Winter gewaschen haben, gehen sie alsdann an die Luft, in die strengste Kälte, und lassen selbige stark frieren, welches zwar ihrem Kopfe ziemliche Stärke geben kann, aber ihre Gesellschaft sehr unerträglich machen muß. So wie sie

aber in allen Dingen ihre eigene Weise haben, so halten sie es auch bey dem Gebrauch ihrer Mahlzeiten für unnöthig, gemeinschaftlich zu essen, sondern wem hungert, der ißt, ausgenommen des Abends, wenn die Männer mit Beute von der See zurückkommen; alsdann wird eine Hauptmahlzeit gehalten, wo aber die Männer zuerst und alleine, hernach aber die Weiber essen dürfen. Unbesorgt für die Zukunft, arten sie öfters in Völlerey aus, und verzehren oft bey ihrem reichlichen Vorrath mehr, als ihnen der künftige Tag wiedergiebt; weshalb sie, wenn gegen den Frühling die Seehunde wegziehen, oder sonst große Kälte einfällt, vielmal gezwungen sind, zu hungern, und wohl gar im Nothfall ihre Zuflucht zu Seegras, alten Zeltfellen, Schuhsolen u. s. w. nehmen müssen, wenn sie ihr Leben erhalten wollen. Man kann nicht sagen, daß sie eine Abneigung für ausländische Speisen hätten, sondern, wie es jetzt ist, sind sie schon hie und da mit ihnen bekannt, und essen sie sehr gerne, besonders Brod, Erbsen, Grütze und Stockfische, nur kein Schweinfleisch, und das aus dem Grunde, weil sie gesehen haben, daß sich dieses Thier auch von Unreinigkeit nähret, eine Ursache, die um so auffallender ist, da sie selbst aus Unflath Leckereyen machen können. Auch verabscheueten sie ehedem starkes Getränke, und nannten es Tollwasser; jetzt aber hat ihnen der Umgang mit Europäern den Gedanken benommen, und wenn es ihnen ihre Armuth zuließe, würden sie den Gebrauch davon eben so weit treiben, als das übermäßige Essen. Diese Armuth verhindert sie auch an dem Ankauf des Tabaks, den sie schätzen gelernt haben, und in Ermangelung dessen dörren sie die Blätter, oder reiben sie auf einer heissen Platte, und mahlen sie zum Schnupfen.

Man muß zwar gestehen, daß sie, ihre Nahrung zu erwerben, auf eine sehr einfältige Art die Mittel dazu anwenden; allein diese Mittel sind so bequem und wohldurchdacht für sie, und die Uebung hat sie darin so erfahren gemacht, daß sie ohne künstliche Werkzeuge weit leichter und geschwinder ihre Absicht erreichen, als wir mit unsern besten Werkzeugen kommen würden. Ehedem bedienten sie sich zu der Jagd auf dem Lande eines Bogens von zartem Tannenholz, einer Klafter lang, und, um ihm desto mehr Schnellkraft zu geben, mit Fischbein oder Sehnen umwunden. Die Schnur war ebenfalls von Sehnen und der Pfeil von Holz, vorn mit einer Spitze von Bein mit Wiederhacken, hinten aber mit zwey Federn versehen; allein dieses Instrumentes bedienen sie sich jetzt nur dann, wenn sie keine Flinte kaufen oder borgen können. Zu der Wasserjagd haben sie fünf Geräthe; erstens einen Harpunpfeil mit der Blase, der Schaft ist eine Klafter lang und anderthalb Zoll dick, vorn steht darinnen ein beweglicher beinerner Stift einer Spanne lang, und auf demselben steckt die knöcherne Harpune, welche eine halbe Spanne lang, mit Wiederhacken und vorn mit einer zollbreiten Spitze versehen ist. Am hintern Ende sind zwey Federn von Wallfischknochen, eine Spanne lang und zwey Finger breit, damit sie desto gerader und also auch sicherer werfen können. Zwischen denselben wird das Werfbret einer Elle lang, unten einen und oben vier Daumen breit, befestiget, an beiden Seiten mit einer Kerbe, um es mit dem Daumen und Vorderfinger festzuhalten. An den Harpunen hängt ein Riem, gegen acht Klaftern lang, welcher erst vermittelst eines beinernen Ringes an einen Stift in der Mitte des Schafts befestiget wird, und dann vorn auf dem Boot in einem beinernen Ring aufgerollt liegt, und endlich an die hinter dem Grönländer lie-

gende Blase befestiget ist. Der Harpun fährt also vom Schaft ab, und ist in jedem Betracht ein absichtvolles, künstliches Instrument, welches ihrem Erfindungsgeist zu nicht geringer Ehre gereicht. Das andere Instrument ist die große Lanze, welche zwey und eine halbe Elle lang, und vorn mit einem spitzigen Eisen, aber ohne Wiederhacken, versehen ist. Drittens die kleine Lanze, die mit einer befestigten langen Degenspitze versehen ist, und diese drey Pfeile braucht der Grönländer zu dem Seehundfange. Zu der andern Art, oder der sogenannten Klopfjagd, gehört ein Wurfpfeil, zwey und eine halbe Elle lang, vorn mit einem Schuh langen und Finger dicken, runden Eisen statt des Wiederhackens versehen; und eines ähnlichen Instruments, von etwas weniger Länge, bedienen sie sich zum Fange der Vögel.

Dieselbe einfache, aber sinnreiche, Erfindung kann man an ihren Fahrzeugen sehen, deren sie zwey, ein großes und ein kleines, haben. Das große oder Weiberboot, auf grönländisch Umiak, ist gemeiniglich sechs, oft auch bis neun Klaftern lang, vier bis fünf Schuh weit, und drey Schuhe tief, vorn und hinten zugespitzt und unten glatt. Die Zubereitung ist sehr einfach: es wird bloß von leichten Latten, die etwa zwey Finger breit sind, zusammengesetzt, mit Fischbein verbunden und mit Seehundleder überzogen. Ueber diese Hölzer sind dünne Querbalken in Fugen gelegt, und mit dem Kiel laufen zu beyden Seiten eine Ribbe vorn und hinten in eins zusammen. Auf den untern Ribben sind auf beyden Seiten Pfosten aufgerichtet, auf welchen der Rand des Bootes ruhet: diese Pfosten werden von den Ruderbänken, deren zehn bis zwölf sind, hinauswärts gedrückt, und diese ruhen an jeder Seite auf einer Ribbe. Diese ganze künstliche Arbeit verrichtet der Grönländer ohne die

geringste Kenntniß der Mathematik, noch durch Hülfe einer Schnur, eines Zirkels oder irgend eines Meßinstrumentes; sondern wenn er mit diesem Gerippe, was sein Messer, ein kleiner Bohrer und Meißel gearbeitet hat, fertig ist, so überzieht es die Frau mit frischgegerbtem und noch weichem, dicken Seehundfell, verpicht die Näthe mit altem Speck; und ob sie auch alle Jahre einer Ausbesserung bedürfen, so sind sie doch weit absichtsvoller für das Wasser, und leicht zu erhalten. Dennoch ist es nur ein Fahrzeug für die Weiber, wie dieses der Name anzeiget, und wird auch bloß von den Weibern gerudert, derer gemeiniglich viere sind; denn für die Männer wäre es beschimpfend, und nur im äußersten Nothfall dürfen sie auf Hülfe der Männerboote warten. In solchen Booten fahren sie mit ihren Zelten, allem Hausgeräthe und Gütern, öfters wohl mit zwanzig Menschen beladen, hundert bis zweyhundert Meilen weit nach Norden und Süden; die Männer aber fahren nebenher im Kajak, eigentlich als eine Begleitung und Zuflucht im Unglücke. Mit diesen Fahrzeugen legen sie gemeiniglich des Tages sechs Meilen zurück, und laden bey jedem Nachtlager ihren Vorrath und ihre Zelte aus, ziehen das Boot ans Land, stürzen es um, und können sie nicht weiter kommen, so tragen es etliche über Land, bis in ein besseres Fahrwasser. Das Männerboot ist kleiner, drey Klaftern lang, doch ebenfalls vorn und hinten spitzig, in der Mitte aber nicht anderthalb Schuh breit und kaum einen Schuh hoch, übrigens aber auf dieselbe Weise und von denselben Geräthschaften erbauet, als die Boote der Weiber. Es ist unglaublich, mit welchem Muthe sie sich auf diesen leichten Schiffgen in die See hinein wagen, mit welcher Geschicklichkeit sie dem Seehund, wie dem Vogel, nachjagen, und, käme sogar eine Welle, auch dieser durch Unerschrockenheit entgehen, oder würden

sie ja von ihr bedeckt, selbst unterm Wasser eine so geschickte Wendung zu machen wissen, daß sie in kurzer Zeit wieder oben sind, und überhaupt durch ihre vortheilhafte Seekleidung vor allen Zufällen gesichert bleiben, und jedem zu begegnen verstehen, außer in dem einzigen Falle, wenn sie die Ruder verlieren; alsdann sind sie gemeiniglich verloren, wenn nicht etwa in der Nähe ein Boot ist, das ihnen zu Hülfe eilet.

So gute und geschickte, ja man kann sagen künstliche Seeleute die Grönländer sind (denn sie üben sich wirklich auf eine mannigfaltige Art, den Unfällen zu entgehen), so manches Gute kann man auch an dem Verhalten in ihrem Hauswesen gewahr werden, wenn man anders Grönländer, nicht aber policirte Europäer, zu sehen geneigt ist. Hier muß man bey den Sitten und Gebräuchen der Einwohner sehr wohl unterscheiden, was diejenigen für Gebräuche haben, welche noch ganz fremd mit aller Verfeinerung des menschlichen Lebens sind; und solche, die durch den Umgang mit Europäern diese Unwissenheit ersetzt haben, aber auch leider mit manchem neuen Bedürfniß bekannt geworden sind, welche zu ihrer Befriedigung weit mehr Mühe kosten, als ehedem Geduld nöthig war, diese Wünsche zu entbehren.. Selbst die wilden Familien, wenn sie anders diesen Namen verdienen, führen ihrer Art nach ein stilles und eingezogenes Leben; und ob man gleich manche Laster der Ausschweifung sehr natürlich bey ihnen finden würde, so lehret doch die Erfahrung gerade das Gegentheil: sie verletzen die eheliche Treue eben so wenig, als sie sich außer derselben einen schädlichen Umgang erlauben, und manches grönländische Mädchen glaubt von ihrer Sittsamkeit schon zu viel nachgelassen zu haben, wenn sie an öffentlichen Orten, oder in geheimen, nur eine

Prise

Prise Tabak von einer Mannsperson angenommen. Selten heurathen sie eher, als im zwanzigsten Jahre, und es kann nicht fehlen, daß ihre Ehen sehr glücklich seyn und bleiben müssen, weil sie alle aus dem Grunde entstehen, der bey allen Ehen in der Welt der erste seyn sollte. Der junge Grönländer fragt weder bey den Eltern, noch bey sonst jemand, wie viel wohl seine künftige Frau Vermögen habe? sondern bloß, wie viel sie Geschicklichkeit im Haushalten, Nähen und andern häuslichen Beschäftigungen besitze; eigentlich weiß er zwar schon, daß er von seiner Braut weiter nichts fordern kann, als ihre Kleider, ihr Messer, ihre Lampe, und, wenn es recht herrlich ist, einen Kessel von Weichstein; so wie auch diese nur darauf siehet, ob ihr künftiger Mann ein guter Seejäger ist. Bey diesen Heurathswerbungen kommen manchmal seltsame Vorfälle zum Vorschein, nicht auf Seiten der Eltern, denn deren Einwilligung ist leicht zu erhalten, vielmehr von der Braut, welche oft so seltsame Weigerung und Schamhaftigkeit dabey vornimmt, auch nicht selten zu wiederholtenmalen davon läuft, und wohl gar durch Schläge dazu gezwungen werden muß, ihren Stand zu verändern, daß man sich allerdings wundern muß, wie sie etwas so sehr zu fliehen suchen, was sie lange vorher auf eine so eifrige Art zu erhalten dachten, und wofür schon ihre Mütter, wie wir oben gesehen haben, Sorge trugen. Diese Abneigung, wenn es anders nicht bey manchen mißverstandene Schamhaftigkeit oder Ziererey ist, kann wohl ihren Grund in der Gewalt ihrer künftigen Männer haben, die oft um wenig Ursache ihre Weiber verstoßen, und andere annehmen, obschon dieser Fall, so wie die Vielweiberey, eben nicht sehr häufig anzutreffen ist, und gewiß muß das Blut der Grönländerinnen sehr hitzig seyn, oder ihr Stolz noch

em-

empfindlicher gekränkt werden können, als der Stolz einer Europäerinn, weil es oft nur ein unfreundliches Wort des Mannes, oder das Mißverträgniß mit ihren Hausbewohnern bedarf, um sich von der Ehe zu scheiden, oder wenigstens ihren Mann in eine üble Nachrede zu bringen. Auch sind die Ehen der Grönländer nicht sehr fruchtbar, und sie finden an ihrer zu starken Vermehrung sogar einen Ekel, weil, wenn sie von der starken Bevölkerung der Ausländer reden hören, sie allemal eine verächtliche Vergleichung mit ihren Hunden bezeigen. Hingegen haben sie auch für ihre Kinder ebenfalls eine mütterliche, und, wie wir bald bey ihrer Art der Erziehung sehen werden, eine schädliche Liebe. Die Mutter trägt ihr Kind bey jeder Verrichtung und an allen Orten auf dem Rücken mit sich herum, und säugt es bis in das vierte Jahr, weil sie keine Mittel zu zarten Kinderspeisen kennen. In der Art, ihrer Kinder Herzen zu bilden, haben sie ganz einen eigenen Gang, und gerade das Gegentheil von der Erziehung gesitteter Völker. Ohne Zucht, ohne Strafe, ohne die mindesten Verweise, sehen die Eltern den Fehlern und Untugenden ihrer Kinder zu, und bequemen sich in jedem Fall, selbst dann, wenn die Kinder zu den trotzigsten Forderungen schreiten, nach ihrem Willen, und doch zeigt im Gegentheil die Erfahrung, daß sie ganz anders denken und handeln, wenn sie zu reifern Jahren gelangen. Wahrscheinlich liegt die Ursache dieser Behandlung in der Grönländer beharrlichem Charakter, der sich mit Sanftmuth zu allem brauchen, durch Gewalt aber eher tödten als zwingen läßt. Dasselbe lassen sie also auch bey ihren Kindern gleichsam zur andern Natur werden, und wenn sie dieselben zu einigen Verrichtungen nützen können, lassen sie ihnen dennoch allemal die freye Wahl, den Befehlen der Eltern zu

folgen

folgen oder nicht, bis diese nach mehrern Jahren die Nothwendigkeit einsehen lernen, ihre Eltern zu ehren und zu lieben.

Die ersten Verrichtungen eines kleinen Grönländers, sobald er sich nur seiner Hände und Füße bedienen kann, sind: der Vater giebt ihm einen kleinen Pfeil und Bogen in die Hand, und läßt ihn nach allerhand Zielen werfen, oder zum Spiel Geräthschaften schnitzen. Im zehnten Jahr bekommt er einen Kajak, oder Boot, damit er sich mit seinen Gespielen im Fahren, Umwerfen, Aufstehen, Vögel und Fische fangen üben kann, wobey die Eltern die junge ehrgeizige Seele so gut zu stärken verstehen, daß sie zu seiner nicht geringen Ehre, wenn er den ersten Seehund erlegt hat, ein großes allgemeines Gastgebot anstellen, wobey jedermann die Geschicklichkeit des kleinen Fischers preiset, und in der Schmeicheley so weit gehet, daß er vorgiebt, er habe nie einen Seehund gegessen, der so wohlschmeckendes Fleisch gehabt habe. Ist er bis zum zwanzigsten Jahre gekommen, alsdann bauet er sein Boot selbst, heyrathet, bleibt aber bey seinen Eltern wohnen, und die Mutter behält alsdann im Hause allemal die Oberherrschaft. Eben so werden die Mädchen bis ins vierzehnte Jahr gehalten, wo sie alsdann zum Nähen, Kochen, Gerben, und, wenn sie größer sind, zum Häuser- und Bootbau angehalten werden.

Diese Art der Einrichtung giebt also einen hinlänglichen Begriff, wie sich die Erwachsenen in ihre Geschäfte zu theilen pflegen. Der Mann besorgt sein Jagdgeräth und zimmert die Boote, die Frau aber überzieht sie. Des Mannes Pflicht ist, die Fische zu fangen, und der Weiber ihre, aus dem Wasser auf das Land zu ziehen, sie zuzubereiten; und haben sie selbst keine Kinder, die der Frau ihre Arbeit erleich-

tern

tern können, so nimmt er lieber arme Kinder für die seinen an, ehe er sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigen sollte, weil sie eine große Schande damit verbinden, und auch diejenigen männlichen Kinder, so keine Geschicklichkeit zur Jagd haben, theils verachten, theils bloß als Gehülfen der Weiber ansehen. Man sieht also, wie traurig das Schicksal des weiblichen Geschlechtes ist, zumal da sie, wenn sie keine Söhne haben, nach ihres Mannes Tode genöthigt sind, entweder von fremder Hülfe zu leben, oder im hohen Alter (wenn anders diese Nachricht gegründet ist) lebendig begraben werden, oder sich selbst in die See stürzen müssen. Wie mühevoll ihr Leben ist, bezeiget das Gesagte, und als einen Beytrag desselben wollen wir noch etwas weniges von der Art und Weise, wie sie das Leder zubereiten, hinzuzusetzen, weil es eigentlich zu ihrem Hauptgeschäfte gehöret.

Die haarichten Seehundfelle z. B. werden sehr dünn geschabt, vier und zwanzig Stunden in Urin gelegt, alsdann auf grünem Rasen ausgespannt und mit Seehundribben angepfählt, damit sie trocknen; wollen sie aber die Haut verarbeiten, so wird das Fell mit Urin eingesprengt, mit Bimstein zwischen den Händen gerieben und geschmeidig gemacht. Das Sohlleder wird etliche Tage gebeizt, und, wenn die Haare losgeweicht sind, mit Messern und mit den Zähnen abgeschabt, alsdann etliche Tage in süßes Wasser gelegt und hierauf getrocknet. Auf diese Weise, mit wenig Unterschied, bereiten sie das Leder zu den Schäften der Stiefel und Schuhe, der Wasserkleider, ihre Landpelze, die Bootfelle, so wie die Felle der Vögel, nur daß sie allemal auf Stärke oder Schwäche des Leders Rücksicht nehmen, und auf die Bestimmung, wozu sie es bereiten. Eigentlich sind die Vögelfelle nur zum Putz bestimmt, denn aus den

Rücken

Rücken der Felle machen sie ihre dünnen, leichten Unterkleider, aus den Bäuchen die warmen Winterkleider, und aus den Hälsen die Staatspelze, wobey sie gemeiniglich die Federn auswärts kehren.

Diese unsaubere Zubereitungsart kann ihnen keinesweges angerechnet werden, da sie der bessern Mittel entbehren müssen: und so abschreckend, ekelhaft und unreinlich der erste Anblick ihres ganzen Hauswesens, so wie ihre eigene Person selbst, erscheint; so sehr verliert sich dieses Vorurtheil, wenn man gezwungen ist, diesen Ekel zu überwinden. Ein so kleiner Raum, als der ist, worin oft zehn Familien beysammen wohnen, die an sich schmutzigen Lebensmittel und die noch schmutzigere Zubereitungskunst, entschuldiget sie völlig: vielmehr ist es eine seltene und lobenswerthe Erfahrung, daß sie bey allen diesen Mängeln, ihrer Art nach, Sorge genug anwenden, daß alles ordentlich zugehe, und ohne Noth keine grössere Unreinlichkeit statt finde, als die, so sie zu verrichten gezwungen sind. Jede Familie im Hause lebt mit der andern verträglich, jede sucht der andern gefällig und dienstfertig zu seyn, und vergißt, selbst beym Ueberfluß, der Armen nicht, ohne daß diese erst ihre Güte anzusprechen nöthig haben.

Aus demselben Grunde sind ihre Zusammenkünfte mehr herzlich, als nach einer gewissen Form zugeschnitten, ihr Umgang weit entfernt von Hinterlist oder Verstellung; und ohne Komplimente, ohne Verbeugungen, ohne sclavische Unterwürfigkeit gegen Obere oder Reiche, gehen sie zusammen, sind in der Gesellschaft munter, gesprächig, scherzhaft, wohl gar witzig, und zeigen in allen Handlungen unverkennbare Spuren eines schlummernden Geistesvermögens, das nur einer kleinen Auflösung bedarf, um sich in Wirksamkeit zu setzen, wovon die dasigen Missionen die über-

zeu-

zeugendsten Beyspiele darstellen. Man kann ohnmöglich mehr von ihnen fordern, als was sie leisten: und wie gutmüthig muß ihr Charakter seyn, wenn sie, wie uns die Missionairs versichern, unter sich auf keine Sittlichkeit Rücksicht nehmen, weil sie einander nichts übel aufnehmen, sogleich aber auch ein anderes Betragen annehmen, sobald sie sehen, daß sie durch irgend eine Handlung den Fremden lästig werden sollten. Hiervon spricht selbst die freundschaftliche Aufnahme, wenn sie einander besuchen, wo sie, um gern gesehen zu seyn, jedesmal das Beste von ihrem Vorrath mitnehmen, und der Wirth seines Theils läßt wieder den ankommenden Gästen, mit Theilnehmung seines ganzen Hauses, die Freude fühlen, die ihm ihr Besuch erwecket. Ist es ein ansehnlicher, oder recht willkommener Gast, so wird er gemeiniglich unter Singen bewillkommt; alles ist geschäftig, sein Fahrzeug ans Land zu bringen und auszuladen, jeder will den Gast in sein Haus führen, und ist sogleich geschäftig, ihm trockne Kleider zu geben und die seinigen zu trocknen. Die Männer setzen sich alsdann zusammen, und eben so die Weiber, unterhalten sich von Neuigkeiten, von der Jagd, von ihren Verwandten und Begebenheiten, wobey sie sehr fleißig Tabak nehmen. Bey der Mahlzeit, wozu oft mehrere Gäste gebeten werden, zeigen sie sogar Aufwand, und so schlecht ihre Kochkunst beschaffen ist, so steigen dennoch ihre Gerichte oft bis auf zehn Schüsseln, und sie verbringen unter allerhand Gesprächen und Erzählungen (am liebsten, wenn Europäer dabey sind) etliche Stunden, bis alsdann wieder den Fremden der beste Ort, oder das weichste Fell, zur Schlafstelle angewiesen wird.

Ehrlichkeit ist das Hauptgesetz, wenn sie etwas mit einander zu handeln haben, das sie nur alsdann

nicht

nicht halten zu dürfen glauben, wenn sie es mit Europäern zu thun haben, und das aus dem Grunde, weil sie klüger als jene seyn wollen. Ihr ganzer Handel ist aber eigentlich nur ein Tausch, theils unter sich selbst, theils mit den Kauf- und Schiffleuten, und ihre zur Neugier und Veränderlichkeit gestimmte Gemüthsart unterhält diesen Tausch sehr häufig, weshalb sie auch eine Art von Jahrmarkt unter sich halten; denn wo eine große Versammlung Grönländer anzutreffen ist, als z. B. bey einem Tanz, oder im Winter bey dem Sonnenfest, dessen wir weiter unten gedenken werden, finden sie sich allemal sehr zahlreich ein, wo sie ihre Waaren anbieten, und sagen, welche sie dagegen einzutauschen gesonnen sind. Der gewöhnlichste Handel besteht in Gefäßen von Weichstein, weil er nicht an allen Orten zu finden ist, und da die in Süden keine Wallfische, die in Norden aber kein Holz haben, so ziehen alle Sommer, ja von der Ostseite des Landes, viele Boote voll Grönländer, wohl zweyhundert Meilen weit, mit neuen Weiberbooten, nebst den dazu gehörigen Werkzeugen, aus, und tauschen dafür Einhörner, Zähne, Knochen, Fischbein und Sehnen von Wallfischen ein, die sie auf ihrem Rückwege zum Theil wieder verhandeln. Bey so einem weiten Zuge bleibt niemand von der Familie zu Hause, sondern alles, was mitgenommen werden kann, wird eingeschifft, weil oft Jahre dazu erforderlich sind, ehe sie wieder zurückkommen, woran sie theils der einfallende Winter, theils die äußerst mühsame Schifffahrt verhindert. Indessen verlieren sie bey diesen Reisen nicht das mindeste, sondern haben den Vortheil, neue Waaren zu erhalten, und überall, wo sie hinkommen, finden sie eine willige Aufnahme. An die Kaufleute setzen sie eigentlich Fuchs- und Seehundfelle, am meisten aber Speck ab, und erhalten dafür kein Geld, weil sie keinen Werth

darein seßen; denn es ist ihnen ganz einerley, ob sie ein Goldstück oder einen Rechenpfennig, eine Glasperle oder einen Diamant erhalten, wenn es nur glänzt. Weit höher schätzen sie aber Eisen und Tabak, weil diese Dinge ihren Bedürfnissen zu statten kommen, und deshalb geben ihnen auch die Kaufleute gegen ihre Waaren, nach einem festgesetzten Preise, Eisen, Messer, Sägen, Bohrer, Meissel, Nähnadeln, Leinwand aller Art, wollne Strümpfe, Mützen, Schnupftücher, Breter, hölzerne Schüsseln, blecherne Teller, kupferne Kessel, Spiegel, Kämme, Band, nebst allerley Spielwerk für die Kinder. Am allerliebsten aber nehmen sie Flinten und Pulver nebst Bley, und weil sie eine sehr große Neigung für den Tabak hegen, so sind sie für dieses Produkt alles zu thun fähig, ja, es vertritt öfters die Stelle der Bezahlung für irgend eine Arbeit.

Auf solche Art führen also die Grönländer kein müßiges Leben, sondern sind in steter Thätigkeit, und in vielen Dingen weit thätiger, als manche policirte Völkerschaft unsers Erdbodens; dafür entschädigen sie sich auch, gleich jeder andern Nation, durch **Vergnügungen** und Zeitvertreibe, und zwar besteht eine ihrer Hauptvergnügungen in der Feyer des Sonnenfestes, dessen wir oben gedacht haben. Dieses Fest ist kein religiöses Fest, wie man dem ersten Anschein nach glauben könnte, sondern bloß ein Vergnügen, welches sie zur Zeit der Sonnenwendung im Winter, gegen den Ausgang des Decembers, anstellen, und sich über die Rückkehr der Sonne und über gutes Wetter zu ihrem Fange erfreuen. Diese Lustbarkeit wird durch das ganze Land mit gleicher Theilnehmung begangen, weit umher ziehen sie in Gesellschaften zusammen, und bewirthen einander, so viel es ihr Vorrath erlaubet, wo allezeit der **Tanz** die Hauptrolle

dabey

dabey hat. Freylich können sie sich zu diesen Tänzen wenig ermuntern, da es ihnen an musikalischen Instrumenten fehlt, indessen finden sie auch an den ihrigen Gefallen, und der Schall einer Trommel, welche aus einem zwey Finger breiten Reif von Holz oder Wallfischbein besteht, und nur auf einer Seite mit einem dünnen Fell, oder der Haut von der Wallfischzunge überzogen, ein wenig oval, etwa anderthalb Schuh breit und mit einem Schaft zur Handhabe versehen ist, setzt die Füße aller Anwesenden in Bewegung. Gemeiniglich tanzt aber nur einer auf einmal, indem er diese Trommel schägt, und bey jedem Schlage allerhand hüpfende Bewegungen vornimmt, die rühmlichen Geschäfte des Seehundfangs, oder die Thaten seiner Vorältern dabey absingt, und am meisten die Rückkehr der Sonne auf eine freudige Weise an den Tag leget. Während dessen sitzen die Zuschauer, und stimmen wechselsweise, durch unverständliche Ausrufungen, in seinen Gesang ein; und es ist zu bewundern, mit welchem absichtsvollen Mienenspiel, oder Bewegungen seines Körpers, er den Ausdruck anzeigt, den der Inhalt seines Gesanges erfordert. Dieser Auftritt dauert für jeden gemeiniglich eine Viertelstunde, oder so lange, bis er erschöpft ist, alsdann löset ihn ein anderer ab, und so bringen sie öfters die ganze Nacht und viele Nächte nach einander in diesen Tänzen zu. Aehnliche Tänze werden aber auch zu andern Jahreszeiten, und gemeiniglich wenn ihre Vorrathshäuser recht voll sind, angestellt, wo sie meistens, wie oben gesagt, einen Handel dabey treiben; aber sonderbar ist es, daß sie sogar ihre Streitigkeiten singend und tanzend ausmachen, welche daher auch den Namen **Singestreit** erhalten haben. Gewiß sind die Grönländer das einzige Volk, das diesen unbescholtenen Weg geht, zu ihrem Rechte zu gelangen, und unter Tanz und Singen

ihre gute Sache zu behaupten suchen; wo ihre Brüder an manchen Orten kaum mit Feuer und Schwerdt, oder doch mit Verlust ihrer ganzen Habe, dazu gelangen können. Glaubt nämlich der Grönländer von seinem Nachbar beleidiget worden zu seyn, so fängt sich der Gang seiner Wiedererstattung auf folgende Weise an. Er äußert gegen seinen Beleidiger nicht die geringste Rache, sondern verfertiget bloß einen satyrischen Gesang, den er in Gegenwart seiner Familie absingt, und so lange singt, bis sie ihn alle auswendig können. Hierauf wird in der Gegend umher bekannt gemacht, daß der oder jener auf seinen Gegner singen will, und am bestimmten Ort und Tage findet er sich mit seinem Beklagten und mit einer Menge Zuschauer ein. Hierauf versammlen sich alle in einen Kreis, und der Kläger sagt tanzend, mit der Trommel in der Hand, seinem Beklagten die Beleidigung vor, wobey ihm seine Beygehülfen wechselsweise mit einstimmen. Sobald dieser ausgesungen hat, thut der Beklagte ein gleiches, und beantwortet, ebenfalls unter allerhand scherzhaften Ausdrücken, die Ungültigkeit seiner Anklage. Hierauf entsteht nun eigentlich ein Streit- oder Wettgesang, denn einer sucht den andern zu überschreyen, und wem es glückt, das letzte Wort zu behalten, hat gewonnen, erhält viel Ehre bey den Zuschauern, und wird auf der Stelle wieder mit seinem Gegentheil ausgesöhnt. So schnell sind ihre Processe geendiget, und so wenig wissen sie noch die Kunst, andere, die mehr haben, zu beneiden, oder durch gewaltsame Mittel an sich zu bringen. Ohne Gesetze, ohne Zwang, ohne Strafen, beugt keiner die natürlichen Rechte, sondern er läßt jeden in dem ruhigen Besitz von dem, was er sich durch seinen Fleiß erwarb, und leidet eben so wenig andere Gesetze, als er selbst welche befiehlet.

Die Art, wie sich junge Leute vergnügen, bestehet unter andern auch in einer Art von Ballspiel. Wenn sie sich nämlich in zwey Haufen gestellt haben, so wirft einer von den Spielern die Kugel einem seiner Gesellschafter zu. Die von dem gegenüberstehenden Haufen suchen sie ihm wegzunehmen, welches wechselsweise unter ihnen fortgesetzt wird. Oder es werden zwey Ziele in einer Entfernung von vierhundert Schritt von einander gesetzt. Die Spieler theilen sich, wie bey dem vorigen Spiel, in zwey Haufen, so daß sie zwischen den beyden Zielen gerade in der Mitte zusammen kommen. Darauf werfen sie die Kugel auf die Erde, und ein jeder sucht sie mit den Füßen nach dem Ziel hinzustoßen; derjenige, so zuerst die Kugel bekommt und zuerst an das Ziel gelangt, hat gewonnen. Sind sie dessen satt, so üben sie sich mit der Faust im Ringen, in allerhand wunderbaren Aufhängungen ihres Körpers an Riemen, oder spielen mit einer Art Kräusel, wenn die Mädchen gemeiniglich singen oder tanzen.

In jeder Familie ist der Vater das Oberhaupt, und wo einige zusammen leben, bleibt dieses Recht doch allemal dem Vater allein übrig, sobald sie nur in sofern ihre gegenseitigen Verträge erfüllen, daß sie gemeinschaftlich auf Ausbesserung des Hauses und dessen Erheitzung bedacht sind; und selbst dann, wenn unverträgliche Familien zusammen wohnten, so ist dieß ihre einzige Maaßregel, daß sie auf künftiges Jahr nicht mehr beysammen wohnen, und daß der Hausvater zuvor einen satyrischen Gesang absingt. Da sie selten oder nie in den Fall kommen, Rathgeber oder Anführer bey wichtigen Vorfällen zu bedürfen, so ist auch diese Würde unter ihnen nicht bekannt, wiewohl sie bey großen Zügen allemal dem verständigsten Manne folgen, weil er die Wege am besten

kennt, von dem sie sich aber auch wieder augenblicklich trennen können. Abgaben können ebenfalls nicht statt finden, weil sie weiter nichts haben, als was sie bedürfen, und deshalb sind sie auch von je her das glückliche Volk, das dem Raube entgangen ist, weil sich niemand an ihnen bereichern würde.

Ihre ganz in der Schule der Natur erlernten Gewohnheiten verdienen, daß wir hier noch einen Augenblick verweilen, weil es widersprechend zu seyn scheinen könnte, da einige Schriftsteller sehr viel von ihren hergebrachten Gewohnheiten und Gesetzen reden, wir aber gesagt haben, sie hätten gar keine. Obschon das letztere sehr erwiesen und zuverlässig gewiß ist, so können doch die folgenden liebenswerthen Eigenschaften der Grönländer allenfalls diesen Namen erhalten; allein man findet bey näherer Prüfung, daß sie unzertrennlich mit ihrem Charakter verwebt sind, und daß es nicht hergebrachte Gewohnheiten, wohl aber verehrungswerthe Kennzeichen der unverdorbenen Naturkinder sind. Der Kaufmann Dalager sagt z. B. in seiner Relation:

„Ein jeder kann zwar wohnen, wo er will; findet er aber schon einen Einwohner vor sich, so landet „er nicht eher, als bis man ihm zu erkennen gegeben, „daß man ihn gern habe. Die Jagd und Fischerey „steht jedermann überall frey, und es hat sich niemand zu beschweren, wenn ganz Unbekannte an einen fischreichen Ort kommen, und sogar bey einem „mit Mühe aufgebauten Lachsdamm fischen: handeln „die Fremden dagegen, so gehen die Eingebohrnen „lieber davon und darben, als daß sie mit ihnen zanken sollten. Wer an einem Strande Holz oder gestrandetes Schiffgut findet, dem gehört es, wenn „er auch nicht da wohnet. Er muß es aber ans Land „schleppen und einen Stein darauf legen, zum Zeichen,

„daß

„daß sich jemand dessen schon angenommen habe, und „alsdann wird es gewiß kein anderer Grönländer an„rühren. Wenn ein Seehund, der mit dem Werf„pfeil davon läuft, von einem andern getödtet wird, „so gehört er doch dem, der ihn zuerst geworfen hat. „Treffen zwey zugleich in einen Seehund, so theilen „sie ihn, und eben so halten sie es mit den Vögeln. „Findet jemand einen todten Seehund mit der Har„pun, so behält er denselben; die Harpun aber giebt „er dem zurück, der sie verloren hat. Wird ein Wall„roß oder dergleichen Thier gefangen, so nimmt der „Treffer den Kopf und Schwanz für sich, vom Rum„pfe aber mag jedermann schneiden, so viel er be„kommen kann. An einem großen Wallfisch haben „alle, selbst die Zuschauer, gleichen Antheil. Wenn „einige zugleich ein Rennthier schießen, so gehört es dem, „dessen Pfeil zunächst am Herzen getroffen hat, wie„wohl er dem andern auch etwas davon giebt; und „nur seitdem sie mit Kugeln schießen und niemand „seine Kugel so genau kennen kann, ist dieses Gesetz „schon ziemlich schwankend gemacht worden. Wer „eine Fuchsfalle baut und sie eine Zeitlang nicht auf„stellt, der kann an den Gefangenen keinen Antheil „nehmen, wenn sie von einem andern aufgestellt wor„den ist. Stirbt jemand, ehe er seine Schulden be„zahlt, so werden die Hinterlassenen mit keiner For„derung betrübt, nach langer Zeit aber kann man „die dafür eingetauschte Sache wieder geben und das „Seinige nehmen.“

So wenig sich diese angeführten Gewohnheiten auf ein policirtes Volk anwenden lassen, und so wahr es ist, daß viele derselben auf Unbilligkeit und auf den Nachtheil der Kaufleute hinauslaufen mögen; so gewiß verräth doch jede Handlung, wie sehr sie als Grönländer die Rechte der Natur und Billigkeit

fühlen, und lieber von ihrem eigenen Rechte etwas nachlassen, als daß sie fremde Rechte schmälern sollten. Die obigen Schilderungen sind gewiß hinreichend, den moralischen Charakter dieser Nation, oder, wie sie Ununterrichtete nennen, dieser Wilden, zu überblicken. Freylich haben sie auch ihre Fehler, aber doch allemal sind ihre Fehler bloß dem Verstande, nie aber dem Herzen, vorzuwerfen; und diejenigen Schriftsteller haben ihre Urtheile bloß auf falsche Sagen gegründet, die dem Charakter der Grönländer entweder lauter Tugenden, oder lauter Schattenseiten, ja, wie einige, wohl gar keine einzige Tugend zugestehen wollen. Indessen würde auch unser Urtheil partheyisch scheinen, wenn wir gar nichts von ihren Schwächen sagen wollten, die, im Ganzen genommen, freylich mehr auf unsere ausländischen Gewohnheiten, als auf ihre inländischen, Einfluß haben.

Nicht alle sind tugendhaft, nicht alle sind böse unter ihnen; und man findet eben so leicht einen vernünftigen, nachdenkenden und gutherzigen Mann, als man auf einen Faulen, auf einen Lügner, Eigennützigen, und, wenn anders die Nachrichten Glauben verdienen, auch Grausamen zu kommt. Dieses letztere Laster soll sich besonders alsdann äußern, daß, während eine Wittwe, die keine nahen Verwandten hat, mit ihren Kindern in der größten Betrübniß auf dem Boden liegt und ihren Verlust beweinet, indessen die Erben ihres Mannes, von denen sie nicht Erbinn ist, die kleinste Verlassenschaft heimlich davon tragen, unbesorgt, was aus der armen Wittwe, wenn sie zumal keinen Sohn hat, werden soll. Es bleibt ihr also hier nichts übrig, als selbst ihren Räuber zum Mitleid zu bewegen, der sich auch eine Zeitlang willig dazu finden läßt. Hört aber dieses Mitleiden auf, so ist sie gezwungen, von ihm zu ziehen; und wenn

sie

sie unfähig wird, länger mit Fischen, Muscheln und Seegras ihr Leben zu erhalten, so überläßt man sie entweder der Verzweifelung, oder dem Hunger. Dieses soll auch eine von den Hauptursachen seyn, weshalb die Bevölkerung Grönlands von Jahr zu Jahr merklich geringer würde, zumal da fremde Sitten und Bedürfnisse sie schon zu viel gelehrt haben, wie viel sie eigentlich entbehren müssen.

Wir können hier nicht entscheiden, wie viel diese Schilderung Beyspiele aufzuweisen hat, eben so wenig, als bey den folgenden vorfallenden Mordthaten, deren sich einige, wiewohl es sehr bedächtig heißt, nur sehr selten einige, schuldig machen. Ihr an und für sich sanftmüthiges Herz spricht fast laut wider diese Anklage, indessen können die Missionaren doch auch Beyspiele gesehen haben, wo sie sagen, es gäbe Meuchelmörder, welche ihre That hinterlistig auf der See verrichteten, indem sie des andern Boot umstürzten, und, anstatt ihm Hülfe zu leisten, ihn umkommen ließen; oder daß er ihn von hinten mit dem Harpun erstricht, und den Körper in die See wirft. Erfahren es die Freunde des Getödteten, so schweigen sie völlig von der ganzen That, halten aber im Herzen den Augenblick der Rache verborgen, und tragen ihn wohl auf Kind und Kindeskind fort. Der letztere, und wirklich traurigste Fall einer grausamen Handlung soll dieser seyn, daß diejenigen, so im Rufe der Hexerey stehen, und von keinen Verwandten unterstützt werden, ohne Schonung gesteiniget, verbrannt, zerschnitten und ins Meer geworfen werden, oder was für eine Mißhandlung ihnen in diesem Augenblick einfallen mag. Hierzu ist öfters nicht mehr Ursache nöthig, als daß ihre Pfeile nicht treffen, ihre Flinten versagen; und so hat man Exempel angegeben, daß ein Mann in solchem Fall seine

eigene Mutter, oder Schwester, im Angesicht aller Hausgenossen erstochen, und niemand deshalb Rechenschaft von ihm gefordert habe. In solchen Zuständen bliebe also der Beschuldigten kein anderes Rettungsmittel übrig, als daß sie, wenn sie nicht auf obige Weise ihr Leben verlieren will, dasselbe lieber vor der Zeit freywillig in der See zu enden gezwungen ist.

Sollten diese Nachrichten wirklich gegründet seyn, so ist es ein sichtbares Zeichen, wie viel einer Nation fehlt, wenn sie gar keine, oder wenigstens keine hellen, Begriffe von **Religion** hat, wie es hier der Fall ist. Man kann zwar nicht behaupten, daß die Grönländer gar keine Begriffe von dem Urheber der Welt und dessen, was sie um sich her sehen, haben sollten, denn davon werden in der Folge ihre eigenen Worte sprechen; daß aber ihre Begriffe einer dicken Wolke gleichen, durch die sich nie ein Strahl Licht von selbst den Weg bricht, das ist sehr leicht zu erweisen, wenn wir zu ihrem System nur etwas näher treten wollen. Ehe man diese Völkerschaft, so zu sagen, selbst noch recht kannte, hielt man sie für Anbeter der Sonne, die sie als das gute Wesen liebten, und für Anbeter des Teufels, weil sie seiner Gewalt, Schaden zu thun, opferten. Allein die nähere Bekanntschaft mit ihnen hat wenigstens den letztern Gottesdienst in ein ganz andres Licht gesetzt, und er hat seinen Ursprung nur da erhalten, als die ersten Missionarien, noch unbekannt mit der Einwohner Lebensart, sahen, daß sie an gewissen menschenleeren Orten Haufen von Steinen errichtet fanden, auf denen verbranntes Holz und Asche befindlich war; das übrige aber wurde von ihrer eigenen Erfindung und Muthmaßung hinzugesetzt: und diese Steinhaufen waren in der Wirklichkeit nichts anders, als diejenigen Stellen, wo sie im

Som-

Sommer, wenn sie unter Zelten wohnen, ihre Speisen zu kochen gewohnt sind. Daß sie aber von der Sonne entweder sehr große, oder gar den höchsten Begriff haben müssen, zeiget ihre, bis gegenwärtigen Augenblick, tiefe Verehrung derselben, und die Gewohnheit, daß sie dieselbe alle Morgen in nachdenkender Stellung betrachten, weil sie entweder aus dem Glanz ihres Lichtes die gute oder schlechte Vorbedeutung der Witterung wahrzunehmen gewohnt sind, oder ihr vielleicht, als ihrer besten Wohlthäterinn, im Herzen eine stille Verehrung bringen.

Wenn man auf Religionsgebräuche siehet, so kann man freylich nichts anders sagen, als, sie haben gar keine, weder Götzen, noch Ceremonien, die sich auf den Dienst eines höhern Wesens bezögen; und deshalb ist es sehr begreiflich, warum die ersten Missionarien diese Völkerschaft für die allerfinstersten Heiden ausgegeben haben, bey denen ganz und gar keine Religion, oder irgend eine Spur eines religiösen Begriffes anzutreffen wäre. Nur der Umgang mit ihnen, und nachdem man ihrer Sprache mächtig wurde, ist im Stande, diese Vorwürfe zu heben, und denkende Missionarien haben in der Folge gefunden, daß die Vorältern dieses Volkes wirklich deutlichere Begriffe von einem göttlichen Wesen gehabt haben, welche durch die immer weitere Entfernung von cultivirten Nationen mehr und mehr verloschen sind, und die schwachen Ueberreste von den Begriffen **großer** und **kleiner geistigen Wesen**, so wie die schwache Kenntniß ihrer Seele, und die bange Besorgniß wegen des Zustandes nach ihrem Tode, spricht für ihre Beobachtungen. Zwar giebt es auch einige unter ihnen, die zwischen ihrer und der Thiere Seele gar keinen Unterschied zu machen wissen; allein, diese machen nur die allerunwissendste Classe aus, oder solche, die aus

bloßer

bloßer Widersetzlichkeit gegen die Europäer ihre Meinungen nicht ändern wollen. Der klügere Theil ist von dem Daseyn der Seele, so wie von ihrer Vortrefflichkeit und Vorzug vor dem Körper, überzeugt, ob sie gleich nicht wissen, was nach diesem Leben mit ihnen vorgehet. Die Angekoks (so weiter unten wieder vorkommen) geben vor, sie reisten ins Reich der Seelen, und hätten sie daselbst bleich und weich gefunden, die sich aber beym Angreifen nicht fühlen, nur sehen lassen könnten. Um sich aber jedoch ihren künftigen Zustand einigermaßen sinnlich zu machen, zumal da er doch ungleich besser als dieses Leben seyn muß, so glauben sie, der Ort ihres Fortdauerns sey unter dem Meer, und sehen jeden Eingang in den Felsen als den Weg zu diesem glückseligen Orte an. Hier wohnt, wie sie sagen, Torngarsuk und seine Mutter. Hier herrscht ein ewiger Sommer und keine Nacht, gutes Wasser, ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die ohne alle Mühe gefangen werden können, oder wohl gar in einem großen Kessel lebendig kochend zu finden sind. Da sie nun weiter keine Begriffe von Tugend haben, als was sich auf geschickte Arbeit beziehet, so können auch nur diejenigen in den oben beschriebenen Ort kommen, welche hier sehr gut gearbeitet haben. Sobald die Seele den Körper verläßt, kommt sie nach fünf Tagen an einen rauhen Felsen, der daher schon ganz blutig ist, und alle Mühe kostet, hinunter zu kommen, weshalb die Hinterlassenen diese Tage über sehr traurig zubringen, zumal wenn sie bey schlechtem Wetter gestorben sind, wo sie an diesem vermeintlichen Felsen die meiste Gefahr laufen könnten. Andere suchen den Ort der Glückseligkeit im obersten Himmel über dem Regenbogen, und die Dahinkunft scheint ihnen so leicht und hurtig zu seyn, daß die Seele noch denselben Abend bey dem Mond, der ehe-

dem

dem auch ein Grönländer gewesen ist, in seinem Hause ausruhen, mit den übrigen Ball spielen und tanzen kann, weil sie den Nordschein dafür ansehen. Nebst allem Ueberfluß, der hier herrscht, stehen die Zelte um einen großen See herum, worin alle mögliche Arten Fische leicht zu erhalten sind, und wenn dieser See überläuft, so regnet es auf Erden; sollten aber wohl gar einmal die Dämme durchbrechen, so würde eine allgemeine Sündfluth entstehen. Dergleichen verunstaltete Traditionen findet man unter ihnen in Menge, besonders von der Erschaffung und dem Ende der Welt. Außer diesem denken sie sich, wie oben gesagt, große und kleine Geister. Der erstern sind zwey, ein guter und böser. Den guten nennen sie **Trongarsuk**: das ist der Angekoks ihr Orakel, zu dem sie manche Reise an den unterirdischen glückseligen Ort anstellen, um sich mit ihm über Krankheiten und deren Heilung, über gutes Wetter, guten Fang und dergleichen zu besprechen; allein von seiner Gestalt können sie sich nicht den mindesten Begriff machen. Der zweyte böse Geist ist, ihrer Meinung nach, eine Weibsperson ohne Namen, doch wissen sie nicht, ob sie des Trongarsuks Weib oder Mutter ist. Ob sie ihn auch für ein sehr gütiges Wesen halten, so beweisen sie ihm doch weiter keine Ehre, man müßte denn das dafür annehmen, wenn einige Grönländer neben einem großen Stein ein Stück Speck, oder allerley Felle, sonderlich ein Stück Fleisch von dem ersten geschossenen Rennthiere, hinlegen; wobey sie weiter keinen Grund anzugeben wissen, als daß es ihre Vorfahren auch so gemacht haben, oder damit sie in ihrem Fang glücklich seyn mögen.

Was man unter dem Namen **weise Männer** versteht, sind solche, die theils durch den Unterricht ihrer Vorfahren, theils durch lange Erfahrung, auf

die

die Veränderung des Wetters Acht gehabt haben, und welche vorgeben, sie könnten hieraus die gute oder üble Vorbedeutung ihres Fischfanges oder der Jagd abnehmen. Diese Leute maßen sich ein sehr großes Ansehen unter den Leichtgläubigen an, und finden es sehr leicht, durch vorgebliche Zauberey, durch vorgeschlagene Mittel, die Gesundheit zu erhalten, und dergleichen mehr, sich auf Kosten der Betrogenen in Ehren zu erhalten.

Ohne uns länger bey den seltsamen Meinungen ihrer Religionsbegriffe aufzuhalten, glauben wir etwas bessers zu thun, wenn wir hier eine kurze Uebersicht liefern, auf welchem Wege sie jetzt zu dem schwachen Lichte vom Christenthum gelangt sind; in der Geschichte der Herrenhuter Brüdergemeinde aber wird diese Vorkenntniß einleuchtender werden. Aus einer sehr unvollkommenen Chronik, die nicht viel mehr als die Folge der Bischöfe in Grönland enthält, sieht man, daß ein gewisser **Leif**, des Erich Raude Sohn, im Jahr 999 nach Norwegen gereiset, dem damaligen König Olaf Tryggeson von der neuen Kolonie in Grönland Nachricht gegeben, und den Winter über an seinem Hofe geblieben sey. Dieser König hatte nicht lange das Heidenthum verlassen, und war sehr begierig, das Christenthum weiter auszubreiten: er überredete also den Leif, daß er sich taufen ließ, und einen Priester mit nach Grönland nahm, der die dasigen Einwohner bekehren sollte. Bey seiner Zurückkunft fand er indessen, daß seine Familie nicht so geneigt war, das Christenthum anzunehmen, und erhielt manche Vorwürfe deshalb, weil er fremde Personen mitgebracht habe, denen er vielleicht nur den Weg habe zeigen sollen, wie sie sich nach Grönland finden und ihre Ruhe stören könnten. Indessen wirkten sowohl des Sohnes, als auch des mitgebrachten Priesters

sters Vorstellungen so viel, daß sich sein Vater taufen ließ, und daß andere, durch sein Beyspiel gereizt, gleichfalls die christliche Religion annahmen.

Zu eben dieser Zeit wurden auch die Isländer bekehrt, und es kamen nun von Zeit zu Zeit immer mehr neue Kolonisten von daher, welche zum Theil schon Christen waren, oder hier Christen wurden. Nach ihrer stärkern Vermehrung, und nachdem viele Kirchen erbaut worden waren, berief Leifs Enkel, **Sok**, im Jahr 1122 das Volk zu Brattahlid, und ermahnte sie, dem Beyspiele anderer Völker zu folgen, und auch einen Bischof zu wählen, für dessen Unterhaltung sie gemeinschaftliche Sorge tragen wollten. Dieser Vorschlag wurde allgemein gut gefunden, angenommen, und eine Gesandtschaft durch des Soks Sohn, **Eimar**, mit Geschenken von Wallroßzähnen und Häuten, an den norwegischen König Sigurd abgeschickt, mit der Bitte, ihnen einen Bischof zu geben. Hierzu wurde der Priester **Arnold** erwählt, welcher auch, unter Begleitung vieler andern Norweger, nach manchen Unglücksfällen zu Gardar in Grönland ankam. Hindernisse, die theils in dem Charakter der Eingebohrnen, theils in den Missionairen selbst liegen mochten, traten in der Folge häufig im Weg, den Fortgang des Christenthums zu befördern; vielmehr schien es, als ob die Einwohner wieder in ihren ersten Zustand zu treten, und den neuen Glauben auszurotten gesonnen wären. Im Jahr 1721 reisete der Priester **Egede** dahin, ein Mann, dessen Verdienste ein immerwährendes Denkmal verdienen, weil sie aus einem Herzen kommen mußten, das Menschenglückseligkeit zum Wunsche hatte, und welcher Mühen übernahm, Vorurtheile überstieg, und durch Unglücksfälle einen Weg nach Grönland finden mußte, den man ihm angenehm

hätte

hätte machen, wenigstens wofür ihn seine Zeitgenossen hätten verewigen sollen. Ohne dieß alles bestieg er den dritten May im obigen Jahr, nebst sechs und vierzig Personen, zu Bergen das vom König zugestandene Schiff, die Hoffnung genannt, und kam, nach manchen Gefahren, den dritten des Heumonats glücklich in Grönland an. Dieser Mann that alles, die gesunkenen Begriffe wieder aufzuheben; und so langsam die Schritte der Aufklärung vorwärts giengen, so glückfich war er doch, das Christenthum sowohl wieder auszubreiten, als auch dem Handel nach Norwegen Unterstützung zu verschaffen. Doch auch hier ließ man ihn oft sinken, und er kämpfte zuweilen mit den traurigsten Bedürfnissen. So schwach es nun in der Folge mit der Handlung aussah, so schickte man ihm doch nach der Zeit wieder Unterstützung; und in neuern Zeiten hat die Herrenhuter Brüdergemeinde auf jenem Grunde fortgebaut, und arbeitet noch täglich daran, Grönlands abergläubische Einwohner mit dem Christenthum (obwohl oft auf eine sehr spielende Weise) bekannt zu machen.

Unter den Hindernissen, die es allemal erschwert haben, dem schwachen Verstande der Grönländer zu Hülfe zu kommen, steht ohnstreitig unsere Unbekanntschaft mit ihrer **Sprache** oben an; sie unterscheidet sich auch merklich von der Aussprache der Nord- und Südländer, und hat nur mit den Eskimos, in Terra Labrador, eine nahe Verwandtschaft. Dennoch ist sie nicht ganz roh und unausgearbeitet, sondern es ist sehr wahrscheinlich, daß es ehedem Leute unter ihnen gegeben haben muß, welche ihren Ausdrücken eine gewisse Ordnung zu geben wußten. Sie ist theils sehr wortreich, und hat, gleich der Sprache der sinesischen Tatarn, zu einer jeden Sache und Handlung ihre besondern Worte, die mit wenigem sehr viel ausdrücken. Nur

in

in Sachen der Religion, Künsten und Wissenschaften, ingleichen bey allen abstracten Begriffen, haben sie keine Worte, und dieses zeigt ihre Unbekanntschaft mit diesen Dingen sehr deutlich an; weshalb Jahre erforderlich sind, ehe es die Ausländer dahinbringen, sich ihnen deutlich zu machen, und ehe sie ihnen die verschiedenen Wendungen ihrer Sprache ablernen können. Die Angekoks bedienen sich zu ihrer Zauberey einer gewissen Bilder- oder geheimen Sprache, die desto schwerer zu verstehen ist, weil sie für etwas sehr wichtiges gehalten und von wenigen erlernt wird.

Wenn man nach Wissenschaften bey ihnen fragen wollte, so würde man freylich nichts zur Antwort bekommen, da sie nicht einmal von ihren Vorfahren Nachricht geben, und höchstens so viel sagen können, sie waren gute Jäger, und schlugen die Normänner todt. Hingegen die Geschlechtsfolge ihrer Familie behalten sie in sehr gutem Andenken, und wissen die rühmlichen Thaten derselben bey ihren Tänzen sehr lebhaft zu wiederholen. Kenntnisse vom Schreiben oder Rechnen haben sie gar nicht; für das erstere hatten sie sogar anfänglich einen Abscheu, und wundern sich noch, wie man eines Menschenstimme aus einem Buche lesen könne; das andere ist ebenfalls sehr elend, und was über zwanzig steigt, nennen sie geradezu unzählbar. In Eintheilung und Berechnung der Jahreszeiten sind sie gleichfalls sehr unvollkommen, denn sie rechnen Jahre und Tage nach Wintern und Nächten; doch haben sie von der Ankunft des ersten Missionairs und einiger nachfolgenden bekannten Europäer, ingleichen seit der Anlegung einiger Kolonien, gewisse Epochen gemacht. So rechnen sie von dem kürzesten Tage (welchen sie aus den Sonnenstrahlen an den Felsen bis auf etliche Tage ziemlich genau wissen können, da sie gleichsam ihr Neujahr bey dem oben

beschriebenen Sonnenfeste begehen) drey volle Mondenscheine bis auf den Frühling; allein Tag- und Nachtgleiche können sie nicht anmerken, nur ziehen sie alsdann in ihre Zelte. Die übrigen Monate ordnen sie nach ihren Verrichtungen, ob sie jetzt fischen, oder Eyer sammlen, jagen oder Seehunde fangen müssen. Der Tag wird in Ebbe und Fluth eingetheilt, und die Nacht nach dem Auf- und Niedergange gewisser Sterne. Ihre Begriffe von der Erde sind sehr sonderbar, denn von dieser glauben sie, daß sie auf Stützen ruhe, die Alters wegen schon sehr morsch, und durch ihr öfteres Krachen dem Einsturze nahe sind, auch gewiß schon längst gefallen wären, wenn nicht die Angekoks von Zeit zu Zeit daran besserten, die manchmal zum Beweise ihrer Arbeit etliche Stücken faules Holz mitbringen. Vom Himmel glauben sie, er ruhe auf einem hohen Berge in Norden, und drehe sich auf demselben herum.

Ganz vorzüglich sonderbar sind ihre Vorstellungen und Erzählungen von den himmlischen Körpern; denn diese sind alle, nach ihrer Vermuthung, Grönländer, oder wenigstens Thiere gewesen, welche durch besondere Unfälle da hinaufgefahren sind, und, nach der Güte ihrer jetzigen Speisen, entweder blaß sehen, oder glänzen. Deshalb sind die Planeten, so sich begegnen, zwey Weiber, welche sich zanken, und die schießenden Sterne diejenigen Seelen, welche aus dem Himmel in die Hölle zum Besuche reisen. Sonne und Mond sind zwey leibliche Geschwister gewesen, welche sich zankten, und bey welcher Gelegenheit die Sonne Flecken erhielt. Als die Sonne in die Höhe fuhr und zur Sonne ward, wollte es ihr Bruder ihr zwar nachthun, kam aber nicht so hoch, sondern wurde zum Monde, und läuft nun beständig um die Sonne herum, in der Hoffnung, sie einmal zu erhaschen.

haschen. Wenn er müde und hungrig ist, welches die Zeit des Neumondes vorstellt, alsdann geht er auf den Seehundsfang, bleibt etliche Tage daselbst, und dann wird er so voll und fett, wie sie ihn beym Vollmond wiedersehen. Bey der Finsterniß des Mondes verstecken sie alles Hausgeräthe, weil sie glauben, er gehe in dieser Zeit unter ihnen herum, zu rauben; und wird die Sonne verfinstert, so halten sie es für einen Schritt zum Untergange der Welt. Das Nordlicht sind die Seelen der Verstorbenen, welche Ball spielen und tanzen: Bliz und Donner aber kommt daher, wenn zwey Weiber ein Seehundfell ausdehnen, worauf ein Rasseln oder der Donner entstehet.

Es würde sehr leicht seyn, noch eine Menge solcher Erdichtungen aufzuzeichnen, wenn es nicht zu ermüdend wäre, zu viel Thorheiten auf einem Platz versammlet zu sehen; dieses wenige hingegen gehört dazu, wenn man ein vollständiges Bild entwerfen, und die Geistesstärke oder Geistesschwäche, den Edelmuth oder die Verworfenheit einer Nation, nicht nur aus ihrem Religionssystem, sondern auch aus der Reinigkeit oder Verdorbenheit ihrer Begriffe, beurtheilen soll. Hierzu kommt noch, daß sich der innere Werth oder Unwerth eines Volkes auch sogar in der Art, die von der Natur veranstalteten Krankheiten zu behandeln, offenbaret, d. h. wie sie in solchen hülflosen Zuständen einander gegenseitige Rettungsmittel leisten, oder ob sie wohl gar keine Kenntniß davon haben. Diesen Vorwurf verdienen die Grönländer nicht, wiewohl sie wenig vernünftige Mittel kennen, ihre Gesundheit wiederherzustellen, und manchmal aus lauter falscher Furcht, nicht angesteckt zu werden, (denn sie fürchten sich, wie bekannt, sehr vor dem Tode,) ihren Kranken nicht immer die beste Wartung

geben. Ihre Hauptanfälle sind erstens die Krankheit der Augen, welche durch die scharfen Winde, und von den blendenden Sonnenstrahlen auf dem schmelzenden Schnee, ungemein viel leiden müssen; wiewohl sie sich etwas dagegen zu sichern suchen, und zwar durch eine Binde mit zwey Oeffnungen, die dem allzustarken Scheine widerstehet. Die andern Arten sind: heftiges Bluten, von der Vollblütigkeit ihres Körpers, Ausschlag, Scorbut u. dgl., gegen die sie kein anderes Hülfsmittel kennen, als ihre geringe Erfahrung von dem Nutzen der Kräuter, Wurzeln, Griefen von Speck, gebranntes Moos, oder sie überlassen sich ihrer Natur, die oft ihre einzige und beste Heilkunst ausmacht. Sollten aber alle Mittel fruchtlos seyn, und man sieht, daß der Kranke sterben wird, so ziehen ihm die Seinigen die besten Kleider an, und biegen seine Füße unter die Lenden, vielleicht um sein Grab kleiner zu machen. Wenn er gestorben ist, so werden alle Geräthe aus dem Hause gesetzt, damit der Leichnam nichts verunreinige, und nach einer kleinen, stillen Betrübniß wird er begraben. Man trägt ihn niemals durch den Eingang der Thüre hinaus, sondern durchs Fenster, und stirbt er im Zelte, so wird im Hintertheile ein Fell losgemacht. Dem Leichenzuge folgt eine Frau mit einem angezündeten Spane, wobey sie allerhand Ausdrücke von der Vergänglichkeit hersagt. Der nächste Anverwandte trägt den Verstorbenen entweder auf dem Rücken, oder er schleppt ihn auf der Erde zum Grabe, legt etwas Rasen oder ein Fell darüber, erhöhet es mit großen Steinen, und schützt es auf diese Weise vor den wilden Thieren, oder Vögeln. Neben das Grab legen sie des Verstorbenen Kajak, seine Pfeile und seine täglich genützten Werkzeuge; eben so bey den Weibern ihr Messer und Nähzeug. Wer einen Todten begraben hat, ist etliche Tage unrein, und muß

sich gewisser Speisen enthalten, welches alle Hausgenossen, nur in geringerm Grade, ebenfalls zu thun gezwungen sind, damit sie der Seele die Reise nicht beschwerlich machen. Nach der Beerdigung setzen sich alle Anwesende in des Verstorbenen Wohnung nieder, überlassen sich dem stillen Ausbruche von Betrübniß, und alsdann hält der Vater, oder der nächste Angehörige, mit lauter Stimme eine Klagrede, worin er die Tugend des Verstorbenen schildert. Nach Endigung dieser Rede entsteht unter den Weibern ein lautes Weinen, und wenn sie ermüdet sind, werden Eßwaaren auf den Boden gelegt und verzehret: dieses wird so lange fortgesetzt, als die Lebensmittel zureichen, und alsdann suchen die Hinterlassenen gemeiniglich ein Jahr lang, durch Anlegung schlechter Kleider und durch Besuche bey dem Grabe, ihr Mitleid auszudrücken. Es würde gewiß noch manches Gute an ihnen genannt werden können, wenn wir nicht dadurch zu weit von unserm Ziele abkämen, und noch eine kurze geographische Beschreibung vor uns hätten, die uns mit dem Lande selbst bekannter macht.

Geographische Beschreibung.

Von der Lage und Beschaffenheit dieses wenig bewohnten und rauhen Landes ist bereits zu Anfange hinlängliche Nachricht ertheilt worden; und man wird auch hier keine sehr große geographische Beschreibung erwarten, da es außer der Küste gar nicht, und am Wasser nur sehr gering bewohnt ist. Indessen liefern wir die bekanntesten Kolonien nach ihren Namen, Oertern, und, wo es nöthig ist, auch nach ihrer natürlichen Güte; bis wir zu Ende der Arbeit endlich in der Geschichte die Lücken ergänzen können, die hie und da zurückbleiben werden.

Die Kolonie Friedrichshaab.

Zuerst nennen wir die Kolonie Friedrichshaab, oder Friedrichs Hoffnung. Sie wurde im Jahr 1742 von dem Kaufmann Severin, welcher

damals von Jütland nach Grönland handelte, auf einer festen Landspitze (von den Grönländern ein Schwanz genannt) angelegt, und ist ein guter Handelsplatz, hat auch einen guten Hafen, eine Viertelmeile von der offenen See gelegen. Auf den Inseln, wo die holländischen Handelsschiffe ehedem einen Hafen gehabt haben, wohnen viele Grönländer, und treiben einen guten Fisch-, Seehund- und Rennthierfang.

Etliche Meilen von der Kolonie nordwärts ist eine Fiorde, darin, außer den gewöhnlichen kleinen grönländischen Heringen, auch öfters große gefangen werden, und sechs Meilen davon liegt die bekannte **Eisblink**, welche auf der Charte Witte Blink genannt wird. Hierunter versteht man ein großes Eisfeld (wie oben schon erinnert worden ist), dessen Schein und Glanz sich viele Meilen weit in der Luft sehen läßt, und einem Nordscheine nicht unähnlich ist. Der Ausgang der dasigen Fiorde ist, wegen des vielen bey der Ebbe herausgetriebenen Eises, so sehr verstopft worden, daß es von Land zu Land, über einige Inseln weg, gleichsam eine gewölbte Brücke von vier Meilen lang und einer Meile breit, ausmacht. Dennoch geht durch diese ungeheuere Eisrinde eine Oeffnung oder Wölbung von zwanzig bis sechzig Ellen hoch, wo man durchfahren könnte; allein die Möglichkeit des Herabstürzens großer Eislasten kann diese Kühnheit kaum begünstigen. Müssen jedennoch die Grönländer in diese Fiorde, so tragen sie ihre Fahrzeuge auf dem Kopfe über das Land, und finden alsdann, zehn Meilen lang und breit, offenes Wasser; weil man auch Plätze findet, wo ehedem Häuser gestanden haben, so schließt man daraus, es müsse ehedem die Mündung der Fiorde offen gewesen seyn, anstatt diesen so beschwerlichen Weg hierher zu unternehmen.

nehmen. Die Landspitzen, welche sich zu beyden Seiten der Eisblink ins Meer erstrecken, bestehen aus Sandbänken, und dieser Sand ist so fein und leicht, daß ihn der Wind weit umher führet.

Etwa sechszehn Meilen von obiger Kolonie geht eine andere mit Eis bedeckte Oeffnung ins Land hinein, die man auf der Charte gemeiniglich den Bärensund nennet, und ehedem vielleicht eine Durchfahrt auf die Ostseite gewesen seyn kann; wenigstens sagen die Grönländer, sie fänden daselbst noch alte Ueberreste von norwegischen Wohnungen. Nicht weit davon ist im Lande ein See von halbem Salzwasser, in welchem der Fang der gesprenkelten Seehunde sehr einträglich ist.

Achtzehn Meilen gegen Norden von Friedrichshaab befindet sich eine schmale Fiorde, fünf Meilen lang, die von dem ersten Missionarius Egede, wegen ihrer Menge Fische, die **Fischerfiorde** genannt ward. Jetzt verdient sie diesen Namen nicht mehr, die Anzahl der Fische hat ungemein abgenommen, und einige Arten, als z. B. der Rogenfisch, der ehedem so häufig anzutreffen war, werden jetzt gar nicht mehr gefunden, wenn es auch mit der Ursache, die man zum Grunde angiebt, nicht seine Richtigkeit haben kann: man sagt nämlich, es hätte ein Grönländer einigen dieser Fische den Rücken aus Muthwillen abgeschnitten, und sie alsdann wieder ins Wasser gesenkt, von wo an sie diese Gegend gänzlich verlassen hätten. Am Ausgange dieser Fiorde liegen einige kleine und zwey große Inseln, drey bis vier Meilen im Umkreis, und am Ende der südlichen Insel, eine gute Meile von der See, liegt:

Die Fischerloge, auf einem angenehmen, mit vielem und großem Gras bewachsenen, Orte. Diese Loge

Die Fischerloge.

Loge wurde im Jahr 1754, auf Anordnung der allgemeinen Handelscompagnie, angelegt; eine Loge aber ist darin von einer Kolonie unterschieden, daß sie einem Kaufmann von der nächsten Kolonie gehört, und weit weniger Mannschaft hat. Aus Mangel der Bevölkerung ist hier der Handel sehr geringe, und die eine starke halbe Meile davon angelegte evangelische Brüdermission Lichtenfels, die wir am gehörigen Orte beschreiben werden, trägt auch das ihrige bey, dem Aufkommen dieser Loge entgegenzustehen.

Zwey Meilen von der Loge ist **Innuksuk**, ein grönländischer Wohnplatz, und drey Meilen weiter die **Gråderfiorde**, wo auch Grönländer wohnen. Eine Meile davon ist eine große Bucht mit einem flachen sandigen Lande, das von seiner Ebene und Größe den Namen, Musterplatz erhalten hat, jedoch unbewohnt ist; und bis hierher erstreckt sich die Handlung der Loge nordwärts, welche, nebst der Kolonie Friedrichshaab, von einem Schiff besegelt wird.

Zwey Meilen weiter hin liegen die Inseln **Kellingeit**, die unter der Handlung der nächstfolgenden Kolonie liegen, und wo ein leichter, belohnender Seehundfang ist. Vier Meilen davon ist **Merkoirsok**, und dann die **Burefiorde**. Die Insel **Kellingarsoak**, zwey Meilen weiter, ist ehedem stärker bewohnt gewesen, als jetzt, und eine Meile davon, bey **Strom** und in **Kariak**, wohnen auch einige Grönländer. Eine Meile davon geht die große, zehn Meilen lange und zwey Meilen breite, **Amaralikfiorde** nordostwärts ins Land hinein, und gleich im Anfang südostwärts die kleine **Priesterfiorde**, deshalb so genannt, weil der erste Priester Egede, wegen des vielen Grases und Buschwerkes, daselbst Anstalt machen ließ, die Kolonie aufzurichten. Noch eine Meile weiter fährt man unter dem **Hiorretak**,

d. h.

d. h. Hirschzakke, weg, und versteht darunter den höchsten Berg dieses ganzen Landes, wenigstens dieser ganzen Gegend. Seine oberste Spitze sieht man vor den zwey übrigen auf dreyßig Meilen weit im Meer, und ist dabey so steil, daß er nur in den Spalten mit etwas Schnee bedeckt erscheint. Den Schiffern ist er ein sehr guter Wegweiser, und den Grönländern dienet er zum Wetterbeobachten, weil sie aus Erfahrung wissen, daß sich seine Spitze allemal in eine Nebelwolke verhüllt, wenn aus Südosten Stürme kommen sollen. Unter diesem hohen Berge geht die **Robefiorde** zwey Meilen ins Land hinein, wo ein guter Rennthierplatz und kleine Teiche sind, und von da man unter dem **Malina** und **Ryperberge** hin, nach einer Meile, zu der

Die Kolonie Godhaab.

Dritten Kolonie **Godhaab**, achtzehn Meilen von der Fischerloge im Balsrevier, gelangt, einer Fiorde, die sich von den äußersten Inseln zwölf bis vierzehn Meilen lang und an manchen Orten zwey Meilen breit nordostwärts ins Land erstreckt. In einem Bezirk von drey Meilen liegen einige hundert Inseln, und heißen die **Kookörnen**. Zwischen denselben und Godhaab (auch Hoffnungsinsel genannt) ist die gewöhnliche Einfahrt; sie wird von vielen kleinen Inseln umgeben, und gränzt an das sogenannte **Westerland**, welches durch einen engen Sund vom festen Lande abgerissen ist. In diesem Sunde halten die Grönländer zur Herbstzeit den besten Seehundfang. Gegen Süden sind die Kookörnen durch eine Einfahrt, das **Südergaat** genant, von einer Menge großer Inseln, als z. B. den Blau-, Rabben-, Ryper-, Götzen- und Holzinseln, zwischen welchen eine Durchfahrt ist, die der **Hamburger Sund** heißt, unterschieden. Eine Viertelmeile westwärts herum liegt die grönländische Brüderge-

meine Neuherrnhut. Achtzehn deutsche Meilen südlich liegt Lichtenfels, ein Ort, der zu gleichen Absichten im Jahr 1758 angebaut wurde; und noch weiter nordwärts herum die jetzige Kolonie Godhaab, welche außer dem Hauptgebäude, worin der Kaufmann und Missionarius nebst ihren Leuten wohnen, noch aus einem Proviant- und dem Schmiedewie auch Brauhause bestehet. Nicht weit davon steht die Kirche an einem Bach, und die Wohnungen der Grönländer stehen hin und her zerstreuet. Eine Meile weiter um die Gegend, wo man an Winterabenden viel Eidervögel schießt, liegt die Insel Saalberg, dessen hohe Bergspitze man auf zwanzig Meilen weit sehen kann, und nicht weit davon ist die Bärinsel, neben derselben die Insel Aupillartok, beyde vier bis fünf Meilen lang, dabey sehr hoch, und theilen das Revier in zwey Fiorden.

Godhaab ist die älteste Kolonie im Lande: sie wurde im Jahr 1721, auf Veranlassung einer Compagnie in Bergen, von dem ersten Missionar Egede und dem Kaufmann Jentoft aufgebaut, und 1728 an das feste Land gebracht. Hier ist eine der besten Handlungen im Lande. Ehedem war auf diesem Revier eine Bevölkerung von etlichen tausend Menschen zu finden, und wirklich ist es eine Gegend, die auf der ganzen Küste keine ihres Gleichen an natürlicher Güte aufzuweisen hat. Seit einer verzehrenden Blatternkrankheit, im Jahr 1733, haben die Einwohner so sehr abgenommen, daß, außer den zwey Missionarien und den herumziehenden Südereinwohnern, sich sehr wenig heidnische Einwohner beständig da aufhalten; so daß man im Jahr 1761, in einem Bezirk von etwa zwanzig Meilen, ohngefähr gegen neunhundert und sieben und funfzig Seelen zählen konnte. Dennoch ist sie, außer Diskobucht

bucht und dem Sund, eine der volkreichsten; da man sonst kaum alle zehn Meilen einen Menschen zu Gesichte bekommt. Wenn man also annimmt, daß das Land auf zweyhundert Meilen in die Länge bewohnt ist, und man rechnete alle zwanzig Meilen tausend Seelen (in Betracht, daß der Süd und Nord volkreicher ist), so kämen etwa zehntausend Seelen heraus; die Missionarien wollen aber nur siebentausend gelten lassen, und behaupten, daß vor dem Jahr 1730 die Bevölkerung von Grönländ dreyßigtausend Menschen betragen habe, bis 1746 aber schon auf zwanzigtausend herabgekommen, und seitdem wohl um ein Drittel vermindert worden sey.

Von hier aus ist der erste grönländische Wohnplatz **Pissugbik**, fünf Meilen nordwärts, am festen Lande und in den Inseln gelegen, wo zwey Meilen weiter eine Fischerfiorde angetroffen wird. Funfzehn Meilen von Godhaab kommt man in die **Nappersokinseln**, wo man sowohl hier, als auch auf dem festen Lande, sehr gutes Gras, Treibholz, Fische, Vögel und Seehunde antrifft. Nicht weit davon ist **Omenak**, ein grönländischer Wohnplatz, dessen Einwohner ehedem in dem Rufe standen, ihre Beschäftigung sey nichts als Morden; wahrscheinlich war dieses ein Mißverständniß, und es widerspricht dem Charakter der jetzigen Einwohner, so wie überhaupt dem Charakter der Nation. An diese Gegend schließen sich die von den Holländern genannten **Saal- oder Sattelberge**, nebst vielen großen und kleinen Inseln, davon sie die eine, welche den Schiffern zur Richtschnur dienet, **Kin van Saal** nennen. Hier findet man sehr viel Asbest, Crystallen, rothe Farberde und etwas weißen Marmor, so wie auch hier die letzten Ueberreste von den alten Normännern zu finden

sind,

sind, wenigstens kann man weiter nordwärts nichts zuverlässiges mehr davon erfahren.

Acht und zwanzig Meilen von Godhaab liegt die sogenannte Bruynebay, und daselbst steht auf einer kleinen Insel Kangak, das heißt, Stirne. Von hier kommt man zu der vierten Kolonie

Die Kolonie Zukkertop.

Zukkertop, welche im Jahr 1755 von der Handelscompagnie, durch den Kaufmann Anders Olsen, angelegt wurde. Drey spitzige Berge, die in der Ferne einem Zuckerhuth gleichen, und den Schiffern ein sicheres Zeichen zum Einlaufen sind, haben die Veranlassung zu dem Namen dieser Kolonie gegeben. Die Gegend ist sehr dürre und kahl, der Hafen aber ist dafür einer von den besten und sichersten im Lande, liegt auch nur eine Viertelmeile von der See, und diese giebt, außer den gewöhnlichen Fischen, Seehunden und Vögeln, auch zuweilen einige Wallfische ab, die sich in den südlichern Gegenden nur sehr selten finden lassen. Wäre diese Gegend mehr bevölkert, so würde auch die Handlung beträchtlicher seyn.

Wenn man etliche Fiorden von sechszehn bis achtzehn Meilen vorbey ist, kommt man, zehn Meilen weiter, zu einer großen Insel, die eine Menge kleinere um sich her hat, auf welchen zuweilen ein sehr guter, wie Silber glänzender, Thon gefunden wird, der im Feuer zusammenhält. Von hier kommt man zu der Wydefiorde, und vor derselben liegt das Eiland Nepisot, auf welchem im Jahr 1724 eine Loge zur Handlung und Wallfischerey angelegt, das Jahr darauf aber wieder verlassen wurde. Dasselbe wurde 1729 ebenfalls angefangen und wieder liegen gelassen, und die Häuser niedergerissen. Nicht weit

davon,

davon, etwa zwanzig Meilen von Zukkertop, ist die Amarlokfiorde, in welcher Gegend jährlich ein guter Wallfischfang getrieben wird.

Im Jahr 1759 wurde die fünfte Kolonie Hollsteinburg, dem damaligen Präsidenten beym Missionscollegio, dem Grafen Hollstein, zum Andenken angelegt, und ist einer der bequemsten Plätze, sowohl zu Wohnungen, als auch für den Handel. Die Kolonie Hollsteinburg.

Sechs Meilen weiter kommt man sechstens in die Südbay, wo die holländischen Wallfischfänger ihren besten Hafen hatten, und nach vollbrachter Arbeit sich hieselbst zu der Rückkehr versammelten. Es wurde hier im Jahr 1756 eine Kolonie aufgerichtet, die aber, seit die vorige in Aufnahme gekommen ist, nur von einem Manne bewohnt wird, der von den wenigen Grönländern den Speck einsammlet.

Acht Meilen weiter liegt siebentens die Kolonie Egedes Minde, d. i. Egedes Andenken. Sie wurde 1759 vom Capitain Egede aufgebaut, und seinem Vater zum Andenken so genannt. In hiesigen Gegenden ist, überhaupt genommen, der Wallfischfang sehr erheblich, allein diese letzte Gegend wird nicht sehr benutzt, und kann es nicht werden, weil sie den ganzen Winter eingefroren ist, und erst im May, wo der Wallfischfang schon vorbey ist, wieder offen wird; weshalb man diese Kolonie weiter nach Norden, und zwar nach den Dunkeylanden, verlegen will, oder vielleicht schon verlegt hat.

Südostwärts dringt das Meer in das Land hinein, und bildet die große Diskobucht, nebst einer Menge kleinerer Eylande, worunter die vornehmsten folgende sind: Wester-, Wallfisch-, Grüne-, Hunde- und Dunkeyland, welche sich theils ostwärts bis in die Spiringbay, theils nordwärts bis an Diskoeyland er-

erstrecken, und dieses ist ohngefähr achtzig Meilen im Umfange. Das Land ist hoch, oben flach und mit Eis bedeckt, giebt einen sehr guten Fang an Wallfischen und Seehunden, und wird jährlich von vielen Holländern besucht. Zunächst dem äußersten Süden, wo man aber noch keine Kolonien findet, ist Diskobucht am stärksten von Grönländern bewohnt, hat also auch die beste Handlung.

Die Kolonie Christianshaab.

Im Jahr 1734 wurde achtens die Kolonie Christianshaab in der Vürebay angelegt, und 1752 vier Meilen weiter nordwärts versetzt, zugleich auch neuntens die Loge Clausbaven aufgebaut. Etliche Meilen nordwärts liegt die Isefiorde, die ehedem ein offener Sund gewesen seyn soll, jetzt aber ganz mit Eis verstopft ist. Von hier aus kommen jährlich die größten Eisberge geschwommen, und doch wohnen sehr viele Eingebohrne hieselbst. Es wurde auch schon im Jahr 1741 nicht weit davon, in der

Die Kolonie Jacobshaven.

Fiorde Maklykuyt, zehntens die Kolonie Jacobshaven, dem damaligen Handelsdirector, Jacob Severin, zum Andenken, angeleget, welche einen guten Speckhandel treibet. Von hier aus kommt man, außerhalb der Bucht nord- und dann westwärts, zu

Die Kolonie Rittenbenk.

der Kolonie Rittenbenk, welche 1755 vom Kaufmann Dalager angelegt wurde, und hier findet man vorzüglich schöne Wetzsteine, die auch sonst Oelsteine genannt werden. Die zwölfte Kolonie ist

Die Kolonie Noogsoak.

Noogsoak, welche im Jahr 1758 von dem Kaufmann Brumn angelegt wurde. Man hat schon lange daran gedacht, sie von hier weg und einige Meilen weiter in die Jacobsbucht zu versetzen, wo sie dem Handel viel vortheilhafter seyn würde.

Was weiter gegen Norden für bewohnte Gegenden seyn können, ist noch nicht hinlänglich bekannt;

kannt; indessen sagen die Einwohner in Disko, daß es noch über hundert Meilen weit unbewohntes Land gäbe, welches wegen der langen Winternächte nicht besucht würde, und ob auch daselbst viel Eidervögel, weiße Bären, Seehunde und Wallfische anzutreffen wären, so habe doch niemand Lust, dahin zu fahren, zumal da das Land aus lauter Felsen und Eis bestehe, auch fast gar kein Gras hervorbringe. Es erstrecke sich diese Gegend nordwest nach Amerika zu, und sey mit vielen Inseln umschlossen.

In dem südlichen Theile wohnen noch keine Europäer, jedoch ist er etwas besser bekannt, als der nördliche; denn man weiß, daß man von Friedrichshaab bis Cap Farewell, dem äußersten Ende des Landes, fünf Tagereisen rechnet, welches etwa sechszig Meilen an der Küste hin beträgt, und wo man folgende Orte antrifft.

Sermeliarsok, oder die große Eisfiorde, woselbst ein guter Seehundfang ist. Ferner Kudnarme, ein volkreicher Ort an einem hohen und festen Lande, nebst vielen Inseln. Nicht weit davon geht hier ein langer, schmaler und niedriger Landstrich in die See hinaus, der von den Grönländern Ittiblik genannt wird; weil ihnen aber die See hier sehr unruhig ist, so umfahren sie dasselbe nicht, sondern laden hier ihre Boote aus und tragen sie über Land.

Kikkertarsoak, das heißt, die große Insel, hat einen Hafen, worin ehedem die holländischen Schiffe gute Handlung trieben. Ikkersoak, heißt eine große breite Fiorde oder Sund, und etwas weiter liegt die Fiorde Igalik, das ist, Kochstelle, woselbst man eine große Menge durchsichtige und harte Steine findet, welche Glas durchschneiden. Alsdann folgt Tunnuliarbik, d. i. Winkelfiorde, nebst einem guten Hafen; ingleichen Kangek und Aglutok,

wo

wo sehr viel Grönländer wohnen. Wahrscheinlich mag diese Gegend eine der besten seyn, weil jeder Landeseinwohner diesen Ort rühmt, und die alten Ueberreste von nordischen Völkern scheinen diese Nachricht zu begünstigen.

Quartok, d. h. ein warmes, schönes und grünes Eyland, liegt an der Mündung einer ebenfalls fruchtbaren Fiorde. Der hier befindliche **warme Brunnen**, welcher sowohl im Winter als Sommer kochend heißes Wasser in sich hält, mag dieser Gegend wahrscheinlich ihren Namen gegeben haben. Hierauf folgen zwey stark bewohnte Inseln, **Sermesok**, d. h. Eisinsel, und **Nennortalik**, das ist, Bärinsel, beyde machen das Vorgebirge Farewell aus; daneben aber liegen noch eine große Anzahl andere Inseln, die an Größe und Güte sehr unterschieden sind. Zwischen denselben und dem festen Lande ist eine ziemlich breite Meerenge, oder Sund, wodurch ein starker Strom geht, und durch diesen Sund fährt man auf die **Ostseite**, die selbst den Eingebohrnen so unbekannt ist, daß sie sagen, sie sähen auf der Ostkante dieser Insel im Sommer die Sonne nicht mehr über Land, sondern aus dem Meer aufsteigen.

Gegen **Süden** von Grönland ist das **Eskimoische Meer**, welches verschiedene große und kleine Inseln enthält. Zu den erstern gehört die **Jamesinsel**, zwischen der Davis- und Baffinsstraße, welche aber nicht so groß ist, als sie gewöhnlich auf unsern Charten abgebildet wird. Die **Kumberlandinsel**, zwischen der Baffins- und Kumberlandsstraße. Die **Glücksinsel**, zwischen der Kumberland- und Hudsonsstraße. **Nordmainsel**, Resolutionsinsel, am östlichen Eingange in die Hudsonstraße; **König Karlsinsel**; die **Langeinsel**; **Walsingham** und andere.

Um die Beschreibung von Grönland in ihrer mög- Alte und
lichsten Vollständigkeit zu liefern, und uns des Ver- neuere Ge-
sprechens zu entledigen, welches wir unsern Lesern zu schichte.
wiederholtenmalen haben ablegen müssen, wenden wir uns nun zu der Geschichte, von der wir zwar voraus sehen, daß alles Interesse darin mangelt, und ihr ganzer Werth nur darin beruhet, daß sie uns eine Ergänzung wird, nach welchem Maaßstabe man ein so unbekanntes Land messen und seinen gegenwärtigen Zustand erklären soll. Hier, wo weder mündliche noch schriftliche Ueberlieferungen vorhanden sind, kann man wohl an keine umständliche alte Geschichte denken, und hätte man nicht einiges schwache Licht aus der nordischen Geschichte, so würde die historische Veränderung ganz mit Stillschweigen übergangen werden müssen. Zwar sagen selbst die Einwohner so viel, daß ihre Vorfahren, die Kablunät, oder die ehemaligen Einwohner von Norden, jene Völker aus ihrem Lande vertrieben und getödtet hatten; und also wollen wir, diesen Nachrichten zu Folge, etwas weniges über die Entdeckung der Europäer, und wie sie dieß Land bewohnt, verloren und wiedergefunden haben, erzählen.

Aus der nordischen Historie ist bekannt, daß sich diese Völker seit dem fünften Jahrhundert unter den übrigen Nationen hervorthaten, Flotten errichteten und Länder entdeckten; wobey sie auf der See öfters Räuberey ausübten, aber auch neue Kolonien anlegten, und ganze Länder in Furcht und Fesseln brachten. Durch einen glücklichen Zufall wurden auf der westlichen Seite von Island nicht nur einige fischreiche Klippen, sondern auch weiter hin ein großes Land erblickt, und der damalige flüchtige Erich entdeckte zuerst das feste Land bey Herjolfsnäs, fuhr neben dem Lande weiter südwestwärts hin, und überwinterte

auf einer Insel neben einem Sund, den er Erichsund nannte. Im folgenden Jahr untersuchte er das feste Land, und gieng im dritten wieder nach Island zurück, wo er sein neues Land so angenehm und reitzend schilderte, auch den Namen Grönland gab, daß ihm im folgenden Jahre, gelockt durch diese Versprechungen, fünf und zwanzig Schiffe voll Kolonisten freywillig folgten, von denen aber nur vierzehn angekommen seyn sollen. In der Folge wurde diese neue Auswanderung immer erneuert, und es kamen von Zeit zu Zeit Isländer und Norweger, die das Land auf der Ost- und Westseite nach und nach stark bevölkerten. Ueber die Zeit, wenn dieses Land entdeckt worden ist, haben sich die Nachrichten immer noch sehr widersprochen, und unter den wahrscheinlichsten ist das Jahr 830 vielleicht das eigentliche Entdeckungsjahr, wenigstens hat es mit Islands Alterthümern sehr viel zusammentreffendes. Eben so widersprechend sind die Nachrichten von den damals angebauten und jetzt ganz veränderten Orten, denn es sollen, wie einige behaupten, ehedem neunzehn bewohnte Fiorden auf der Ostseite gewesen seyn, und in denselben hundert und neunzig Dörfer, oder vielmehr Meyerhöfe, welche in zwölf Kirchspiele getheilt wurden, nebst einem bischöflichen Sitz und zwey Klöstern. Auf der Westseite werden neun angebaute Fiorden angegeben, in welchen neunzig, andere sagen über hundert, Meyerhöfe gestanden haben sollen, die in vier Kirchspiele eingetheilt gewesen; auf der Ostseite aber haben sie wegen des Eises nicht weiter wohnen können, und sind nur des Sommers, der Fischerey wegen, etwas weiter hinaufgezogen. Allein es ist äußerst sonderbar, daß die Nachrichten von der damaligen Ostseite, in Vergleichung ihrer jetzigen Beschaffenheit, so unendlich verschieden sind, und für eine Gegend angegeben wird, die der schönsten in

Europa gleich kommt. Wahrscheinlich aber hat man sie damals zu loben angefangen, als man sie nicht mehr kannte, und es ist nicht zu denken, daß sie während dieser Zeit werde schlechter geworden seyn.

Die dänischen Nachrichten melden, daß die Grönländer schon im Jahr 1023, also kurz nachdem sie die christliche Religion kannten, wie oben bey der Religionsbeschreibung gesagt worden ist, den Königen von Norwegen zinsbar wurden, daß sie besonders 1256 zur Zeit des Königes Magnus ihre Freyheit behaupten wollten, von diesem Könige aber und mit Hülfe des dänischen Königs Glipping, der eine große Flotte nach Grönland sandte, gezwungen wurden, Frieden zu machen. Andere sagen, sie hätten sich 1261 freywillig unter norwegischen Schutz begeben, und wären von einem nordischen Statthalter nach isländischen Gesetzen regiert worden; wie die Nachrichten der von Zeit zu Zeit dahingesandten Bischöfe bestätigen. Bey dem allen ist doch nichts bestimmtes gesagt worden, und man hat keine Spur von der Kriegsmacht der alten ehemaligen grönländischen Normänner, weder zu Wasser, noch zu Lande. Es wird zwar die grönländische Handlung für sehr beträchtlich angegeben, allein mit Gewißheit läßt sich hierüber nichts bestimmtes angeben. Auch schweigen die Geschichtbücher völlig davon, ob Grönland vor der Ankunft der Normänner wirklich bewohnt gewesen sey, oder nicht; nur die ältesten isländischen Schriftsteller aus dem zwölften Jahrhundert behaupten, daß man zwar am Seestrande zuweilen zerbrochene Ruderstücke gefunden, aber auf den höchsten Bergen doch keine Spur von Menschen angetroffen habe. Indessen findet man sie im vierzehnten Jahrhundert unter dem Namen **Skrällinger**, und erzählt von ihnen, daß sie gegen die Normänner häufige Anfälle

gewagt, viele gefangen und getödtet haben sollen. Dieses führt also auf die wahrscheinlichste Vermuthung, daß die heutigen Einwohner erst in gedachtem Jahrhundert nach Grönland gekommen sind, nicht aber von Osten her aus Europa, sondern von Westen aus Nordamerika, zumal da sie mit den Eskimaux einerley Gestalt, Fahrzeuge, Wohnungen u. s. w. gemein haben. Allem Ansehen nach muß die Bevölkerung sehr gering gewesen seyn, und wenn die Normänner von der Ueberlegenheit der Grönländer reden, so verstehen sie gewiß nicht eine Kriegesmacht darunter, die hier gar nicht statt findet, sondern ihre zahlreichen Kolonien erlagen unter dem ungünstigen Klima, und wurden durch die Pest, so um das Jahr 1350 sich selbst über Europa ausbreitete, geschwächt; zu dem Ende das Land nicht mehr so sehr besucht wurde, und aller Handel aufhören mußte.

Erst zu den Zeiten der Königinn Margaretha, im Jahr 1389, wurde wieder ein neuer Versuch nach Grönland unternommen, der aber von schlechtem Erfolge war, weil nur wenige Schiffe ankamen, die meisten aber durch Stürme zertrümmert wurden; es war also den Einwohnern des Landes Grönland sehr leicht, die wenigen Kolonisten einzuschränken, und es erfolgte nichts natürlichers, als daß sich diese genöthiget sahen, sich mit der Denkart und den Sitten ihrer Gebieter zu vereinigen, zumal da niemand daran dachte, das Schicksal der Normänner abzuändern. Wahrscheinlich haben die Kolonisten zuerst alles gewagt, was in solchen Zuständen gewagt werden kann, und wie man noch jetzt findet, so heißt im Balsrevier eine Gegend Pissiksarbik, das heißt, ein Ort, wo man mit Pfeilen schießt, oder, wie wir sagen, eine Wahlstatt. Hier, glaubt man, haben die Normänner den Wilden ein Treffen geliefert, und auf der

andern Seite des Wassers stehen auch noch einige Rudera, wovon die Grönländer sagen, der Ort habe den Namen davon, daß ehemals von beyden Seiten mit Pfeilen gegen einander geschossen worden sey. So viel man übrigens von der ehemaligen Beschaffenheit der Ostseite erzählet, so wenig können wir diesen Erzählungen Glauben beymessen, und ohne uns bey zweifelhaften Erzählungen zu verweilen, wollen wir ihren jetzigen Zustand so überliefern, wie wir ihn in der grönländischen Historie finden. „Im Jahr 1752 besuchten einige Grönländer ihre Verwandten in Neuherrnhut, und erzählten, daß sie vorigen Winter zwey Männer beherbergt hätten, die mit einem dritten in ihren Weiberbooten eine dreyjährige Reise auf der Ostseite gethan haben sollen. Sie gaben zwar nicht den Wohnungsort der Fremden an, allein sie sagten doch, daß er sehr weit von ihnen gegen Nordost gewesen sey. Sie behaupteten auch, auf ihrer Reise so weit auf der Ostseite gewesen zu seyn, daß sie die Sonne im Sommer nicht ganz untergehen gesehen, sondern um Mitternacht noch die Berge beschienen habe. Wegen Eis auf der See und auf dem Lande habe es ihnen öfters den Weg sehr mühsam gemacht, und sie hätten die Menschen auf der Ostseite weit grösser, als auf der Westseite, gefunden. Ihr Haar sey schwarz, ihre Bärte wären groß und sähen braun aus, gleich den andern Grönländern. Auch die Sprache komme meist mit der ihrigen überein. Die Nahrung der Einwohner bestehe in Fischen und Thieren, welche sehr zahlreich wären. Dafür nahe sich aber auch kein Mensch an ihre Fiorden, und zwar aus Furcht, getödtet und gegessen zu werden, welches eine allgemeine Gewohnheit unter ihnen sey, und wozu ihnen nicht nur die Verstorbenen, sondern auch ihre Alten und Schwachen dienten. Uebrigens bauten sie ihre Häuser auf eben die Art, wie hier, klei-

deten sich auch so; Pfeile, Boote wären eben dieselben, und von Religion wüßten sie gar nichts, außer daß sie einige Zauberer unter sich hätten; und was das Klima anbelange, gäbe es dort weniger Nebel, als hier und in der Straße Davis, aber der Schnee falle desto häufiger, und am gewöhnlichsten mit Südwinde.“ Hätte diese Erzählung ihre Richtigkeit, so müßte man glauben, daß diese Menschen, wenn sie auch nicht so fürchterlich seyn dürften, von den ersten vertriebenen Normännern abstammen könnten, die vielleicht gezwungen worden sind, in diese entfernte Gegenden zu flüchten.

Wir kehren also wieder zu den Nachrichten zurück, die uns sagen, welche Mühe man sich gegeben habe, dieses **verlorne Land** wiederzufinden. Seit Margarethens Tode verflossen unter ihren vier Nachfolgern ohngefähr hundert Jahr, ehe man eigentlich an Grönland dachte, und nur die Entdeckung von Westindien machte den Wunsch wieder rege, das verlorne Land aufzusuchen. Man sah, daß Portugall den Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden hatte, und die Spanier glaubten ein Recht zu haben, den Weg gegen Westen dahin zu suchen, und die Reichthümer von Ostindien mit den Portugiesen zu theilen. England wollte keinen müßigen Zuschauer abgeben, und segelten 1497, den Weg nach Ostindien nordwestwärts über Amerika zu suchen. Sie entdeckten die ganze Küste von Nordamerika und Terra Neuve, welches sie in Besitz nahmen und mit Kolonien verschönerten, woraus der Krone eine seltene Macht und Stärke zufloß. Diese glänzenden Unternehmungen mußten daher immer weiter um sich leuchten, und weil man hörte, daß in allen neuentdeckten Ländern Gold und Silber gefunden würde, so schloß man, wiewohl sehr unrichtig, es

müsse

müsse auch in Grönland so seyn. Dieser Idee gab ein Zufall Nahrung. Als im Jahr 1271 ein starker Nordwind eine widergewöhnliche Menge Eis und Holz, nebst einigen weißen Bären, nach Island trieb, so dachte man, es müßte über Grönland hinaus noch mehr Land seyn, von woher einige friesländische Schiffe, zu des König Olaus Zeiten, große Reichthümer gebracht haben sollen. Zu diesem Wunsche gesellte sich noch ein zweyter, nämlich, den Zustand der hier verlassenen ehemaligen Kolonien auf einen bessern Fuß zu setzen, und das Christenthum entweder zu erneuern, oder hier aufs neue zu gründen. Man arbeitete aber lange an diesem Vorhaben, und unter Christian II. war der Erzbischof Erich Walkendorf zu Drontheim der erste, der zu einem ernstlichen Unternehmen Anstalt machte, und es gewiß ausgeführt hätte, wenn nicht die Ungnade des Königes und die Verweisung aus dem Lande diesen schönen Traum wieder zerstreut hätte. Christian III. gieng ernstlicher zu Werke, und erlaubte jedermann, nach Grönland zu handeln, schickte auch selbst Schiffe aus, allein keines war so glücklich, das Land zu finden. Friedrich II. that im Jahr 1578 ein gleiches, und auch diese neuen Entdeckungsreisen blieben fruchtlos; denn ob sie auch das Land zu sehen bekamen, so verhinderte sie doch die Unbekanntschaft mit dem Gewässer und das viele Eis, anzulanden, und so würden wohl noch manche Versuche fehlgeschlagen seyn, wenn es nicht auf eine andere Weise wäre gefunden worden.

Die Königinn von England, Elisabeth, hatte etliche Jahr zuvor Martin Frobisher ausgesandt, die nordwestliche Durchfahrt nach China zu suchen, und auf dieser Reise glückte es ihm, das so lang gesuchte Grönland zu finden, und nannte es Meta incognita, (besonders die Straße, die von ihm den Namen hat,)

handelte mit den Einwohnern, und verlor zwar einige Matrosen dabey, die man ihm wegnahm, hatte unter andern aber auch Steine mitgebracht, aus welchen man Gold zog, und deshalb fuhr er im folgenden Jahr aufs neue dahin, um jene zu befreyen, und diese Schätze näher kennen zu lernen. Der Erfolg mißlang, er konnte die Zurückgelassenen nicht finden, und nahm dafür desto mehr Steine nebst zwey Wilden mit sich. Im Jahr 1578 sollte diese Quelle noch besser geöffnet werden, und nun gieng der glückliche Schiffer mit einer kleinen Flotte und hundert Menschen aufs neue aus, um auf der Königinn Befehl eine Kolonie daselbst anzulegen, und in der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt fortzufahren. Allein dießmal gelang es ihm nicht, er verlor sogar das Schiff, welches die Baumaterialien führte, und konnte nicht einmal die sogenannte Frobisherstraße wieder finden, lief in eine andere Meerenge ein, und brachte wenigstens bey seiner Zurückkunft eine gute Ladung der genannten Steine mit nach Enoland zurück. In eben der Absicht segelte nach ihm, im Jahr 1585, John Davis bis in das Balsrevier, landete daselbst, handelte mit den Einwohnern, die er als sehr friedliebende Menschen schildert, und entdeckte in den folgenden zwey Jahren die Küste von Amerika bis über 70 Grad, gab der Straße Davis seinen Namen, hinterließ auch viel Hoffnung einer guten Durchfahrt, die nach ihm von den Seeleuten Hudson, Baffin und Button, nach welchen einige Meerbusen genannt sind, bis zum Jahr 1747 vergeblich gesucht wurde.

Bey diesem glücklichen Ausgange konnten die Dänen nicht gleichgültig bleiben. Noch war es ihrer Mühe nicht gelungen, ihr verlornes Land wiederzufinden, und Christian IV. wendete daher alles an,

zum

zum Ziele zu gelangen. Er schickte im Jahr 1605 den erfahrnen englischen Seemann John Knight und den dänischen Admiral Godske Lindenow mit drey Schiffen dahin ab. Der letztere landete an der Ostseite, hatte aber nicht Muth genug, auszusteigen, und handelte nur etliche Tage mit den Einwohnern um Pelzwerk für allerhand Eisenwaaren; und jener segelte mit etlichen Schiffen nach der Westseite, woselbst er etliche gute und grüne Plätze entdeckte, und auf seinem Rückwege einige Grönländer mit sich nahm. Diese glückliche Unternehmung zu erweitern, schickte der König im folgenden Jahre den Admiral aufs neue wieder mit fünf Schiffen ab, fand aber diesesmal die Einwohner Grönlandes nicht so freundschaftlich, als ehedem, denn sie suchten durch heimliche Ermordungen den Schimpf zu rächen, der ihnen durch den Verlust von etlichen Landeseinwohnern zugefügt worden war, und deshalb kehrten die Reisenden dießmal ohne guten Erfolg wieder nach Hause. Es wurde zwar bald darauf wieder ein neuer Versuch gewagt, allein eben so fruchtlos; bis im Jahr 1636 eine Gesellschaft Kaufleute aus Kopenhagen zwey Schiffe dahin schickten, die auf ihrer Rückkehr wenigstens etliche nützliche Produkte mitbrachten. So wurden noch manche vergebliche Reisen unternommen, und so geschäftig waren die Dänen unter sieben Königen gewesen, das Land ihrer Vorfahren und ihrer guten Hoffnung zu besetzen.

Friedrich IV., berühmt durch Klugheit und Thaten, brachte endlich die Sehnsucht der Suchenden zur Ruhe, und zwar, wie oben gesagt worden ist, durch einen Mann, der alle die erforderlichen Kräfte besaß, dasjenige zu übernehmen und auszuhalten, was darzu erfordert wurde, ein fast für unmöglich gehaltenes Werk in Wirklichkeit zu verwandeln. Hans Egede,

Priester in Vogens Gemeinde im nördlichen Theil von Norwegen, war dieser Mann, und nachdem er Jahre lang mit Hindernissen, die theils in ihm, theils außer ihm lagen, gekämpt hatte, begab er sich nebst seiner Frau und vier kleinen Kindern mit vierzig Personen den 2ten May 1721 an Bord der Hoffnung, und kam den 3ten Julii, nach manchen harten Gefahren, nach Grönland. Seine Aufnahme war freundschaftlicher, als man sie erwartet hatte, nur, als die Einwohner sahen, daß er zu bauen anfieng, schöpften sie Argwohn, und flohen die neuen Kolonisten; jedoch besaß Egede Klugheit genug, ihre Liebe zu gewinnen, und hatte die Freude, daß er die christliche Religion als ein vortreffliches Mittel fand, die Herzen seiner Brüder zu gewinnen. Nur die Handlung gewann nichts dabey, und ein heimliches Murren seiner eigenen Landesleute, die sich weit ansehnlichere Vortheile von dieser Reise versprochen hatten, hätte beynahe den ganzen Fortgang aufgehoben, wenn nicht glücklicher Weise eine gute Unterstützung von Hause angekommen wäre. Die Unternehmungen des Priesters waren außerordentlich und entkräftend, er hatte Mühe genug anzuwenden, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihn von Seiten der Religion entgegen standen; allein er mußte auch das Land untersuchen, die Sitten und den Charakter der Einwohner umschaffen, ihre mühsamen Arbeiten erleichtern, und endlich auch noch das Hauptgeschäfte von der Handlung treiben. Auch hier hätte beynahe sein bestes Unternehmen gescheitert, denn man fieng an muthlos zu werden, und wollte nicht weiter den Handel in Grönland unterstützen, worüber dieser redliche Mann fast im Kummer und Elende verdarb, bis im Jahr 1733 diese Hoffnung wieder auflebte, und ihm ein neues Schiff mit Unterstützung zugeschickt wurde, mit wel-

welchem auch die die drey ersten Herrenhuter Missionarien in Grönland ankamen.

Im Jahr 1735 kehrte Egede nach Dännemark zurück, theils aus der Absicht, die Unterstützung aufzumuntern, theils sich bey der Abnahme seiner Kräfte wieder zu erholen, hatte aber das Unglück dabey, seine treue Gattinn, ehe er abreiste, zu verlieren; er nahm aber ihre Gebeine mit sich und ließ sie in Kopenhagen begraben. Auf königlichen Befehl wurde ihm ein Seminarium übergeben, worin er die Knaben zu neuen Missionarien erziehen sollte. Die letzten Tage seines Lebens aber brachte er auf der Insel Falster bey seiner Tochter zu, und starb am fünften November im Jahr 1758 in einem Alter von drey und siebenzig Jahren. Den oben angeführten neuen Missionarien sind nun von Zeit zu Zeit neue beygesellt worden, und sie haben sich bereits sehr ansehnlich und mit gutem Erfolge vermehret, so daß unter der sorgfältigen Unterstützung von Dännemark immer mehrere christliche Schulen und Kirchen aufgerichtet werden; ja, man hat auch dafür gesorgt, grönländische gedruckte Bücher zu verfertigen, und wenn auch der gute Erfolg nur langsam fortgehet, so steht doch zu erwarten, daß Grönland nicht so leicht wieder in seine völlige Dunkelheit zurückfallen wird.

B. Hudsonsbayländer.

a) Land. Die Länder um die Hudsonsbay, wozu Neuwales, Labrador und andere nordwestwärts meist unbekannte Gegenden gerechnet werden, liegen zwischen 50° und 70° N. B. und zwischen 277° und 326° O. L. Ihre Gränzen sind gegen Osten die Straße Davis, welche sie von Grönland scheidet, und gegen Süden Kanada; west- und nordwärts aber sind die Gränzen ganz unbestimmt. Die Hudsonsbay, von welcher sie den Namen haben, und die nach ihrem Entdecker, einem holländischen Seefahrer Hudson, der sie im Jahr 1610 entdeckte, benennt wurde, ist eigentlich ein Stück des äußersten Meeres gegen Norden, welches sich vom atlantischen Meere an, tief in das feste Land von Amerika hinein erstrecket, deren ganzer Umfang aber noch nicht bekannt ist. Die Einfahrt in diese Bay durch die Hudsonsstraße, welche etwa drey deutsche Meilen breit ist, ist nur im Sommer möglich, aber auch dann gefährlich, weil Eisberge darinnen schwimmen, welche 15- bis 1800 Schuh dick sind.

Wodurch diese Bay am meisten bekannt worden, ist, daß man von jeher durch dieselbe eine nordwestliche Durchfahrt in den großen Ocean und nach Ostindien versucht hat. Schon Johann Cabot, der erste Entdecker von Nordamerika, hatte 1497 diese Idee, und ihm folgten eine Reihe englische und holländische Seefahrer, deren Unternehmungen alle aber mehr glänzend als von wesentlichem Nutzen waren, vielleicht weil wirklich keine Durchfahrt da ist, vielleicht auch, weil diejenigen, welche auf diese Entdeckung ausgiengen, den rechten Ort, wo sie dieselbe gefunden haben würden, vorbeygegangen sind.

Die Länder, welche um diese Bay liegen, sind von ungeheurer Größe, denn Neuwales beträgt allein 166000, Labrador aber über 24000 Quadratmeilen.

Das Klima ist hier äußerst rauh und kalt, so daß ein Europäer, wenn er auch noch so gut verwahrt ist, dasselbe immer unausstehlich finden wird. Die Mannschaft eines englischen Schiffs brachte den Winter in einem kleinen Meerbusen zu, der südlich genug liegt, um die Witterung dort für erträglich zu halten, allein dennoch ist die Erzählung von den Drangsalen, welche sie ausgestanden, von der Beschaffenheit, daß man sie fast für unglaublich halten sollte. Die Engländer bauten ein Haus von dickem Zimmerholze, stopften die Lücken mit Moos aus, und überzogen das Haus mit Leimen. Hier glaubten sie den Winter ziemlich leidlich hinbringen zu können, allein schon den zweyten November war die Kälte so heftig, daß das auf Bouteillen gefüllte Bier gefror, ob es gleich in Werg eingepackt und nicht weit von einem guten Feuer gesetzt war. Sie legten gewöhnlich eine Pferdeladung Holz auf einmal in ihren Ofen, welcher von Ziegelsteinen erbaut, sechs Fuß lang, zwey weit und drey hoch war. War das Holz beynahe aufgebrannt, so zogen sie die Brände heraus und machten den Schornstein oben zu, so daß sie dann für Hitze oft schwitzten; sobald aber die Thür oder ein Fenster aufgemacht ward, drang die Kälte so heftig herein, daß die eingeschloßnen Dünste sich in kleine Schneeflocken verwandelten, und mit aller Hitze, die sie zu erregen im Stande waren, konnten sie doch Fenster, Wände und Boden nicht frey vom Eise erhalten. War das Feuer ausgegangen, so fror auch der Saft im Zimmerholze, und nun zersplitterte dasselbe mit einem Geräusche, das dem Knall einer Musskete nicht unähnlich war. Branntewein, ja selbst

Wein-

Weingeist, fror; das Eis in dem Flusse, in welchem sie lagen, war über acht Fuß dick, und das Wildpret fror, sobald es erlegt war, auch die Fässer, in welchen sie ihr Bier zwölf Fuß tief in die Erde gegraben hatten, zersprangen, ob sie gleich mit eisernen Bändern versehen waren.

Der Sommer währt nur ohngefähr drey Monate, die übrige Zeit aber ist ununterbrochener Winter, und Segel und Taue frieren auch wohl noch im Julius. Diese heftige Kälte wird durch die scharfen Nordostwinde verursacht, welche über die mit ewigem Eise bedeckten Flächen weggehen.

So streng aber dieser Winter auch ist, und so sehr man nun auch vermuthen sollte, daß jedes lebendige Wesen eine so traurige Gegend fliehen müsse, so glauben dennoch nicht allein die Landeseingebohrnen, daß sie das schönste Land auf Erden bewohnen, sondern es giebt auch Engländer, die verschiedne Jahre in den Niederlassungen der Hudsonsgesellschaft gelebt haben, und dieses Land jedem andern vorziehen.

Um Sonne und Mond sieht man häufig und bis sechs Nebensonnen und Kreise, welche sehr leuchtend und mit allen Farben des Regenbogens prächtig gefärbt sind. Die Sonne geht mit einem gerade über ihr befindlichen großen gelben, kegelförmigen Lichte auf und unter. So wie das Sonnenlicht weg ist, breiten sich sowohl im Winter als im Sommer Nordlichter über den ganzen Himmel aus, und dieß mit einer so glänzenden Schönheit, daß selbst der volle Mond ihren Glanz nicht vermindert. Tiefer ins Land gegen Westen hinein sind die Sommer wärmer, die Winter kürzer und die Kälte nicht sehr strenge.

Was den Boden dieses Landes betrifft, so ist er nur in den nördlichen Gegenden rauh und unfruchtbar;

in

in dem südlichen Theile aber ist er fruchtbar, indem die Oberfläche aus einer dunkeln lockern Gartenerde besteht, unter welcher Thonlagen von mancherley Farben streichen. An der See und den Ufern der Flüsse ist das Land niedrig und sumpfig, und mit Bäumen von verschiedner Art bedeckt; mitten im Lande sind große, aber nur mit Moos bewachsene, Ebenen, doch findet man hie und da Buschwerk und einige kleine Landseen.

Produkte der Hudsonsbayländer sind aus dem Gewächsreiche von Bäumen: Fichten, Erlen, Lerchenholz, Pappeln, Birken und Weiden, die aber alle keine beträchtliche Höhe erlangen, und in den nördlichsten Gegenden ganz verkrüpeln. Von Stauden und andern Pflanzen: wilder Reis in großer Menge an den Ufern der Flüsse und Landseen, wo auch guter Wiesengrund zu finden ist, allerley Beeren- und Wurzelarten, auch lappländische, und unter andern eine Pflanze, welche **Wizzekapukka** von den Einwohnern genannt, und von ihnen sowohl als den Engländern als eine Arzney bey Nervenkrankheiten und wider den Scharbock gebraucht wird. Auch werden in den bey den englischen Factoreyen angelegten Gärten Erbsen, Bohnen, Kohl, Rüben u. s. w. erzeuget, und tiefer ins Land hinein soll alles noch weit besser fortkommen.

Aus dem **Mineralreiche** haben die Hudsonsbayländer Bleyerz, das auf der Oberfläche der Erde gefunden wird, Eisenerz und Kupfer. Ferner Frauenglas, Bergcrystall von verschiedner Farbe, Steinkohlen, verschiedne Marmorarten, Asbest, und der seit einigen Jahren in Europa bekannte Labradorstein, eine Art Feldspat, der verschiedne Farben annimmt.

Aus dem Thierreiche: weiße Bären, von denen schon bey Grönland umständlicher gesprochen worden ist; schwarze Bären, Rennthiere, Wölfe, Füchse, Hasen, Kaninchen, Rehe; Biber, von welchen wir bey Kanada umständlicher sprechen werden; Hunde, welche hier die einzigen Lastthiere sind; Marder, und andre zum kleinen Pelzwerk gehörende Thierarten. Besondre vierfüßige Thiere der Hudsonsbay sind: der **Quickhatch** oder **Wolverene**, ein Thier von der Größe eines sehr großen Wolfes, vor welchem sich Bäre und Wölfe so sehr fürchten, daß sie ihm beständig außer dem Wege gehen, und auch, wenn er todt ist, nicht einmal von seinem Fleisch fressen mögen. Von Farbe ist es braunroth. Es schwimmt, und lebt von Wallfischen und Seehunden. Das Stachelschwein, welches man an der Hudsonsbay findet, gleicht an Gestalt und Größe dem Biber, sein Kopf aber dem Kaninchen, die Nase ist platt und ganz mit kurzen Haaren bedeckt, die vier Vorderzähne gelb von Farbe und sehr stark, die Ohren klein, die Beine kurz, die Klauen aber lang, inwendig hohl wie Schaufeln, und sehr scharf zugespitzt. Es ist über den ganzen Leib mit einem ziemlich weichen, ohngefähr vier Zoll langen, Felle bedeckt. Unter diesem Haar ist es auf dem Rücken, dem Kopf und an den Seiten mit scharfen, steifen Kielen besetzt, welche weiß sind und schwarze Spitzen haben. Dieses Thier macht sein Nest gewöhnlich unter den Wurzeln der Bäume, schläft die meiste Zeit, lebt fast allein von Baumrinden, und wird von den Einwohnern gegessen.

Von Vögeln giebt es hier Adler, deren Gefieder weiß und schwarz gesprenkelt ist, von der Größe eines welschen Hahnes; braune Birkhühner, welche dicker und länger vom Leibe als die europäischen sind; weiße

Rep-

Rephühner, etwas größer, als die gemeinen Rephühner, und etwas kleiner, als die Fasanen. Im Sommer sind diese Vögel meistens braun, im Winter aber werden sie völlig weiß. Pelikane, Falken, Habichte, Schwäne, wilde Gänse, Enten, Krähen, gehörnte und weiße Eulen, und verschiedene kleine Sangvögel.

Von Wasserthieren eine außerordentliche Menge Fische, als Dorsche, Flinder, Lachse, Forellen, grönländische Heringe, Störe, Hechte, ferner Wallfische, Seehunde, Seekühe u. s. w. Ein besondres Thier ist der **Seewolf**, von denen einige wohl zweytausend Pfund wiegen. Die Einwohner machen sie so zahm, daß sie ihnen nachlaufen. Wenn die Seewölfe im Wasser sind, und mit der Fluth in die Buchten kommen, umringt man sie mit Netzen oder Pfählen, da sie denn, wenn das Wasser abläuft, auf dem Trocknen bleiben und todt geschlagen werden. Man fängt oder schießt sie auch im Wasser. Ihr Fleisch ist zwar zu essen, man macht aber lieber Oel oder Thran daraus. Mit ihren Häuten überzieht man die Koffers, es werden aber auch Stiefel, Schuhe u. dgl. daraus verfertigt.

b) Einwohner.

Die Hudsonsbayländer werden von verschiednen Nationen bewohnet. Die bekanntesten darunter sind in **Neuwales** oder an der West- und Ostküste die **Kreeks** und **Kristinos**, und in **Labrador** die **Eskimos**, von welchen beyden Völkerschaften, denn die ersten zwey unterscheiden sich fast in nichts von einander, wir nun einige Nachricht geben müssen. Die Einwohner in Neuwales haben eine mittlere Größe (nach einigen sind sie nur vier Schuh hoch), ungeheure Köpfe, kleine Füße und Hände, keinen Bart, ein plattes Gesicht, gelbe Augäpfel, schwarze Augenringe und eine kupferfarbne Haut, wiewohl sie

1) Kreeks.

weiß gebohren werden. Ihre Leibesbeschaffenheit ist sehr dauerhaft: sie wissen wenig von Krankheiten, und die, welche sie noch kennen, sind gewöhnlich Erkältungen, eine Folge des Branntweins, mit dem sie die Europäer bekannt gemacht haben. Ein gemeines Uebel aber ist Scharbock und Schneeblindheit. Im Sommer tragen die Männer einen weiten von weißem Tuche gemachten Rock, und unter diesem noch einen Kittel, ferner lederne Strümpfe, welche so hoch herauf gehen, daß sie ihnen zugleich statt der Beinkleider dienen, und Schuhe von derselben Materie. Die weibliche Kleidung aber ist von dieser nur darinnen unterschieden, daß sie einen Unterrock tragen. Im Winter kleiden sich beyde Geschlechter in Felle von Hirschen, Fischottern oder Bibern. Ihre Wohnungen bestehen aus Zelten, welche mit zusammengenähten Thierfellen bedeckt, und völlig zirkelförmig sind, wahrscheinlicher Weise deswegen, weil es ihnen bey dieser Gestalt am leichtesten fällt, rund um das in der Mitte befindliche Feuer herum zu sitzen. Die zirkelförmige Gestalt aber geben sie den Zelten durch Stangen, die vom Boden an alle hinaufwärts nach dem Mittelpunkte gehen, wo eine Oeffnung ist, um das Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen. Auf den Boden streuen sie Fichtennadeln, auf welchen sie mit den Füßen nach dem Feuer zu liegen. Die Thür ist gewöhnlich an der Südwestseite, und so gemacht, daß sie nur eins von den Fellen aufheben dürfen, an welchem ein Stück Holz befestigt ist, damit sich dasselbe wieder fest anschließe. Nach einigen sollen sie Wohnungen unter der Erde haben, welches aber eine ungegründete Sage ist.

Kräuter, Wurzeln und andre Nahrungsmittel aus dem Gewächsreiche genießen sie wenig oder gar nicht, son-

sondern sie leben von dem Fleische der Thiere, die sie entweder auf der Jagd erlegen oder in Fallen fangen. So reiben sie alle Jahre eine große Menge Hirsche auf, und dabey haben sie die sonderbare Einbildung, daß, je mehr sie derselben tödteten, desto mehr werde ihre Anzahl zunehmen; daher sie zuweilen etliche hundert, von denen sie bloß die Zungen nehmen, den Raubthieren zur Beute überlassen. Ihre übrigen Nahrungsmittel sind die Zugvögel, als Schwäne, wilde Gänse, Enten und Wasserhühner, welche im Frühling nordwärts gehen, um zu hecken, und im Herbste nach Süden zurückkehren; ferner Adler, Krähen, mit einem Worte, alles Lebendige, was sie habhaft werden können. Sie kochen gewöhnlich das Fleisch und essen es allein, dann aber trinken sie das Wasser, worinnen das Fleisch gekocht worden ist. Auf eben die Art richten sie ihre Fische zu, deren sie eine außerordentliche Menge und von den wohlschmeckendsten Arten fangen. Ihre Böte sind mehr eine Art zusammengenähter Schläuche zu nennen: gleichwohl aber wagen sie sich mit diesen elenden Fahrzeugen aufs Meer, um Heringe zu fangen, oder Wallfischen und Seehunden nachzujagen.

Da ihre Hauptbeschäftigungen Jagd, Fisch- und Vogelfang sind, so verändern sie ihre Wohnung, je nachdem sie viel oder wenig Wildpret haben. Eben deshalb leben sie auch nicht in großer Anzahl beysammen, weil sie bey einem engern Zusammenwohnen weit mehr Schwierigkeiten haben würden, ihre Nahrung zu finden: entfernt von einander, nicht in mancherley Verhältnisse mit einander verwickelt, gränzt ihre ganze Lebensart an den ungekünstelten Naturstand. Sie haben keine Regenten über sich, sondern jeder Hausvater ist Herr und Haupt seiner Familie. Wenn sie aber ihres Handels wegen Reisen vorneh-

men, und mehrere Familien beysammen sind, so ist es nöthig, daß irgend einer den Anführer mache. Diesem nun gehorchen die übrigen so lange, bis sie wieder von der Reise zurück sind: länger aber währt die Verbindlichkeit nicht. Ein solcher Anführer wird in den englischen Factoreyen mit dem Ehrentitel Hauptmann belegt, und, wenn er dort ist, ihm von dem Kommendanten ein Rock mit Schnüren besetzt, ein Huth mit einer Feder, auch wohl Schuhe und Strümpfe dazu gegeben.

Dieß unsern Begriffen nach so elende, beklagenswürdige Volk hat indessen eine Menge sehr liebenswürdiger Eigenschaften. Es liebt Recht und Gerechtigkeit, und wird durch diesen, wenn man so sagen darf, eingepflanzten Instinkt weit mehr von Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten abgehalten, als policirte Völker durch Gesetze, welche mit Galgen und Rad verpönt sind, oder durch alle geschriebne und gepredigte Sittenlehre. Sie sind höflich, mitleidig, und die Liebe, welche sie zu ihren Kindern tragen, ist besonders groß. Man erzählt hievon ein Beyspiel, das wir nicht mit Stillschweigen übergehen können. Zween ihrer Kähne fuhren über einen Fluß: als sie in der Mitte desselben waren, gieng einer davon zu Grunde. In demselben war ein Mann nebst seiner Frau und einem Kinde. Weil der andre Kahn klein und nicht im Stande war, mehr als eine dieser verunglückten Personen mit dem Kinde einzunehmen, so veranlaßte dieß einen sonderbaren Streit zwischen den Eltern über die Frage: ob der Verlust des Vaters oder der Mutter dem Kinde am schmerzlichsten fallen würde? Der Streit ward für das Ueberbleiben des Vaters entschieden, und die Frau ertrank als eine Heldinn. Wenn sie schlechte Eigenschaften besitzen, so haben sie dieselben meist nur den Europäern und

dem

dem Branntewein zu danken, denn in der Trunkenheit begehen sie oft sehr große Ausschweifungen, fangen Zänkereyen unter sich an, verbrennen ihre Wohnungen, schlagen ihre Weiber u. s. w. Und wenn uns viele ihrer Sitten und Gewohnheiten seltsam oder gar häßlich zu seyn scheinen, so müssen wir bedenken, daß unsre Sitten nicht der Maaßstab sind, nach welchem wir die Sitten andrer Völker zu messen haben.

Hier, wie bey mehrern noch unpolicirten Völkern, müssen die Weiber die schwersten Arbeiten verrichten. Der Mann schweift auf der Jagd umher: die Frau muß die Hütte bauen, Holz anschaffen, das Essen bereiten, und, wenn ein Stück Wildpret getödtet ist, sich an den Ort, wo es liegt, begeben, es ausweiden und nach Hause bringen. Sie muß den Kaninchen und Mardern Fallen setzen, die Kleidungsstücke verfertigen, den Schlitten ziehen u. s. w. Es wird einer Frau sehr hoch angerechnet, wenn sie über die Beine des Mannes wegschreitet, und viele halten es für eine ihrer Ehre nachtheilige Sache, mit ihren Weibern aus einem Gefäße zu trinken.

Verheurathungen werden ohne viele Umstände geschlossen, die Liebe aber hat keinen Antheil daran, sondern die Mädchen lassen sich durchaus nach dem Willen ihrer Eltern lenken, und diese werden oft wegen der Verheurathung ihrer Kinder unter sich einig, ehe sie noch welche haben. Ein junger Mann, der als ein guter Jäger bekannt ist, darf nirgends eine abschlägige Antwort befürchten. Er wendet sich an den Vater des Mädchens, auf welche er sein Absehen gerichtet hat, und beschenkt ihn nach Landessitte mit einem Biber- oder anderm Felle. Hat er das Jawort erhalten, so kommt er zu einer Zeit in die Hütte, wenn die Braut da ist, wirft ihr ein Geschenk in den Schoos, und nimmt sie dasselbe an, so ists so gut,

als wenn er förmlich ihre Einwilligung hätte. Weiter findet keine Cerimonie dabey statt, auch wird kein Gastmahl gegeben, oder des etwas gethan, was policirte Völker als ein höchst wesentliches Erforderniß einer geschloßnen Heurath ansehen. Ist einer ein so guter Jäger, daß er sich im Stande befindet, mehr als ein Weib zu erhalten, so nimmt er noch eins oder zwey, von denen aber keine des geringsten Vorzugs über die andre genießet. Hat die Frau keine Lust, mit ihrem Manne weiter zu leben, so geht sie zu ihren Anverwandten, und wird ohne weitre Umstände wieder mit einem andern verheurathet.

Wenn einer so alt wird, daß er nicht mehr auf die Jagd gehen kann, sondern still und unthätig bey seinem Feuer liegen muß, so ists Gebrauch, daß er seine Kinder versammelt, und sie auffodert, ihn von der beschwerlichen Bürde des Lebens zu befreyen, welches diese auch ohne Weigerung thun, weil dieß für den letzten Beweis des kindlichen Gehorsams gehalten wird. Sie machen also nunmehr das Grab des Alten, dieser setzt sich hinein, unterredet sich noch mit seiner Familie, raucht eine Pfeife, und bedeutet ihnen dann, daß er nichts mehr auf dieser Welt zu thun habe, worauf ihm ein Riemen um den Hals gelegt und er erwürgt wird. Den Leichnam bedecken sie mit Erde, und oben darauf setzen sie ein schlechtes steinernes Denkmahl.

Ihren Todten geben sie ihre besten Sachen, Kessel, Beil, Flinte, und alles, was ihm einigermaßen schätzbar gewesen, mit in das Grab, welches rund und so gemacht wird, daß der Körper eine sitzende Stellung darinnen hat. Ist der Leichnam beerdigt und das Grab zugescharrt, so pflanzen sie einen jungen Tannenbaum darauf. Gräber werden für heilig gehalten.

Von

Von der Religion dieses Volks hat man wenig und noch weniger zuverlässige Nachrichten. Was davon gesagt wird, ist folgendes: Sie erkennen ein höchstes Wesen, welches sie in ihrer Sprache *) **Ukkewma**, d. i. den großen Obersten, nennen. Zum Lobe dieses großen Obersten singen sie auch eine gewisse Art Lieder, welches auch der einzige Gottesdienst ist, den man unter ihnen wahrnimmt. Ein andres Wesen nennen sie **Wittikka**, und halten es für den Urheber alles Bösen, fürchten sich auch außerordentlich vor demselben. Sie glauben die Unsterblichkeit und künftige Strafen und Belohnungen. Ihrer Meinung nach stehen die Verstorbenen nach einiger Zeit wieder auf, und gehen an einen großen Fluß, wo sie trinken, und dessen Wasser ihnen angenehm schmecket, wenn sie gute Menschen gewesen sind. Ueber diesen Fluß führt sie ein Kahn, wo sie ein herrliches Land finden, voll großer Wälder und angenehmer Ebenen, wo die Witterung allezeit gemäßigt ist, wo die Vögel nicht wegfliegen, die Hirsche nicht davonlaufen, kurz, wo ein wahres Schlaraffenland ist. Kommt aber ein böser Mensch zu dem Flusse, so schmekt ihm das Wasser bitter, und wenn er über den Fuß geführt ist, so findet er dort ein felsigtes, unfruchtbares Land, wo sich das Wetter oft verändert, und vor allem, was in dem Schlaraffenlande Gutes ist, sich das Gegentheil findet.

Es giebt eine Art Zauberer unter ihnen, welche vorgeben, mit dem Wittikka in großer Vertraulichkeit

*) Ihre Sprache ist weder rauh, noch sonst unangenehm. Sie hat nur wenige Worte, allein diese sind nachdrücklich, und die Engländer lernen sie sehr lecht. Ein Alphabet haben sie nicht, daher sie die Sache, welche sie verlangen, auf ein Stück Birkenholz sehr künstlich zu bilden wissen.

zu stehen, und in großem Ansehen bey den armen leichtgläubigen Leuten sind, und denen alles gegeben wird, was die andern mit vieler Mühe sich erwerben. Ueberhaupt leben sie ganz sorglos wegen der Zukunft, und suchen sich für den Winter keinen Vorrath anzuschaffen, wenn sie gleich alle Winter große Noth auszustehen haben, so daß sich viele zuweilen genöthigt gesehen, Leder zu essen. Alles Ungemach aber, das sie im Winter trifft, ist nichts, wenn es mit dem verglichen wird, was sie auf ihren Reisen zu befürchten haben.

Solche Reisen unternehmen sie nicht selten etliche hundert Meilen weit mitten im Winter, durch Gegenden, wo sie nirgends ein Obdach finden. Der einzige Schutz, den sie hier gegen die Witterung haben, besteht dann darinnen, daß sie in der Nacht einen Zaun gegen den Wind zu errichten, und auf der andern Seite ein Feuer machen. Können sie aber aus Mangel an Holz weder Feuer noch Zaun zuwege bringen, so müssen sie sich unter den Schnee legen, der sie doch einigermaßen gegen die Kälte sichert.

Diese Bewohner von Neuwales sind übrigens, was man bey einem so armseligen Volke kaum erwarten sollte, fast in immerwährende Kriege mit den Eskimos verwickelt gewesen, die aber gegenwärtig durch Fürsorge der englichen Statthalter weit seltener geworden sind. Wenn sie zur Winterszeit keine gute Jagd haben, wenn einer von den ihrigen vermißt wird, oder eine Krankheit unter ihnen ausgebrochen ist, so machen sie sich augenblicklich zu einen Feldzuge wider die Eskimos fertig, weil diese für die Urheber aller ihrer Unfälle gehalten werden. Haben sie nun den Feldzug förmlich beschlossen, so ernennen sie einen Befehlshaber, und treten den Marsch an. Der

An-

Angriff geschieht zu Wasser in langen, schmalen Kähnen, oder zu Lande durch nächtliche Ueberfälle, und da die Eskimos kein Schiesgewehr haben, so müssen sie gewöhnlich unterliegen. Außer diesen Kriegen gehen sie auch noch gegenwärtig häufig wider weit entlegene Nationen zu Felde, und ein solcher Feldzug dauert zwey bis drey Jahr.

2) Eskimos.

Die Einwohner von Labrador nennt man **Eskimos**, eine Benennung, welche ohngefähr so viel als Leute, die rohes Fleisch essen, bedeuten soll; sie selbst aber nennen sich **Karalit**, d. i. **Männer**, gleich als ob sie allein unter allen Menschen diesen Namen verdienten. Die Nation ist sehr klein, und einige rechnen nicht über zweyhundert Familien auf ganz Labrador; nach andern aber findet man auch weiter west- und nordwärts noch viele Eskimos. Man vermuthet zu Folge der Gestalt und Sitten dieser Leute, daß sie mit den übrigen Bewohnern von Amerika nicht einerley Ursprung haben, sondern nebst den Grönländern, mit denen ihre Verwandtschaft augenblicklich in die Augen fällt, entweder von den Bewohnern des nördlichsten Europa, oder von den Kalmycken abstammen. Sie bestehen aus mehrern Stämmen, und leben ohne bürgerliche Verfassung in kleine Gesellschaften vertheilet.

In Absicht der Gestalt, Größe und Farbe sind die Eskimos nur sehr wenig von den Grönländern verschieden, außer daß sie etwas fetter und voller im Gesicht sind. Ihre Gemüthsart wird eben nicht als die beste beschrieben, und ihnen Tücke, Arglist, Betrug, Hang zum Diebstahl, Schmeicheley und andre Laster mehr vorgeworfen, dabey aber versichert, daß ihre natürlichen Anlagen so gut sind, daß sie leicht in ein policirtes Volk umgeschaffen werden könnten, wenn anders der traurige Himmelsstrich, unter

welchem sie wohnen, ihnen nicht zu viele und große Hindernisse in den Weg legte; wiewohl sie so sehr für ihr Land eingenommen sind, daß einige, welche durch Zufall in die englischen Kolonien gekommen waren, ihre Entfernung vom Vaterlande Jahre lang betrauerten, und einer von ihnen, der schon an englische Speisen gewöhnt war, als er einen Engländer einen Seehund aufhauen sah, aus welchem der Thran heraus lief, so viel von demselben auffaßte, als er konnte, und im Hinunterschlucken ausrief: O bringt mich wieder in mein Vaterland, wo ich mich hieran sättigen konnte.

Gleichwohl ist nichts elender, als die Lebensart, welche sie hier in ihrem Vaterlande führen. Die Mannspersonen tragen Kleider aus Seehundsfellen, zuweilen auch aus den Häuten der Vögel, welche sie sehr geschickt zusammen zu nähen wissen. Diese Röcke sind von der Brust an vorne zu, und reichen nicht weiter, als bis an die Mitte des dicken Beines. Ihre Beinkleider sind von derselben Materie, vorn und hinten zu, mit einem Riemen wie ein Geldbeutel zusammengezogen, und um die Lenden fest gebunden. Auch haben sie mehrere Paar Stiefeln und Socken über einander, um die Füße warm und trocken zu halten. Der Anzug der Weiber unterscheidet sich von dem der Männer dadurch, daß sie hinten einen schmalen Zipfel von der Jacke herabhängen haben, welcher ihnen bis auf die Ferse reichet. Die Kappe an dem Rocke ist groß und weit, um die Kinder darinnen auf dem Rücken zu tragen, und ihre sehr weiten Stiefeln sind gewöhnlich mit Fischbein aufgesteift, damit sie im Nothfall auch dahin ein Kind stecken können. Alle diese Kleidungsstücke sind sehr sauber genäht, wozu sie eine Nadel, die aus Fischgräten gemacht ist, und Fäden aus sehr fein gespaltnen

spaltnen Rehfennen brauchen. Auch wird diese Kleidung auf den Näthen mit mancherley Streifen von Fellen besetzt, und oft mit Rehzähnen behangen.

Ein besondres Stück ihrer Kleidungen sind die **Schneeaugen**, welche Stücke Holz oder Elfenbein zur Bedeckung der Augen gemacht und hinten am Kopfe fest gebunden sind. In jedem Stücke befinden sich zwey Spalten, die eben so lang, wie die Augen, aber schmäler sind, und durch welche sie sehr deutlich sehen können. Durch dieses Mittel kommen sie der Schneeblindheit zuvor, einem schmerzhaften Uebel, welches durch den Glanz der vom Schnee zurückfallenden Sonnenstrahlen verursacht wird. Ein noch schrecklicheres Uebel ist der Scorbut, der bey ihnen ansteckend ist, und nicht allein durch den Umgang, sondern auch durch die Zeugung auf künftige Geschlechter fortgepflanzt wird.

Die Erfindsamkeit, welche sie bey Verfertigung dieser Schneeaugen, und überhaupt ihres ganzen Anzugs, an den Tag legen, leuchtet auch bey allen ihren, im Grunde so armseligen, nichtswerthen, Geräthschaften hervor. Ihre Kähne, mit welchen sie sich weit in die hohe See wagen, sind von Ruthen oder Fischbein gemacht, und ganz mit gegerbten Seehundhäuten überzogen, ein Loch in der Mitten ausgenommen, welches rund herum einen Rand von Fischbein oder Holz hat. In diesem Loche hat ein einziger Mensch Raum zu sitzen. Die Fugen an diesen Kähnen vermachen sie mit einer gewissen Art von Pech oder Leim, welcher, wie man sagt, von Seehundfett gemacht ist. In diesen Fahrzeugen wagen sie es, Wallfische und Seehunde anzugreifen, ohne die große Lebensgefahr, die sie dabey laufen, zu fürchten, da ihre Harpunen meist nur mit Seeroßzähnen an den Spitzen beschlagen sind. Dieser kleinen Kähne,

welche

welche ohngefähr 20 Ellen lang und zween Fuß breit sind, bedienen sich nur die Männer. Außer diesen aber haben sie noch weit größere Böte, welche offen sind, und von Weibern gerudert werden. Die Materie ist eben dieselbe, als wie bey den kleinen Kähnen, sie können aber wohl zwanzig Personen tragen.

Wenn sie Feuer anmachen, nehmen sie zwey Stücken trocknes Holz, in deren jedem ein kleines Loch befindlich ist. In dieses Loch stecken sie ein unten rund gemachtes Stück Holz, und drehen dasselbe so schnell herum, bis das trockne Holz anfängt zu brennen, worauf sie mit einem Stück trocknen Moos, das ihnen statt Zunders dient, das Feuer vollends anmachen.

Ihre Lampen, in welchen sie Fischthran brennen, und welche, weil sie oft weiter kein Holz als Treibholz haben, die einzige Feuerung in ihren Hütten ausmachen, sind aus Steinen gemacht, und mit so vieler Kunst ausgehöhlt, daß man sich wundern muß, wenn man die elenden Werkzeuge betrachtet, deren sie sich dabey bedienen. Ihre größte Kunst aber beweisen sie in Verfertigung ihrer Bogen, welche gewöhnlich aus drey Stücken Holz bestehen, die sehr genau und geschickt zusammengesetzt sind. Gewöhnlich ist das Holz von Tannen- oder Lerchenbäumen; und da dieses keine Stärke und ausdehnende Kraft hat, so ersetzen sie beydes dadurch, daß sie hinten an dem Bogen eine Art von Drath oder Schnur befestigen, welche von den Spannadern der Rehe, so wie auch die Senne des Bogens, gemacht wird.

Die Nahrungsmittel, welche diese Leute genießen, sind äußerst elend, so daß sie wirklich nicht selten rohes Fleisch mit dem größten Heishunger verzehren. Sind sie aber anhaltender Stürme oder der Kälte wegen nicht im Stande, aus ihren theils in die Erde

gegrabnen, theils von Steinen, oder wohl gar von Schnee, aufgeführten Hütten herauszukommen, so zwingt sie oftmals der Hunger, ihre Kinder zu fressen, ihre Alten zu erschlagen, oder sich selbst Blut abzuzapfen, um mit dieser schrecklichen Kost ihr Leben zu fristen.

Von ihrer Religion weiß man gar nichts; die Brüdergemeinden haben Missionarien hier, welche das Christenthum zu verbreiten suchen.

c) Englische Niederlassungen.

Wenn die Hudsonsbayländer mit zu den brittischen Besitzungen in Amerika gerechnet werden, so hat man gerade eben so viel Grund, als wenn man das Kaffernland in Afrika als eine holländische Besitzung angeben wollte. Neuwales und Labrador werden von völlig freyen Menschen bewohnet, und von Britten nur des Pelzhandels wegen besucht, die nur hin und wieder am Ausflusse der größten Ströme Faktoreyen angelegt haben, und keiner andern europäischen Nation den dasigen Handel gestatten wollen.

In sofern nun in dieser Betrachtung diese Gegenden als englisch anzusehen sind, wollen wir hier noch einige Nachrichten von denselben geben.

Nachdem Heinrich Hudson die Hudsonsbay entdeckt hatte, wurden zwar die daran stoßenden Küsten von mehrern Engländern besucht, allein an einen zu errichtenden Handel, oder anzulegende Niederlassungen, dachte noch niemand. Im J. 1667 geriethen endlich zwey Franzosen aus Kanada, Namens de Groseillers und Radisson, auf den Einfalt, Handlung nach der Hudsonsbay zu treiben, und da sie mit ihrem Vorschlage in Frankreich kein Gehör fanden, wandten sie sich nach England, wo man ihnen den Kapitain Gillam zugab, der sie glücklich in die Hudsonsbay brachte. Nun wurde eine Handlungsgesellschaft errichtet, welche die Summe von 59,500 Thlr. zusammenlegte,

und

und in deren Bestätigungsbriefe es ausdrücklich bestimmt ward, daß sie eine nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien versuchen sollte. Durch diesen Brief bekam sie das Recht eines ausschließlichen Handels in diesen Gegenden, und alle die Gegenden, wo sie Handlungsniederlagen anlegen würde, wurden ihr als ein Lehen von der Krone überlassen. Die Franzosen wurden bald eifersüchtig auf die wachsende Handlung der Engländer, und so suchte nun jede dieser zwey Nationen das Glück der andern zu stören, eine trieb die andre aus den angelegten Faktoreyen, wie denn noch 1782 die meisten englischen Faktoreyen von den Franzosen zerstört wurden, die auch den dadurch verursachten Schaden auf zehn bis zwölf Millionen Livres schätzten.

Durch jenen Freyheitsbrief wird das Land in den **west-** und **östlichen** Theil geschieden. Jener heißt wieder **Nord-** und **Südwales**, dieser **Neubritannien** oder **Terra de Labrador**. Von beyden wollen wir nun das hieher gehörige anführen.

1) Neuwales. Von diesem Lande sind bloß die Küsten besetzt, welche die verschiednen Bayen und Buchten umgeben, an ordentlichem Anbau ist dennoch nicht zu gedenken, weil das Land gar zu rauh, gar zu unfreundlich ist. In jeder Factorey befinden sich ohngefähr zwanzig bis fünf und zwanzig Bediente und eben so viel Soldaten, welche zuweilen alle zusammen sehr kümmerlich leben müssen.

Die Gesellschaft, in deren Händen die hiesige Handlung gegenwärtig ist, hat ihr Kapital bis auf 684,166 Thaler vermehret, und ihr Gewinn ist ganz außerordentlich; daher auch das Parlement, um den Handel und die Fischereyen auszubreiten und den Absatz brittischer Fabrikswaaren zu vermehren, schon nach dem Aachner Frieden die Gesellschaft aufheben,

und

und den Handel allen brittischen Unterthanen freyge-ben wollte, was aber bis jetzt noch, trotz allen Klagen wider das Monopolium, nicht zu Stande gekommen ist, ohngeachtet die Klagen, die über diese Gesellschaft geführt werden, gewiß nicht ungegründet sind, und sie wohl Zweytausend vom Hundert bey ihrem Han-del verdienet.

Von der Handlung selbst müssen wir noch folgen-des anführen. Sie geschieht theils mit Biberbälgen, theils mit Pelzwerk, theils mit Fischbein, und end-lich mit Lebensmitteln und englischen Landeswaaren. Ausfuhr und Einfuhr sind nicht in jedem Jahre die nämlichen; doch hat die Ausfuhr nie über neuntausend und die Einfuhr nie über sechstausend und einige hun-dert Pfund Sterling betragen. Die Ausfuhr besteht in Fellen von Bibern, Mardern, Fischottern, Katzen, Füchsen, Wölfen, weißen und schwarzen Bären, Fe-dern, Gänsespulen, Fischbein, Thran, Reh- und Elendshäuten: Die Einfuhr in groben wollenen Zeugen, Leinwand, Schiesgewehr, Pulver, Schrot, kurzen Säbeln, Leder, Salz, Mehl, Gerste, Erbsen, Bohnen, Malz, geräuchertem und gesalznem Fleisch, Butter, Käse, Zwiback, Syrup, Stahl- und Kupfer-waaren, Eisenwerk, zinnernen Gefäßen, Pfeifen, Tabak, Strümpfen, Hüthen, Lichten, Papier, Oel, Branntewein u. dgl. Die Biberfelle sind der Maaß-stab, nach welchem mit den Einwohnern gehandelt wird, die mit Maaß, Gewicht, und wie man nur kann, betrogen werden, so daß sie ohne den niedrigen Preis, in dem sie ihre Waaren lassen müssen, über-dieß noch wenigstens zwey Drittheil verlieren.

Die wichtigste der hiesigen englischen Faktoreyen ist Yorkfort, auf einer kleinen Insel des Nelson-flusses gelegen. Das Fort nebst der Factorey stehet auf einem freyen, geräumigen Platze, der auf drey Yorkfort.

Sei-

Seiten mit Gebüsche umgeben, gegen den Fluß zu aber offen ist. Das Fort ist ein viereckтes Gebäude, dessen Seiten mit vier kleinen Bastionen versehen sind, welche alle oben Bedeckung haben. Auf jeder Kurtine sind drey kleine Pöller gepflanzt, und das Ganze ist mit Pallisaden umgeben. Den Fluß bestreicht eine Batterie von ziemlich großen Kanonen, und zu deren Vertheidigung ist eine kleine Brustwehr von Rasen aufgeworfen. Gegen Südosten des Forts ist eine Decke, um Schaluppen oder Boote auszubessern, und neue zu erbauen. Zwischen dieser und der Batterie ist ein Stück Landes, die Plantage genannt, wo die des Handels wegen herkommenden Einwohner ihre Zelte aufschlagen. Von der Factorey ist dieser Platz durch zwey Reihen hohe Pallisaden abgesondert.

Andre Factoreyen sind: **Prinz Wales Fort, Fort Moose, Albany, Hayes, Neusaverne und Richmondsfort.**

2) Labrador. In Labrador ist erst eine englische Niederlassung, und die Engländer suchen es durch die Missionen der mährischen Brüder nach und nach mehr dahin zu bringen, daß die Einwohner erst zu Einrichtung ordentlicher Handlung geneigt werden. Die englische Niederlassung, welche seit 1766 besteht, heißt **Chateaubay**; die Missionsplätze aber sind **Nain, Hoffenthal und Okkak.** Die Handlung besteht in Fellen, Häuten, Fischbein, Thran u. dgl., und nach den neuesten Nachrichten betrug der Ertrag der Ausfuhr auf 50000 Pf. Sterling.

II. Brit-

II.

Brittisches

Nordamerika.

R

Einleitung.

Die kurze Erzählung, welche wir von der Entdeckung Amerikas geliefert haben, hat gezeigt, daß Kolon seinen Bruder nach England an König Heinrich VII. schickte, um diesen Monarchen zu Unterstützung seiner Entdeckungsentwürfe zu bewegen. Englische Schriftsteller versichern auch, daß dieser König sehr geneigt gewesen sey, Kolons Vorschläge anzunehmen, und, wenn die Krone Spanien nicht sich schnell entschlossen hätte, wir nicht den Spaniern, sondern den Engländern, die erste Entdeckung der neuen Welt zu danken haben würden. Indessen nahm König Heinrich nun den Sebastian Cabot, ebenfalls einen Italiäner, in Dienste, welcher einen nordwestlichen Weg nach Ostindien suchen, und, wenn er unentdeckte Länder fände, sie im Namen des Königs in Besitz nehmen sollte. Diese Durchfahrt fand er denn wohl nicht, allein er entdeckte die Küsten von Amerika, die ihm aber zu rauh und unfreundlich schienen, als daß er selbst viel aus seiner Entdeckung hätte machen sollen. So ward Nordamerika von den Engländern völlig wieder vergessen, bis sie unter Elisabeths Regierung anfiengen, auf Anlegung von Kolonien bedacht zu seyn. Im Jahr 1583 ließ sie die Insel **Newfoundland** in Besitz nehmen, und 1584 gab sie dem **Walter Raleigh** und seiner Gesellschaft einen Schenkungsbrief über alle die amerikanischen Ländereyen, die noch von keiner andern christlichen Macht besessen würden. Die Schiffe, welche abgeschickt wurden, landeten an der Insel Roanaka, und legten dort eine Pflanzung an, die aber von keinem Bestande war, und schon 1586 von dem berühmten Erdumsegler, Franz Drake, wieder mit nach Europa zurückgenommen ward.

Die erste dauerhafte Pflanzung ward endlich 1606 in Virginien angelegt, wo ihr der Capitain John Smith, durch Unterhandlungen mit den Königen des Landes, verschiedne Besitzungen erwarb. Seit dieser formten sich bald noch mehrere Pflanzungen auf Newfoundland, auf den Bermuden u. a. mehr, die bald in ziemlich gute Umstände kamen, um so mehr, da sie alles Land durch freundschaftliche Unterhandlungen von den Einwohnern zu bekommen suchten. Endlich, als Karls des Ersten schlechte Regierung allgemeines Mißvergnügen in England erregte, verließen die Mißvergnügten Schaarenweise ihr Vaterland, die Wildnisse jenseit des Meeres anzubauen, und so entstanden seit 1628 alle Kolonien in Neuengland, auf den Antillen, Barbados, St. Christoph u. s. w. Die Geschichte dieser Kolonien hier weiter zu verfolgen, würde überflüßig seyn, da wir bey jeder einzelnen, ihrer Geschichte zu gedenken, Gelegenheit haben werden. Wir erinnern daher nur überhaupt, daß die meisten dieser Kolonien anfangs durch den Geist des Fanatismus gewaltig litten, und erst nach der Revolution zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts fiengen sie an, innre Stärke zu gewinnen. Im Utrechter Frieden 1713 bekam England einen Zuwachs seiner amerikanischen Besitzungen durch die französische Hälfte der Insel St. Christoph, ganz Neuskotland und ganz Newfoundland. Im Aachner Frieden 1748 wurden bloß die vorigen Friedensschlüsse erneuert, und alle gemachten Eroberungen wieder herausgegeben. Allein kaum war der Frieden geschlossen, als beyde auf einander so eifersüchtige Nationen wieder in Streit verwickelt waren. Bald gieng der Zwist, der sich vornehmlich über die Gränzen der beyderseitigen Besitzungen entsponnen hatte, in wirkliche Feindseligkeiten über, und so kam es 1755 zum wirklichen Kriege, der die ersten Jahre für England einen

schlech-

schlechten Fortgang zu haben schien, bald aber eine so gute Wendung bekam, daß England beym Schlusse des Kriegs von Frankreich Kanada, Kap Breton, die Inseln Granada, St. Vincent, Dominika und Tabago abgetreten erhielt, die Inseln Guadelupe, Marie Galante und Martinik aber wieder zurückgab. Spanien trat Florida ab, erhielt dafür aber die Insel Kuba nebst der Festung Havana zurück.

Großbritannien hatte nunmehr durch diese Abtretungen den höchsten Gipfel seiner Macht in Amerika erstiegen; und es war vom Schicksal beschlossen, daß es dieselbe durch seine eignen Kinder wieder verlieren sollte. Die Geschichte dieser Unruhen und des daraus entsprungenen Krieges gehört nicht an diese Stelle, sondern nur so viel, daß das Ende desselben sehr unglücklich für Großbritannien ausfiel; indem es die Unabhängigkeit seiner rebellischen Kolonien anerkennen, und an Spanien Florida wieder abtreten mußte.

Durch diesen Verlust haben die englischen Besitzungen in Nordamerika auf dreyhundert deutsche Meilen an Ausdehnung verloren, und bestehen daselbst nun bloß noch aus Neuskotland, Newfoundland, Kap Breton, etlichen andern Inseln, und Kanada, die wir nach der Reihe beschreiben werden, wenn wir vorher noch etliche kleine Bemerkungen über das brittische Nordamerika überhaupt gemacht haben.

Zusammen betragen jetzt die nordamerikanischen englischen Besitzungen, mit Ausnahme der kleinern Inseln, 39850 Quadratmeilen, da sie ehedem 69000 betrugen. Gränzen derselben sind gegen Norden die Hudsonsbayländer, gegen Osten das atlantische Meer, gegen Westen die unabhängigen Indianer, und gegen Süden die dreyzehn vereinigten Staaten. Der

nördlichste Theil dieser Besitzungen, der mit dem größten Theile von Deutschland einerley Breite hat, hat rauhe und anhaltende Winter, so daß auch unsre Getraidearten meist nur in Halme schießen, und schlechte, magere Körner geben. Es ist meist flaches, zum Theil waldigtes und morastiges, Land, doch hat es auch Gebirge, welche Zweige der schon angeführten apalachischen sind. Hauptflüsse sind: der Lorenzfluß, welcher aus dem innern Amerika kommt, durch verschiedne Seen gehet, und endlich unterhalb Quebek ins atlantische Meer fällt; ferner der St. John und der St. Kroix. Von der Witterung, den Produkten, Einwohnern und der sonstigen Landesverfassung werden wir bey Beschreibung jedes einzelnen Theils dieser Besitzungen zu sprechen Gelegenheit haben.

A. Kanada.

Land. Kanada, oder, wie es von den Franzosen genannt wurde, Neufrankreich, ist die größte Provinz auf dem festen Lande von Nordamerika, und wurde 1599 von den Franzosen, wo nicht entdeckt, doch zuerst besucht. Da wir die fernern Schicksale dieses Landes zum Schluß der Beschreibung desselben weitläufiger erzählen werden, so übergehen wir hier die weitere Geschichte, und gehen in der eigentlichen Landesbeschreibung fort.

Ueber den Umfang und die Größe von Kanada ist man sehr uneins. Die Franzosen gaben ihm gewöhnlich einen fast so großen Umfang, als die Hälfte von Europa hat, und setzten es zwischen 25°—53° N. B. und 267°—330° der Länge; nach englischen Berichten aber erstreckt es sich nur vom 39°—59° N. Br. und 76°—97° der Länge, welches daher komunt,

kommt, weil dort die Gränzen gegen Westen und Süden viel weiter ausgedehnt angenommen worden sind, als hier. Eben daher rührt auch die Verschiedenheit, welche in Ansehung der Angabe des Flächeninhalts herrschet: denn nach einigen soll er 35,800, nach andern 40,700, und wieder nach andern etwa 31000 Quadratmeilen betragen. Hier verstehen wir unter Kanada das feste Land, welches gegen Norden an die Hudsonsbayländer, gegen Osten an das Meer, Neuskotland und die vereinigten nordamerikanischen Staaten, und gegen Süden und Westen an die grossen Seen und das indianische Nordamerika stößt, welches immer eine Strecke Landes ist, die man weit größer als das Königreich Frankreich schätzen kann.

Ein so großes Land kann nicht das nämliche Klima haben; indessen ist dasselbe überall rauher und unfreundlicher, als unter gleichen Breiten in Europa. Vor Ende des Herbsts schon sind die Flüsse mit Eis, und kaum etliche Wochen darauf der Boden mit Schnee bedeckt, welcher oft sechs Fuß tief ist und sechs Monate liegen bleibt. Vor hundert Jahren sollen die Winter noch weit strenger gewesen seyn, als jetzt; allein auch in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit sind sie weit rauher und empfindlicher, als unsre Winter in Deutschland. Niemand darf es, ohne in Pelzwerk gehüllt zu seyn, in Quebek und den dasigen Gegenden wagen, aus dem Hause zu gehen, wenn er nicht der Gefahr ausgesetzt seyn will, zu erfrieren. Ist der Himmel helle, so kommt von Westen her ein äußerst schneidender Wind; geht aber der Wind nach Süden oder Osten, so fällt ein so starker Schnee, daß man am hellen Mittage nicht zehn Schritte weit vor sich hinsehen kann. Es schneyet nicht selten länger als zwölf Stunden, und aller Schnee ist trocken und klein. Wenn das Wasser aufgeht, so wird alles

mit fortgetrieben, was die Gewalt des Wassers erreichen kann; sobald aber der May eintritt, verändert sich auf einmal die Gestalt der Erde: in wenig Wochen ist alles grün, und in vier Monaten ist die Erndte gereifet. Die Strenge des Winters bringt zwar eine sehr gesunde Beschaffenheit der Luft hervor, allein sie läßt auch Beschwerlichkeiten nach, denen man nicht so leicht abhelfen kann. Darunter gehört vorzüglich die Schwierigkeit, das Vieh füttern zu können, das den Winter über gar nichts auf den Feldern findet, und folglich auch viel zu unterhalten kostet. Auch gehört viel Korn für das Federvieh und große Sorgfalt dazu, es sechs Monate lang aufzubehalten.

Dieser strengen Witterung ohnerachtet, ist das Land doch fruchtbar, vornehmlich um Montreal und zwischen den Seen Erie' und Huron. Zum Ackerbau ist der Boden gut, und die großen sandigen Ebenen werden durch noch weit größere Strecken des fruchtbarsten Landes vergütet. Der kleine Strich an beyden Ufern des Lorenzflusses, von Quebek bis jenseits Montreal, liefert weit mehr Getraide, als Neuskotland; und so sehr die Gegend um Montreal alle östlichere, unter gleicher Breite liegende, Landschaften an Güte übertrifft, so sehr steht sie wieder allen mehr westlich liegenden Gegenden nach.

Der Anbau des Landes ist noch gar nicht zu gehöriger Vollkommenheit gediehen, und der größte Theil besteht noch aus Sümpfen, Waldungen und Einöden. Die Gegend um Montreal ist noch am besten angebaut, und hier findet man geräumige Felder, und Bauern, welche vier bis sechs Pferde haben. Jeder Einwohner hat alle seine Felder vor oder hinter seinem Hause, und jedes Feld oder Wiese ist mit einer leichten Umzäunung umgeben, welche bey mehrerm Anbau leicht weiter fortgerückt werden kann.

Win-

Winterkorn wächst hier gar nicht, wohl aber Waizen, Hafer, Erbsen und Mais. Von Gartengewächsen werden erbaut: Kohl, Rüben, Kartoffeln, Kürbiße, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Petersilje, hie und da sogar Spargel und Melonen. Auf die Zucht der Obstbäume legen sich die Einwohner, die Gegend um Montreal ausgenommen, nur sehr wenig, wiewohl man gute Aepfel, sehr schöne Birnen, auch Pfirsiche und Aprikosen erzeugt. Tabak wird in Menge gebaut, aber er ist schlecht, und wird nun vielleicht erst verbessert werden, da ihn die Staatsveränderung in Nordamerika zu einem Gegenstande der Ausfuhr machen möchte, welches er bisher, wegen der Konkurrenz des virginischen Tabaks, nicht gewesen ist.

Eigene Landesgewächse sind ferner folgende: **wilder Reis**, welcher in den innern Gegenden des Landes in großem Ueberflusse wächst, und das schätzbarste unter allen wilden Gewächsen ist; denn die Einwohner, welche ihn einsammeln, haben keine andre Mühe damit, als daß sie ihn einsammeln. Er wächst im Wasser, wo es einen schlammigen Boden hat, ohngefähr zwey Schuhe tief. **Wilder Wein**, der aber einen sauern unangenehmen Geschmack hat. **Kanadische Rainweide**, eine schöne Staude, welche gewöhnlich bis auf sechszehn Fuß hoch wächst, und deren Stamm von sechs bis acht Zoll im Durchschnitte hat. Ihre Blätter sind sehr glatt, und von einem lebhaftern Grün, als die Blätter des gemeinen Lorbeers, dem sie sonst in ihrer Gestalt vollkommen gleicht. Im März kommen zwischen ihren Blättern zwey bis drey Zoll breite, lange Stacheln hervor, die mit kleinen weißen Blumen bedeckt sind, welche aus vier Blättern bestehen, und gegen einander über an kleinen Stielen hängen. Die Früchte, welche auf sie folgen, sind runde, veilchenblaue Beeren. Kana-

discher Klee, wächst eine Elle hoch, sein Stengel ist dünn, wie Binsen, und von einer ins Schwarze fallenden Purpurfarbe. Er treibt fast gleich unten an der Wurzel Ruthen, deren Blätter an den Fingern kleben und einen harzigten Geruch haben. Jede Ruthe endigt sich mit einer purpurfarbnen Blume, welche, wenn sie abfällt, einer Schote Platz macht, welche breite Saamenkörner in sich schließt. Dieser Klee ist ein gutes Gegengift. **Klapperschlangenwurzel** ist vier bis fünf Zoll lang, eines Fingers dick, und in viele Zweige getheilet. Von Farbe ist sie außen gelblich, inwendig weiß, von einem scharfen, etwas bittern und ein wenig gewürzhaften Geschmacke. Sie treibt viele Stengel, an welchen eyrunde, glatte Blätter sitzen, und die sich mit einer kleinen Blumenkolbe endigen. Man hält diese Wurzel für das sicherste Mittel wider den Biß der Klapperschlange. **Sassafras** ist in den südlichen Gegenden von Kanada sehr gemein, wächst aber nicht so hoch, als in Karolina, Mexiko und andern mittäglich liegenden Ländern. **Osterluzey, Sarrasine,** von einem Arzt, Namens **Sarrasin**, der sie zuerst beschrieben, also genannt, ist eine Pflanze von außerordentlichem Ansehen. Von dem Anfang ihrer Wurzel, welche einen halben Zoll dick und sehr fasrigt ist, wachsen viele Blätter in der Runde um sie her. Diese Blätter sind wie Düten, fünf bis sechs Zoll lang, und sehr schmal in ihrem Umfange, worauf sie aber nach und nach etwas weiter werden. In dem Blatte sammelt sich das Regenwasser. Von der Mitte des Blatts erhebt sich ein Stengel fast eine Elle lang, hohl, und so dick als eine Gänsefeder, der an seinem Ende eine Blume von sechs Blättern von zweyerley Gestalt trägt, aus deren Mitte sich die Frucht erhebt.

An Bäumen hat Kanada einen Ueberfluß, weil es allenthalben voll großer Wälder ist. Dahin gehören zweyerley Arten von Fichten, weiße nämlich und rothe; viererley Arten von Tannen, zweyerley Cedern, zweyerley Eichen, Ahornbäume, dreyerley Arten von Eschen, eben so viel Arten von Nußbäumen, Buchen; **Baumwollenbäume**, welche aber nicht höher als drey Fuß werden, und in ihren Blüten eine Art Honig, in den Hülsen aber eine Art von Baumwolle enthalten; **Akazien**, **Lorbeern**, und viele andre mehr, welche alle anzuführen hier zu weitläufig seyn würde.

In den großen Wäldern wachsen auch noch verschiedne Pflanzen, welche wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Dahin gehört eine Art **Liane**, welche **Bignonia** genannt wird, und sich bis an die Gipfel der höchsten Bäume hinaufwindet. Sie treibt Sträußer von rothen Blumen. Das kanadische **Frauenhaar**, eine sehr schöne Pflanze, mit einem Stengel von dunkler Purpurfarbe, und schön grünen, mit dunkeln Flecken bestreuten, Blättern. Im Lande riecht diese Pflanze nicht, abgebrochen und eingeschlossen aber giebt sie einen angenehmen Veilchengeruch von sich. **Ginseng** den unsre Leser noch aus Sina kennen werden; **kanadisches Drachenblut**, eine kleine Pflanze, deren fasrigte Wurzel roth ist, und einen blutfarbenen Saft enthält, mit welchem allerley Holzwerk roth gefärbt wird.

Da Kanada schöne Weiden hat, so fehlt es ihm nicht an zahlreichen Viehheerden, wenn gleich das Vieh etwas kleiner ist, als in Europa, und die Viehseuche ist hier eine völlig unbekannte Erscheinung. Jeder Eigenthümer hat seine Pferde, Ochsen, Kühe Schweine und Schafe, Ziegen aber nur selten. Die **Pferde** sind zwar nicht groß, aber leicht und dauer-

haft,

haft, daher sie häufig nach Westindien und Surinam geschickt werden. Die Ochsen sind von drey- bis sechshundert Pfund schwer, haben fettes, wohlschmeckendes Fleisch, und die Kühe geben vortreffliche Butter. Hühner, welsche Hühner, Gänse hat jeder in Menge, Enten und Tauben aber giebt es bloß wild. Gepflegt wird das Vieh wenig: nur dach trächtige bleibt im Stalle, anderes bleibt den ganzen Winter im Freyen, wird dabey zwar sehr mager, ist aber doch im Frühjahr innerhalb eines Monats wieder im besten Zustande.

Von wilden Thieren findet man in den großen Waldungen (denn in bewohnten Gegenden ist alles so dünne gemacht, daß auch die Jagd nicht viel einbringt) eine große Anzahl und Mannigfaltigkeit, wohin Hirsche, Elennthiere, Füchse, Wölfe, Bären, Marder, wilde Katzen, wilde Ochsen, Gemsen, Biber u. s. w. gehören. Besonders führen wir an den Bär, welcher sehr häufig ist, und wegen seines Felles und Fleisches, das sehr locker ist, gesucht wird. Diese Bären sind kleiner, wie die europäischen, furchtsam, so daß sie ein Kind mit einem Stecken in die Flucht jagen kann, und leben von Mais und Früchten. Im Winter wohnen sie in hohlen Bäumen oder Höhlen, und ihre Jagd ist ein gemeiner Zeitvertreib für Europäer und Indier. Das Karkaju, eine wilde Katzenart und ein gefährlicher Feind des Elennthieres, hat rothes und braunes Haar, und einen so langen Schwanz, daß es sich denselben mehreremal um den Leib schlingen kann. Wenn es an ein Elennthier kommen kann, springt es auf dasselbe hinauf und hält sich mit dem Schwanze an ihm fest, mit den Zähnen aber beißt es ihm die Gurgelader ab. Der kanadische wilde Ochs ist größer, als unsre größten Rinder. Er hat kurze schwarze Hörner, und

einen

einen Höcker auf dem Rücken, der mit einem röthlichen langen Haare bedeckt ist, da der ganze übrige Leib voll schwarzer Wolle ist. Diese Thiere fliehen gewöhnlich bey dem Anblick eines Menschen oder Hundes; ist aber eins verwundet, so wird es grimmig, und geht gerade auf den Jäger los. Sein Fleisch ist sehr hart, das Fell aber wird so schmeidig, als das beste Gemsenfell. Die Indianer machen Schilde daraus, welche sehr leicht und doch dabey so hart sind, daß keine Kugel durchdringen kann. Die **Luchskatze** hat den Kopf vom Wolfe, sonst aber ist sie eine wahre Katze. Sie ist eins der gefräßigsten Raubthiere, das seine Beute bis auf die Gipfel der höchsten Bäume verfolget, und dessen Pelz auch sehr geschätzt wird. Die **Muskusratte** hat so viel Aehnlichkeit mit dem Biber, daß, wenn sie keinen Rattenschwanz hätte, sie für eine kleine Biberart könnte gehalten werden. In ihren Testikeln hat sie sehr starkriechenden Muskus. Sie baut Hütten fast von Gestalt der Biberhütten, aber mit weit geringerer Kunst.

Von Geflügel und Vogelarten bemerken wir folgende: die weißgeschwänzten **Adler**, die **Falken**, **Geyer**, **Habichte**, und andre Raubvögel; dreyerley Arten **Rephühner**, alle weit größer, als die unsrigen, und mit Schwänzen, welche sie, gleich den Truthähnen, aus einander schlagen können; **Schnepfen**, welche vortrefflich sind; **Raben**, deren Fleisch so gut als Hühnerfleisch ist; dreyerley Arten **Lerchen**, über zwanzig Arten **Enten**, worunter eine Art auf den Bäumen sitzt; **Schwäne**, **Kraniche**, und andre Wasservögel. Als Sangvögel kennt man die Nachtigall, den Zaunkönig, den Stieglitz, einen gelben und einen weißen namenlosen Vogel, den **Kardinal**, dessen Gefieder schön inkarnatroth ist, den

Fliegen-

Fliegenvogel, der nur im Sommer sich in den südlichen Theilen von Kanada aufhält, hier nistet, und bey der ersten Kälte weiter südwärts ziehet. Der ganze Vogel ist nicht viel größer, als eine Wespe, und sein Gefieder ist eine Mischung der schönsten, glänzendsten Farben, welche man sich denken kann. Er lebt von dem Safte der Blumen.

Die Flüsse, Seen und das Meer an den Küsten liefern eine Menge Fische, welche von den Kanadiern auf mancherley Art genutzt werden. Dahin gehören Lachse, Thonfische, Forellen, Lampreten, Seeaalraupen, Meeraale, Makreelen, Heringe, Sardinen, **Lenkornets** und **Goberge**, zwey Arten Stockfische; Platteisen, Lachsforellen u. s. w. Besonders verdienen angezeigt zu werden: der **Chausaru**, ein Fisch von Gestalt des Hechts, silbergrau von Farbe, und mit undurchdringlichen Schuppen bedeckt. Unter dem Rachen geht ihm eine platte, zackigte, hohle Gräte hervor, durch welche er, der Sage nach, Athem holet. Dieser Fisch ist sehr gefräßig, und sogar ein gefährlicher Feind der Vögel, die er auf eine sehr geschickte Art zu fangen weiß. Er verbirgt sich nämlich im Schilfe, und streckt die Gräte gerade in die Höhe, welche die Vögel für ein trocknes Rohr halten, auf dem sie ausruhen können. Setzt sich nun einer darauf, so öffnet der Fisch seinen Rachen, und schnappt so jählings nach seiner Beute, daß sie ihm selten entgehen kann. Ob diese Erzählung übrigens buchstäblich wahr seyn mag, ist freylich eine nicht gut zu entscheidende Frage.

Zu den besondern Wasserthieren gehört der **Seewolf**, ein Thier, das bloß seinem Geschrey diesen Namen zu verdanken hat, und im Lande und auf dem Wasser lebt. Dieses Thier hat kurze Pfoten, und schleppt sich mehr auf der Erde, als daß es gehet.

Seine

Seine Haut ist hart, und mit einem kurzen, gleichen Haare von verschiednen Farben bedeckt. Die größten wiegen bis auf zweytausend Pfund. Ihr Fleisch schmeckt nicht übel, man findet aber mehr Vortheil dabey, wenn man den Thran herauszieht, und dieß geschieht auf eine sehr leichte Weise, indem man das Fett bloß über dem Feuer zergehen lassen darf. Oft legt man das Fett auch nur auf breterne Gerüste, da es denn von selbst schmilzt, und ein Oel von sich läßt, welches frisch sehr gut in der Küche zu gebrauchen ist, alt aber zum Brennen und zur Zubereitung der Felle dient. Es bleibt lange hell, hat keinen Geruch und setzt keine Hefen. Aus den Häuten der Seewölfe machte man in den ersten Zeiten der Kolonie Müffe, jetzt braucht man sie bloß, Kuffer damit zu überziehen, und Stiefeln oder Schuh davon zu machen. **Meerschweine** sind im Lorenzbusen von zweyerley Farben.

Von kriechenden Thieren, Insekten u. s. w. hat Kanada vielerley Arten, als die beschwerlichen Moskiten, große häßliche Baumkröten, Ameisen u. s. w. Unter den kanadischen Schlangen verdient die **Klapperschlange** eine kleine Beschreibung. Sie ist bis sechs Fuß lang, und, wo sie die mehreste Stärke hat, etwa neun Zoll dick, bewegt sich langsam, daß man ihr recht gut ausweichen kann, und beist nicht eher, als bis sie gereitzt, getreten, oder hungrig ist. Ihren Namen hat sie von den am Ende des Schwanzes befindlichen Klappern, deren Anzahl bis auf dreyßig steigen soll, und welche ein starkes Geräusch von sich geben, das aber nur bey trocknem Wetter zu hören ist, daher die Indianer bey Regenwetter nie durch einen Wald gehen. Nach einigen wächst ihr mit jedem Jahr eine neue Klapper, woraus denn folgen würde, daß diese Schlange bis dreyßig Jahr alt wird.

Ihre

Ihre Haut ist schön gezeichnet, der Rücken nämlich orangengelb, der übrige Theil des Körpers aber schwarz und weiß gesprenkelt. Ihr Mund ist sehr groß, und die Zunge, welche durchaus den Vipern gleichet, kann sie mit großer Geschwindigkeit einziehen und ausstoßen. Sie haben kleine Zähne in jeder Kinnlade, die ihnen zum Fangen und Festhalten des Futters dienen, das sie allezeit ganz verschlingen. Neben diesen sitzen die giftigen Fangzähne, welche außerhalb der obern Kinnlade gegen den vordern Theil des Mundes zu stehen. Diese Fangzähne liegen unter einer starken Membrane oder Scheide, aber bey Gelegenheit erheben sie sich. An jeder Seite der obern Seite der Kinnlade sind deren nur zwey, welche krumm sind, und an jeder Seite ein Loch haben, so klein, daß man kaum die Spitze einer kleinen Nadel hineinstecken kann; gegen die Spitze zu ist eine platte Spalte, und dicht an der Kinnlade ein Säckchen, welches mit dem Gift angefüllt ist, das durch die Oeffnung in den Zähnen herausgeht, wenn die Schlange beist. Dieses Gift, welches eine mit Gelb vermischte Wasserfarbe hat, ist nicht zu allen Zeiten von gleicher Stärke, bey heißem Wetter aber ist es am heftigsten. Diejenigen, welche von einer solchen Schlange gebissen sind, haben kein sichreres Mittel, als daß sie ein Stückchen von der schon angeführten Klapperschlangenwurzel kauen und das übrige auf die Wunde legen, welches dem Gift in wenig Minuten seine Stärke benimmt. Wer aber auch von dem Bisse geheilt ist, spürt doch alle Jahr eine Anwandlung von Schmerzen. Die gewöhnliche Nahrung der Klapperschlange sind Frösche, Mäuse, Grillen, Heuschrecken, und andre Insekten. Sie selbst dienen dagegen den Bären und Schweinen zum Futter, werden auch von den Indianern gegessen, welche ihr Fleisch sehr wohlschmeckend finden. Außer den Wir-

kungen,

kungen, welche das Gift dieser Schlangen hat, werden ihren Augen noch andre zugeschrieben, welche weit wunderbarer sind, indem man versichert, daß sie die kleinen Thiere, welche sie fressen will, mit ihrem Blicke in einiger Entfernung gleichsam zu bezaubern weiß, so daß dieselben sich nicht von der Stelle zu bewegen im Stande sind.

In Ansehung des Mineralreichs wird Kanada von einigen der Schweiz an die Seite gestellt, so daß alle Mineralien, die man in der Schweiz fände, auch hier zu finden seyn sollen. Namentlich bekannt sind Steinkohlen, Eisen, das, seit Kanada in englischen Händen ist, immer wichtiger wird, und einige Silberminen in den innern Gebirgen.

b) Einwohner.

Kanada wird theils von **Indianern**, die wir auch **Wilde** nennen, theils von **Franzosen**, theils von **Engländern** bewohnet, da wir denn mit den ersten, als den ursprünglichen Landeseinwohnern, den Anfang machen wollen.

Indianer.

Die Nationen, welche meist noch ganz, oder doch nur in sofern sie selbst wollen, theils jenseits der europäischen Besitzungen, theils in denselben wohnen, sind noch immer nicht so bekannt, daß man die von ihnen vorhandenen Nachrichten für zuverlässig halten könnte. Man weiß sogar nicht bestimmt zu sagen, welche von ihnen unter der Herrschaft der Europäer stehen, und welche noch völlig frey sind; daher wir, ohne weiter die mehrere oder wenigere Unabhängigkeit zu untersuchen, hier von den Indianern, welche innerhalb der angegebnen Gränzen von Kanada wohnen, Nachricht ertheilen wollen.

Kanada ward ehedem von acht und zwanzig verschiedenen Nationen oder Stämmen bewohnet, darunter etliche wenigstens zahlreich genug waren, um

den Namen Nation zu verdienen. Kriege und Liederlichkeit, in welcher die Europäer ihre Lehrmeister gewesen sind, haben die Anzahl derselben beträchtlich vermindert, und diese vermindert sich immer mehr, so daß vielleicht mit der Zeit alle indianische Stämme, die unter Europäern wohnen, ausgestorben seyn dürften. Die kanadischen Indianer sind sehr wohl gewachsen, und von starken Gliedmaßen, wiewohl man bemerkt hat, daß ihre Stärke sich weit mehr dazu schickt, die Beschwerden der Jagd, als andre harte Arbeiten, zu vertragen, welche letztre sie bald aufreiben. Ohne in der Kindheit im geringsten sorgsam gewartet, oder gegen äußre schädliche Eindrücke verwahret zu werden, sieht man doch äußerst selten nur die geringste Verunstaltung an ihnen. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, ihre Miene kriegerisch, ihre Farbe röthlichbraun, ihre Haare, dergleichen sie nur auf dem Kopfe dulden, schwarz, starr, lang und dünne, und ihre Sinnesfähigkeiten stehen weit über den unsrigen. Ihr Gesicht ist äußerst scharf, ihr Gehör reicht weit in die Ferne, und ihr Geruch ist so fein, daß sie das Feuer weit eher riechen, als sie es sehen. Nimmt man hiezu ihre lebhafte Einbildungskraft, die so stark ist, daß sie nur einmal an einem entfernten Orte gewesen seyn dürfen, um ihn ohne Schwierigkeit wieder zu finden, ihr treues Gedächtniß u. s. w., so sieht man schon hieraus, daß sie viele Eigenschaften besitzen, die sie eines großen Grades von Kultur fähig machen. Sonst ist ihr Charakter eine wunderbare Mischung von Sanftmuth und Herzensgüte und grausamer Wildheit. Sie sind rachgierig, unversöhnlich, wenn sie beleidigt sind, schonen in ihrer Rache selbst des Unschuldigsten nicht, wenn er dem, an welchem sie sich rächen wollen, angehet, und haben die größte Freude, wenn sie ihre Gefangnen quälen können; dagegen wieder sind sie (vorzüglich diejenigen, welche we-

weniger Umgang mit den Europäern haben) mäßig im Essen und Trinken, geduldig, selbst in dem größten Mangel, gesellig, gastfrey, leutselig, verschwiegen, uneigennützig, redlich im Umgange, treu ihrem Stamme, und bey allen Gefahren, selbst bey dem schmerzhaftesten Tode, unerschüttert. Dieß ist allgemeiner Charakter aller nordamerikanischen Wilden, und wir werden in der Folge noch manche Gelegenheit haben, die einzelnen Züge desselben mit helleren Farben auszumahlen.

Die Kleidung dieser Indianer hat sich durch den Handel mit den Europäern schon gegen die ehemaligen Zeiten verändert, wo sie sich bloß in die Felle der erlegten Thiere hüllten. Viele tragen jetzt schon Hemden, Kamisöler u. dgl., doch haben in den südlichen Gegenden die Mannspersonen im Sommer nur eine Binde um den Leib. Die Weiber haben eine Art ledernes Kleid, das vom Hals bis an die Knie gehet, und zuweilen mit, zuweilen auch ohne Kapuze ist. Das Zerritzen und Mahlen des Gesichts sowohl, als des übrigen Körpers, ist ein Putz, durch welchen sie sich ein eben so schönes Ansehen zu verschaffen glauben, als wir durch unsre Frisur und andre eben so unnatürliche Verschönerungen. Man zeichnet zuerst die Figuren auf die Haut, welche man haben will, ritzt dann mit Fischgräten oder Nadeln die Züge, bis das Blut hervorkommt, und reibt hierauf wohlgepülverte Farben hinein, welche so fest in die Haut dringen, daß sie niemals ausgehen. Die Gesichter mahlen sie sich gewöhnlich bald mit dieser, bald mit jener Farbe, und dazu schmücken sie ihre Haare mit Federn, Thierhaaren, Ohr- und Nasenringen, auf der Brust aber tragen sie Muscheln, Klauen, Köpfe von Raubvögeln und Hörner von kleinen Rehböcken. Die Haare aufzuputzen, ist nur bey dem männlichen Geschlechte üblich.

üblich. Weiber sehen nur darauf, daß ihr Haar immer lang bleibe. Auch schmieren sie dasselbe, pudern es mit Baumrindenpulver, rother Farbe, oder wickeln es in eine Schlangenhaut, die als ein Haarzopf ihnen bis auf den Gürtel reicht. Im Gesicht zeichnen sie sich nur einige Linien mit rother oder andrer Farbe.

Die Flecken oder Dörfer der Indianer sind ein Haufen Hütten, die ohne ordentliche Gassen zerstreut durch einander liegen, aber mit gutem Pfahlwerk, Erdschanzen u. dgl. befestigt sind. Ihr Hausrath ist gering und einfach. Nur wenige haben irdene Töpfe; Schüsseln und Schalen machen sie aus Auswüchsen der Bäume, Messer und Feuerstähle aber haben nun alle, und handeln sie, wenn sie selbst mit den Europäern kein Verkehr haben, von ihren Nachbarn gegen Sklaven ein. Sie leben gewöhnlich mäßig von Hülsenfrüchten und Wurzeln, zehren aber auch, wenn sie eine gute Jagd gethan haben, ohne auf Vorrath zu denken, in kurzer Zeit alles Fleisch auf, was sie haben.

Vielweiberey ist nicht allgemein, und von verbotnen Graden haben die kanadischen Wilden so große Vorurtheile, daß gar keine Blutsverwandtschaft Statt finden darf, wenn die Ehe erlaubt seyn soll. Vor der Ehe werden Ausschweifungen nicht übel gedeutet, aber sobald ein Mädchen Frau wird, ist ihre Keuschheit unverletzlich. Ihre Ehen sind nicht sonderlich fruchtbar, denn selten geben sie mehr als drey oder vier Kinder, welche die Weiber ohne große Schmerzen und ohne fremde Beyhülfe gebähren. Die Erziehung ist rauh und hart, die Kinder aber werden frühzeitig in dem Gebrauch der Waffen unterwiesen, und in die Versammlungen des Volks geführt, wodurch sie zum Nachdenken und zur Ernsthaftigkeit gewöhnt werden.

Manns-

Mannspersonen führen sonst eine sehr unthätige Lebensart, und überlassen ihren Weibern alle harte, beschwerliche Arbeiten, die daher den Feldbau, die Anschaffung des Holzes, und alles, was zum Hauswesen gehört, besorgen müssen.

Von ihren Religionsbegriffen hat man noch keine deutliche Kenntnisse, doch mögen wohl die meisten Wilden in Nordamerika darinnen, wie in vielen andern Sitten und Gewohnheiten, so ziemlich übereinkommen, daß sie ein höchstes Wesen, welches sie den **großen Geist** nennen, und neben diesem noch viele geringere Geister, denen sie ebenfalls eine Art gottesdienstlicher Verehrung erweisen, annehmen. Jeder hat seinen eignen Schutzgeist, zu dem er in Gefahren oder bey gefährlichen Unternehmungen seine Zuflucht nimmt. Ueberhaupt ist nichts in der Natur, was nicht seinen Geist hat, und wo sie den Grund einer Sache nicht begreifen, sagen sie: **es ist ein Geist.**

Von der Unsterblichkeit der Seele sind sie vollkommen überzeugt. Wenn die Seele, sagen sie, vom Körper abgesondert ist, bleibe sie noch lange Zeit bey demselben, und dann komme sie in ein Land, das sie übrigens weiter nicht kennen. Dieses Land soll weit gegen Westen liegen, und ehe die Seele dahin kommt, hat sie sehr viele Schwierigkeiten zu überstehen. Die Glückseligkeit, welche gute Jäger und tapfre Krieger dort zu erwarten haben, besteht in einem Ueberflusse von Lebensmitteln, ergiebiger Jagd u. s. w. Von ihren Träumen haben sie sehr hohe Begriffe, und jeder Traum wird für eine Mittheilung des Willens des großen Geistes gehalten; daher es ein Verbrechen seyn würde, wenn jemand, einem eine Sache zu geben, sich weigern wolle, von welcher ihm geträumt hat, daß er sie habe.

Ihre Priester, welche sich eines Umgangs mit den Geistern rühmen, sind auch ihre Aerzte; und können es leicht ohne alle Kenntnisse seyn, da diese Kinder der Natur fast von keinen Krankheiten wissen. Doch haben sie den Europäern verschiedne zu verdanken, mit denen sie vorher gar nicht heimgesucht waren. Bewegung, Diät, Schwitzen, und der Gebrauch einfacher, aus Kräutern und Wurzeln gezognen, Arzneymittel heilt sie von den meisten. Hat einer die Hoffnung der Wiedergenesung verloren, so sieht er gleichwohl dem Tode mit großer Gleichgültigkeit entgegen. Nach dem Tode wird der Verstorbene angekleidet, die Anverwandten setzen sich um die Leiche, und einer nach dem andern hält eine Lobrede auf ihn. Man giebt ihm Waffen, Speise, Farbe zum Bemahlen in die Erde, und betrauert ihn Jahre lang. Das **Todtenfest**, das sie jährlich zum Andenken ihrer Verstorbnen feyern, deren Gebeine dabey gesammelt, in den Flecken zurückgebracht, und nach vielen Tagen erst wieder verscharrt werden, ist eins ihrer heiligsten Feste. Sie begehen es mit Klagen und Heulen, aber auch mit Schmäusen, Gesängen und Tänzen. Tänze sind eine ihrer liebsten Leibesübungen, und sie haben, nach Verschiedenheit der Stämme und der Gelegenheit, sehr viele Arten derselben. Der **Kalumetstanz** ist einer der berühmtesten. Diesen Tanz dürfen nur Krieger tanzen, er ist einförmig und ohne viele Handlung, wird auch nur bey feyerlichen Gelegenheiten getanzet. Die Musik, nach welcher sie tanzen, ist eine Trommel, eine Pfeife und eine Art von Dudelsack.

Alle Wilden in diesem Theile von Amerika sind leidenschaftliche Spieler. Sie haben Spiele von verschiedner Art, allen aber sind sie so sehr ergeben, daß sie alles, was sie haben, zuweilen ihre und ihrer Kinder

Frey=

Freyheit, verspielen. Mehr von diesem allen werden wir noch bey den einzelnen Völkerschaften selbst nachzuholen Gelegenheit haben. Jetzt nur noch etwas von ihrer Regierungsform und ihren Kriegen.

Fast alle nordamerikanische Wilden haben eine Art von aristokratischer Regierung, die in ihrer Form zwar verschieden, im Wesentlichen aber immer die nämliche ist. Ohne Gutachten der Alten wird überhaupt nichts wichtiges beschlossen, obgleich jeder Stamm ein unabhängiges Haupt hat. Jedes Volk wird in Stämme getheilt, deren jeder einen besondern Staat macht, welcher den Namen und das Zeichen eines Thieres führt. Das Oberhaupt, welches ein erfahrner, tapfrer Krieger seyn muß, wird mit vielen Feyerlichkeiten gewählet; doch ist diese Würde auch bey einigen erblich, wiewohl nach andern die erbliche Würde und die Würde eines Oberhaupts zwey verschiedne Personen betreffen. Das Oberhaupt hat die Oberaufsicht und Anordnung im Kriege, der erbliche Befehlshaber ist über bürgerliche Angelegenheiten gesetzt; beyde aber besitzen nur eine sehr schwache, eingeschränkte Gewalt, indem alles auf Nationalversammlungen entschieden wird, Strafgesetze u. dgl. aber gar nicht vorhanden sind. Diese Versammlungen bestehen aus den Häuptern der Stämme und Familien, und jeder wird nach der Reihe gehört: Jahre, Weisheit und Verdienste um das Vaterland geben den Vorrang. Die Versammlungen werden gewöhnlich in einem Hause gehalten, das zu diesem Endzweck gebaut ist. Die Häupter reden selten selbst, sondern der Sprecher hat den Vortrag, und solcher Sprecher giebt es in einem jeden Orte einen. Wenn ein Geschäft von Wichtigkeit verhandelt ist, wird eine Mahlzeit gehalten, an der fast die ganze Nation Antheil nimmt, und vor Endigung derselben fängt die Haupt-

person einen Gesang an, in welchen die andern nach der Reihe ebenfalls einfallen. Die Aeltesten, welche die Staatssachen behandeln, erhalten auch die innere Ruhe. Streitigkeiten sind selten unter ihnen, so lange sie nicht betrunken sind. Wird dennoch ein Mord begangen, so sucht die Familie des Entleibten den Mörder wieder umzubringen; gewöhnlich aber wird die Sache in der Güte beygelegt, und die Blutrache durch Geschenke vergütet. Nicht selten aber auch wird die Blutrache vollstreckt, und dann entstehen gewöhnlich Kriege, welche mit der größten Erbitterung und Grausamkeit geführt werden.

Wenn man Lust hat, einen Krieg anzufangen, wird vorher in einer Versammlung aller Nachtheil und Vortheil, der aus demselben entspringen kann, reiflich überleget. Wird er beschlossen, so wählt man einen Feldherrn, der schwarz angestrichen wird, und etliche Tage fasten muß. Ist das Fasten vorüber, so hält er eine Rede an seine Mitkrieger, wird abgewaschen, alsdann aber mit Bärenfett geschmiert und mit rothen Figuren bemahlt. Will man ein andres Volk mit in den Krieg verwickeln, so schickt man einen Abgeordneten mit einer rothgemahlten Art an dasselbe, welches zum Zeichen der Theilnahme die Art vom Boden aufhebt, widrigenfalls aber sie liegen läßt. Dem Feinde wird ebenfalls eine mit Blut gefärbte Art zugeschickt, welches statt aller Kriegserklärung gilt.

Von dem Augenblick, da der Krieg beschlossen ist, bis zum Abmarsch der Krieger werden die Tage mit Zurüstungen, die Nächte aber mit Singen und Tanzen verbracht. Auf ihrem Marsche nehmen sie nichts als ihre Waffen und eine Matte mit, und wenn sie in das feindliche Land gekommen sind, beobachten sie alle mögliche Vorsicht, die sich nur von geübten

Kriegern erwarten läßt. Ehedem hatten sie keine andern Waffen, als Bogen und Pfeile, nebst einer Art von Wurfspieße, welcher mit spitzigen Knochen bewehrt war, und den Makanos oder Kopfschläger, eine kleine Keule von sehr hartem Holz, deren Kopf rund, auf der einen Seite aber scharf, war. Zur Vertheidigung hatten die meisten keine andern Waffen, und wenn sie eine Verschanzung angriffen, bedeckten sie sich den Leib nur mit kleinen, leichten Bretern, oder einer Flechte von Binsen. Gegenwärtig haben viele Schießgewehr. Sie führen auch Fahnen, um einander zu erkennen und beysammen zu bleiben. Diese sind kleine, runde Stücken Rinde, worauf sie das Kennzeichen ihrer Völkerschaft graben, und welche sie oben auf eine Stange stecken.

Sobald sie den Feind entdeckt haben, hält sich der ganze Haufen stille, und der Angriff geschieht dann gewöhnlich mit anbrechendem Tage, wenn man glaubt, daß die Feinde noch im tiefsten Schlafe seyn werden; und man liegt die ganze Nacht auf dem Bauche. So kriechen sie auf Händen und Füßen bis auf einen Flintenschuß weit fort. Alsdann stehen sie alle mit einemmale auf, und greifen mit der äussersten Wuth an, die sie auch nach dem Siege behalten. Allen Todten und schwer Verwundeten ziehen sie die Hirnhaut ab, welche sie als ein Denkmahl des Sieges mit sich nehmen. In einiger Entfernung von dem Flecken liegen sie still, und das Oberhaupt läßt seine Zurückkunft melden; wenn sie näher kommen, heben sie einen Todtengesang an, welcher anzeigt, wie viel sie Leute verloren haben, und einen Kriegsgesang, welcher die Zahl ihrer Gefangenen anzeigt. Die letztern werden entweder auf die unmenschlichste Weise gemartert, oder, welches jetzt häufig geschieht, an die Europäer verkauft, oder der

Nation an die Stelle der verlornen Krieger einverleibet. Die gewöhnlichste Art der Hinrichtung ist diese, daß der Gefangne mit Händen und Füßen an einen Pfahl gebunden wird, aber so, daß er sich um denselben herumdrehen kann. Männer, Weiber und Kinder wetteifern, ihm die empfindlichsten Qualen anzuthun, und oftmals währt dieses eine ganze Woche. Bey allen diesen Qualen trotzen sehr viele dieser Gefangenen ihren Henkern bis zum letzten Augenblicke des Lebens, und suchen, statt den Zorn derselben zu entwaffnen, vielmehr alles hervor, ihn höher zu spannen. Alsdann wird über die Begnadigten Rath gehalten, und sie werden unter die Familien vertheilet. Die Wittwen heurathen die Erwachsenen, und die Männer nehmen die Weibspersonen, welche ihnen zu Theil worden, meistens mit vieler Güte auf.

Der Frieden wird entweder durch eine nicht mit im Krieg verwickelte Nation vermittelt, oder einige Anführer reisen zu den Feinden mit der Friedenspfeife oder dem **Kalumet**, dessen Kopf aus rothem Marmor oder Meerschaum, die Röhre aber aus leichtem Holze ist, das mit vielfarbigen Figuren bemahlt und mit den schönsten Vogelfedern geschmückt ist. Wenn die Friedensboten sich dem bestimmten Platze nähern, singen sie gewisse Lieder, und tanzen. Wird man einig über die Friedenspunkte, so wird die rothe Axt eingegraben, auch wird ein Gürtel überreicht, der aus Muscheln besteht, und **Wampum** genannt wird.

Nach diesen allgemeinen Nachrichten gehen wir zur Beschreibung der einzelnen Völkerschaften in Kanada über, wobey wir die alphabetische Ordnung beobachten wollen.

1) Abenakis. 1) **Abenakis.** Dieses Volk lebte ehedem an den Gränzen von Neuyork und Neuengland, von da sie

sie nach Kanada kamen, und sich in der Gegend von Quebek niederließen. Jetzt befinden sie sich bey Montreal. Sie bewohnen etliche Dörfer, und sind meist katholische Christen. Es sind gute, gelehrige Leute, welche Ackerbau treiben. Wenn man, wie einige thun, die **Mikmaks** und **Surikos** dazu rechnet, ist die Nation zahlreich.

2) **Algonkins** waren ehedem ein sehr zahlreiches und mächtiges Volk, sind aber von den Irokesen fast gänzlich ausgerottet worden. Gegenwärtig sollen noch einige bey Quebek und auch an dem Huron- und Oberse wohnen. Die in den erstern Gegenden beschäftigen sich mit dem Landbau und der Handlung, die in der letztern aber sind Jäger oder Fischer. Vorzüglich beschäftigen sie sich mit der Biber- und Bärenjagd, dem Stör- und Aalfange. 2) Algonkins.

3) **Assiniboils** wohnen weit gegen Nordwesten in noch völlig unbekannten Gegenden. Diejenigen, welche Leute von dieser Nation gesehen haben wollen, schildern sie als große, wohlgewachsene, starke und muntre Leute. Ob und welche Nationen weiter westwärts wohnen, ist unbekannt. Man hält die Assiniboils für einen von den Nadowessiern abgefallnen Stamm. 3) Assiniboils.

4) **Huronen** waren ehedem, als sie noch nicht durch Kriege und Krankheiten geschwächt worden, eine der zahlreichsten nordamerikanischen Völkerschaften. Noch wohnen etliche tausend am Huronsee; andre bey Quebek und in einigen Theilen von Kanada zerstreuet. Ihr ehemaliges Land, das sie vor den Kriegen mit den Irokesen im vorigen Jahrhundert bewohnten, lag westwärts vom Huronsee, und hatte dreyßig deutsche Meilen in die Länge und zwanzig in der Breite. Es war äußerst fruchtbar, und hatte 4) Huronen.

Wild-

Wildpret sowohl als Fische im Ueberfluß. Auch die Gegenden, welche sie gegenwärtig am Huronsee bewohnen, sind fruchtbar und wohl angebauet. Sie bauen regelmäßige, mit Baumrinde bedeckte, Häuser, und man hält sie für die reichsten unter den dasigen Indianern; denn sie ziehen viele Pferde, Hornvieh und Schafe, bauen auch so vieles Korn, daß sie sogar an benachbarte Stämme davon verkaufen können. Ihre Sprache, welche, nebst der algonkinischen, die Hauptsprache in Kanada ist, ist eine kraftvolle und nicht arme Sprache, und man versichert, daß sie Regeln habe, welche nicht wohl von einem bloß rohen Volke abgeleitet worden seyn könnten. Die Franzosen haben sich viele Mühe gegeben, die Huronen zum Christenthum zu bringen, und es sind auch viele derselben Christen geworden; so wie überhaupt die Sitten des ganzen Volks durch den häufigen Umgang mit Europäern weit feiner und artiger geworden sind, als die Sitten der übrigen Wilden.

5) Missisagier. 5) **Missisagier** wohnen an dem nordwestlichen Theile des Sees Ontario, und sind ein kleines Volk.

6) Nippissong-Ind. 6) **Nippissong-Indianer.** Man nennt sie auch Seeindianer, und sie wohnen um den See Nippissong her. Man schätzt ihre Anzahl auf fünf- bis sechstausend. Sie stehen in keiner Verbindung mit den Europäern, haben auch kein Feuergewehr, sondern jagen mit Bogen und Pfeilen; treiben keinen Ackerbau, sondern leben bloß von dem Ertrage der Jagd und des Fischfangs.

7) Otagamis. 7) **Otagamis** oder **Utagamis** wohnen gegen Westen von Kanada, und gelten für ein wildes, kriegerisches Volk. Einige halten sie, der Zahl nach, für unbedeutend, andre behaupten, daß sie vier- bis fünftausend Mann stellen können.

8) Otscha-

8) Otschagras wohnten ehedem an den Ufern der großen Bucht des Sees Mechigan in einer angenehmen Gegend, wurden aber von einem andern indianischen Volke, den Illinesen, mit Krieg überzogen, und zum Theil erschlagen, zum Theil auch genöthigt, sich in die westlichen Gegenden zu flüchten, wo sie nun neben den Utagamis wohnen. Sie leben einzig und allein vom Fischfange. 8) Otschagras.

9) Roundocks wohnen in geringer Anzahl auf der Nordseite des Lorenzflusses. 9) Roundocks.

10) Sechs Nationen wurden sonst unter dem Namen Irokesen begriffen, und bestehen eigentlich aus acht Nationen. In einem der folgenden Abschnitte werden wir weitläuftiger davon sprechen; denn der größte Theil ihrer Besitzungen liegt hinter den vereinigten Provinzen. In dem eigentlichen Kanada leben nur einige schwache Stämme von ihnen, und ihr nördlichster Sitz ist am südlichen Ufer des Lorenzflusses, Montreal gegenüber. 10) Sechs Nationen.

11) Siusen wohnen ohnfern von den Assiniboilen, und sind ein zahlreiches und kriegerisches Volk, das keine festen Wohnungen hat, sondern ein schweifendes Leben führet. Ihre Wohnungen sind wohlgemachte Zelte von Thierhäuten; Hafer und die Jagd der wilden Ochsen ist ihre Nahrung. Sie fangen an, europäische Zeuge zu tragen, und leben mit den Engländern, so lange man zu denken weiß, in ungestörtem Frieden. 11) Siusen.

12) Utawawas wohnen längs der Flüsse, welche sich in den Obersee ergießen, können, der Sage nach, zwölftausend Krieger stellen, und sind nicht ungesittet. Sie wohnen in Hütten von kugelförmiger Gestalt, die unten auf der Erde gewöhnlich sechszehn bis zwanzig Fuß im Durchschnitte haben, und oben 12) Utawawas.

ohn-

ohngefähr zwey Fuß offen sind, um Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen. Im Mittelpunkt der Hütte machen sie Feuer an, bedecken die Hütten mit Matten von Binsen, welche sie sehr künstlich zusammen flechten, und hängen sie so, daß diese Wohnungen dadurch sehr warm werden. In jeder Hütte sind gewöhnlich zehn bis zwölf Personen. Den Sommer bringen sie an den Ufern der Flüsse und Seen zu, wo sie fischen und Getraide bauen, den Winter aber ziehen sie sich in die Gebirge, um desto mehr Wildpret anzutreffen.

Europäer. Den größten Theil der europäischen Einwohner machen immer noch die Ueberbleibsel der Franzosen aus, die sich aber Kanadier nennen, und entweder von zurückgebliebnen Fischern und Kaufleuten, oder Soldaten, denen nach Verlauf ihrer Dienstzeit Felder zum Anbau eingeräumt wurden, oder endlich von solchen Unglücklichen abstammen, die unter der vorigen Regierung nach Kanada verbannt waren. Um das J. 1714 waren in ganz Kanada 20000 europäische Einwohner, im Jahr 1758 hingegen 91000, ohne die Truppen; und im J. 1775 ward die Anzahl auf 153000, wovon 3000 Engländer, die übrigen Franzosen waren, geschätzt, welches aber, im Verhältniß der Größe des Landes, immer noch eine so unbedeutende Bevölkerung ist, daß Kanada im Grunde nicht viel besser als Lappland bevölkert ist.

Von den Kanadiern wird, so lange sie unter französischer Herrschaft gestanden haben, eben nicht die vortheilhafteste Beschreibung gemacht. Diejenigen, heißt es, welche sich mit der Landwirthschaft beschäftigten, wendeten im Winter gerade nur so viel Zeit darauf, als unumgänglich nöthig war. Die übrige Zeit brachten sie müßig im Wirthshause oder mit Schlittenfahrten zu. Wenn sie im Frühjahr das Land bearbeiten

mußten, thaten sie dieß, ohne den geringsten Fleiß anzuwenden, und eilten, so sehr sie konnten, um wieder in träger Muße sitzen zu können. Die Bewohner der Städte brachten Winter und Sommer in unaufhörlicher Zerstreuung und stetem Müßiggange zu, und die Regierung, welche ganz militärisch und zufrieden war, wenn ihr blinder Gehorsam geleistet wurde, that nichts, die Kanadier aus diesem langsamen Verderben zu reissen. Der Statthalter besaß eine unumschränkte Macht, und entschied alle Rechtshändel mit despotischer Willkühr. Die Krone zog nur sehr geringe Einkünfte, und die Kanadier erwarben wenig mit den Erzeugnissen ihres Bodens und Kunstfleißes. Alle ihre Manufakturen bestanden in grober Leinwand und groben wollenen Tüchern. Sie beschäftigten sich fast eben so wenig mit dem Fischfang, und der einzige Gegenstand der Ausfuhr war der Seewolf. In der blühendsten Zeit der Kolonie, zwischen den Jahren 1748 und 1756, betrug die ganze Ausfuhr, aufs höchste angeschlagen, nicht mehr, als für 1,200000 Livres an Pelzwerk, 800000 Livres an Biberfellen, 250000 an Thran vom Seewolf, eben so viel an Mehl und Erbsen, und 150000 L. an Holz von allerley Arten, womit sie die Waaren durchaus nicht bezahlen konnten, welche sie aus dem Mutterlande erhielten. So blieb Kanada stets in einem sehr ohnmächtigen Zustande, bis es unter der Herrschaft der Engländer in eine weit bessere Verfassung gekommen ist, und nun wahrscheinlich noch mehr kommen wird, da Kanada jetzt eine der wichtigsten englischen Kolonien geworden ist.

Die heutigen Kanadier werden als gute Menschen geschildert, die das meiste von der französischen Flüchtigkeit und Leichtsinnigkeit verloren haben. Sie sind nicht zuvorkommend, nicht leicht zu einem nur etwas

hohen

hohen Grade von Vertraulichkeit und Offenherzigkeit zu bringen; wer aber einmal ihr Zutrauen erworben hat, kann sie sowohl zu guten als bösen Handlungen verleiten. Sie haben gesunden, natürlichen Verstand, sind höflich, ohne in lächerliche Komplimente zu fallen, gesprächig, ohne durch Geschwätzigkeit zur Last zu werden, und in ihrem äußern Betragen immer ernsthaft und stille. Mühseligkeiten und Beschwerden ertragen sie mit der größten Gelassenheit, und sie sind im Stande, einige Tage zu hungern, ohne sich im geringsten zu beklagen; Grobheiten und sonstige üble Begegnung aber sind sie unvermögend zu ertragen. In ihrer Wirthschaft sind sie äußerst ordentlich und genau, und keine Nation kann sich so sparsam behelfen. Den ganzen Sommer lebt der Kanadier von weißem Brod, Milch, Zugemüße und Mehl; sein Vieh, Hühner u. s. w. spart er auf den Winter, wo er weit bequemer und gemächlicher lebet. In der Mitte des Decembers ist hier ein allgemeines Schlachtfest, wo in einer Zeit von acht bis zehn Tagen alle fette Ochsen, Schweine, Hämmel, Hühner, und alles, was von zahmem Vieh eßbar ist, geschlachtet werden. Man haut dann die Theile der vierfüßigen Thiere in Stücken, rupft die Federn aus dem zahmen Geflügel, die äußersten Schwanz-, kurze Flügel- und Kopffedern ausgenommen, bindet ihre Keulen und Flügel mit Bast fest an den Leib, läßt dann alles recht durchfrieren, und nimmt, wenn etwas gekocht oder gebraten werden soll, ein Stück nach dem andern heraus. Eben so machen sie es mit Wildpret und Fischen; ja, sogar Kuhmilch gießt man in große Gefäße, und läßt solche frieren, worauf denn ein Stück nach dem andern abgehauen und gekocht wird.

Ihre Sparsamkeit sieht man ihrem Hausgeräthe an, das zum Theil hundert Jahr alt ist, und, so lange es hält, immer mit keinem neuen vertauscht wird. Desto mehr lieben sie das Geld, und wenn sie es auch nicht nöthig haben, geben sie doch, wo möglich, nicht die geringste Kleinigkeit umsonst weg, so daß selbst Damen sich kein Bedenken machen, einige Sous für eine Portion Milch, die man zum Koffee genommen, anzunehmen, dagegen sie aber doch einander die größte Gastfreundschaft beweisen. Mißtrauisch sind sie gar nicht; ihre Scheuern sind unverschlossen, und ihr Vieh läuft hin, wo es Lust hat. Tabak lieben alle, und die Damen nehmen Schnupftabak in Menge.

Luxus in Ansehung der Kleider kennt man in ganz Kanada nicht. Was der Kanadier an seinem Leibe trägt, macht er sich fast alles selbst. Sein Anzug aber ist folgender: Schuhe nach Art der Wilden, ohne Absätze, Riemen und Bänder; dicke, gestrickte, braune Strümpfe, welche unter den Knien mit einem rothen Wollenbande festgeknüpft werden; Hosen von grobem Tuch oder selbstbereitetem, wildem Ochsenleder, und ein Leibkleid, welches über einander schlägt, zugebunden wird, ohne Falten ist, und gewöhnlich aus selbstgemachtem, sprenklichtem, wollnem Zeuge gemacht wird. Hinten am Rocke sitzt eine Kappe, welche sie bey rauher und nasser Witterung über den Kopf ziehen. Statt der Hüthe haben sie dicke, gewalkte, rothe Mützen, welche inwendig weiß sind. Soll der Anzug galant seyn, so trägt man eine Jacke von einer Art weißem Fries, mit blauem oder rothem Bande besetzt, welche sehr bequem und warm ist. Im Sommer haben sie dergleichen Jacken, welche von Zitz, Kattun oder Leinwand gemacht sind. Leute in den Städten kleiden sich englisch oder französisch, aber ohne Gold und Silber. Das unnatürliche Haarfri-

siren und das noch unnatürlichere Perükentragen ist ganz unbekannt. Der Kanadier macht sich einen Zopf von weißem Bande, die Damen schlagen die Haare auf, und tragen eine Art Hauben, welche mit bunten, seidnen Bändern gebunden werden.

Jeder Habitant (d. i. jeder Kanadier, der auf dem Lande wohnt) hat sein Pferd, seine Kalesche und seinen Schlitten. Die Kaleschen haben die Gestalt von unsern Kariolen, sind aber auf zwey Personen eingerichtet. Die ganze Kalesche ist von Fichtenholz, und nicht für drey Groschen Eisen daran. Jeder Habitant ist Fischer und Jäger, weil Jagd und Fischerey völlig frey sind.

Die Häuser sind einander alle gleich, die Größe ausgenommen, welche verschieden ist. Wo Steine sind, führet man sie auswendig von Steinen auf, wo aber keine sind, baut man lieber von Holz, als daß man nur eine Stunde weit darnach gehen sollte. Ein gemauertes und ein hölzernes Haus sind übrigens, in Ansehung der innern Einrichtung, einander völlig gleich. Die Grundlage eines hölzernen Hauses besteht aus vier Balken, auf diese wird das Ständerwerk aufgeführt. Die Ecken des Hauses bestehen aus dicht über einander gelegten, viereckten Balken, die an den Ecken in einander gefügt sind. Die äussern Wände bestehen gleichfalls aus über einander gelegten Balken, deren Ritzen man mit Moos, Steinchen, Leimen und Kalch verstopft; alsdann überzieht man die äußern Seiten der Wände mit Kalch, oder benagelt solche rund umher mit Bretern, daher ein solches Haus einer Bude ähnlich ist. Inwendig schlägt man ebenfalls alle vier Hauptwände mit fichtenen, schön gehobelten Bretern aus, und die Decke der Zimmer gleichfalls, ohne daß solche jemals mit Kalch überseßt werden.

Alle

Alle Abtheilungen des Hauses, der Küche, der Stube, der Kabineter, bestehen aus bloßen Bretterwänden. Uebrigens haben die Stuben eine reguläre Figur und eine ordentliche Höhe. Um in ein Haus zu kommen, muß man jedesmal zwey bis drey Schritte steigen. Die Diele des Hauses ist meist zugleich die Küche. Die Heerdwand ist ein großer Kamin mit zwey eisernen Böcken, worüber halbe Bäume im Brande sind, und die eisernen Kochtöpfe stehen um das Feuer her. Bey der Küche ist die Stube, mehrentheils auch ein Schlafzimmer. Häuser mit zwey Stuben sind selten. In vornehmen Häusern sind die Wände und die ganze Decke mit Papiertapeten überzogen. Die Fenster gehen so niedrig herunter, daß sie einem bis an die Knie reichen, und oberwärts reichen sie beynahe bis an die Decke. Jede Stube hat einen Kamin: tritt der Winter ein, so mauert man denselben zu, und setzt einen viereckten, eisernen, grossen Ofen beynahe mitten in die Stube, dessen eine Röhre in den Kamin geht.

In jeder Stube steht wenigstens ein zweyschläfriges Bette; und gewöhnlich ist über demselben ein großer viereckter Himmel. Die besten bestehen aus einem beynahe fußdicken und festgestopften Strohbette, und darüber einem festgestopften Federbette. Zum Kopfe kommt ein runder, fest ausgestopfter Pfühl, der etwa einen Fuß im Durchschnitt hat; Deckbetten kennt man gar nicht, sondern die Decke besteht aus zwey dicken Wollendecken. Jede Person bekommt ein ellenlanges, drey Viertel breites Kopfküssen.

Ueberflüßiges Hausgeräthe haben die Kanadier nicht: zwey Tannentische und höchstens acht mit Riedgras geflochtene Stühle, worauf auch wohl Küssen liegen, und einige Tannenschränke, ist alles, was man in ihren Zimmern findet. Kaffee- und Thee-

service von gelber, englischer Erde hat fast jeder. Vor keiner Thüre ist ein Schloß, und in keinem Hause ein Abtritt.

Fast in jeder Paroisse wohnt auch ein **Seigneur.** Wie die Franzosen nämlich sich in Kanada niederließen, wurden große Distrikte von der Krone an Leute von Adel oder verdiente Officiers gegeben. Ein solcher Strich Landes erstreckte sich auf drey bis vier Stunden in die Länge und Breite: die Besitzer theilten davon einzelne Stücke an Leute aus, die sich da anbauen wollten; und daraus sind die Paroissen mit ihren Habitants entstanden. Dem Seigneur gehört also eigentlich die Paroisse als ein Eigenthum zu, und jeder Einwohner derselben muß jährlich Geld und Naturallieferungen als einen Grundzins an ihn entrichten. Außerdem hat der Seigneur das Recht des Vorkaufs, wenn der Habitant Getraide oder Vieh zu verkaufen hat. Seine wichtigste Einnahme aber kommt von den Mühlen, welche einen ansehnlichen Pacht einbringen. So wohlhabend und reich sogar aber die Seigneurs dabey werden, so muß man doch ihre sogenannten **Schlösser** gar nicht nach unserm Maaßstabe beurtheilen. Doch sind die Wohnungen der englischen Seigneurs im neuesten Geschmack erbauet. Die Besitzer der Seigneurien führen den Namen alter und berühmter französischer Geschlechter, allein von ihrem alten Glanze haben sie viel verloren. Alle Habitants in den Paroissen sind mit ihnen verwandt, und viele von ihren Kindern sind selbst Habitants geworden. Der Seigneur schämt sich nicht, die Tochter eines seiner Habitants zur Frau zu nehmen, und seine Schwäger sind Bauern oder Handwerksleute. Mancher Habitant endlich hat sich frey gekauft, und zahlt gar keine Abgaben mehr.

Noch jährlich entstehen in jeder Paroisse neue Habitations, da überall noch Waldungen genug übrig sind, welche in urbares Land verwandelt werden können. Der ganze Platz zu einer Habitation beträgt vier Morgen Landes in die Länge und dreyßig bis vierzig in die Tiefe, so daß der neue Anpflanzer einen Platz bekommt, der so groß ist, daß er ihn noch einmal unter seine Kinder und Kindeskinder vertheilen kann. Er zündet alsdann so viel Bäume an, als, um Ackerland zu erhalten, ausgerottet werden sollen, und so, wie die Bäume umstürzen, hat er zugleich Holz zu seinem Hausbau. Die Wurzeln der Bäume macht er durch Ausgraben der Erde hohl, legt Feuer darunter an, und läßt solche gleichfalls ausbrennen: und so ist sein Feld zum Ackern fertig, und in zwanzig Jahren hat er gemeiniglich ein gutes Haus und sehr gute Ländereyen.

In allen Paroissen legen sich die Einwohner auch auf allerley andre Dinge. Man trifft Wirthshäuser, Wein- und Branntweinverkäufer, Kaufleute, und auch verschiedne Handwerker darinnen an. In jeder Paroisse ist ein Posthaus, wo der Postmeister fünf bis sechs Kaleschen hält.

Indessen wird der Ackerbau noch bey weitem nicht so fleißig als in Europa getrieben, zum Theil, weil die Einwohner sich noch zu viel mit Jagd und Fischfang beschäftigen, zum Theil, weil es ihnen an Handwerkern fehlt, und sie daher genöthigt sind, sich alles selbst zu machen. Manufakturen blühen noch gar nicht in Kanada; im J. 1775 war im ganzen Lande noch kein Leinweber, wohl aber besteht bey Trois Rivieres ein Eisenwerk seit 1713, welches die ganze Provinz mit Eisengeräthschaften versiehet. Bier und Branntewein wird nirgends verfertigt, Epinettenbier ausgenommen, das von den Sprößlingen der

Epinettensträucher gekocht wird, aber unangenehm schmecket.

Zur Handlung hat Kanada zwar eine recht gute Lage, allein die vielen Wasserfälle im Lorenzfluß verhindern, daß die Lage desselben nicht gehörig benutzt werden kann. Schon unter französischer Herrschaft indessen versorgte Kanada Martinik und St. Domingo mit Getraide, und unter englischer Herrschaft ist die Kornausfuhr seit 1770 immer ansehnlicher geworden, so daß Quebek im J. 1775 zwanzigtausend Centner Weizen allein nach Katalonien gesandt haben soll. Mit seinen Pferden trieb es bisher einen ansehnlichen Handel in die andern englischen Kolonien, und viele tausend Ochsen kann es gleichfalls, ohne daß der mindeste Abgang gespürt wird, entbehren. Der wichtigste Handelszweig aber ist Pelzwerk, wogegen die Kanadier alles, was sie bedürfen, eintauschen. An Pelzwerk ist Kanada so reich, als Rußland, und außer den Biberfellen, deren England jährlich für dreymalhunderttausend Thaler erhält, versendet Quebek Bären- und Wolfspelze, Elennhäute, Felle von Büffelochsen, u. s. w. Der kanadische Handel, welcher noch Thran, Fischbein, Schiff- und Bauholz u. s. w. begreift, hat sich unter englischer Herrschaft sehr erweitert. Eine große Menge kanadischen Pelzwerks geht über England und Rußland nach Kjächta an die sinesische Gränze, wo es, ohngeachtet des durch den weiten Transport erhöhten Preißes, immer noch mit Vortheil verkauft werden kann. Diesen Weg nahmen, im J. 1777, 27316 Biber- und 10703 Fischotterfelle. Ueberhaupt empfängt England, im Durchschnitt genommen, aus Kanada jährlich 90000 Biber-, 9000 Bären-, 11000 Fischotter-, 36000 Marder-, 350 Wolfs-, 4000 Katzen-, 2000 Fuchs-, 24000 Reh- und

Elenn-

Elennfelle; ferner 155000 Felle von uns unbekannten Thieren, 2000 Pfund Bibergeil, 12000 Scheffel Korn u. s. w., welches am Werthe zusammen 106000 Pfund Sterling beträgt. Eingeführt werden dagegen wollne, leinene und baumwollne Zeuge, Flinten, Degen, Pulver, Bley, Flintensteine, Tressen, Hüthe, Handschuh, Papier, Specereyen, Glas, Stahlwaaren, Wachs, Farben, Tabakspfeifen, Wein, Bier, Branntewein u. s. w., am Werth ohngefähr für 107000 Pfund Sterling, von welchen Waaren denn viele an die Wilden mit starkem Profit abgesetzt werden.

In Absicht der Religion ist die katholische herrschend in Kanada, und die Katholiken haben hier allein in allen englischen Staaten Antheil an der Regierung. Das Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit ist der Bischof zu Quebek, welcher von der Regierung in Großbritannien bestätigt wird. Zu Quebek und Montreal sind Seminarien, in welchen künftige Prediger und Missionarien gebildet werden. Ausser den Katholiken haben aber auch die Anhänger der englischen Kirche, die Presbyterianer und Lutheraner, die sich zu den erstern halten, das Recht, Kirchen zu erbauen. Die katholischen Kanadier sind fromm, aber nicht unduldsam, und Klöster giebt es auf dem Lande gar nicht.

Nach der Eroberung hatte Kanada nicht sogleich eine ordentliche Regierungsform; im J. 1774 aber, nachdem man verschiedene Wege eingeschlagen hatte, die nicht immer einen glücklichen Erfolg gehabt hatten, wurde endlich die berühmte **Quebekakte** zu Stande gebracht, durch welche die kanadische Staatsverwaltung auf einen festen Fuß gesetzt wurde. Der Hauptinhalt derselben gehet dahin: daß alle kanadische Unterthanen nach den in Kanada bisher üblichen

d. i. französischen) Gesetzen, und nach den Verordnungen, welche künftig durch den Statthalter und gesetzgebenden Rath abgefaßt würden, gerichtet werden sollten; peinliche Sachen jedoch ausgenommen, als in welchen nach englischen Gesetzen gesprochen werden soll: ferner soll die gesetzgebende Macht bey Personen bestehen, welche im Lande wohnen, und derselben nicht weniger als siebzehn, und nicht mehr als drey und zwanzig seyn. Der König soll dieselben, mit Zustimmung seines geheimen Raths, unter seiner oder der geheimen Räthe Unterschrift bestellen, und sie sollen Verordnungen geben dürfen, aber keine Auflagen zu machen das Recht haben; auch soll jede neue Verordnung an den König geschickt werden, und wenn sie von diesem gemißbilligt wird, soll sie ungültig seyn.

Das Oberhaupt der kanadischen Regierung ist also der Gouverneur, welcher zu Quebek seinen Sitz hat; neben diesem aber ist ein Gouverneurlieutenant, unter dessen Aufsicht Civil-, Policey- und Finanzsachen stehen. Unter ihm arbeiten einige Gouvernementsräthe.

In Quebek ist das ansehnlichste Tribunal zu Entscheidung aller Civil- und Kriminalprocesse, welches aus gebohrnen Kanadiern besteht, und einen Oberrichter zum Präsidenten, nebst einigen Justizräthen und Assessoren, hat. In Montreal ist gleichfalls ein Justiztribunal, welches aber gewissermaßen unter dem jetzt angeführten stehet. Aus beyden werden alle Frühjahr Richter durch ganz Kanada in alle Paroissen geschickt, welche alle Proceßsachen von geringer Wichtigkeit entscheiden, und sich zugleich nach Beobachtung der Gesetze erkundigen: weitläufigere und wichtigere Sachen aber werden von dem Tribunal entschieden, und die Partheyen müssen sich der Advokaten bedienen, die in Quebek und Montreal sind.

Be-

Betrifft die Sache über fünfhundert Pf. Sterling, so kann an das Gouvernement oder nach London an den königlichen Rath appellirt werden.

Alle Pfarreyen in ganz Kanada sind in drey Distrikte abgetheilet, und jedem ist ein Colonel de Milice vorgesetzt. Diese drey Colonels wohnen in Quebek, Montreal und Trois Rivieres, und besorgen alle Auflagen, Befehle und Foderungen des Gouvernements an ihre Untergebenen. Jede Pfarrey hat ihren Capitain de Milice, oder wohl zwey, wenn sie groß ist. Diese Capitains sind Einwohner in den Pfarreyen, und haben vor den übrigen weiter keine Vorzüge, als die, welche ihnen ihr Amt giebt. Sie stellen ohngefähr das vor, was unsre Schulzen oder Dorfrichter sind. An sie ergehen die Befehle für ihre Pfarreyen; sie sorgen dafür, daß die Verordnungen vollzogen werden, halten über die Beobachtung der Policeygesetze, müssen für das Betragen der übrigen Einwohner stehen, haben die Einquartirung der Soldaten bey Durchmärschen, besorgen die ausgeschriebenen Lieferungen u. s. w. Unter ihnen stehen zwey Policeylieutenants und einige Sergeanten. Vor den Häusern dieser Policeybedienten sind hohe Tannenbäume aufgerichtet, an deren Spitze eine kleine Fahne wehet. Diese Colonels und Capitains kommandiren auch die Militz im Kriege; und da jeder Hauswirth mit Gewehr gut umzugehen weiß, so ist es leicht, ein Corps zusammen zu bringen, welches treffliche Dienste zu leisten im Stande ist, wie solches der letztere Krieg sattsam bewiesen hat.

Die Abgaben bedeuten gar nichts, und vor 1774 mußte von England aus beständig Geld geschickt werden, wenn die nöthigen Ausgaben bestritten werden sollten; seit dem genannten Jahre aber, da Kanada verschiedene neue Abgaben, als drey engl. Pfennig

von jedem Gallon Syrup und eine Nahrungssteuer von allen Bier-, Wein- und Branntweinsschenken, bezahlt, kann es ohne englische Unterstützung auskommen.

c) Erdbeschreibung. Ehe wir die Beschreibung der im Lande gelegenen einzelnen Plätze anfangen, dünkt es uns nicht überflüßig zu seyn, wenn wir von den Flüssen und Seen in Kanada einige Nachrichten ertheilen. Der Hauptfluß in Kanada ist der **St. Lorenzfluß**, welcher, der Sage nach, auf der Nordseite des Sees Nipissong, welcher dem Obersee gegen Nordwesten liegt, aus einem hohen, langen Gebirge entspringt, durch die kanadischen Seen läuft, und sich in den Lorenzbusen ergießt, da er denn bey seinem Ausflusse fünf deutsche Meilen breit ist. Dieser Strom nimmt mehrere ebenfalls beträchtliche Flüsse auf, und ist besonders seiner Wasserfälle wegen merkwürdig. Wir wollen ihn, so weit er bekannt ist, begleiten, da sich so zugleich die gehörigen Nachrichten von den Seen, durch welche er läuft, und den hineinfallenden Flüssen geben lassen.

Der entlegenste dieser Seen ist der **Nipissong**, dem Obersee gegen N. W. unter dem 52° der Breite gelegen. Die Berge, welche ihm nordwärts liegen, und in denen, wie schon angeführt, der Lorenzfluß entspringen soll, werden für die höchsten in Nordamerika gehalten, und daher auch **Landeshaupt** genennet. Man sagt auch, daß der **Kristinofluß**, welcher in die Hudsonsbay fällt, nnd der **Missisippi**, der sich in den merikanischen Meerbusen ergießt, in diesen Gebirgen entspringen. Um diesen See wohnen die **Secindianer**, von denen wir schon geredet haben. Aus diesem See läuft der Fluß mit verschiednen Wasserfällen durch ein wüstes, unbewohntes Land nach dem Obersee. Der merkwürdigste dieser Wasserfälle

serfälle ist nicht weit von dem letztern; er stürzt sich hier senkrecht von dem Felsen mit solchem Geräusche herab, daß man es in einer weiten Entfernung hören kann. Unter dem Falle sind schöne Fische, besonders Forellen, anzutreffen. Beym Eintritt in den See liegt eine Stadt der **Utawawas.**

Der **Oberse**e ist wahrscheinlicher Weise die größte Landsee auf der bekannten Erde, und liegt zwischen dem 40°—50° der Breite und dem 84°—93° westlicher Länge von London. Die Ufer sind größtentheils mit hohen und steilen Felsen eingefaßt, und sein Wasser ist sehr helle. In diesem See sind viele Inseln, von denen zwey sehr groß sind. Die eine derselben, **Königsinsel** genannt, wird auf etliche zwanzig Meilen in der Länge und auf zwölf in der Breite geschätzt, ist fruchtbar, und wird von Indianern bewohnt, welche verschiedne Flecken darauf angelegt haben. In den Oberse**e** fallen bey vierzig Flüsse, von welchen einige nicht unbeträchtlich sind, ob er gleich nur einen einzigen Ausfluß hat, durch welchen, dem Anschein nach, nur der zehnte Theil des Wassers, das er aufnimmt, wieder ausfließt. Er hat einen Ueberfluß an Aalen, Stören, Forellen zu zwölf bis funfzig Pfund, und ist den Stürmen so sehr unterworfen, als das Weltmeer. Er ist gegenwärtig zwischen den Engländern und nordamerikanischen Staaten getheilet. Mit dem Huronsee hängt er durch eine gegen dreyßig deutsche Meilen lange Straße zusammen.

An der Nordseite dieses Sees wohnen die **Bullindianer**, welche ursprünglich mit den Utawawas ein und eben dasselbe Volk sind. Sie können ohngefähr viertausend Krieger stellen, und ihr vornehmster Handel geht nach der Hudsonsbay, wo sie ihr Pelzwerk

werk gegen weiße Decken, Waffen und Kriegsbedürfnisse vertauschen.

Die Indianer, welche die andre Seite des Oberfees bewohnen, haben einen Ueberfluß an allem, was die Bedürfnisse des Lebens erheischen. Sie haben Thiere, Vögel und Fische von verschiedener Größe und Gattung, und ihr Land würde reich und mächtig werden, wenn es jemals gesittete Bewohner erhalten sollte. Es hat nicht allein Flüsse, sondern auch, so zu sagen, eine eigene See, die durch die Verbindung mit dem Lorenzflusse ihm alle Vortheile eines ausgebreiteten Handels gewähren kann. Gänzlich wird dieser Vortheil auch jetzt schon von den Indianern nicht vernachlässigt, sondern sie haben viele Kanote, von denen einige bis zweytausend Pfund tragen, und doch so leicht sind, daß ein einziger Mann ihn über die Wasserfälle wegtragen kann.

Der Kanal, welcher diesen See mit dem Huronsee verbindet, ist reissend, und hat einen hohen Wasserfall. Das Land zwischen beyden See ist bergigt; das Zimmerholz ist dick und hoch, und Eisenerz findet man in großer Menge.

Der Huronsee liegt zwischen dem 42°—46° der Breite und dem 79°—85° der Länge. Seine Figur ist dreyeckt, und sein Umfang gegen tausend englische Meilen. Er hat viele Busen, und außer der Straße, welche in den Eriesee geht, führt noch eine andre in den See Michigan. Das Land um den Huronsee ist gegen Nord und Nordwest hoch, aber gegen Südost niedrig, und mit hohen Bäumen, als Eichen, weißen Fichten, Eschen, Wallnuß- und Ahornbäumen, bedeckt. Gegen Südwest ist es flach, und eben der Mangel an Bäumen, wird aber durch langes Gras ersetzt, in welchem sich eine Menge Rothwildpret,

wildpret, Elennthiere, Bären und Füchse aufhalten. Um den See her wohnen ohngefähr dreytausend Indianer.

An der Westseite dieser grasreichen Ebene liegt der See **Mechigan** oder **Mischigan**, zwischen dem 42° und 46° der Breite und 84° und 87° der Länge. Beyde Seen hängen durch die Straße **Michilimakinak** zusammen, welche gegen drey deutsche Meilen breit und acht lang ist. An der Spitze gegen den See liegt ein hölzernes Gebäude, **Fort Michilimakinak** genannt, in welchem einige Engländer wohnen. In der Straße fängt man viele und so schwere Forellen, daß einige über achtzig Pfund wiegen. An der südöstlichen Seite des Mechigansees haben die Utawawas einige Flecken. An der nordwestlichen Seite ist eine, ohngefähr acht deutsche Meilen breite und zwanzig dergleichen Meilen lange, Straße, worinnen viele von Indianern bewohnte Inseln liegen. Diese Straße führt in die sogenannte grüne Bay, einen ziemlich großen See, in welchen sich der Fuchsfluß ergießt. Das hier umliegende Land ist durchaus fruchtbar und angenehm. Die Bäume sind hoch, und das Gras wächst zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß. Büffel, Elennthiere, Rehe, Bären, Biber, Vögel und Fische sind hier nicht selten. Der Winter ist nicht strenge, und den größten Theil des Jahres ist das Land mit Gras und Kräutern bedeckt. Es wachsen hier von selbst allerley Arten Früchte, z. B. Weintrauben, aus denen die Indianer auch eine Art von herbem Wein pressen. Hier wächst auch eine Art von wildem Reiße in der größten Menge in seichtem Wasser, zwey bis drey Fuß hoch über dasselbe. Auch bauen die Indianer viel Mais, und haben viele Pferde.

Ehe der Fluß in den See Erie tritt, geht er erst durch den See **Sinclair** oder **St. Klara**, welcher fast rund ist, und gegen achtzehn deutsche Meilen im Umfange hat. An einigen Stellen ist er tief genug für große Schiffe, gegen die Mitte zu aber geht eine Sandbank, über welche keine geladnen Schiffe gehen können. Das Land zu beyden Seiten des Sees ist eben, und trägt viel Eichen, Ahorn- und andre Bäume. Mit dem Eriesee hängt er durch den Kanal Detroit zusammen, an welchem ein Fort gleiches Namens liegt. Zu beyden Seiten des Kanals Detroit wohnen Kanadier.

Der **Eriesee** liegt zwischen 41° und 43° der Breite und 75°—83° der Länge, und ist von Osten nach Westen über sechszig deutsche Meilen lang und etwa zehn breit. Seine Ufer sind steil, und deshalb ist die Schifffahrt auch sehr gefährlich. Gegen Südwesten hängt er mit dem **Sarduskysee** zusammen. An der Abendseite nimmt er den Fluß Miamis auf, zwischen welchem und dem Flusse Ohio der Fluß Wabach eine leichte Communication macht; denn zwischen beyden Flüssen beträgt die Entfernung nur zwey deutsche Meilen. Um diesen See ist ebenfalls ein fruchtbarer Boden. Die Forts **Presqu' Isle** und **Erie** liegen an demselben.

Von hier geht der Strom in den See **Ontario**, und heißt die Straße Niagara. In derselben liegt eine große Insel, welche sich beynahe bis zum Fort Niagara erstreckt, und vierzigtausend Acker gutes Land enthält. Nahe bey dem Fort ist ein großer Wasserfall, der den Namen **Niagarafall** führet. Der Fluß ist ohngefähr eine halbe englische Meile breit, wo ihn ein Felsen in Gestalt eines halben Mondes durchschneidet. Oberhalb dem Wasserfall liegt eine kleine Insel, deren niedres Ende sich bis an den

Rand

Rand des Falles erstrecket. Der Strom in der Straße oberhalb der Insel geht sehr langsam, aber wo er sich der Insel nähert und sich in zwey Theile scheidet, wird er schneller, und ehe er noch an den Fall kommt, schon so heftig, daß er überall mit Schaum bedeckt ist. Der wirkliche Fall ist hundert und siebendreyßig Fuß tief, und das Geräusch, welches das Wasser hier verursacht, kann man auf zwey Meilen weit hören. Der Dunst, welcher davon aufsteigt, gleicht einer Säule von Rauch, und wenn Standpunkt und Sonne darnach sind, kann man einen Regenbogen darinnen sehen. Viele Wasservögel, als Schwäne, wilde Enten u. s. w., schwimmen oft in Haufen oberhalb des Falles, und werden nicht selten von der Gewalt des Wassers herab und zu Tode gestürzt. Außer ihnen findet man auch zuweilen Rehe, Bären und dgl., welche über den Strom zu schwimmen suchten, und hier ihren Tod fanden. Die Menge der todten Aeser ist auch Ursache von der unglaublichen Menge Adler, welche sich in der Gegend des Wasserfalls aufhalten, und von dem Fleische derselben sich nähren.

Der **Ontariosee**, in welchen diese Straße führet, liegt zwischen dem 43°—45° der Breite und 76°—79° der Länge. Er ist der kleinste unter den fünf kanadischen großen Seen. Seine Figur ist ganz eyförmig, seine Länge zwey und funfzig und die Breite dreyßig deutsche Meilen. An dem südwestlichen Ende nimmt er den **Oswegofluß** auf, wo, so wie am See selbst, verschiedne Forts und Blockhäuser stehen.

Das Land **Oswego** gehört den fünf Nationen, und wird von verschiednen Flüssen gewässert, unter welchen der **Sable** der vornehmste ist, welcher sich mit dem Ontariosee vereinigt, und tief im Lande entspringt.

springt. Diesen Fluß ohngefähr vierzig deutsche Meilen aufwärts trifft man merkwürdige Quellen an, welche Oelquellen genannt werden, wegen eines öligten Wesens, das auf ihrer Oberfläche schwimmt. Die Indianer trinken ihr Wasser als ein Mittel gegen verschiedene Krankheiten, und wer Reissen in den Gliedern hat, badet sich darinnen mit gutem Erfolge.

In den Flüssen und dem See selbst giebt es den Sommer über eine Menge Lachse und andre Fische. Der Lorenzfluß fließt gegen Nordosten aus dem Ontario, und ist daselbst eine halbe Meile breit; an ihm liegen etliche Forts, besonders das **Fort Katarokui.**

Der **Franziskussee** ist nur klein, und unterhalb desselben fällt der **Fluß der Utawawas** in den Lorenzfluß. Weiter fällt der **Fluß Richelieu** oder **Sorel** in denselben, der aus dem **Champlainsee** kommt, nebst andern Flüssen, welche alle anzuführen hier zu weitläuftig seyn würde.

Die vornehmsten Orte in Kanada sind folgende:

Quebek. **Quebek**, die Hauptstadt von Kanada, am nördlichen Ufer des Lorenzflusses, ohngefähr sechszig deutsche Meilen vom Ausfluß desselben ins Meer, gelegen. Ihr großer, geräumiger Hafen wird von zwey Basteyen bestrichen, die bey hoher Fluth dem Wasser gleich sind: etwas über der einen liegt eine halbe Bastey mit einer Batterie von fünf und zwanzig Kanonen. An der linken Seite des Hafens sind ebenfalls große Batterien. Der Hafen selbst ist mit Mauern umgeben, und hat ein Kastell auf der Spitze eines Berges, das aber sehr unregelmäßig gebaut ist. Ein andres Fort auf Kap Diamant ist in den Felsen gehauen.

Die

Die Stadt selbst ist groß und schön, und wird in die Unter- und Oberstadt getheilet. In der erstern wohnen die meisten Kaufleute. Von derselben geht ein stufenweise in den Felsen gehauener Weg in die Oberstadt, welche prächtige Gebäude und ein Fort hat, in welchem der Gouverneur wohnt. Gegen dem Fort über haben die Rekollekten schöne Häuser, und an der rechten Seite steht die Kathedralkirche, die zwar an und für sich schlecht gebaut ist, aber einen hohen, schönen Thurm hat. Ferner verdienen noch bemerkt zu werden, das Jesuiterkollegium, das Haus der Hospitalritter, das große, schöne Hospital, das Ursulinerinnenkloster. Die Zahl der Einwohner wird auf funfzehntausend geschätzt, welche hier ein sehr angenehmes Leben führen.

Trois Rivieres, funfzehn bis sechszehn Meilen oberhalb Quebek. Diese in einer sehr angenehmen Gegend gelegene Stadt hat ihren Namen von dem Zusammenflusse dreyer Flüsse, von denen einer der Lorenzfluß ist, bekommen. Sie ist auf einer sandigen Anhöhe erbauet, und rund umher sind angebaute Felder, welche mit den schönsten Wäldern gekrönt sind. Sie ist eine der ältesten Kolonien in Kanada, und hat ohngefähr zwölfhundert Einwohner, welche mit den Indianern ansehnliche Handlung treiben. Trois Rivieres.

Die dritte Stadt in Kanada endlich (denn im ganzen Lande sind jetzt nur drey Städte) ist **Montreal**, auf einer Insel im Lorenzflusse gelegen, welche sehr fruchtbar und gut angebaut ist. Die Stadt selbst ist wohl befestigt, und liegt weit angenehmer, als Quebek. Ihre Gestalt ist ein längliches Viereck am Ufer des Flusses, und der Boden theilt sie, wie Quebek, in die obere und untere. Die Häuser sind wohl gebaut, und die öffentlichen Gebäude übertreffen die zu Montreal.

Quebek an Schönheit, und gleichen ihnen an der Zahl. Das Hospital, die Magazine und der Waffenplatz sind in der Unterstadt. Das Seminarium aber, die Pfarrkirche, das Haus der Rekollekten, das Jesuiterkollegium und die Nonnenklöster liegen in der Oberstadt. Der vornehmste Handel der Einwohner hat seit langer Zeit in den Häuten und Pelzwerken bestanden, die sie von den Indianern kaufen.

Außer diesen drey Städten bestehen die Niederlassungen der Europäer in Kanada in hundert und acht und zwanzig Pfarreyen, deren Häuser nicht dicht an einander stehen, sondern bis sechshundert Schritte von einander liegen. Im Lande herum sind auch noch verschiedene Forts, von denen wir die vorzüglichsten nennen wollen.

F. Detroit. **Detroit** hat etwa zweyhundert Mann Besatzung. Rund umher liegen Meyerhöfe. Das Fort ist ein Blockhaus, fünf und zwanzig Fuß hoch und zwölfhundert Ellen im Umfange.

F. Michilimakinak. Fort **Michilimakinak** ist ein hölzernes Gebäude, ohngefähr zwanzig Fuß hoch.

F. Niagara. Fort **Niagara** ist schön und ziemlich stark befestigt. **Oswego** ist erst im jetzigen Jahrhundert von den Engländern erbauet worden. Man kann auch noch das Fort **Pitt** hieher rechnen, welches in den freyen indianischen Landen am Ohio liegt.

d) Geschichte. Im J. 1562 unternahm Frankreich zuerst das Projekt, in Amerika Niederlassungen zu machen. Der Admiral Koligny schickte in diesem Jahr den Johann Ribaud nach Florida, allein die französische Flüchtigkeit machte, daß die Kolonie in kurzer Zeit wieder zu Grunde gieng, und so dieses erste Unternehmen ohne Frucht blieb. Wir werden bey Beschreibung von Florida mit mehrerm sehen, wie unglücklich das Schicksal der letzten Trümmer dieser

Kolonie

Kolonie war. Kanada, wovon die Franzosen schon unter Franz dem Ersten Nachricht gehabt hatten, ward nun zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der Gegenstand neuer Unternehmungen. Samuel Champlain gieng 1608 den Lorenzfluß hinauf, und legte den Grund zu Quebek. Statt aber durch Ruhe und Fleiß das Wohl der neuen Kolonie zu gründen, nahm Champlain Antheil an einem gerade damals unter den Wilden ausgebrochenen Kriege, der den letztern äusserst viel Schaden brachte, ohne die Angelegenheiten der Kolonie auf einen viel bessern Fuß zu setzen. Sie fieng an, einigen Fortgang zu gewinnen, als die Engländer 1626 die französischen Niederlassungen eroberten, und sie bis zum Frieden St. Germain en Laye 1631 behielten, da sie wieder an Frankreich zurückgegeben wurden.

Indessen gab diese Veränderung der Kolonie weder Stärke noch Ruhe. Sie blieb immer ohnmächtig, immer in Kriege mit den Indianern verwickelt, und sie verfiel endlich so sehr, daß sie bloß durch die Almosen bestand, welche die Missionarien für sie in Europa sammelten. Mit dem J. 1662 verbesserte sich ihr Zustand: das Ministerium schickte Truppen, welche ihr das Uebergewicht über die Wilden gaben, denen sie bis jetzt fast unterlegen war, und die Kolonisten fiengen nun auch an, mit weit mehr Eifer, als vorher, das Land anzubauen.

Der Frieden war indessen von keiner Dauer, und die Franzosen waren bald mit den Irokesen in Krieg verwickelt, der desto weit aussehender ward, da seit dem Jahre 1690 auch die Engländer daran Theil nahmen. Es war wahrscheinlicher Weise schon damals um die französischen Besitzungen in Kanada gethan, wenn nicht die Irokesen staatsklug genug gewesen wären, dadurch, daß sie den Engländern keine

thätige Hülfe leisteten, den Untergang der Franzosen zu verhindern.

Der Ryswicker Frieden hinderte gewissermaßen nur die groben Ausbrüche der Feindseligkeiten; Engländer und Franzosen blieben in diesen Gegenden immer unversöhnte Gegner, die sich auf alle mögliche Arten durch List und Ränke zu schaden suchten, bis der spanische Erbfolgekrieg aufs neue das glimmende Feuer in volle Flammen ausbrechen machte. Die Irokesen hinderten indessen doch durch die Erklärung, sich wider den zu erklären, welcher zuerst die Waffen ergreifen würde, den Ausbruch des Kriegs bis 1709, da es den Engländern gelang, sie auf ihre Seite zu ziehen. Im J. 1711 kam eine zahlreiche englische Flotte, mit fünf- bis sechstausend Mann besetzt, in den Lorenzfluß, allein die Unvorsichtigkeit des Admirals und das Wüthen der Elemente ließ das Unternehmen vor seiner Ausführung scheitern, und Kanada blieb auch im Utrechter Frieden in französischen Händen.

Vor dem Jahre 1755 legten die Franzosen eine Reihe Forts hinter den englischen Kolonien an, welche diese nicht mit Gleichgültigkeit ansehen konnten, da sie gleichsam überall davon eingeschlossen wurden. Es war überdem wider die zwischen beyden Nationen bestehenden Verträge, und dieß gab Gelegenheit zu dem blutigen Kriege, der sich zwischen ihnen entspann. General Bräddock griff 1755 das Fort Du-Quesne an, allein sein Corps ward niedergehauen und gefangen. Dieser glückliche Erfolg machte die Franzosen so kühn, daß sie sich 1756 vor dem Fort Oswego zeigten, das sich nach etlichen Tagen mit seiner, achtzehnhundert Mann starken, Besatzung, hundert und ein und zwanzig Kanonen und einer Menge Kriegs- und Mundbedürfnissen, an die Belagerer ergab.

Auch

Auch das Fort Georg wurde erobert und zerstöret, bis die Engländer, erbittert über so häufige Unfälle, alle ihre Kräfte zusammen nahmen.

Im J. 1759 endlich griffen sie plötzlich, nachdem ihnen noch nichts gelungen war, mit einer Flotte und Landtruppen Quebek an, das damals in so gutem Vertheidigungsstande war, daß dieß Unternehmen eins der kühnsten genannt zu werden verdienet. General Wolfe, welcher die Truppen kommandirte, landete glücklich, aber auch dieß hatte er bloß folgendem Zufalle zu verdanken. Zwey französische Ueberläufer wurden den Abend vorher an Bord der englischen Flotte gebracht, und von diesen erfuhr der General, daß die Garnison in Quebek in eben der Nacht einen Vorrath von Lebensmitteln erwarte, welche in Booten den Fluß herabgeschickt werden sollten. Diese Nachricht war äußerst wichtig, weil sie dazu diente, die Schildwachten am Ufer zu betrügen, welche die Boote anrufen sollten. Als daher das erste Boot angerufen ward, so gab ein Capitain auf das Anrufewort ohne Stocken die gehörigen Antworten.

Sobald die Truppen gelandet waren, wurden die Boote zu einer zweyten Einschiffung zurückgeschickt. In der Zwischenzeit bestieg der Oberste Howe mit der leichten Infanterie und den Hochländern die steilen Anhöhen, und die ganze Armee konnte ohne weitere Beunruhigung in Schlachtordnung gestellt werden. Der französische General **Montcalm** zog, sobald er erfahren, daß die Engländer die Höhen gewonnen, seine Truppen zusammen, und nun erfolgte ein hartnäckiges Treffen, das um neun Uhr des Abends erst seinen Anfang nahm, und sich mit einer völligen Niederlage der Franzosen endigte. Der englische General Wolfe blieb auf dem Schlachtfeld, und der fran-

zösische Montcalm starb etliche Tage darauf an seinen empfangenen Wunden.

Gleich nach dem Siege schickte der Admiral Saunders Artillerie und Munition herauf, und folgte selbst mit allen Schiffen, die Unterstadt anzugreifen, während die Oberstadt von den Landtruppen angegriffen wurde. Ehe aber noch eine Batterie errichtet ward, kapitulirte Quebek. Die Franzosen hatten indessen noch andre Besitzungen in Kanada, sie hatten noch Truppen, und so beschlossen sie, im nächsten Frühjahre einen Versuch zu Wiedereinnahme von Quebek zu machen. Allein sie mußten die Belagerung nach etlichen Wochen wieder aufheben, und der Rest ihrer Truppen sah sich zu Montreal zu kapituliren genöthigt. England behielt Kanada im Frieden von 1763, und die Kanadier haben bey dem letzten amerikanischen Kriege sich nicht mit in die Empörung verflechten lassen, ohngeachtet die Kolonien alles thaten, sie in ihr Interesse zu ziehen, auch einmal einen verunglückten Versuch machten, Quebek zu erobern, von welchem die Geschichte dieses Kriegs umständlichere Nachricht geben wird.

B. Neuskotland.

Ob Sebastian Kabot Neuskotland entdeckt hat, ist noch nicht ausgemacht; gewiß ist es aber, daß sich 1604 einige französische reformirte Familien hier niederließen, die aber eine enge Bay zu ihrer Niederlassung wählten, wo sie keinen andern Vortheil hatten, als diesen, daß sie sich den Gegenden, woher das Pelzwerk kommt, näher befanden. Diese Kolonie ward indessen schon 1621 von den Engländern zerstöret; auch fieng man in diesem Jahre an, eine skotische Kolonie hier anzulegen, die aber nur wenig Fortgang hatte, und den Franzosen, die sich neben ihr an der Küste auszubreiten anfiengen, den Vorrang nicht streitig machen konnte. Karl der erste trat vier Jahr darauf, bey seiner Vermählung mit des Königs von Frankreich, Ludwig XIII., Schwester, seinem Schwager Neuskotland ab, und 1632 ward diese Abtretung aufs neue bestätigt. Als aber Kromwell die englische Regierung in Händen hatte, ließ er Neuskotland abermals in Besitz nehmen, und die Franzosen, welche die englische Oberherrschaft nicht erkennen wollten, nach Kanada bringen, das Land aber überließ er dem de la Tour, einem reformirten französischen Edelmann, der es wieder an einen gewissen Thomas Temple verkaufte, welcher zugleich Statthalter der Kron: England blieb, bis es 1667 im Frieden zu Breda abermals an Frankreich abgetreten ward. Die Franzosen blieben auch im ruhigen Besitze bis 1690; denn da sie den Einwohnern von Neuengland zu gefährliche Nachbarn wurden, griffen sie diese an, und eroberten ganz Neuskotland, oder Akadien, wie es die Franzosen genannt hatten. Im Ryswickischen Frieden 1697 ward es jedoch wieder von den Engländern geräumet; 1710 abermals erobert, und endlich 1713 feyerlich abgetreten. Die Engländer thaten indessen

a) Land.

nur wenig, was dem Eifer gemäß zu seyn schien, den sie, dieses Land zu erobern, bezeigten. Nur fünf oder sechs englische Familien giengen nach Akadien, und den zurückgebliebnen Franzosen mußte zugestanden werden, daß man sie niemals zwingen solle, die Waffen wider ihr Vaterland zu ergreifen. Um sich dennoch des Gehorsams derselben zu versichern, wurden Garnisonen nach Annapolis und Kanso gelegt; die Einwohner aber blieben im Herzen geschworne Feinde der Engländer, sie halfen 1744 den Indiern Kanso erobern, und einen vergeblichen Angriff auf Annapolis thun, sie hetzten diese gegen die Engländer auf, gaben ihnen Pulver und Bley gegen die Hirnhäute derselben, so daß 1748 bey Schließung des Aachenschen Friedens, außer den Besatzungen, kein Engländer mehr in Neuskotland war.

Nach diesem Frieden erst fieng die englische Regierung an, zu erkennen, daß ihr Neuskotland wichtiger und einträglicher werden könne, wenn es gehörig angebaut würde. Sie dachte darauf, es mit treuern Unterthanen zu bevölkern, und im J. 1749 wurden 3750 Personen dahin abgeschickt, welche sich an der Küste der Chebuktobay niederließen, wo sie eine Stadt erbauten, die zu Ehren des Stifters der ganzen Unternehmung Halifax genannt wurde. Die Franzosen waren sehr unzufrieden mit der Anlegung dieser Stadt, und ehe noch ein Jahr verflossen war, wurde sie zur Nachtzeit oftmals angegriffen, und keiner ihrer Einwohner konnte sich ohne Lebensgefahr davon entfernen. Alle bey Frankreich deshalb geführte Beschwerden fruchteten nicht das mindeste, und so wurden in der nachherigen Kriegserklärung die Usurpationen der Franzosen in Neuskotland als eine Hauptursache des Krieges mit angeführt, nach dem Anfange des Kriegs aber wurden die Franzosen in Neuskotland

als

als untreue Unterthanen ihrer Güter verlustig erklärt, und mit ihren Familien aus dem Lande getrieben. Seitdem hat Neuskotland der Ruhe genossen, und ist auch im letztern Kriege weder am Mutterlande untreu geworden, noch den Verheerungen des Krieges ausgesetzt gewesen.

Dieses **Neuskotland** oder **Akadien** ist der östlichste Theil des festen Landes von Amerika, wenn Grönland nicht dazu gerechnet wird. Es liegt zwischen 43° 37′ bis 48° 32′ nördl. Breite und zwischen $59\frac{1}{2}$° bis $67\frac{1}{2}$° westl. Länge, und der Flächeninhalt desselben wird auf 1847 Quadratmeilen berechnet. Gränzen sind gegen Osten der Meerbusen St. Lorenz und das atlantische Meer, gegen Norden die Provinz Quebek, gegen Westen Neuengland, gegen Süden das atlantische Meer und die Bay Fundy, durch welche es so eingeschnitten wird, daß der ganze südliche Theil, gegen den Ocean zu, eine dreyeckigte Halbinsel macht, die bloß durch eine schmale Erdenge mit dem übrigen Lande zusammenhängt. Die Küste hat viele Bayen, Häfen und Buchten, in welche auch die Schiffe bey allen Winden ein- und auslaufen können, welcher Vortheil auch nunmehr erst gehörig benutzt werden wird, da England seit dem letzten Pariser Frieden von 1783 gezwungen ist, alles mögliche zur Emporbringung dieses Landes anzuwenden.

Das Klima von Neuskotland ist, ohngeachtet der gemäßigten Himmelsgegend, unter welcher diese Provinz liegt, doch weit unangenehmer und rauher, als in England. In den nördlichen Gegenden dauert der Winter mit vieler Strenge sehr lange, die Luft aber ist überhaupt rein, der Himmel klar, und der Schnee liegt gewöhnlich vom Anfang des Octobers bis zu Ende des Aprils, worauf es plötzlich warm zu werden anfängt, und ein sehr heißer Sommer folget.

Die östliche Küste ist, wie Newfoundland, mit dicken Nebeln bedeckt, welche die Sonne selten zu zerstreuen im Stande ist, in den südlichen Theilen aber ist die Witterung sehr gemäßigt; wie denn überhaupt, seit Neuskotland besser angebaut und bevölkert worden ist, die Strenge des Klimats sich äußerst gemildert hat.

Der Boden von Neuskotland ist äußerst verschieden; an einigen Orten unfruchtbar, an andern hingegen außerordentlich angenehm und fruchtbar; vornehmlich um Kap Fundy und an den dort ins Meer hineinfallenden Flüssen. An beyden Seiten dieser Flüsse sind große Striche Landes, zehn bis zwölf deutsche Meilen ins Land hinein, welche sonst sumpfig waren, nachher aber ausgetrocknet worden sind, und mit vielem Vortheile bebaut werden. Ueberhaupt soll der Boden beynahe durchaus fruchtbar seyn. Der südliche Theil schickt sich am besten zum Kornbau, der nördliche zu Wiesen und Viehweiden; auch hat dieser Theil weit mehr Ueberfluß an Holz und Fischen. Die Ländereyen, wo das Holz abgetrieben ist, und welche zum Ackerbau und Wiesewachs eingerichtet sind, bringen den Eigenthümern bey weitem den Nutzen nicht, den sie davon haben könnten, weil es am Dünger fehlt, und jeder Kolonist zu große Stücke Ackerland besitzet. Die einzigen Düngungsmittel kommen aus der See; da sich aber die Bevölkerung vermehrt, so wird auch der Boden immer besser bebaut, und kein Fleckchen so wenig als möglich unbenutzt gelassen.

Landesprodukte sind an Gewächsen: Mais, Weitzen, Roggen, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Küchenkräuter, Obst, Bau- und Brennholz von verschiednen Arten, schönes, fettes Gras u. s. w. Besonders müssen hier erwähnt werden:

1) Der **Mais**, welcher in ganz Amerika vor Ankunft der Europäer gewesen ist. Vorzüglich wird

hier

hier die kleine, aber sehr mehlreiche, Art des Mais gebauet. Er kommt recht gut in dem sandigsten Boden fort, und wenn es nicht regnet, ist ihm sogar der Dünger schädlich. Kein europäisches Gewächs kann auch so viel Kälte vertragen, und man hat Beyspiele, daß im Frühjahr die Saat zweymal erfroren ist, ohne daß die nachfolgende Erndte dabey gelitten habe. Sein Bau erfordert auch wenig Mühe, jeder Stengel hat zwey bis vier Aehren, und jede trägt über sechshundert Körner. Das daraus gebackne Brod soll weit gesunder als Weitzenbrod seyn, und auch zum Bierbrauen kann er mit gutem Erfolge gebraucht werden.

2) Der **Ahornbaum** wächst an feuchten Orten so hoch, als eine Eiche. Sein Saft giebt einen Syrup, aus welchem Zucker bereitet wird, welcher von röthlicher Farbe, fast durchsichtig und von ziemlich angenehmem Geschmacke ist. Einige haben gemeint, durch mehrern Anbau des Ahorns könne man den westindischen Zucker entbehrlich machen; welches aber der bekannte D. Franklin läugnet.

3) Die **Ceder**, deren es mancherley Arten giebt. Die weiße wächst in Sümpfen, und so dick, daß Kanoen daraus gehauen werden können. Die rothe wächst besonders auf Anhöhen, und in ihr wohlriechendes Holz, das auch zu Tischlerarbeiten gebraucht wird, werden die feinen Bleystifte gefaßt.

4) Der **Tamariskenbaum** wächst nicht allzuhoch in feuchtem Boden, und sein Saamen ist mit einem weißen Staube bedeckt. Wird dieser aufgelesen und in siedend Wasser geworfen, so entsteht eine Art obenauf schwimmender Schleim, welcher, wenn er getrocknet und wieder ausgeschmolzen ist, eine Fettigkeit giebt, die zwischen dem Wachs und Inschlitt das Mittel hält, und von lieblich grüner Farbe ist.

An Thieren hat Neuskotland Hornvieh, worunter Ochsen sind, die wohl sechszehnhundert Pfund wiegen; Elennthiere, Rehe, und andres Wildpret, Biber, Bären, Fischottern, Raub- und andre Vögel, und in den Flüssen sowohl, als an den Küsten, Lachse, Forellen, Stockfische, Makreelen, Seekälber, Seewölfe, Heringe, Wallfische u. s. w. Zu bemerken sind besonders:

1) Der **Biber** oder **Kastor**, ein vierfüßiges Thier, das, wenn es groß ist, vom hintern Theile des Kopfs bis an den Schwanz ohngefähr acht und zwanzig Zoll in der Länge hat, und sechszig bis siebzig Pfund wiegt. Der Kopf ist klein und gleicht einem Rattenkopfe, die Pfoten an den Vorderfüßen sind wie beym Maulwurf, die Hinterfüße dagegen sind, wie die der Gänse, zum Schwimmen eingerichtet. Der Schwanz ist bis vierzehn Zoll lang, drey bis sechs Zoll breit, einen Zoll dick, und durchaus mit Schuppen bedeckt. In Absicht der Farbe sind die Biber verschieden, indem es schwarze, weiße und rehfarbne giebt. Dieses kleine Thier, dem theils wegen seines Felles, dessen Haare zu Hüthen, Strümpfen und Handschuhen verarbeitet werden, theils wegen des in den Schaamdrüsen befindlichen Bibergeils, theils endlich wegen seines wohlschmeckenden Fleisches häufig nachgestellt wird, lebt völlig gesellschaftlich, und die Art, wie es in Gesellschaft lebet, ist so außerordentlich und so interessant dabey, daß sie wohl eine etwas genauere Beschreibung verdienet. Wenn sie sich eine Wohnung erbauen wollen, versammeln sie sich und suchen sich einen Platz aus, wo sie Lebensmittel, als Baumrinde, Wurzeln, Gras, und alle andre zu Errichtung ihrer Wohnung, welche mit Wasser umgeben seyn muß, nöthige Dinge beysammen haben. Finden sie aber keinen bequemen See oder

Teich, so machen sie einen, indem sie den Lauf eines Baches oder Flusses, vermittelst eines Dammes, zu hemmen wissen. Sie fällen nämlich durch Hülfe der Zähne Bäume oberhalb dem Ort, wo sie bauen wollen, und nehmen ihre Maaßregeln so, daß der Baum nach dem Wasser zu fällt, damit sie, wenn die Zweige herunter sind, ihn nicht so weit zu wälzen haben. Ist dieses geschehen, so flößen sie ihn nach dem ausgezeichneten Orte, wo denn die Baumstämme zuweilen flach auf das Wasser gelegt, oder Pfähle in den Grund des Kanals eingerammelt, mit dünnen Zweigen durchflochten, und die Lücken mit Leimen, Schlamm und Moos ausgefüllt werden, so daß der Damm sehr dicht und sicher ist. Wie künstlich diese Arbeit und wie schwer zugleich sie ist, läßt sich daraus erachten, da sie ihre Zähne statt der Sägen und Aexte, die Schwänze statt der Kellen und Schaufeln, die Vorderfüße als Hände, und die Hinterfüße als Ruder brauchen müssen.

Wenn der Damm fertig ist, fängt man an, für die eigentliche Wohnung zu sorgen. Drey bis vier, zuweilen auch acht bis zehn, bauen sich ein Haus, welches auf Pfeilern, gemeiniglich in einiger Entfernung von dem Ufer, ruhet. Jedes hat bis zehn Fuß im Durchmesser, und ist in die Runde mit einem flachen Dache gebauet. Die Wände sind zwey Fuß dick, und mit einem Mörtel von der Art, mit welchem sie die Dämme vermachen, bekleidet, der völlig undurchdringlich ist. Zwey Drittheil von dem Hause stehen über dem Wasser: in diesem wohnen sie, und hier herrscht eine Reinlichkeit, die jedem Menschen Ehre machen würde. Jedes Haus hat zwey Thüren, die eine nach der Landseite, die andre nach der Wasserseite, welche zur Flucht dient, und durch welche sie ins Bad gehen. Die Materialien zu diesen Gebäuden

bäuden sind Ulmen, Pappeln, und andre gern am Wasser wachsende Bäume, und die Biber haben den Vortheil, daß, wenn sie diese Bäume bearbeiten, sie zugleich für ihre Nahrung sorgen, da sie von der Rinde derselben leben. Wenn der Schnee schmilzt und die Gewässer anschwellen, verlassen sie ihre Wohnungen und trennen sich, bis die Jahrszeit zu Wiederherstellung der alten oder Erbauung neuer Gebäude einladet. Indessen haben diese so künstlichen und unschuldigen Thiere von Seiten der Menschen häufige Verfolgungen auszustehen, und der Mann von Gefühl kann sich wirklich der Rührung nicht erwehren, wenn er sieht, daß unser Geschlecht viele seiner Bedürfnisse nicht anders, als mit dem Ruin und Tode vieler andern, selbst der unschuldigsten, Geschöpfe, befriedigen kann. Sie entwischen zwar, weil sie die Gefahr kennen gelernt haben, sobald einer durch starkes Plätschern im Wasser das Signal von der Annäherung der Jäger giebt, dem offenbaren Angriffe meistens, und dann werden bloß ihre künstlichen Wohnungen mit einer abscheulichen Grausamkeit zerstört; aber es fällt ihnen schwer, den Fallstricken zu entwischen, die ihnen durch List gelegt werden. Einer derselben ist, daß man eine Falle macht, welche mit frischgehauenen Baumzweigen belegt ist, und die, so wie der Biber die Baumzweige berührt, ihn todtschlägt. Zuweilen öffnet man das Eis bey ihren Wohnungen, jagt sie aus denselben heraus, und wartet an den ins Eis gehauenen Löchern, bis einer den Kopf heraus steckt, um Athem zu holen, da ihm denn der Kopf eingeschlagen wird. Werden sie denn gar zu sehr verfolgt, so verlieren sie den Muth, ferner zu bauen, werden wild, dumm, und leben wie alle andre Thiere, die durch die Verfolgungen der Menschen alle ihre natürlichen Fähigkeiten verloren haben.

2) Das Mosethier, vorzüglich das große schwarze, denn die gemeine graue, in großen Heerden zusammengehende, Art ist gemeiner in den Wildnissen von Kanada. Es ist eine Art Elenn, zwölf Fuß hoch, hat vier Geweihe, welche sehr lang sind, einen gespaltnen Huf, und eine dicke starke Haut, die aber dabey weich und biegsam ist, daher auch ein gutes Leder giebt. Dieses Thier frißt Gras, Wasserpflanzen, und im Winter die Spitzen der Bäume. Sein Fleisch ist eine sehr gute Speise, und besonders wird die Nase für außerordentlich wohlschmeckend gehalten.

3) Die Wandertaube. Unter der erstaunlichen Menge von Vögeln ist besonders diese Taubenart merkwürdig, welche in ungeheuern Schwärmen aus den nordwestlichen Gegenden an die Küsten kommt, und, gleich den Heuschrecken, alles verwüstet. Sie haben die Größe unsrer Tauben, und ein aschgraues und rothes Gefieder.

Mineralien hat Neuskotland gar nicht, etliche Kalksteinbrüche ausgenommen.

b) Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner war bisher der Größe des Landes und der Güte seines Bodens bey weitem nicht angemessen, und nur erst, seit die andern engl. nordamerikanischen Kolonien sich die Unabhängigkeit erworben haben, macht Bevölkerung, Kultur, Handel, und alles, beträchtlichere Fortschritte. Um das J. 1749 waren ohngefähr 18000 Einwohner in Neuskotland; im J. 1755 nur 5000; im J. 1769 etwa 20000, die meist hie und da im Lande zerstreut, und nur in Halifax, Annapolis und Lüneburg, einer deutschen Kolonie, welche auch die blühendste war, in einer Art von Gesellschaft lebten. In diesem Jahre giengen von Neuskotland hundert und zwey und sechzig

Fahr-

Fahrzeuge in See, hundert und vierzig kamen in die hiesigen Häfen. Seine Ausfuhr betrug 2270 Pfund, die Einfuhr 19271. Indessen fuhr England immer fort, diese Kolonie auf das großmüthigste zu unterstützen, und man rechnet, daß sie ihm bis 1775 an 698238 Pf. Sterling gekostet habe, eine Summe, die alles übersteigt, was dieses Reich für andre Kolonien gethan hat. Dennoch war, aller Mühe, aller angewandten Kosten ohngeachtet, die Kolonie immer noch zu keinem hohen Grade des Wohlstands gestiegen, bis endlich der Krieg der übrigen Kolonien mit dem Mutterlande das bewirkte, was weder Geld noch Aufmunterungen hatten bewirken können. Nun stieg die Volksmenge durch die Auswandreung der Loyalisten oder Königlichgesinnten so sehr, daß noch während des Kriegs die Anzahl der Einwohner über vierzigtausend geschätzt ward.

Seit dem Frieden von 1783 ist die Prophezeyhung des Abt Raynal buchstäblich eingetroffen, und die Auswanderung nach dieser Provinz ist ganz unglaublich. Die Emigranten haben viele neue Anbauungen in der Fundybay gemacht, und die von Annapolis und St. Johnfluß beträchtlich vermehret. Am letztern Orte haben sich so viele niedergelassen, daß sie an seinem Ausflusse zwey Städte bauen. Viele Familien sind nach Halifax gegangen, die meisten aber nach Port Rosewan, wo sie die Stadt Shelburne angelegt haben, welche ohngefähr neuntausend Einwohner hat, die schwarze Stadt ungerechnet, in welcher zwölfhundert freye Schwarze sind.

Den Einwohnern von Neuskotland fehlt es nicht an mancherley Arten des Erwerbs, welche ihnen nicht allein bequemes Leben, sondern auch Mittel, sich fremde Erzeugnisse zu verschaffen, gewähren. So haben sie gute Viehzucht, von deren Ertrag sie auch

außer

außer Landes verführen können, das vortrefflichste Schiffsbauholz, von welchem sie selbst schöne Schiffe bauen, und die einträglichsten Fischereyen; daher auch ihre Handlung nun bey mehr Industrie und Wetteifer nothwendig immer ausgebreiteter werden muß. Die dasige Handlung hat Bauholz, Pelzwerk, Fische u. dgl. zum Gegenstande. Unter dem Pelzwerk, welches die Indianer bringen, und gegen allerley europäische Waaren von schlechtem Werthe vertauschen, hat der Biber die erste Stelle; die Felle kommen entweder aus Neuskotland selbst, oder aus Kanada, und können von jedermann nach England verkauft werden. Das übrige Pelzwerk kommt von Luchsen, Füchsen, Fischottern, Mardern u. s. w. Zu Anfange dieses Jahrhunderts giengen von hier jährlich dreytausend Stück Elennhäute, jetzt aber ist das Elenn so selten, als in Schweden und Preußen, geworden. Seewölfe werden in den benachbarten Gewässern gefangen, von welchen die Häute sowohl, als der Thran, einen guten Handelsartikel ausmachen. Der Stockfisch kommt in Menge an die Küsten von Neuskotland, und seine Ausfuhr wurde in neuern Zeiten auf 5500 Fässer berechnet. In manchen Gegenden des Landes gehen die Einwohner siebenmal auf diesen Fang aus. Zu dem Stockfisch kommen noch dreytausend Fässer mit andern Seefischen, dreyhundert und fünf Tonnen Oel, und grobe Holzwaaren, als Dielen, Faßdauben, Reife u. s. w.; welche Waaren alle zusammen in den neuesten Jahren auf dreyßigtausend Pfund betragen haben, wovon England etwa für fünftausend Pfund bekommen hat.

Waaren, welche aus Europa nach Neuskotland gebracht werden, bestehen in mancherley Viktualien, Fischergeräthschaften, Hausmobilien, groben wollnen und leinenen Zeugen, und andern englischen Waaren,

welche zu bezahlen, der Ertrag der Ausfuhr bisher nur äußerst selten zureichen wollte, indem der Werth jener Waaren immer, ein Jahr ins andre gerechnet, etliche dreyßigtausend Pfund betrug. Während des letztern Kriegs ist die großbritannische Bilanz noch höher gestiegen, wovon der Schleichhandel mit Neuengland die wahrscheinlichste Ursache ist. So brauchte Neuskotland im J. 1777, statt der 52000 Pf. vom J. 1771, für 934,164 Pf. brittische Waaren; ein Unterschied, der den sichersten Schluß auf das Wachsthum des dasigen Handels machen läßt.

Indianer findet man nicht in Neuskotland, daher die Gegenden, welche von den Kolonisten noch nicht angebaut sind, völlig wüste liegen.

Unter französischer Herrschaft wurde es ohne bestimmte Gesetze regieret, und eben so auch von England nach dem Utrechter Frieden, bis es nach 1748 eine ordentliche, beständige Verfassung bekam, welche auf Akten des Parlements gegründet ist. Vermöge derselben ernennt der König den Gouverneur, Gouverneurlieutenant und das Rathskollegium, welche das Oberhaus ausmachen; das Unterhaus aber besteht aus den von gewissen Gutsherren (Freeholders) erwählten zwölf Personen, die aber von dem Gouverneur verworfen werden können.

e) Plätze. Neuskotland wird, wie schon erwähnt worden, durch die Fundybay in zwey Theile getheilt, von welchen die Halbinsel oder das eigentliche Akadien das bewohnteste ist.

Halifax. Der Hauptort ist Halifax an der Chebuktobay, welche Stadt, wie wir schon angeführt haben, erst 1749 angelegt wurde, doch aber schon über tausend Häuser und zwölftausend Einwohner hat. Sie ist der Sitz des Statthalters, und ihr vortrefflicher Hafen, welcher

welcher sehr bequem tausend Schiffe fassen kann, und durch die Cornwallisinsel Schutz gegen die See hat, ist der Sammelplatz der königlichen Flotte, zu deren Bau und Ausbesserung eine schöne Decke bey der nördlichen Vorstadt angelegt ist. Die Stadt hat nämlich zwey Vorstädte, ist auch durch einige gute Batterien in nicht schlechtem Vertheidigungsstande. Auf der Insel **Sambro**, nicht weit von Halifax, ist ein Leuchtthurm.

Nicht weit davon liegt **Lüneburg**, eine von ei- Lüneburg.
ner deutschen Kolonie angelegte kleine Stadt, welche aber, ohngeachtet sie nicht gar lange erst angelegt worden, durch den Fleiß ihrer Einwohner schon in einem sehr blühenden Zustande ist.

Annapolis, ehedem **Port Royal**, war, ehe Annapolis.
Halifax erbaut ward, die Hauptstadt des Landes, und ist an einem schiffbaren Flusse gelegen, welcher hier auf der Südseite der Stadt einen geräumigen und sichern Hafen macht. Die Stadt ist befestigt.

Shelburne ist, wie schon oben gesagt, erst seit Shelburne.
dem Pariser Frieden erbauet. Der schöne Hafen und die Menge Einwohner wird diese Stadt bald zur ersten in Neuschotland machen.

C. Insel Newfoundland.

a) Land. Die Insel Newfoundland, Neuland oder Terre Neuve, ist die nördlichste unter den eigentlichen großbritannischen Besitzungen, aber nur an den Küsten bekannt, weil noch kein Europäer das Innere des Landes betreten hat. Sie liegt zwischen Labrador und dem Meerbusen St. Lorenz, die eigentliche geographische Lage derselben aber ist noch unbestimmt, indem sie einige unter 46° 30′ bis 51° 30′ N. Breite, andre aber zwischen 42° und 46°, noch andre zwischen 46° und 52° der N. Breite setzen.

Ihre Gestalt ist dreyeckig, und der Flächeninhalt der Insel soll 2090 Quadratmeilen betragen. Sie liegt in einer sehr stürmischen See, und die da herum liegenden Sandbänke sind sehr berühmt wegen des Stockfisches, der sich hier in großer Menge aufhält. Diese Bänke stehen zwar tief unter dem Wasser, so daß man fast überall, auch zur Zeit der Ebbe, mit den größten Schiffen darüber fahren kann; indessen haben sie ihren Namen daher, weil das Meer um sie her noch weit tiefer ist. Was man die **große Bank** nennet, ist eigentlich ein unter dem Wasser verborgener Berg, der vom 41° bis 49° der N. Breite fortläuft.

Diese Insel wurde 1497 durch den schon mehrmalen genannten Sebastian Kabot entdecket; niemand aber dachte damals daran, daß dieses rauhe Land nur von der geringsten Wichtigkeit seyn könne, und so ward es bis zur Regierung Heinrich des Achten völlig vergessen. Damals versuchte man die Gründung einer Kolonie, allein die Leute starben, und nun erst, als einige französische Schiffer an den Küsten dieser Insel zu fischen anfiengen, und starken Gewinn dabey machten, nahmen die Engländer 1583 förmlichen

lichen Besitz von Newfoundland. Im Jahr 1609 trat eine englische Gesellschaft zu Errichtung einer Kolonie zusammen, und erhielt vom König Jakob I. einen Freyheitsbrief, nebst dem Eigenthum der Insel. Weil sie aber nur einen kleinen Bezirk davon zu ihrem Gebrauche verwandte, verkaufte sie 1615 einiges Land an andre. Im J. 1634 erhielten, wie man sagt, die Franzosen von der Krone England für einige Klöster, welche das ganze Jahr kein Fleisch essen durften, die Erlaubniß, auf der Küste gegen fünf vom Hundert zu fischen. Beyde Theile betrugen sich eine Zeitlang sehr ruhig, bis Wilhelm III. den englischen Thron bestieg, worauf unaufhörliche Zwistigkeiten unter ihnen entstanden. Endlich überließen die Franzosen im Utrechter Frieden 1713 die ganze Insel an Großbritannien, mit dem Vorbehalt, während der Fischerzeit an den Küsten zwischen dem Vorgebirge Bonavista und Pointeriche Gerüste und Hütten aufzuschlagen, und ihre Fische am Strande zuzubereiten. Frankreich litt hiedurch einen unsäglichen Schaden; denn es hatte in Friedenszeiten wohl achthundert Schiffe nach Newfoundland geschickt, welche beynahe vierzigtausend Menschen gebraucht und jährlich bey dreytausend neue Matrosen zugezogen hatten. Nun aber war es gezwungen, den englischen Kaufleuten zu Boston jährlich für mehr als eine Million Stockfische abzukaufen. So blieb es bis 1783, da in dem Pariser Frieden ausgemacht ward, daß die Nordamerikaner hier fischen dürfen, den Franzosen aber wurde eine andre Gegend zum Fischfang angewiesen.

Der einträgliche Stockfischfang ist es, der diese Insel so wichtig für ihren Besitzer macht, denn außerdem ist sie weder ein angenehmes, noch irgend in einer Betrachtung ein fruchtbares Land. Zwar hat New-

foundland mit Frankreich einerley Breite, und man sollte also auf wirkliche Güte des Landes rechnen dürfen; allein es ist hier so kalt, als in Grönland, so daß man im Junius, selbst in Pelz eingehüllt, friert, welche große Kälte theils von den Nebeln herrührt, welche die Küsten bedecken, theils von dem Eise, das von den nördlichen Meeren herkommt, sich an die Ufer der Insel anlegt, und, da es hier liegen bleibt, eine immerwährende Kälte verbreitet. In den südlichern Theilen der Insel ist die schwüle Hitze im Sommer oft eben so heftig, als im Winter die Kälte, und nur auf der Nord- und Westküste sieht man heitern Himmel, der gegen Süden und Osten selten oder gar nicht heiter ist, weil diese Gegenden der großen Bank zu nahe sind, auf welcher ein beständiger Nebel herrscht.

Der Boden der Insel ist überall im ersten rohen, natürlichen Zustande, ohne daß ihn die Kunst im geringsten verbessert hat. Da die Einwohner auch mehr dabey gewinnen, wenn sie Stockfische fangen, als wenn sie das Feld mit saurer Mühe zum Anbau geschickt machen, und dann bebauen, so liegt der größte Theil der Küste eben so wüste, als Grönland und Spitzbergen. Die Insel hat mehrere schöne Seen, Flüsse und Bäche, dennoch aber ist der Boden allenthalben unfruchtbar, die Gegenden dicht an den Flüssen ausgenommen, wo so viel Bäume, Gras und Kräuter wachsen, daß das Wild hinlängliche Nahrung findet. An den Küsten und im Innern des Landes aber, wo keine Flüsse sind, sieht man nichts, als Felsen, Kiesel, sandige Flächen, niedriges Gestrüppe und ein weißes Moos, welche für kein lebendiges Wesen eine Nahrung abgeben. Waldungen sind vorzüglich im östlichen und südlichen Theile, welche Holz im Ueberflusse liefern, sowohl zu Erbauung

von

von Schiffen und Booten, als auch zu Errichtung der zum Trocknen und Einpökeln der Fische nöthigen Gebäude, und hinter diesen Waldungen findet man auch an vielen Orten gute Weide.

Produkte darf man bey diesem allen weder in Menge, noch in Mannigfaltigkeit erwarten. Außer den schon erwähnten Waldungen findet man wenig andre Gewächse, und es wird bey weitem nicht so viel Getraide und Gartengewächse erzeugt, als die Einwohner nöthig haben. Es könnte zwar an den Ufern der Flüsse das Land mit großem Vortheile angebaut werden, allein die Europäer, welche sich dort aufhalten, finden, wie schon gesagt, mehr Vortheil bey der Fischerey, und die Eskimos, die im Innern herumschweifen, leben bloß von Fleischspeisen. Uebrigens sind sogar die vornehmsten Fischerpätze sehr geschickt zum Anbau. Der Boden bey St. John trägt Kartoffeln, Hafer, Gerste und Gartenfrüchte, und bey Quirpont fand ein Missionair von der Brüdergemeinde so viel hohes Gras mit wilden Erbsen vermischt, daß er kaum durchkommen konnte.

In den Wäldern sollen sehr viel Rehe, Hasen, Füchse, Biber, Wölfe, Bären, Mosethiere u. s. w. seyn, deren Bälge und Häute zur Zeit noch aber wenig genutzt werden. Hornvieh, Pferde und Schafe hat man äußerst wenig. Statt der Pferde gebrauchen die Einwohner Hunde, welche, in großer Anzahl zusammengekoppelt, die schwersten Lasten fortziehen.

Wilde Vögel, als Schwäne, Reiher, weiße Rephühner, Enten, Kropfgänse, Eisvögel u. s. w., giebt es in sehr großer Menge, und in den Flüssen werden Lachse, Sälme, Aale, nebst andern Fischen und Schalthieren, häufig gefunden.

Das wichtigste Produkt der Insel aber ist der Stockfisch, von dessen Fischerey wir hier eine genaue Beschreibung liefern wollen.

Dieser Fisch, auch Kabljau genannt, wird bis vier Fuß lang, einen breit und einen halben dick. Er nährt sich von Fischen, besonders von Heringen, auch wohl von seinem eignen Geschlecht, und von Krebsen. Ueberhaupt ist er so gefräßig, daß man in seinem Magen Scherben, Eisen und Glas findet. Er verdaut aber diese Dinge nicht, sondern er kehrt den Magen um, und entledigt sich dessen, was ihm lästig ist. Er vermehrt sich ganz außerordentlich, und man hat berechnet, daß der Rogen eines jeden neun Millionen Eyer enthält, und Kabot, der Newfoundland entdeckte, fand die Fische hier so häufig, daß sie den Lauf seines Schiffes aufhielten.

Im Anfang schickten die Engländer, ohngefähr bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, jährlich etwa dreyßig bis sechszig Schiffe dahin, ließen andre Nationen neben sich fischen, und begnügten sich damit, daß ihnen jedes fremde Schiff für den Schutz und die Freyheit zu fischen ein oder zwey Boote mit Salz geben mußte. Zu Anfang der Regierung Jakobs I. trieben schon zweyhundert und funfzig englische Schiffe den Stockfischfang, vor dem letztern Kriege fischten jährlich fünf- bis sechshundert Segel vom May bis in den Oktober; gegenwärtig aber muß die Fischerey der Engländer nothwendig schwächer werden, weil sie mit den Nordamerikanern in Konkurrenz sind, die, weil sie Newfoundland in der Nähe haben, den Fischfang jährlich zweymal, und mit weit weniger Mühe und Kosten, vornehmen können. Die Engländer halten diese Fischerey, nebst dem Kohlenhandel von Newkastle nach London, für die erste Pflanzschule ihrer Schifffahrt, und versichern, daß ihre

Ma-

Marine dadurch wenigstens fünftausend neue Matrosen jährlich erhalte, welches schon ein sehr großer Vortheil ist, wenn man auch den Gewinn an Gelde nicht in Anschlag bringen will.

Ehe wir aber hievon etwas sagen, dünkt es uns schicklich, vorher von der Fischerey selbst einige Nachricht zu geben. Man theilt diese Fischerey in die beständige und periodische. Jene wird von den Bewohnern von Newfoundland das ganze Jahr hindurch getrieben, und die Fische nebst einigem Pelzwerk an brittische Kaufleute, jetzt wohl auch an die Nordamerikaner, verkauft, welche Waaren, als Salz, Lebensmittel, Fischergeräthe, wollne und leinene Zeuge, Hüthe, Schuhe, Strümpfe, Flinten, Pulver, Bley, Eisenwaare, Mehl, geräuchert Fleich, Wein und Branntewein, dafür bringen. Viele Kaufleute von der Westküste Großbritanniens treiben diesen Handel, und man rechnet, daß alle Waaren, die sie jährlich nach Newfoundland brachten, nicht weniger als 273400 Pfund Sterl. betragen haben. Die periodische Fischerey aber dauert vom Frühling bis in den Herbstmonat, und wird von Schiffen, die deshalb aus Europa kommen und wieder dahin zurückkehren, verrichtet. Wenn diese Schiffe, von denen jedes mit zwölf oder zwanzig Mann besetzt ist, nach Newfoundland kommen, wird die Mannschaft getheilt, so daß die Hälfte am Lande bleibt, um den Stockfisch zuzubereiten, die andre aber, drey bis vier Mann auf einem Boot, auf den Fang ausgehen, auf welchem sie von Sonnenaufgang bis in die Nacht bleiben, und wer im Fange wohl geübt ist, kann in einem Tage drey- bis vierhundert Fische fangen, mehr aber nie, weil die Arbeit und die an der Bank herrschende heftige Kälte den Fischer gar zu sehr abmattet. Wenn der Fisch noch frisch ist, ist alles an demselben

brauchbar. Die besten Stücke sind der Kopf, die Zunge und die Leber, welche von den Fischern gleich nach dem Fange verzehrt werden, und mit Oel, Essig und Pfeffer ein vortreffliches Essen geben. Die gefangnen Fische werden am Ufer auf ein von Bretern gemachtes Gerüste geworfen. Einer, der der **Halsbrecher** (cut-throat, le decoleur) genannt wird, öffnet den Fisch mit einem zweyschneidigen Messer, und sondert den Kopf davon ab; ein andrer trägt ihn dann zu dem **Verschneider** (carver, le habilleur), der gegen den ersten über an einem auf dem Gerüste befindlichen Tische stehet, und den Fisch mit einem einschneidigen, sechs bis acht Zoll langen, Messer von einander spaltet; worauf ihn der **Salzer** (Salter, le Saleur) bekommt, der die Fische sehr ordentlich, einen über den andern mit der Haut unten, in eine Tonne legt, und allemal mit Salz bestreut. Hat der Fisch nun drey bis vier Tage, zuweilen auch wohl nach Beschaffenheit der Witterung noch länger, im Salze gelegen, so wird er in einen Zober gethan, rein abgewaschen, und bey schönem Wetter wieder schichtweise, abermals mit der Haut unterwärts, auf ein Gerüste gelegt, bey Nacht aber, und wenn es regnet, umgekehrt. Ist der Fisch etwas trockner, so wird er in größere Schichten gelegt, etliche Tage so gelassen, der Luft aufs neue ausgesetzt, und dieß etlichemal wiederholet, und, wenn er durchaus trocken ist, unter Dach gebracht. Auf diese Art zubereitete Fische sehen nicht allein besser aus, sondern sind auch wohlschmeckender, als diejenigen, welche zum Theil auf der See zubereitet, und grüne oder frische Stockfische genannt werden.

Aus der Leber der Stockfische wird Thran bereitet, den man zum Lederbereiten brauchet, und auch statt des Oels in den Lampen brennet. Man bringt

jähr-

jährlich ohngefähr tausend Lasten solchen Thran nach England, und hierüber hat man folgende Berechnung gemacht: sechs Stockfischlebern geben einen halben Septier Thran; wenn nun zwey und dreyßig einen Gallon, und zweyhundert und vierzig Gallon eine Tonne ausmachen, so müssen auf eine Tonne oder Last Thran sechs und vierzigtausend und achtzig Stockfische gerechnet werden. Multiplicirt man nun diese Summe mit Tausend, so giebt das Produkt die ganze Anzahl von Fischen, die jährlich von den Engländern gefangen werden, nämlich sechs und vierzig Millionen und achtzigtausend. Beynahe alle diese Stockfische werden nach Portugall, Spanien (welches während des letztern Krieges zuweilen achtzigtausend Centner für eben so viel Guineen erhielt) und Italien versendet, wofür, ohne die Fracht abzurechnen, wie jemand berechnet hat, siebenhundert und zwey und achtzigtausend Thaler gelöst werden. Das ganze Einkommen für England wird jährlich auf 2,491,875 Thaler, und die Anzahl der dazu nöthigen Seeleute auf 12,392 geschätzet. Frankreich aber schickte 1773 hundert und vier Fahrzeuge, bemannt mit 7263 Matrosen, dahin, welche 190,160 Lasten und 2825 Tonnen Oel zurückbrachten, deren Ertrag zusammen 3,816,580 Livres war.

Auch gewinnen die Engländer noch zweytausend Tonnen Thran von den gefangenen Wallfischen, Seehunden u. s. w., das Fischbein und die Häute noch ungerechnet.

b) Einwohner.

Die ursprünglichen Einwohner sollen von allen amerikanischen Wilden sowohl, als von den Eskimos, verschieden seyn; indessen werden sie unter dem Namen der letztern begriffen, wiewohl ein neuer englischer Geschichtschreiber sie für Nachkommen ehemals ausgewanderter Isländer hält. Man kennt sie übrigens

gens wenig, und weiß nur so viel, daß sie in völliger Freyheit leben, und kaum einigen Umgang mit den die Küsten bewohnenden Europäern haben.

Die Anzahl der englischen Einwohner ist nicht immer die nämliche, überhaupt aber, wenn man die Größe der Insel in Betrachtung zieht, sehr geringe, und siebentausend möchte wohl die größte Anzahl derselben seyn. Die bürgerliche Verfassung der Insel weicht sehr von der Verfassung andrer englischer Kolonien ab. In Placentia und St. John sind zwar Kommendanten, allein sie stehen unter dem Kommodore, welcher die königlichen, zu Bedeckung der Fischerey dienenden Schiffe kommandirt. Auch ist zu Placentia ein Kanzler, der die Rechtshändel entscheidet, und die Verbrecher zur Bestrafung nach England schickt.

c) Plätze. Der vorzüglichste Ort auf der Insel heißt **Placentia**, der aber doch nicht mehr als sechszig bis siebzig Häuser hat. Der Hafen von Placentia hat Raum für hundert und funfzig Schiffe. Der zweyte Ort ist **St. John**, mit einem noch größern Hafen. An diesen Orten wohnen die Gouverneurs; übrigens sind noch einige Forts und Wohnungen auf der Insel.

D. Insel Kap Breton.

Die Insel Kap Breton, von den Franzosen Isle Royale genannt, ward ehedem bloß von etlichen Fischern besucht, bis die Franzosen durch den Utrechter Frieden von 1713 berechtigt wurden, sich darauf nieder zu lassen, und Ludwigsburg erbauten. Der Besitz dieser Insel, deren ganzer Ertrag übrigens bloß vom Fischfang herrührte, war für Frankreich äußerst wichtig; denn obgleich nur wenig Schiffe in der Nähe des Hafens von Ludwigsburg fischten, in Vergleich mit denen, welche in den französischen Fischereyen auf den Bänken von Newfoundland und den benachbarten Küsten gebraucht wurden, so hat die Insel doch eine solche Lage, daß alle Fischerschiffe bey jeder Gefahr hier anlegen konnten; daher die Insel der Mittelpunkt und Schutzort der ganzen französischen Fischereyen war, welche eine so erhebliche Quelle der Macht und des Reichthums für Frankreich waren, daß selbst die Bergwerke von Peru nicht einträglicher seyn konnten. Außerdem aber zog Frankreich noch andre sehr große Vortheile von dem Besitz der Insel: denn es hatte in ganz Nordamerika über den Missisippi hinauf keinen einzigen Hafen zu Aufnahme und Beschützung seiner Handelsschiffe, welche von oder nach Westindien segelten; zu Ludwigsburg aber konnten sie sich mit Holz und Wasser versehen, ihre Schiffe ausbessern, endlich auch den Handel der brittischen Kolonien durch ihre Kaper zu Grunde richten, daher Ludwigsburg auch das amerikanische Dünkirchen genannt wurde. a) Land.

Im Jahre 1745 ward diese Insel zuerst von den Engländern, und zwar von Neuengland aus, durch einen Kaufmann, Namens Pepperel, mit sechstausend Mann angegriffen. Ohngeachtet aber dieses Corps stark genug war, eine Insel einzunehmen, die

von

von nicht mehr als vierzehnhundert Mann an Soldaten und Einwohnern vertheidigt ward, so waren die Engländer doch bloß in Eil zusammengeraffte Leute, und ihre ganze Unternehmung würde wahrscheinlicher Weise gescheitert seyn, wenn die Garnison nicht gerade beynahe in einem völligen Aufruhr begriffen gewesen wäre. So mußte Ludwigsburg kapituliren, und die ganze Insel folgte seinem Beyspiel, ward aber, ohngeachtet das Parlement den Kolonien, zu Vergütung der Eroberungskosten, 235,749 Pf. St. bewilligt hatte, im Aachner Frieden 1748 wieder an Frankreich zurückgegeben.

Zehn Jahr darauf erschien abermals eine englische Flotte, welche sechszehntausend Mann am Bord hatte, vor Ludwigsburg, das seit der letzten Eroberung weit stärker befestigt worden war. Die Franzosen vertheidigten sich tapfer, und die Gemahlinn des Gouverneurs, Frau von Drucourt, war selbst mit unter den Vertheidigern der Wälle; allein endlich mußten sie die Festung übergeben, und seitdem ist Kap Breton in englischen Händen, hat aber gar den Werth nicht mehr, den es für die Franzosen haben mußte; wenn es ihn nun nicht wieder erhält, da die meisten englischen Besitzungen auf dem festen Lande einen eigenen Staat ausmachen.

Kap Breton liegt funfzehn Seemeilen von Newfoundland, unter dem 46° der Breite und 58° der Länge. Sie wird durch eine schmale Meerenge von dem festen Lande getrennt, und macht, nebst Newfoundland, die Mündung des Meerbusens St. Lorenz aus. Die Größe der Insel wird auf zwölf deutsche Meilen in der Länge und auf acht in der Breite geschätzt. Sie hat eine unregelmäßige Gestalt, und besteht aus zwey Haupttheilen, welche nur durch eine etwa achthundert Schritt breite Landenge zusammenhängen.

hängen. Alle Häfen dieser Insel öffnen sich gegen Osten, sonst aber ist es allenthalben schwer, Ankergrund zu finden. Die Häfen aber sind um so wichtiger, weil die See rund um die Insel heftigen, mit Schnee und Regen vermischten, Windstürmen, und solchen Nebeln unterworfen ist, daß man oft nicht so weit, als das Schiff lang ist, sehen kann. Diese Nebel überziehen oft in einer einzigen Nacht das ganze Tau- und Segelwerk des Schiffes so dick mit Eise, daß es unmöglich ist, sie zu brauchen, ehe das Eis abgeschlagen ist.

Kap Breton liegt zwar mit der Lombardey in Italien unter gleicher Polhöhe, allein es ist hier weit kälter, als in dem nördlichsten Deutschland. Die Winter dauern bis in den May hinein, und so lange sie währen, ist alles mit Schnee und Eis drey bis vier Fuß hoch bedeckt.

Der Boden ist größtentheils unfruchtbar, doch giebt es schöne Wälder, welche vortreffliche Masten und andres Bauholz liefern. Viehweide ist wegen des langen und harten Winters nicht viel da: schmilzt aber der Schnee frühzeitig, so sind auch in wenig Tagen alle Gegenden mit Grase bedeckt. Getraidebau wird wenig auf der Insel getrieben, doch bringt sie in guten Jahren, wenn die Saat nicht durch späte Fröste zu Grunde geht, so viel hervor, als die Einwohner bedürfen.

Außer diesem wenigen Getraide, etwas Hanf und Flachs, den schon erwähnten Waldungen, in denen man Eichen, Fichten, Cedern, Buchen, Ahorn, Eschen, Espen u. s. w. findet, hat man noch wilde Kirschen, Aepfel, nebst einigen Wurzeln und Kräutern, auf der Insel.

Zahmes Vieh, als Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine und Federvieh ist erst aus Europa hieher gebracht worden, und in geringer Anzahl. Auch findet man wenig Thiere, die durch ihre Felle wichtig wären. Von Wildpret giebt es ebenfalls wenig, aber Vögel in außerordentlicher Menge, worunter sich besonders eine sehr große Art Rephühner auszeichnet, die in Absicht der Federn den Fasanen gleichen. In den Bayen, Seen und Flüssen findet man Biber, Fischottern, und andre Fische im Ueberfluß.

Von Mineralien endlich hat Kap Breton sehr schöne Steinkohlen, welche häufig gefunden werden, und sonst als Ballast von den französischen Schiffen mit nach Westindien genommen wurden.

b) Einwohner. Bey der Entdeckung fanden sich auf dieser Insel Einwohner, welche entweder da, oder auf dem benachbarten festen Lande, geboren waren. Man kennt sie übrigens wenig. Der Sage nach sind sie von den nördlichen Amerikanern sehr unterschieden, und gleichen mehr den Peruanern, ohne daß doch weiter angegeben wird, woher diese Aehnlichkeit komme.

Die Franzosen, wie ihnen durch den Utrechter Frieden der Besitz dieser Insel zugestanden ward, gaben sich alle Mühe, sie in eine blühende, nutzbare Kolonie umzuschaffen. Sie hofften, daß die Akadier haufenweise sich hier niederlassen würden; allein diese Erwartung ward betrogen, und so mußten sie Pflanzer aus Europa hieher schaffen, wobey aber doch Kap Breton in kurzem eine Bevölkerung von viertausend Seelen bekam, deren vorzüglichste Beschäftigung die Fischerey war. Unter der Herrschaft der Engländer, welche die französischen Einwohner vertrieben, hat der Wohlstand von Kap Breton sich beträchtlich vermindert, und seine ganze Bevölkerung beträgt jetzt

nicht

nicht über sechshundert Menschen, die sich von der Jagd und dem Fischfang ernähren, und einen geringen Handel mit England treiben.

Dieser Verfall hat auch **Ludwigsburg** (Louis-bourg) getroffen, den wichtigsten Platz der Insel, der, seit er aus französischer Herrschaft gekommen, beynahe zu einem Nichts herabgesunken ist. Ehedem hatte dieser Ort sehr starke und gut angelegte Festungswerke, auch eine besondre Citadelle, eigentlich bloß ein steinernes Gebäude in einer der vornehmsten Basteyen, in welchem Zimmer für den Gouverneur, Baraken für die Garnison, das Zeughaus und ein Magazin zu Kriegsbedürfnissen waren. Die Stadt selbst aber bestand bloß aus etlichen engen Gäßchen, und hatte nur wenig erträgliche Häuser, welche von Holz erbaut waren. Nach der Eroberung sprengten die Engländer alle Werke, die auch seitdem nicht wieder hergestellt wurden, so daß Ludwigsburg gegenwärtig nur ein offner Ort ist, in welchem einige arme Fischer wohnen. Ludwigsburg.

E. Uebrige Inseln.

1) St. John. Die Insel St. John oder St. Jean liegt in der Nachbarschaft von Kap Breton, und zwar zum Theil zwischen dieser Insel und dem festen Lande, daher sie auch beynahe das nämliche Klima hat, wiewohl sie die erwähnte Insel in Ansehung der Fruchtbarkeit weit übertrifft. Sie hat die Gestalt eines halben Mondes, und begreift neun und neunzig Quadratmeilen. Zwar sind die Winter hier ebenfalls lang, die Kälte sehr groß, der Schnee hoch, aber der Boden ist eben, wird durch eine Menge Quellen gewässert, und ist so geschickt zum Kornbau, auch, wenn gleich viele Theile wüste liegen, so gut angebaut, daß sie schon unter französischer Herrschaft die Kornkammer von Kanada genennt ward.

Außer der Menge verschiedner Getraidearten, von welchen manche Landwirthe jährlich auf zwölftausend Scheffel einerndten, hat die Insel noch einen Ueberfluß sehr schöner Holzarten, sehr gute Viehzucht (1758 waren über hunderttausend Stück Hornvieh da), sehr vieles Wildpret, in den Flüssen Lachse, Forellen, Aale u. s. w., und in der See an der Küste Störe, Schollen, und die meisten Arten von Schalfischen.

Die ursprünglichen Einwohner der Insel gleichen den Indianern auf Kap Breton; Europäer aber waren bey der Eroberung viertausend hier, deren Anzahl aber sehr abgenommen hat, da die Engländer alle dort ansäßige Franzosen verjagten, welches zum Theil daher rührte, weil sie in dem Hause des französischen Gouverneurs eine Menge englische Hirnschädel fanden, welche dieser den Wilden, die von hier aus zu beständigen Grausamkeiten gegen die Engländer waren

angereizt worden, abgekauft hatte. Die gegenwärtigen Einwohner beschäftigen sich mit der Fischerey, der Jagd, der Viehzucht, dem Getraidebau und einem einträglichen Handel mit ihren Produkten.

Der Hauptort heißt **Charlottetown.**

Diese Inseln liegen mitten in dem Meerbusen **St. Lorenz**, und die größte derselben hat nicht mehr als anderthalb Quadratmeilen Flächeninhalt. Ihre wenigen Bewohner nähren sich vom Stockfisch- und Seehundfang, da die Inseln gar keine natürlichen Erzeugnisse haben. 2) Magdaleneninseln.

Die Insel **Antikosti** liegt ebenfalls an dem Ausflusse des Lorenzflusses, und soll hundert und vier und zwanzig Quadratmeilen groß seyn. Das Land ist sehr unfruchtbar, doch findet man viele Bären darauf, und an den Küsten ist ein einträglicher Seehundfang. 3) Antikosti.

Die **Bermudesinseln** oder die **Sommerinseln**, welche den ersten Namen von einem Spanier, **Johann Bermudes**, der sie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts entdeckte, den zweyten von dem englischen Unterstatthalter in Virginien, **Georg Sommers**, der 1609 ihren Anbau veranlaßte, erhalten haben, werden zwar von den meisten unter die westindischen gezählet; da aber die jährlich zu London herauskommenden Verzeichnisse sie nach Nordamerika setzen, so wollen wir ebenfalls diesem Beyspiele folgen. 4) Bermuden.

Sie liegen in Gestalt eines halben Mondes, an der Zahl wohl vierhundert, sehr dicht beysammen, unter 32° 20′ nördl. Breite, und nach den genauesten Bemerkungen unter 64° 48′ westl. Länge. Ihre

Küsten sind überall mit rauhen und fürchterlichen Felsen so umgeben, daß sie jedem Schiffe, welches sich nahe ans Land wagt, unvermeidlichen Untergang drohen, und es haben so viele Schiffbruch daran gelitten, daß ihnen daher die Spanier den Namen los Diabolos oder die Teufel gegeben haben. Ihr Klima wird für sehr gesund gehalten, weshalb auch Leute aus andern Kolonien hieher reisen, ihre wankende Gesundheit wieder zu befestigen. Brennende Hitze ist im Sommer hier gar nicht, und wenn auch zuweilen rauhe Tage, kalte Sturmwinde und Regengüsse kommen, so wissen die Einwohner doch eigentlich gar nichts vom Winter, daher man auch sagt, hier sey ein ewiger Frühling; weil, wenn auch die Blätter zu einer Jahrszeit abfallen, doch vorher schon andre ausgebrochen sind. Die einzige Unannehmlichkeit, welcher man in Absicht der Witterung auf diesen Inseln ausgesetzt ist, besteht in den anhaltenden, mit Donner, Blitz und Regengüssen begleiteten, Stürmen, wiewohl der Regen den Einwohnern zur Wohlthat gereicht, weil ihre Quellen salziges Wasser haben, Flüsse aber gar nicht da sind, und sie sich deswegen genöthigt sehen, Regenwasser zu sammeln.

Das Land ist meist bergigt, hat aber einige sehr fruchtbare Ebenen, und der Boden ist im Ganzen, obgleich steinigt, doch sehr fruchtbar.

Was die Produkte der Insel betrifft, so sind dieselben folgende. An Gewächsen: Mais, welcher in einem Jahre zweymal reifet, Tabak und andre Stauden. Die hiesigen Cedern sollen alle andre in Amerika übertreffen, sowohl wegen ihres angenehmen Geruchs, als der Festigkeit und Schönheit des Holzes. Sie sind hier so häufig, daß dieß Holz überall die

Stelle

Stelle unsers Eichenholzes ersetzet. Der **Palmito**, eine Art wilder Palmen, ist eben so gemein und nutzbar. Seine Frucht, die an Farbe, Gestalt und Größe unsern Pflaumen gleicht, ist sehr wohlschmeckend; das Holz dient als Bau- und Brennholz, und mit den acht bis zehn Fuß langen Blättern werden Häuser gedecket. In den Wäldern stehen noch viele wohlriechende und arzneytragende Bäume von schwarzer, gelber und rother Farbe. Die Beeren, welche auf den letztern wachsen, verstopfen, und werden von den Engländern oft wider den Durchfall gebraucht, den sie sich durch das Essen der Datteln und andrer süßen Früchte zuziehen. Auch wachsen hier, wie man sagt, alle europäische und amerikanische Bäume zu großer Vollkommenheit, besonders Maulbeeren, Oliven, Lorbeerbäume und Orangen, welche ganz vortrefflich sind. Eine besondre Pflanze ist das **Sommersinsel-Rothholz**, mit einer rothen, färbenden Beere. Aus dieser Beere kommen kleine Würmer hervor, und aus diesen werden Fliegen, die an medicinischer Kraft die spanischen weit übertreffen.

Bey dem ersten Anbau dieser Inseln fanden die Engländer nichts als wilde Schweine auf denselben, welche wahrscheinlicher Weise von den Spaniern bey der Entdeckung als zahm zurückgelassen und hier wild worden waren. Gegenwärtig hat man hier Hornvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Hühner u. s. w., keine Art aber in beträchtlicher Menge. Dafür giebt es desto mehr wildes Geflügel, als: Schwäne, Reiher, Enten, Schnepfen, Wasserhühner, Rohrdommeln, Meeradler, Wasserraben, Habichte, Eulen, Flettermäuse u. s. w. Eine besondre, diesen Inseln eigne, Art Wasservögel werden **Cowkees** genannt, sind so groß wie eine Seemöve, nisten in Löchern,

und sind so wenig scheu, daß man sie mit leichter Mühe fangen kann. Die See ist hier sehr fischreich.

Die Einwohner dieser Inseln werden sehr verschieden auf viertausend und auf zehntausend geschätzt, wiewohl kaum der achte Theil derselben bewohnt seyn soll. Sie leben ohne großen Handel, zufrieden mit den Erzeugnissen ihres Bodens, und glücklich, da sie hier von allen Unruhen und Plagen Europens entfernt sind. Man hat versucht, Seide, Koschenille und Wein zu pflanzen, allein alle Versuche haben fehlgeschlagen, und so ist denn die Hauptbeschäftigung der Einwohner ihr Ackerbau, die Jagd, besonders die Vogeljagd, die Fischerey, worunter auch der Wallfischfang mit begriffen ist, der Schiffbau und die Verfertigung von Segeltüchern. Ihre Ausfuhr nach Großbritannien betrug 1769 achttausend und dreyzehn Pfund, und eben so viel zogen sie ohngefähr von dem festen Lande von Amerika.

Im vorigen Jahrhundert wollte der als Philosoph sattsam bekannte Bischof **Berkeley**, ehe er noch Bischof ward, eine Akademie zu Beförderung der Wissenschaften und Religionskenntniß auf den Bermuden anlegen, unternahm auch schon eine Reise dahin; da ihn aber ein Sturm nach dem festen Lande von Nordamerika trieb, gab er das Projekt völlig auf. Daß aber, ohngeachtet diese Akademie nicht zu Stande gekommen, die Einwohner dieser Inseln dennoch Freunde nützlicher Wissenschaften seyn müssen, erhellt aus der Gesellschaft, welche 1765 von den Vornehmsten gestiftet wurde, und deren Endzweck dahin gieng, eine Bibliothek von allen aufzutreibenden ökonomischen

mischen Büchern zu machen, sie möchten nun in englischer oder einer andern Sprache geschrieben seyn; jedermann von beyden Geschlechtern eine seinem Charakter gemäße Beschäftigung zu verschaffen; jeden zu belohnen, der eine neue Kunst nach der Kolonie bringe, oder eine neue verbessere; jedem unbescholtenen Tagelöhner, der vierzig Jahr fleißig gearbeitet, bis an sein Ende Gehalt zu geben, und endlich jeden Einwohner, der von seiner Obrigkeit gedrückt würde, schadlos dafür zu halten.

Die vornehmsten dieser Inseln sind St. Georg, St. David, Ireland, Sommerset, Longisland, Birdisland, Cooper und Nonsuch.

Die erste ist die beträchtlichste, und in neun Distrikte vertheilet, welche die Einwohner Stämme nennen. Die Hauptstadt, wo der Gouverneur seinen Sitz hat, heißt gleichfalls St. Georg, hat einen schönen Hafen, über tausend artige Häuser, und gute Festungswerke.

Zur Geschichte dieser Inseln überhaupt gehört noch folgendes: Als Sommers im J. 1609 an dieser Insel Schiffbruch gelitten hatte, und auf einem hier erbauten Schiffe seine Reise fortsetzte, ließ er zwey Leute zurück, welche einige todeswürdige Verbrechen begangen hatten. Als er wieder nach den Inseln zurückkam, fand er, daß diese Leute sich auf der St. Georgsinsel angebaut hatten. Jetzt blieb noch einer bey ihnen, und nicht lange darnach kam ein Schiff aus England, welches die neuerrichtete Bermudeskompagnie mit sechszig Mann zu Errichtung einer Kolonie hergeschickt hatte, und zehn Jahr nach Sommers Schiffbruch

war die Kolonie schon nicht gering mehr. Indessen hat der Mangel an reichen Produkten sie immer in einem gewissen Stande der Mittelmäßigkeit erhalten, und in Ansehung der Staatsvortheile haben die Bermuden so wenig Werth, als sie in Absicht der natürlichen und moralischen Vorzüge des Landes und der Einwohner schätzbar sind.

III. Florida

III.

Florida und Luisiana.

III.

A. Florida.

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Ob es uns gleich in der gegenwärtigen Beschreibung eigentlich nur um **Florida** zu thun ist, so finden wir doch für nöthig, zuvor etwas von dem **spanischen Nordamerika** überhaupt zu sagen, zu welchem Florida zwar gehöret, übrigens aber in manchen Stücken von der allgemeinen Landesbeschaffenheit abweichet. Man muß wissen, daß Spaniens festes Land von Amerika, überhaupt genommen, sehr groß ist, und wie wir auf der Charte sehen können, erstreckt es sich vom Kap Sebastian, der nördlichsten Spitze von Kalifornien, bis zur magellanischen Straße, in einer Breite von sechs- bis siebentausend engl. Meilen, vom vier und dreyßigsten Grad nördlicher bis zum drey und funfzigsten Grad südlicher Breite. Wenn aber die Rede vom spanischen Nordamerika insbesondere ist, so versteht man gegenwärtig Spaniens Besitzthum auf dem festen Lande in Nordamerika, und zwar die Landschaft Florida, Louisiana, Neumexiko, Altmexiko oder Neuspanien, jedoch ohne irgend eine beträchtliche Insel.

a) Das spanische Nordamerika überhaupt und Florida insbesondere.

Es ist leicht zu erachten, daß eine so auffallende Größe, wie wir oben gesehen haben, eine eben so auffallende Abweichung vom Klima, Boden, Anbau, und so weiter, hervorbringen muß, und da wir diese besondern Abweichungen bey den einzeln Provinzen umständlicher anzuzeigen Gelegenheit haben, so ist es genug, wenn wir hier nur sehr flüchtige Beobachtungen aufstellen. Man findet, daß die meisten spanischen Lande in Nord- und Südamerika unter einem heißen oder auch gemäßigten Himmelsstriche liegen;

daß

daß die nördlichen Besitzungen sowohl an das östliche oder atlantische, als an das Süd- oder stille Meer, stoßen; daß der Boden dieselbe Verschiedenheit als das Klima hat, an manchen Orten eben ist, an andern wieder Berge mit bewässerten Thälern abwechseln, hier angebaut, dort in erschrecklicher Wildniß erscheint, oft schauervolle Felsen, ungeheuere Wälder, oder lauter Steine und Dornbüsche zum Vorschein kommen, kurz so, wie ein Land seyn kann, welches zu wenig Einwohner hat, und wo noch dazu diese wenigen nichts beytragen mögen, den natürlichen Mängeln eine bessere Gestalt zu geben. Zu groß für Spanien, und, wie gesagt, mit zu wenig Betriebsamkeit, haben sie nie den Vortheil davon erhalten, den sie sich schmeichelten, und wenn man den Bergbau ausnimmt, wozu sie ein plötzlicher und ausschweifender Gewinn anlockte, haben sie für die übrige Landeskultur nur sehr wenig gethan. Hingegen sind auch wiederum diejenigen Oerter, so sie in Aufnahme gebracht haben, sehr gut, und einige davon sehr stark, bevölkert, nur daß die Einwohner von sehr verschiedener Art sind, als z. B. Europäer, eingebohrne Indianer, Neger und Mischlinge; allein immer ist es der eifersüchtigen Sorgfalt des spanischen Hofes geglückt, sich die Abhängigkeit der Kolonien zuzusichern, und zwar durch das unveränderliche Gesetz, nach welchem niemand anders ein wichtiges Amt erhalten kann, als wer die unläugbare Abstammung von einer Familie alter Christen beweisen kann. Unter den Mischlingen, welche die dritte Klasse der Einwohner ausmachen, versteht man das vermischte Geschlecht von Europäern und Negern, oder von Europäern und Indianern; jene heißen Mulatten, und sind schon bey Spanien angeführt worden, diese heißen Mestizen. Was aber die Negern anbelangt, so sind sie meist nur zu den häuslichen Diensten bestimmt, und fröhnen

der

der Eitelkeit und Wollust ihrer Herren, haben auch dabey einen so auffallenden Stolz angenommen, den sie besonders gegen die Indianer auf die beleidigendste Weise an den Tag legen, wodurch zwischen diesen beyden Völkern ein unauslöschlicher Haß unterhalten wird.

Von den Landesprodukten des spanischen Nordamerika wollen wir hier weiter keine umständliche Beschreibung liefern, weil wir sie weiter unten bey Florida noch einmal wiederholen müßten; eben so von dem Religionszustande. In allen spanischen Landen, sowohl in Norden als Süden, wird allein die römisch-katholische Religion geduldet, und so eifrige Verehrer die Spanier immer nur seyn können, so ehrerbietig sie dem päpstlichen Stuhl gehorsamen; so haben sie sich doch auf eine sehr künstliche Weise gewisse Bedingungen erworben, daß sie die Oberhäupter der amerikanischen Kirche geblieben sind, so daß keine päpstliche Bulle in Amerika eher aufgenommen werden darf, noch für gültig angesehen wird, wenn sie nicht zuvor vom Staatsrath von Indien geprüft und genehmiget worden ist. Außerdem aber hat die katholische Religion ihr übriges ganzes Ceremoniel nach Amerika verpflanzt, und sich durch die erstaunliche Anzahl von Geistlichen, der Menge von Kirchen, Klöstern, nebst der Pracht und dem Reichthume von beyden, ein Ansehen verschafft, welches alle Vorstellung überwieget.

Ehedem wurden die spanischen Lande in Amerika nur von zwey Vicekönigen regieret, der eine in Süden, der andere in Norden. Allein das Mißvergnügen des Volkes verlangte, daß ihre Gebieter nicht so weit von ihnen entfernt leben sollten, und diesem Verlangen Genüge zu leisten, wurde noch ein dritter und vierter erwählt. In der Person eines solchen Regenten sind alle Vorrechte seines Oberherrn gegründet,

und

und er hat innerhalb seiner Gränzen alle königliche Gewalt in ihrem weitläufigsten Umfange. Wie gerecht oder wie unbillig diese Richter mit dieser Gewalt umgehen, und welche Lasten dadurch auf die Unterthanen gebracht werden, weil, wie man sagt, hier alle Mittel, reich zu werden, für erlaubt angesehen sind, ist leicht zu erachten. Deshalb ist es gegenwärtig dahin gekommen, daß der König auch auf die Einwohner des Landes mehr Rücksicht nimmt, und erlaubt hat, daß auch von ihnen künftig öffentliche Stellen bekleidet werden können, die ihnen sonst durchaus verboten waren. Alles übrige, was wir noch über Spaniens Besitzthümer zu sagen haben, kann uns eine genauere Kenntniß ihrer einzelnen Provinzen gewähren, und deshalb wenden wir uns jetzt zu der Beschreibung von Florida insbesondere.

Man versteht unter **Florida** eine Provinz, die in den untern Theilen von Nordamerika liegt, und sich wiederum in zwey Theile, nämlich in Ost- und **Westflorida**, eintheilen läßt. Ehedem hatte man von dieser Provinz einen ganz andern Begriff, und der spanische Stolz gab derselben ganz andere Gränzen, denn nach ihrer Aussage begriffen sie unter dem Namen Florida alle die amerikanischen Länder zusammen, die sich von Mexiko bis in die nördlichen Gegenden erstrecken; bis sie durch mancherley unglückliche Kriege gezwungen worden, etwas von dieser stolzen Anmaßung nachzulassen. Gegenwärtig sind die Gränzen dieser Provinz bestimmter, und man versteht unter Florida bloß denjenigen Strich, oder die Halbinsel, welche zwischen Georgien und dem Kap Florida liegt.

Die Hauptgränzen dieses Landes sind gegen Mitternacht Georgien und die apalachischen Gebirge, gegen Abend der Fluß Missisippi nebst dem mexika-

merikanischen Meerbusen, gegen **Mittag** der Meerbusen von Florida, und gegen **Morgen** die Straße von Bahama, nebst dem atlantischen Meer. Die bestimmtern Gränzen von Ost- und **Westflorida** sind erstens von Ostflorida: gegen Mitternacht Georgien, wovon es der Fluß St. John trennet; gegen Morgen das atlantische große Weltmeer, nebst dem Meerbusen von Florida, der es auch zugleich von den Bahamainseln absondert; gegen Mittag der Meerbusen Florida, welcher es von der Insel Kuba scheidet, und gegen Abend endlich der merikanische Meerbusen nebst Westflorida. Die Gränzen dieses letztern sind dahero gegen Morgen Ostflorida, gegen Mittag der Meerbusen von Mexiko, gegen Abend der Fluß Missisippi, und gegen Mitternacht das Land der Indianer Chicketaws. Man rechnet die **Größe** dieser Provinz in ihrem Zusammenhange auf **dreytausend vierhundert und sechs und vierzig** Meilen, und vergleicht es ohngefähr mit der Größe von Irland; andere wollen, es enthalte zusammen 3100 Q. M.

Es ist schon gesagt worden, daß die gesammten spanischen Lande in Amerika mehr heißes als kaltes **Klima** haben, und dasselbe findet man auch hier bey Florida. Dennoch ist diese Hitze nicht unerträglich, noch der Fruchtbarkeit hinderlich, vielmehr ist die Luft in vielen Gegenden rein und gesund; zumal Westflorida ist noch weit angenehmer und gesünder, als Ostflorida, vornehmlich in den westlichen Gegenden an den Ufern des Missisippi. Es scheint dahero sehr widersprechend, wenn man in einigen andern Nachrichten über das Klima dieses Landes findet, daß die Abwechselung hier so auffallend und die Kälte zuweilen so heftig sey, daß Orangen und andere südliche Gewächse erfrieren können, und wenn dieß ja in einer

Gegend der Fall seyn kann, so wäre es nur gegen die apalachischen Gebirge. Der Fluß Apalachacóla, welcher das Land in Ost- und Westflorida eintheilet, versorgt es, nebst einer Menge kleinerer Flüsse, mit sattsamem Vorrath an Wasser, und besonders fehlt es nicht an Meerengen und Bayen, dergleichen es von Westen her einige giebt, die sich mit andern von Süden und Osten vereinigen; als z. B. der heilige Geistsee, die Karlbay und die heil. Geistsbay, welche letztere die ansehnlichste und so groß ist, daß sie die größten Flotten aufnehmen kann. Auch zeigt uns die Charte, daß der östliche und südliche Theil von Ostflorida aus Inseln besteht, von denen vier und zwanzig eine beträchtliche Größe ausmachen, doch weit mehrere nur sehr klein sind. Eben so findet man an der südöstlichen Küste eine große Kette von Inseln und Klippen, welche über zwey deutsche Meilen von der südlichen Spitze im Zirkel herum liegen und den Namen Cayos de los Martyres führen, bey welchen im J. 1733 dreyzehn spanische Gallionen scheiterten. Uebrigens sind die Küsten sehr flach, sandig, voll Untiefen und unfruchtbar; hingegen verschwindet dieser Anblick, je weiter man sich von ihnen entfernet, und der Boden erscheint dagegen in seiner natürlichen Güte.

b) Produkte. Aus dem Pflanzenreiche.

Die Naturgeschichte von Nordamerika ist, überhaupt genommen, weit reichhaltiger, als man vielleicht denken könnte, und wenn auch vieles davon erst durch Zuthun der Europäer vollkommner wird, so hat jedoch das Land an sich hinwiederum manches zum voraus, nach dessen Besitz wir in Europa geitzen, und oft mit übergroßen Kosten an uns ziehen. Es giebt z. B. in Amerika sehr viel Bäume und Gesträuche, welche sich vor dem gemeinen, zum Bau oder zum Brennen bestimmten, Holze auszeichnen, und zwar durch

durch eine majestätische Höhe, oder durch einen schnellen, sonderbaren Wuchs, durch zierliche, oder der Gesundheit dienliche Blätter, oder wenigstens zur Anwendung aller künstlichen und nützlichen Sachen. Wo die Kälte nicht zu groß ist, erfüllen noch die größten, ehrwürdigsten Wälder einen großen Theil des Welttheiles, und so wie die Natur in diesem Stücke ihren Ueberfluß zeiget, so belohnet würde die Arbeit seyn, wenn dem Anbau von Feld- und Gartenfrüchten mehr fortgeholfen würde. In der Güte des Bodens liegt die Ursache nicht, denn dieser ist reich und fruchtbar; ein Beyspiel davon giebt besonders Westflorida ab, wo man oft in einem Jahr zwey- bis dreymal indisches Korn einerndtet, und wo er nach gehöriger Bauung noch weit mehr tragen würde. Die eigentlichen Landesproducte bestehen in **Eichen, Cypressen, Palmen, Cedern, Fichten** und **Kastanienbäumen**, vornehmlich aber **Sassafras** und dem **Kohlbaume**, welcher letztere einer der sonderbarsten Bäume in diesem und allen andern Ländern ist, auch dabey den Namen, der **königliche Palmero**, führet. Diesen Beynamen hat er von der Schönheit seines Anblickes und von dem majestätischen Wuchse, seiner Höhe und seinem wellenwerfenden Laubwerk erhalten, da ihm sogar die Ceder von Libanon an Regelmäßigkeit und Schönheit weichet. Sein Stamm spaltet sich unten nahe an der Erde etwas aus, welches ihm das Ansehen eines starken Fußgestelles zur Unterstützung seiner kühnen Höhe giebt. Gemeiniglich ist er so gerade als ein Pfeil, und so regelmäßig, als die schönste Säule in der Baukunst immer seyn kann. Seine Höhe reicht über hundert Fuß, und der Stamm hat alsdann unten an der Erde einen Umkreis von sechs bis sieben Fuß. Die Farbe seiner Rinde gleicht dem Eschenbaume, und ist überall, etwa vier bis fünf

Zoll weit von einander, mit den Fußtapfen der abgefallenen Zweige schwach gewölkt. Diese Farbe behält die Rinde gegen dreyßig Fuß von der Wurzel, wo sie sich auf einmal in ein angenehmes dunkeles Seegrün verwandelt, welches bis an die oberste Spitze des Gipfels unverändert fortgehet. Ohngefähr fünf Fuß über dem Ort, wo die grüne Farbe ihren Anfang nahm, umringen die zahlreichsten Zweige den Stamm, woran sich die untersten sämmtlich überaus regelmäßig horizontal ausbreiten, die äußersten Enden aber von vielen der höhern Zweige beugen sich wellenwerfend herab, in der Gestalt von lauter Federbüschen. Wenn diese Zweige ihr völliges Wachsthum erhalten haben, so sind sie ohngefähr zwanzig Fuß lang und am Stamme sehr dick, sie steigen nach und nach immer einer über dem andern empor, und endlich erhebt sich der Gipfel als eine schöne, gerade, grüne und kegelförmige Spitze. Seine Zweige sind mit einer Menge grüner, spitziger Blätter ausgeziert, wovon einige gegen drey Fuß lang und anderthalb Zoll breit sind, nach der Spitze zu werden sie schmäler und gegen die äußersten Theile der Zweige auch kürzer. Obschon die untersten Aeste monatlich abfallen und einen zirkelrunden abgesplitterten Streifen von dem grünen Theil des Baumes von dem Ort an, wo die Zweige am aschfarbenen Theil sitzen, mit sich nehmen; so wird doch der Abgang der untern Zweige allezeit wieder durch die obern neuen ersetzt, denn es berstet die grüne Spitze, die aus dem Mittelpunkt der obersten Zweige herauskommt und über alle hervorragt, von einander, und treibt einen jungen Zweig seitwärts heraus, der so lange der oberste bleibt, bis ein anderer von den untersten Zweigen abfällt, wo über jenen wieder ein höherer aus der Spitze hervorkommt. Das innere Gewebe der Blätter hat das Ansehen von lauter länglichten, garnartigen Fäden,

aus denen, wenn sie gesponnen werden, allerhand Tauwerk und Fischnetze gemacht werden; das aber, was der Kohl genannt wird, liegt in vielen dünnen, weißen, zerbrechlichen Flocken, die etwa den Geschmack der Mandeln an sich haben, gekocht aber dem Kohl ziemlich gleich kommt, und süßer und angenehmer als jener ist.

Die übrigen vortrefflichen Produkte sind **Melonen**, **Maulbeeren** und **Pflaumen** in sehr großer Menge, **Pomeranzen**, **Pfirsige**, **Cocosnüsse**, nebst vielen andern Früchten von angenehmem Geschmack, auch verschiedene Arten von **Oliven** und **Weinstöcke**. Die **Baumwolle** wächst wild und ohne alle Cultur, ingleichen ist **Hanf** und **Flachs** sehr gemein. Die südlichen Küsten enthalten sehr viel **Mangrovebäume**, und die **Indigopflanze** wächst im südlichen Theile in großem Ueberflusse. Die **Barillenpflanze**, woraus die sogenannte Perlasche gebrannt wird, ingleichen die **Cochenillenstaude**, ist ein sehr erhebliches Produkt. Der **Maiz** giebt jährlich zwey Erndten, und würden sämmtlich unter Menschenhänden noch weit mehrere Vortheile gewähren. Es ist bekannt, daß von Zeit zu Zeit immer mehr Holzarten aus Amerika zu uns nach Europa gebracht werden, und obschon einige nicht sogleich in unserm Himmelsstriche fortkommen wollen, so scheint es doch, als ob man der Natur diese Kunst immer mehr ablernte, und wir glauben dahero, in dieser gegenwärtigen Beschreibung nichts überflüßiges zu thun, wenn wir bey dem nordamerikanischen Naturreiche etwas länger verweilen.

Es ist z. B. der **Ahornbaum** in den meisten nordamerikanischen Provinzen einheimisch; doch ist er in den südlichen Gegenden seltener, und wird in kalten Gegenden viel höher. Sein Saft giebt einen

Syrup, aus welchem Zucker bereitet wird. Wenn man im Frühjahre in diesen Baum schneidet oder hauet, so läuft besagter Saft, gemeiniglich drey Wochen lang, in Menge heraus. Es finden sich zwey Arten von diesem Baume, wovon die eine auf Bergen und Anhöhen, die andere auf Wiesen und Gründen wächst, und wovon das Holz der harten Art auch bey uns in verschiedenen Arbeiten sehr geachtet wird.

Der **Akaju** oder **Elephantenlausbaum** hat alle Aehnlichkeit mit dem welschen Nußbaume, er trägt Früchte in der Größe einer Pomeranze, welche einen weinartigen Geschmack enthalten, auch der Kern wird gebraten und genossen, und die Mandel in der Nuß selbst soll alle andere Mandeln an Wohlgeschmack übertreffen. Den Indianern dienet dieses Holz zu Canoes.

Baß oder **weißer Holzbaum** ist ein Baum von mittlerer Größe, und hat das weißeste und weichste Holz, welches nur gefunden werden kann. Es schwimmt auf dem Wasser wie Kork, und wird zu allerhand häuslichen Geräthschaften genommen, als Schalen, Teller u. s. w.

Beinwinde ist ein Strauch in den Wäldern von der Art der Lianen. Er steigt wie ein Rebe auf, läuft sechs bis acht Fuß lang über den Boden weg und schlägt darauf von neuem Wurzel, nimmt also einen großen Platz ein, und wird, weil man sich leicht mit den Füßen darein verwickeln kann, den Reisenden sehr beschwerlich.

Der **Butter-** oder **Oelnußbaum** wächst ebenfalls in Nordamerika, und zwar am besten auf Wiesen und in warmem, gutem Boden. Seine Nuß ist größer als eine Wallnuß, enthält sehr viel Oel und einen sehr angenehmen Geruch.

Der

Der **Cocosbaum** ist in Florida vorzüglich sehr gemein, und hat prächtige Blätter von funfzehn bis zwanzig Schuhen. Aus einigen hundert Blüthen, die zusammen einen Strauß bilden, wachsen die Cocosnüsse traubenweise, drey bis achte an einem Stiele. Unter jedem Zweige ist ein Gewebe wie ein Beuteltuch, das zu verschiedenem Gebrauch genommen wird. Dieser Baum bekommt fast alle Monate neue Blüthen, er hat also auch stets Früchte, die mehr oder weniger reif sind, und davon giebt es Nüsse, die zehn und mehr Pfund schwer sind. Unter der Haut liegt ein Bast, sodann in einer dicken und harten Schale der Kern, welcher ein Seidel Wasser, fast wie Mandelmilch, von sich giebt, welches ein kühlender, gesunder und wohlschmeckender Saft ist. Je mehr der Kern reift, je mehr nimmt das Wasser ab, dabey ist aber auch der Kern sehr süß und nahrhaft. Man findet hier ganze Alleen von diesen Bäumen.

Eisenholz in Nordamerika. Es hat seinen Namen von der Dichtigkeit und Schwere, und ist so fest, daß fast kein Beil durchhauen kann, selbst Nägel können nicht hineingeschlagen werden, nur mit der Säge wird es bezwungen und zu Tischlerarbeiten benutzt, weil es bey aller seiner Härte zu nichts anderm nützt und im Wasser verdirbt.

Der **Erbsenbaum** ist von doppelter Gattung: die eine trägt bloß Früchte, die dem Viehe zum Futter dienen; die andere hingegen bringt Früchte von honigsüßem Geschmack, und man siedet Meth daraus, weshalb auch dieser Baum der Honigerbsenbaum genannt wird.

Der **Fliederbaum** ist giftig, und kommt bloß in Morästen und feuchtem Boden fort; er soll dabey

die besondere Eigenschaft an sich haben, daß er gewissen Leuten, auch in der Entfernung von etlichen Ellen, giftig wird; da hingegen andere seine Rinde und Blätter ohne allen Nachtheil kauen können; doch ist sein Gift nicht tödtlich, wohl aber schwillt der ganze Körper davon sehr auf und wird mit einem pockenmäßigen Ausschlage bedeckt.

Der **Lebensbaum** dienet zu den Seiten und mittleren Boden der leichten Boote von Baumrinde; und aus den Blättern wird eine heilsame Salbe bereitet.

Lederholz, ein Strauch, etwa vier Fuß hoch, dessen Rinde so stark und biegsam ist, daß sich die besten und brauchbarsten Stricke davon verfertigen lassen.

Manichot ist eine Staude, die von Florida an bis an Magellan's Meerenge sorgfältig gebaut, und aus deren Wurzel Mehl und ein wohlschmeckendes Brod bereitet wird. Ohne besondere Zubereitung kann sie jedoch keine Speise für den Menschen werden, denn ihre erste Haut enthält ein Gift, wogegen noch kein Mittel bekannt ist; hat man sie aber abgeschabt und gepreßt, so dünstet durch das Backen das übrige Gift aus. Den Teig von diesem Mehle nennt man Cassave, und überhaupt ist es eine sehr schwere Speise, die man gewohnt seyn muß, und dennoch wird es von den Spaniern sehr häufig genossen.

Pitahaya, ein Strauch ohne Blätter, dessen Frucht einer wilden Kastanie ähnlich ist, aber ein Fleisch enthält, das den Feigen ähnlich, sehr süß und mit einer angenehmen Säure gemischt ist.

Platanos ist eine Art Trauben, die bisweilen einen halben oder ganzen Centner wiegt. Ihre Gat-

tung ist verschieden, und man findet ihrer, welche bis zweyhundert Beeren an einem Stiele, und, nach Verschiedenheit der Gattung, ungleiche Dicke und Länge haben, auch geschmackvoller sind als andere.

Sassafras wächst am besten in Florida, sowohl an den Ufern des Meeres, als auch auf den Bergen. Es ist gewöhnlich ein Strauch, wächst aber zuweilen auf dreyßig Fuß hoch. Die Blätter geben einen sehr guten Geruch, und die Beeren werden zuweilen statt des Pfeffers gebraucht, Rinde und Wurzel sind in den Apotheken bekannt.

Suckwick ist ein Baum, welcher die sonderbare Eigenschaft an sich hat, daß, wenn man die Rinde davon stößt und mit Wasser anfeuchtet, so wird sie zu einer Art von Kitt, dessen sich die Indianer sehr wohl zu bedienen wissen, und ihre Canoes damit ausschmieren.

Ehe die Europäer nach Amerika kamen, waren der Nordamerikaner vornehmste Pflanzen, türkisches Korn, oder Maiz, ferner eine gewisse Gattung von Bohnen und Tabak; was aber Weitzen, Rocken, Hafer, Gerste und dergleichen mehr sey, wußten sie nicht. Es hat dahero jetzt Amerika viele der schönsten Früchte mit Europa gemein, und die dahin verpflanzten haben einen so willigen Boden gefunden, daß viele derselben weit besser als in ihrem Vaterlande fortkommen; aber es hat auch eigene, die zum Theil noch wild wachsen und dabey doch zu einer grossen Vollkommenheit gelangen, wovon wir hier wieder nur eine kleine Anzeige liefern wollen.

Altmannsbart ist eine Pflanze mit herabhangenden Fäden, welche sich an die Bäume setzt und in Nordamerika ganze Wälder damit bedeckt. Sie dienet dem Vieh zum Futter, oder man gebraucht sie

auch zum Polstern der Sättel und Küssen. Blutwurzel, Skoke und Ginsing sind Arzneymittel, ingleichen Hungerwegrich, Jalappe, ebenfalls in den Apotheken bekannte Mittel.

Der Indigobaum ist erst in neuern Zeiten aus Ostindien nach Amerika gekommen, allwo er in Nordamerika den beyden Carolinen und Meriko eigen ist. Die Pflanze ist etwa zwey Schuh hoch, wird in zwey Monaten reif, und wenn sie zu blühen anfängt, wird sie von sechs zu sechs Wochen abgeschnitten, dauert etwa zwey Jahr, und wird alsdenn schlechter. Das tägliche Gäten des Landes und Absuchen der kleinen Würmer von der Pflanze ist zwar eine sehr mühsame Arbeit, aber doch unbeträchtlich gegen den daraus gewonnenen Nutzen. Die Zubereitung geschiehet, wenn der Indigo abgeschnitten ist, so läßt man ihn in einem Gefäße faulen, und gießt alsdann Wasser darauf, mit welchem sich durch die Gährung die blauen Farbetheile vereinigen. Wenn dieses Wasser in einem andern Gefäße wieder zur Gährung gebracht und geläutert ist, so körnert sich der Indigo; der Satz wird alsdann in Beuteln und auf Bretern getrocknet und in Büchsen oder Formen gethan. Der ächte wird wegen seiner größern Güte theuer bezahlt, der unächte aber ist schwerer, und wirft also noch mehr Gewinn ab.

Maiz, ein aus Amerika nach Europa gebrachtes Gewächse, welches zwar hinlänglich bekannt ist, aber hier noch einige Anmerkung verdienet. Es giebt nämlich zweyerley Arten, den großen und den kleinen; jener soll einträglicher seyn, dieser hingegen feineres Mehl geben. Je weiter der große Maiz nach Norden gebracht wird, desto mehr artet er in den kleinern aus, und kommt daselbst auch nur einmal zur Reife. Diese Frucht ist dabey vortheilhaft,

daß,

daß, wenn auch die Saat erfriert, man dennoch eine reiche Erndte erwarten darf, und kein europäisches Gewächs kann sich so sehr nach der Veränderung des Bodens und des Klima bequemen. Der Stängel hat einen zuckerartigen Saft, den die Indianer zuweilen aussaugen, das Korn aber wird auf allerley Art benutzt. Wenn die noch weichen Körner gedörret werden, so giebt es eine angenehme Speise; geröstet und zerstoßen, mit Zucker, Salz oder Angelikenwurzel vermengt, giebt eine Kraftspeise, die man auf Reisen nimmt, und wovon eine Handvoll hinreichend ist, einen Tag lang Sättigung zu gewähren. **Melonen**, oder Kürbisse, giebt es allerley Art, und dienen manchen Völkern anstatt des Brodes. Die kleinern werden gekocht, und sämmtlich haben sie einen angenehmen Geschmack. **Narden**, eine dem asiatischen Narden im Ansehen gleiche Pflanze, wächst an Bächen, auf felsichten Stellen, deren Beeren eine so balsamische Eigenschaft haben, daß sie, mit etwas Branntwein vermischt, ein sehr angenehm stärkendes Mittel abgeben. **Patatten** sind Früchte, die unsern Erdäpfeln gleichen, oft aber bis sieben Pfund schwer sind, und gleichfalls die Stelle des Brodes vertreten. **Wilder Reiß** wächst in allen innern Theilen von Nordamerika in großem Ueberflusse, und ist eigentlich das schätzbarste unter allen wilden Gewächsen, weil die Einwohner nichts weiter dabey zu thun haben, als daß sie ihn einsammlen. **Tabak** ist ein ursprünglich amerikanisches Gewächs. **Wilder Wein**, welcher Trauben hervorbringt, deren Größe, Farbe und Menge verschieden ist, die aber alle von sauerm, unangenehmem Geschmack sind, und ohngeachtet aller Pflege und Cultur seine natürliche Eigenschaft nicht ableget. **Das Zuckerrohr** wurde 1506 aus den kanarischen Inseln nach Amerika gebracht, und hat sich weit besser hieselbst fortgepflanzt.

Alle übrige Gewächse, als z. B. Vanille, Kirschen, Wurzeln, Gräser, Bohnen, ingleichen die in Europa bekannten Baumarten, würden uns zu viel Raum wegnehmen, und deshalb sind wir nur bey den auffallendsten stehen geblieben, welches wir bey dem folgenden Thierreiche ebenfalls anmerken wollen.

Aus dem Thierreiche.

Man muß hier gleichfalls wohl unterscheiden, daß gewisse Thierarten von Alters her hieselbst einheimisch gewesen sind, und daß es jetzt Thiere hier giebt, die allen Welttheilen gemein sind. Bey der Entdeckung von Amerika waren noch viele nützliche Thiere den Einwohnern unbekannt, ja, es gieng so weit, daß ihre Einbildungskraft nicht einmal hinreichte, zu unterscheiden; denn ein Mann auf einem Pferde sitzend konnte einen ganzen Haufen Indianer in Furcht und Schrecken setzen. Jetzt sind sie bekannter damit geworden, und man trifft, wie gesagt, eine große Menge europäische Thiere hieselbst an, aber Amerika hat auch inländische, uns weniger bekannte Thiere. Alles zahme Vieh in Amerika ist aus Europa dahin gebracht worden, und artet oft aus, wird kleiner, doch mehr in Norden als in Süden, und hat sich auf eine erstaunliche Weise vermehret. Robertson sagt, das zahme europäische Vieh, besonders das Hornvieh, hat sich in der neuen Welt unglaublich schnell vermehret. Wenig Jahre, nachdem die Spanier sich dort niedergelassen hatten, wurden die Heerden vom zahmen Vieh so zahlreich, daß ihre Eigenthümer sie zu Tausenden zählten. Da man sie bey noch fernerer Vermehrung weniger achtete, so ließ man ihnen ihre völlige Freyheit; und da sie sich über ein unermeßlich weitläuftiges, unter einem milden Klima gelegenes, mit fetten Triften bedecktes Land verbreiteten, so ward ihre Menge

un=

unzählig. Sie schwärmen über die weiten Ebenen, die sich von Buenosayeres gegen die Anden hin erstrecken, in Heerden zu dreyßig- bis vierzigtausenden, und der Reisende, der einmal unter sie geräth, kann Tage lang zubringen, ehe er sich aus diesem Gedränge zu retten vermag. Man schlachtet sie bloß ihrer Häute wegen, und ihre Niederlage ist manchmal so groß, daß der Gestank der Körper, die man im Felde liegen läßt, die Luft vergiften würde, wenn nicht große Schaaren wilder Hunde und große Flüge von Raubvögeln die Körper wegschleppten; denn es ist bekannt, daß die Menge der Schiffe, welche Häute nach Europa führen, sehr groß ist. Die Namen und Eigenschaften der nordamerikanischen (ingleichen der dahin versetzten) Thiere sind kürzlich folgende.

Der **Bär**, welcher sehr häufig angetroffen wird, aber von den grönländischen (wo sie noch viel häufiger sind), ingleichen von den russischen Bären, in vielen Stücken verschieden ist. Sie sind lange nicht so groß, und können nur durch übergroßen Hunger zum Angriff gereitzt werden; vielmehr setzt sie der Anblick eines Menschen in Schrecken, und ein einziger Hund kann einen Haufen zum Weichen zwingen. Da sie die Weintrauben sehr lieben, so klettern sie auch oft die höchsten Bäume hinauf, sie aufzusuchen, welche Speise ihrem Fleische sehr zuträglich ist, und von den Indianern geschätzt wird; auch salben sich diese öfters mit Bärenfette. Das **Elendthier** haben wir schon an einem andern Orte kennen gelernt. Hirsche giebt es nur eine einzige Art in Nordamerika, aber schöner als die europäischen. Ihre Farbe ist dunkelgrau gelb, und ihre Geweihe sind sehr groß und vielendig. Kühe sind aus Europa gebracht worden. **Mosethiere** von zweyerley Gattungen,

davon

davon das gemeine hellgrau, welches einem Rehe gleicht, und das große schwarze zwölf Fuß hoch ist. Von jenem siehet man Heerden von dreyßig beysammen, von diesem hingegen selten mehr als vier oder fünf. Es hat viel Aehnliches mit dem Hirsche, und das Männchen ist dicker als ein Pferd. Die ausgewachsenen Hörner sind vier bis fünf Fuß lang und die Enden gemeiniglich sechs Fuß, woraus die Indianer Löffel bereiten. Seine Haut ist dick und stark, doch aber sehr biegsam, und giebt ein gutes Leder.

Wilde Ochsen, besonders am Missisippi, welche weit größer als in andern Ländern sind; ihre Hörner sind schwarz und kurz, sie haben einen Buckel, am Leibe eine schwarze Wolle, welche sehr geachtet wird. Dieses Thier hat eine natürliche Furcht vor den Menschen; wird es aber verwundet, so geht es mit Wuth auf seinen Feind los. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, und aus der Haut verfertigen die Indianer ihre Schilde. **Pferde** sind aus Europa gebracht worden. **Tieger** und **Wölfe** sind weder so groß, noch so grimmig, als in Asien und Afrika. **Wolferene**, ein vierfüßiges sonderbares Thier, in der Größe eines Wolfes. Er läßt im Gehen den Kopf gegen die Erde hängen, so daß sein Rücken wie ein Bogen in die Höhe gerichtet ist. Beym Angriff vertheidiget es sich auf die hartnäckigste Weise, selbst die Netze reißt es in Stücken. Es schwimmt, lebt von Seehunden und Wallfischen, und ist todt noch den Bären furchtbar. Der **Wolfsbär** gehört zu dem Katzengeschlecht, und ist ein abgesagter Feind der Hirsche, Elend-, Mose- und Rennthiere. Er greift sie entweder hinterlistig an, oder springt ihnen von einem Baume auf den Nacken, reißt ihnen die Adern auf und bringt sie um; kann aber ein solches angegriffenes Thier schnell zu einem Wasser gelangen, so ist es gerettet, weil das der Wolfsbär sehr scheuet.

Das

Das Stachelschwein ist so groß wie ein kleiner Hund, nur kürzer und niedriger; es unterscheidet sich von denen aus andern Gegenden sehr durch seinen Bau und durch die Länge seiner Stacheln, die ihm zum Angriff und zur Gegenwehr dienen. Die Indianer stechen sich damit Löcher in die Ohren und Nasen zu ihren Gehängen, und zieren damit ihre Strümpfe, Haare u. s. w. Der **Racoon** ist ein brauner Bär, der alle seine Speisen zuvor wäscht, ehe er sie genießt, und kann jung sehr leicht zahm gemacht werden. Er hängt seinen Schwanz ins Wasser; wenn sich dann Seekrebse daran hängen, so zieht er sie heraus und verzehrt sie. Seine Haut unterhält einen ansehnlichen Handel. **Opossum** oder das Beutelthier hat die Größe einer Katze, und unter dem Bauche einen Sack mit einer Oeffnung und acht Zitzen, an denen sich die Jungen nach ihrer Empfängniß bilden und gleich einer Frucht am Stiele so lange daran hängen bleiben, bis sie ihre gehörige Größe erreicht haben, alsdann fallen sie ab und schlupfen nach Gefallen in den Sack hinein und wieder heraus. Man hat an diesem Thier gefunden, daß, wenn man ihm auch gleich die Hirnschale einschlägt und es völlig todt zu seyn scheint, es dennoch nach einigen Stunden wieder herumkriechet. **Minx** ist eine wilde Katze, die sich in Morästen aufhält, und von Fischen, Vögeln und anderm Ungeziefer lebet, ihr Fell wird sehr geachtet. **Meerkatzen** sind sehr häßlich und viel größer als ein Hase, haben dabey einen dritthalb Fuß langen Schwanz. Man sieht sie stets in Gesellschaften von zwanzig in den Wäldern auf den Bäumen, und sind den Menschen sehr gefährlich. Einen einzelnen Menschen greifen sie ganz dreust an, erregen ein Klappern, werfen nach ihm, oder schütten ihren Unflath über denselben; sind aber einige Menschen beysammen, so entfliehen

sie.

sie. Iltis, ein vierfüßiges Thier, dessen oberer Theil von braunen, glänzenden und weichern Haaren als bey uns ist; man rechnet auch den stinkenden Iltis unter ihr Geschlecht, dessen stinkender Urin die Luft weit umher verdirbt. Hunde sind bey manchen Völkern in Amerika das einzige zahme Vieh, und scheinen alle von einerley Art zu seyn. Esel und Maulesel sind in Amerika zwar im Gebrauch, doch nicht sehr häufig, die letztern einigermaaßen in den spanischen Landen.

Unter den Insekten steht seiner Nutzbarkeit wegen die Cochenille oben an, ein Insekt, das auch in Europa bekannt ist. Es lebt auf niedrigen Bäumen, und diejenige, welche die rohe Natur liefert, wird die wilde genannt, und ist nichts besonderes: die Einwohner von Garaka aber legen sich mit vielem Fleiß auf ihren Bau, welcher unter einem gemäßigten Himmelsstriche am besten geräth. Man sammlet sie des Jahres dreymal, die letztere Erndte aber ist nicht sehr erheblich. Die abgelesenen Insekten tödtet man mit heißem Wasser, und trocknet sie sodann in der Sonne oder im Ofen; und sind alsdann wohl nach Jahrhunderten von eben demselben Nutzen. Grillen giebt es zu gewissen Zeiten in den Wäldern eine so unbeschreibliche Menge, daß man von ihrem Geräusche das Gehör verlieren kann. Klapperschlangen, Ottern, und überhaupt viele Gattungen Schlangen, sind, wie in andern Welttheilen, zum Theil schädlich, zum Theil unschädlich. Der Seidenwurm hat hier noch nicht seine gehörige Pflege erhalten können. Von den Spinnen giebt es hier eine Art, deren Hinterleib die Größe eines Taubeneyes hat. Ihre zwey Zangen am Maule fasset man in Gold und gebraucht sie zu Zahnstochern.

Auch

Auch hat Amerika eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Vögeln, die es theils mit Europa gemein, theils eigen hat. Nirgends findet man schönere Gattungen als hier, die sich dabey so sorglos um den Menschen her aufhalten, weil sie dessen Nachstellung noch nicht so sehr empfunden haben. Man findet Adler, Kranniche, wilde Gänse, Enten, Reiger, Turteltauben, Rebhühner, Drosseln, Habichte, Falken, Fasanen, Hühner, Lerchen, Nachtigallen von carmoisin und blauer Farbe, Papageyen, Colibri u. s. w.

Im Wasser lebet gleichfalls eine erstaunliche Menge der besten und nutzbarsten Thiere, die zum Theil nur hier einheimisch sind, es wären denn solche, die wegen der Verbindung mit dem atlantischen Meere auch in andern Welttheilen angetroffen werden. Zum großen Nachtheil lebt aber auch der gefräßige Alligator hier, er ist zehn bis zwanzig Fuß lang, hat das Ansehen einer Eidechse, und ist gleich der Schildkröte geharnischt. Ihr Muskusgeruch verräth sie weit umher, und ist sehr nothwendig, um sich vor sie in Sicherheit zu setzen. Die übrigen großen und kleinern Thiere im nördlichen Amerika haben wir schon oben bey Grönland weitläuftiger angezeigt, und wir fügen hier nur noch eine kurze Uebersicht der Produkte aus dem Mineralreiche bey.

Aus dem Mineralreiche.

Man ist noch gegenwärtig in der Kenntniß der nordamerikanischen **Mineralprodukte** sehr weit zurück, nur der mittlere Theil von Amerika war seit seiner Entdeckung dasjenige Land, wo man die kostbarsten Metalle suchte, fand, und ungeheuere Summen nach Europa herüber brachte, ohne zu erwägen, was davon im Lande selbst geblieben ist. Man kann nicht zweifeln, daß die Gebirge in andern Gegenden nicht eben so reichhaltig seyn sollten, allein die Erfahrung

fahrung hat theils das Gegentheil bewiesen, und theils haben sich immer Hindernisse gefunden, die dem ernstlichen Nachsuchen zuwider gewesen sind. Ueberhaupt genommen hat das spanische Nordamerika gleichwohl Gold, Kupfer, Marmor, Perlen, Salpeter, Silber, Ambra, Thon, und wie gesagt, vieles trifft man nur in sehr geringer Menge, das meiste aber in Florida, von dem wir hier handeln, gar nicht an. Alles, was sich von den Produkten der Provinz Florida sagen läßt, besteht kürzlich in Wein, Orangen, Oliven, Baumwolle, Cacao, Vanille, Getreide, Indigo, Sassafras, Mahagonyholz, und besonders die Kohlpalmen, auch Perlen und Ambra. Ingleichen etwas Hornvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, und nebst vielen andern Vögeln auch den Colibri, so wie unter den Ungestalten das Alligator.

c) Einwohner.

Man würde einen sehr irrigen Begriff von den Einwohnern dieses Landes bekommen, wenn man nicht bedenken wollte, daß ihr Charakter und ihre Sitten vieles von ihrem ehemaligen Zustande verloren, und durch den Umgang mit fremden Nationen etwas umgeschaffen worden wäre. Es ist dahero nöthig, daß man die Sitten derselben (wenigstens in vielen Gegenden) auf zweyerley Art betrachte; nämlich wie sie waren, ehe sie die Europäer kennen lernten, und wie sie jetzt sind, nachdem sie durch einen langen Umgang mit besagten Europäern manches von ihrer alten Lebensart und Gebräuchen abgelegt, und manches andere dafür angenommen haben. So viel ist gewiß, daß die verschiedenen Völkerschaften und Stämme der Amerikaner eben sowohl, als die übrigen Bewohner anderer Welttheile, in vielen Stücken, von außen und innen, sehr weit von einander unterschieden sind. Man kann also mit wenig

Zuver-

Zuverlässigkeit eine allgemeine Beschreibung ihres Charakters aufstellen, außer wenn man bey jedem besondern Umstand eine Vergleichung zwischen den Nationen anstellt, oder auch noch über dieses derselben körperliche und sittliche Eigenschaften gegen der ältern oder jetzigen Bewohner der übrigen Welttheile Eigenschaften und Gebräuche hält. Einige Hauptzüge lassen sich jedoch sehr deutlich angeben, und dieses sind solche, die der Mensch im Stande der Wildheit durchgehends mit den andern gemein hat, und der Unterschied kann also nur von der Beschaffenheit des Landes, vom Klima und von andern zufälligen Ursachen hergeleitet werden.

In der Provinz Florida, von der wir hier eigentlich handeln, können wir uns nicht schicklich genug auf die specielle Beschreibung des Charakters, der Sitten und der Gebräuche von den sogenannten Wilden einlassen, theils weil die spanischen und vor ihnen die englischen und französischen Sitten einen zu großen Einfluß auf die Landesbewohner gehabt haben und noch haben; theils weil wir die Beschreibung der noch vorhandenen ursprünglichen Wilden, so sich im Innern des Landes aufhalten, weiter unten umständlicher erhalten. Um jedoch zu wissen, wie sich der Floridaner für dem Europäer auszeichnet, so können folgende kurze Kennzeichen hinreichend seyn.

Die Indianer von Florida sind ihrer körperlichen Bildung nach starke und sehr wohl gewachsene Menschen. Ihre Farbe ist gleich den Oliven, und beyde Geschlechter gehen nackend, wenn man das Rehfell, welches sie um die Lenden tragen, ausnimmt. Ihr Haar ist schwarz und lang, sie wissen es aber auf eine eigene Art über dem Kopf zusammenzubinden, die sie sehr gut kleidet, auch wird es sehr öfters mit einem gewissen Safte, den sie aus einer Pflanze

nehmen, bestrichen. Auch das weibliche Geschlecht ist wohl gebildet, und besitzet dabey eine bewundernswürdige Geschwindigkeit, die Bäume auf und nieder zu steigen, und mit ihren Kindern auf dem Rücken über die breitesten Flüsse zu schwimmen. Der Männer Waffen bestehen aus Bogen und Pfeile, wozu sie die Schnur des Bogens von den Spannadern der Hirsche nehmen, die Spitzen ihrer Pfeile entweder mit scharfen Steinen oder Fischzähnen tödtlich machen, und dabey mit sehr großer Geschicklichkeit zu nutzen wissen. Man kann leicht denken, daß ihre Religion dem Stande der rohen Natur, in dem sie leben, angemessen ist, und außer der Anbetung von Sonne und Mond haben sie wahrscheinlich keine andern Religionsbegriffe, wenigstens haben es die Europäer nicht erfahren können. Bey der Ankunft der Engländer bezeigten sie zwar einen außerordentlichen Widerwillen gegen alle Christen, allein dieser Widerwille war nichts weniger als Abneigung gegen das Christenthum, sondern gegen der Christen verübte Grausamkeiten, wovon sie von den Spaniern, an den Eingebohrnen der benachbarten Insel Kuba und andern Orten, nur zu traurige Beyspiele gesehen hatten; denn nach der Zeit sind viele freywillig von dem Glauben ihrer Vorältern abgefallen und zum christlichen Glauben übergetreten, ob aus wirklicher Ueberzeugung, oder aus Furcht, wollen wir nicht entscheiden. Eintracht und Genügsamkeit sind die Tugenden, wodurch sie sich ihr Leben angenehm machen. Sie kennen kein Eigenthumsrecht, außer in solchen Dingen, die bloß zum äußerlichen Gebrauch gehören; vielmehr sind sie freygebig gegen einander, helfen im Mangel einander aus, und stehen einander in Gefahren bey, ohne im geringsten auf eine Belohnung Rücksicht zu nehmen. Der öffentliche Schatz ist der Vorrath ihres Getreides, und niemand ist von dessen

An-

Anspruche ausgeschlossen. Freylich bauen sie nicht so viel, als ihnen der Boden liefern würde, sondern nur so viel, als sie nach Ausrechnung auf ein halbes Jahr hinreichend bedürfen; diese Erndte wird aber alsdenn so verhältnißmäßig nach der Anzahl der Familien und der darin befindlichen Personen eingetheilt, daß niemand Noth leiden darf. Das andere halbe Jahr verlassen sie ihre Wohnplätze und ziehen sich in die tiefsten Winkel der Wälder, wo sie sich Hütten von Palmbäumen bauen, und von Wurzeln, Fischen und wilden Vögeln, auch von dem Fleische des Alligator leben. Das Fleisch der Jungen soll ihnen besonders angenehm schmecken, ob es gleich einen unerträglichen Bisamgeruch von sich giebt, und die ganze Zubereitung in weiter nichts bestehet, als daß sie es im Rauche auf einem von Stecken gemachten Roste braten. Man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie in irgend einer ihrer Speisen oder Getränke übermäßig wären; vielmehr ist ihr einziges Getränk bloß Wasser, und nur diejenigen trifft der Vorwurf von der Ausgelassenheit in hitzigen Getränken, denen es die Europäer erst gelernt haben, und die vielleicht darin das einzige Mittel finden, ihr Joch weniger drückend zu fühlen. Eben so enthaltsam sind sie in dem Ehestande; denn gemeiniglich hat ein Mann nur eine Frau, und es ist bloß ein Vorrecht der Oberhäupter, daß es diesen erlaubt ist, mehrere zu nehmen; jedoch folgen nur die Kinder von einer Frau dem Vater in seiner Würde nach. Es hat also diese Völkerschaft ihre Regierungsform auf eine sonderbare Weise eingerichtet, nämlich sie wählen viele zu ihren Oberhäuptern, welche Cassiquen genannt werden, die aber selten einig unter einander sind, und fast immer im Kriege mit einander leben. Diese Kriege sind aber bloß Ueberfälle oder Listen, an denen die Nation weiter keinen Antheil nimmt, wobey aber, wenn sie ernst-

licher werden, große Grausamkeiten entstehen, wo sie bloß der Weiber und Kinder schonen, um sie ihren Stämmen einzuverleiben. Man hat gefunden, daß sie alle ihre Unternehmungen mit großer Bedachtsamkeit anfangen, und niemals eher etwas unternehmen, bis sie nicht zuvor alles reiflich überlegt, und durch die Berathschlagung ihrer zwölf bis vierzehn tapfern Männer (welche einen kleinen Rath vorstellen) einen festen Entschluß gefaßt haben. Sie versammlen sich deshalb täglich bey der Hütte des Oberhauptes, welcher einen höhern Sitz als die übrigen einnimmt, uud beobachten auch bey dem Eingange in diese Wohnung genau, wie sie einander im Alter folgen; es legt alsdann ein jeder seine Hand auf den Kopf und wiederholt sein Ha he ya, wobey die übrigen alle mit Ha ha einstimmen und sogleich Platz einnehmen. In wichtigen Fällen werden auch die Priester mit in die Versammlung gerufen; diese sind gemeiniglich ihre Aerzte und die ältesten Leute; worauf der Cacique ein Getränke in der Gesellschaft herum trägt, welches unserm Thee ähnlich ist, und ebenfalls aus Blättern eines gewissen Baumes gekocht wird. In Rücksicht ihrer Gebräuche haben sie, wie alle andere Völker, mancherley Ceremonien bey ihren Heirathen, Leichenbestattungen und dergleichen. Die größte Feyerlichkeit wird allemal bey Beerdigung eines Caciquen angestellet, welche unter andern darin bestehet, daß sie den Becher des Verstorbenen, aus dem er zu trinken pflegte, auf sein Grab setzen, sehr viel Pfeile in die Erde um das Grab herum stecken, ihn drey Tage lang mit Fasten und lautem Wehklagen betrauren, und viele sich zum Zeichen ihrer Trauer die Haare abschneiden. Sogar des Verstorbenen Waffen, Hausgeräthe, nebst seiner Hütte wird verbrannt, und alsdann werden einige alte Weiber bestellt, welche ein halbes Jahr hindurch alle Morgen,

gen, Mittag und Abend auf dem Grabe ein fürchterliches Geheule hervorbringen müssen.

Wenn man also das obige von dem Charakter dieser Nation in ein einziges Hauptgemälde zusammen bringen sollte, so muß man ohngefähr folgendes Urtheil über sie fällen. Ihr Charakter ist eine Mischung von Wildheit und Sanftmuth. Sie sind grausam, rachgierig, unerbittlich, und finden Freude an den Qualen ihrer Gefangenen; hingegen sind sie wiederum mäßig im Essen und Trinken, im Mangel geduldig, gesellig und leutselig, gute Eltern und Eheleute, auch standhaft bis in den Tod. Hinwiederum sind sie faul, so lange sie Vorrath und keinen Feind zu fürchten haben, listig, verschwiegen, ihrem Stamme ergeben, gegen die Feinde einerley Sinnes, friedfertig in ihren Versammlungen, ohne Ehrgeitz und Eigennutz, weder durch Bestechung, noch durch Drohungen zu gewinnen, kurz, allen Leidenschaften ergeben. Diese Beyspiele haben dahero auf ihre Kinder den stärksten Einfluß, und können also nie anders denken und handeln, als ihre Eltern. Die Söhne werden sehr früh im Gebrauch der Waffen unterrichtet, und die Eltern erzählen ihnen oft die großen Thaten ihrer Voreltern, um sie ebenfalls zu tapfern und heldenmäßigen Handlungen anzufeuern. Man nimmt sie sehr jung in die öffentlichen Versammlungen, und macht sie mit den wichtigsten Dingen und Unterredungen bekannt. Dieses gewöhnt sie zur Verschwiegenheit, giebt ihnen ein gesetztes und männliches Wesen, flößt eine Nacheiferung ein, und macht sie kühn und unternehmend. Ueberhaupt gehen sie in der Erziehung ihrer Kinder einen ganz eigenen Weg. Zuförderst säugt jede Mutter ihr Kind meist zwey ganze Jahr, und trägt es so lange auf dem Rücken, bis ihr diese Last ganz unerträglich wird. Von

Strafen der Kinder halten sie nichts, denn sie sagen, wenn das Kind jung ist, hat es noch nicht Vernunft genug, sonst würde es nichts unrechtes thun; und sind sie älter, so strafen sie dieselben wieder deshalb nicht, weil sie schon selbst urtheilen könnten, und also Herren ihrer Handlungen wären. Wenn aber eine Tochter etwas Böses thue, dann weint die Mutter; fragt die Tochter nach der Ursache, so erzählt ihr die Mutter dieselbe; und diese Erinnerung soll gemeiniglich die erwünschte Wirkung thun.

Wenn man aus obigen Erzählungen einen Hauptbegriff gesammlet hat, und nun in politischer Rücksicht dazu nimmt, daß man die Hauptgattungen der jetzigen Indianer sorgfältig unterscheiden muß, als nämlich erstens in diejenigen, welche in einer gänzlichen Unabhängigkeit und Zusammenhange mit allen Europäern, abgesondert von denselben in ihren eigenen Bezirken leben; zweytens in die, so in einem Bündnisse, oder einer Art von Unabhängigkeit, mit dem einen oder andern europäischen Staate stehen; und endlich drittens in die, so wirkliche und wahre Unterthanen eines europäischen Souverains sind, sie mögen nun unter dessen übrigen europäischen Unterthanen vermischt, oder von denselben abgesondert, unter, oder neben ihnen in eigenen Orten, oder sonst in Gemeinschaft leben; so wird man hinlänglich in den Stand gesetzt, die Nationen von einander zu unterscheiden, und auf solche Weise glauben wir auch von den Floridanern genug gesagt zu haben.

Ostflorida. Die Provinz Florida wird gegenwärtig in zwey verschiedene Gouvernements, unter dem Namen von **Ost** und **Westflorida**, eingetheilet, deren besondere Gränzen schon oben beyläufig angegeben worden sind. **Ostflorida**, welches gegen Mitternacht Georgien und besonders den Fluß St. John zur

Gränze

Gränze hat, gegen Morgen von dem atlantischen Meer und dem Meerbusen von Florida, der es von den Bahamainseln scheidet, abgesondert wird, gegen Mittag die Insel Kuba und gegen Abend Westflorida nebst dem mexikanischen Meerbusen zur Gränze hat, bestehet mit seinem östlichen und südlichen Theile aus ohngefähr vier und zwanzig Inseln, ohne die kleinern, welche von keiner Erheblichkeit sind. Bayen und Meerengen bilden eigentlich diese Inseln, welche erstern im Allgemeinen Rios oder Flüsse genannt werden. Eine der vorzüglichsten dieser Bayen heißt **Laguna del Espiritu Santo** oder die Heilige-Geist-See, welche von Mitternacht gegen Mittag ohngefähr sieben und zwanzig Seemeilen lang und beynahe acht Meilen breit ist, auch verschiedene Gemeinschaft mit den Bayen an der westlichen Seite der Halbinsel sowohl als mit dem floridanischen Meerbusen hat.

Eine andere wird die **Bahia del Carlos** oder die Charlesbay genannt, welche an der westlichen Küste liegt, und sich ohngefähr vierzehn Seemeilen von ihrem Eingange südostwärts erstreckt: wo sie am breitsten ist, enthält sie fünf Meilen, ist aber nicht tief. Zwischen den Inseln hat sie verschiedene Oeffnungen, wovon die vornehmsten mit der erstbemeldeten Bay zusammen hängen.

Eine andere **Bahia del Espiritu Santo** liegt ohngefähr vier Seemeilen gegen Nordost von der vorhergehenden, an der westlichen Küste. Sie ist groß und schön, über zwanzig Meilen lang und an einigen Orten sechs Meilen breit. Ihr Lauf geht von Mittag nach Morgen, und ist geschickt, die größte Flotte aufzunehmen. Die **Cayos de los Martyres** sind Klippen an der südöstlichen Küste von Florida, wo die Schifffahrt sehr unsicher ist.

Die natürliche Beschaffenheit von Ostflorida kann in Absicht der Güte des Bodens mit der in Georgien nicht verglichen werden, wenigstens hat man noch keine Beweise davon, ob wohl zu vermuthen ist, daß er durch Fleiß und Mühe eben so tragbar gemacht werden könnte. Schon weit besser ist die Provinz in dem westlichen Theile beschaffen, hie und da ist sehr gutes Land, doch wartet es ebenfalls nur auf Arbeiter. Ein großer Theil der Küste, sowohl auf dem festen Lande, als auf den zu Ostflorida gehörigen vielen Inseln, ist sehr sandig und unfruchtbar: weiter ins Land hinein aber soll der Boden weit besser werden, wovon aber bis jetzt noch keine zuverlässigen Nachrichten vorhanden sind.

St. Augustin.

Der Hauptort und zugleich die Hauptstadt der Provinz ist St. Augustin; sie liegt nahe an den Gränzen von Georgien, und ist von Spaniern erbauet worden. Ihre Lage befindet sich längst dem Ufer an dem Fuße einer angenehmen, mit Bäumen gezierten Anhöhe; sie ist mehr lang als breit, und hat vier regelmäßige Straßen, die sich durchkreutzen. Der bestbebaute Theil der Stadt ist der an der Nordseite, gegen das Kastel zu, welches das Fort St. John genannt wird. Es ist dieses ein viereckigtes Gebäude von glatten Steinen, das zu seiner Befestigung ganze Bastionen und einen zwanzig Fuß hohen Wall hat, uno mit einer neun Fuß dicken Brustwehr und mit Kasematten versehen ist. Eben so auch die Stadt ist mit Bastionen befestiget und mit einem Graben umgeben, auch überall durch Kanonen geschützet. Ihr Hafen wird durch das nördliche Ende von Santa Anastasia, einer neun Meilen langen Insel, und durch eine lange Landspitze gebildet, die der über dem Kastel in die See fallende Fluß St. Mark vom festen Lande absondert. Außerhalb den Mauern

dieser

dieser Stadt liegen auf der nördlichen und südlichen Seite derselben zwey indische Städte, und unten an der Seeseite, ohngefähr drey Viertelmeilen gegen Süden von der Stadt, steht das Kloster nebst der Kirche St. Augustin, und das ist alles, was Ostflorida in dieser Hinsicht aufzuweisen und durch die Europäer erhalten hat. Ehedem war es an den Küsten wie noch gegenwärtig im Innern des Landes beschaffen, das heißt, Menschen und Städte leer, denn die Anzahl der Einwohner ist lange nicht der Größe des Landes angemessen, und diese wenigen sind dazu an keine bleibende Stelle gewöhnt, sondern verändern ihren Wohnort nach Gefallen, oder nach den Umständen ihrer jedesmaligen Nachbarn.

Westflorida. **Westflorida**, dessen Gränze gegen Morgen Ostflorida, gegen Mittag der Meerbusen von Mexiko, gegen Abend der Fluß Missisippi und gegen Mitternacht das Land der Chicketams ist, macht einen schmalen Strich Landes aus, der von Morgen gegen Abend längst der Küste des mexikanischen Meerbusens läuft. Anfänglich machten sich die Franzosen zu Herren hiervon, legten im Jahr 1720 eine Kolonie zu Pensakola an, und behielten es bis zum Frieden von Fontainebleau im Jahr 1763; hier traten sie es an den König von Großbritannien ab, der ein besonderes Gouvernement daraus machte, und gegenwärtig ist es wieder Spaniens Eigenthum geworden.

Die neuesten Reisenden versichern, daß Westflorida eine ganz vorzügliche angenehme Lage habe, der Boden sey außerordentlich fruchtbar, und um Pensakola herum habe es einen Ueberfluß an Kräutern, Gesträuchen und Wiesen, die mit zahmem Vieh und kostbarem Wiesewachs angefüllt sind. Die Beschreibung des Capitain Robinson, der erst im Jahr 1763

Westflorida besucht hat, ist wohl die zuverlässigste, aber auch die angenehmste. Er sagt, „er wäre von Pensakola ostwärts auf zweyhundert Meilen an der Küste hin gefahren, bis an St. Mark d' Apalaché, ohne daß er das Land kaum einmal aus dem Gesicht verloren habe, und wo er zuweilen dem Lande so nahe gekommen sey, daß er mit leichter Mühe auf dessen Ufer habe werfen können. So, sagt er weiter, stand ich da und betrachtete die reiche und wohlthätige Hand der Natur: und wo ich nur hinsah, da zogen mich die entzückendsten Aussichten gleich stark an. Das flache Ufer hob sich nach und nach in Anhöhen auf, die mit dem schönsten Grün und wildwachsenden Produkten bedeckt waren: zwischen ihnen hatte die Natur von selbst Maulbeerbäume, Cedern, Cocosbäume, Vanille, Maho, Kohlbäume u. s. w. ausgestreuet, welche letztern ihre runden Gipfel, als ihrer erhabenen Würde sich bewußt, über die übrigen emporhoben."

Santa Joseph.

In einer eben so angenehmen Gegend, ohngefähr sechzig Meilen gegen Morgen, liegt ebenfalls eine kleine und angenehme Stadt, **Santa Joseph** genannt, nur daß die Gegend herum etwas bergigt zu werden anfängt.

St. Mark d' Apalaché.

Die zweyte Stadt in Florida, welche am nördlichsten Ende der Apalachébay liegt, ist **St. Mark d' Apalaché** in der vorhin geschilderten reitzendsten Gegend. Die Lage der Stadt ist außerordentlich angenehm und schön: sie verbreitet sich auf einem abhängigen Hügel, und ist ziemlich regelmäßig von Steinen gebaut. Es sind zwey Klöster hieselbst, das eine für die Jesuiter, das andere für die Franziskaner. Die äußern Theile der Stadt sind auf spanische Art gut befestiget, allein mehr gegen die Einfälle der Eingebohrnen, als gegen die Europäer.

Die

Die glückliche Lage des Hafens, mitten in der Provinz, befördert der Stadt einen einträglichen Handel ihrem Fluß hinauf und in die innern Theile des Landes bis an die apalachischen Gebirge, und der hiesigen Einwohner Handel soll stärker seyn, als aller übrigen Kolonien in Florida zusammen genommen. Acht bis neun Meilen ins Land hinein, so weit Herr Robinson persönlich gekommen ist, findet man ausserordentlich schöne Maulbeerbäume, die alle italiänischen an Schönheit und Größe übertreffen, und für den Seidenbau eine Quelle des größten Nutzens seyn könnten, da es zu bewundern ist, wie Spanien so gleichgültig auf einen Vortheil hinsehen kann, den es gar leicht erhalten könnte.

Der Hauptort in Westflorida ist jedoch Pensakola auf der Insel Santa Rosa, welche drey und dreyßig Meilen lang und vom festen Lande durch einen Kanal von einer halben Seemeile abgesondert ist, auf welchem jedoch nur kleine Böte fahren können. Weil die Stadt auf einem sandigen, schneeweißen Ufer liegt, der Landungsplatz also innerhalb der Bay sehr seichte ist; so können sich ihr nur kleine Schiffe nähern. Dagegen ist die Rhede eine der besten im ganzen merikanischen Meerbusen, weil hier die Schiffe gegen alle Stürme gesichert sind. Man kann jetzt, da diese Orte wieder unter spanischer Herrschaft stehen, nicht wissen, ob sie dabey gewinnen oder verlieren; so viel weiß man aber, daß sie unter dem französischen und nachher englischen Schutze von Zeit zu Zeit zunahmen, und die Bevölkerung merklich erhöht wurde. Pensakola.

Die Geschichte von Florida hat bald nach der Entdeckung von Amerika ihr eigenes Interesse erhalten, wenigstens wurde es schon im Jahr 1494 von einem Geschichte der Eroberung.

einem Venezianer, Namens Chabot, historisch bekannt gemacht, der auf Befehl König Heinrichs VII. in England Nachrichten davon einzog, jedoch ohne daß England damals etwas weiter dabey unternommen hätte. Nach ihm wagte Johann Ponce de Leon, ein Spanier, im Jahr 1512 ein ähnliches Unternehmen, konnte aber wegen Mangel an Mannschaft ebenfalls nichts weiter thun, als was sein Vorgänger gethan hatte. Spanien hatte jedoch diesen Plan deshalb nicht aufgegeben, nur daß beynahe zehn Jahr verflossen, ehe sie der Ausführung näher kamen, und im Jahr 1538 unter der Anführung eines Spaniers, Namens Ferdinand Soto, das vorhin nur historisch bekannte Florida jetzt von Spaniern in Besitz genommen wurde, wie wir gleich umständlicher erfahren werden.

Man behauptet, daß die Einwohner dieses Landes ehedem Jaquaza hießen, und erst von den Spaniern Floridaner genennt worden sind, doch ist man nicht einig, ob diese letzte Benennung daher entstanden sey, weil sie das Land in dem blühendsten und angenehmsten Zustande fanden; oder, wie einige wollen, deshalb, weil sie es an einem Palmsonntage, welcher von ihnen Pascha de Flores genannt wird, entdeckten. Damals befaßte dieser allgemeine Name weit mehr als gegenwärtig: denn alle diejenigen Nationen, welche Entdeckung hier wagten, und denen es glückte, eine bleibende Stelle zu finden, gaben diesen Districten ihre besondern Namen; und also hatte man sonst ein spanisches, englisches, französisches und wildes Florida, anstatt daß es jetzt bey der erstern und letztern Art verbleibet. Unter dem damaligen spanischen Antheil von Florida verstand man die Halbinsel Tegeste, woselbst sie sich im Jahr 1538 niederließen, und wo sie sich die Stadt und Festung

St.

St. Augustin, ingleichen St. Petro und St. Matheo zueigneten.

Durch das englische Florida verstand man dasjenige Land, welches Franz Riband, ein Franzose, im Jahr 1562 in Besitz nahm, und dem König Karl IX. zu Ehren Caroline nannte, an dessen Küsten aber die Engländer im Jahr 1622 eine Landung wagten, und 1663 wirklich Herren davon wurden. Der König von England Karl II. hatte vielleicht seine guten Ursachen, weshalb er dieses neu eroberte Land an acht vornehme Herren schenkte, und sich dabey vorbehielt, daß es ein Lehn von der Krone seyn sollte. In der Folge mußte jedoch dieser Plan anders gelenkt werden, und es wurde wegen der häufig einlaufenden Klagen nothwendig, daß es im J. 1722 der Krone einverleibt, und ein Gouverneur dahin gesetzt wurde, den lauten Klagen der Einwohner Befriedigung zu verschaffen. Auch kaufte der oben gedachte König im Jahr 1728 noch ein großes Stück Landes gegen Mittag, welches er nach seinem Namen Georgien nannte, und in kurzem durch eine große Anzahl Bewohner in einen noch blühendern Stand versetzte, als es in seiner ohnedem schon vortrefflichen natürlichen Beschaffenheit war.

Unter dem französischen Antheil befaßte man eigentlich ein Stück von der Landschaft Louisiana, welches an beyden Seiten des Flusses Missisippi herunter lag und sich bis an den mexikanischen Meerbusen erstreckte, auch im Jahr 1719 sehr berühmt zu werden anfieng, und durch den bekannten Actienhandel in Frankreich zum Nachtheil vieler tausend Familien ein trauriges Ende nahm.

Der größte und noch bis auf gegenwärtige Zeit der wichtigste innere Theil des Landes hat allemal den

Ein-

Eingebohrnen gehöret, welches den Namen, das wilde Florida, von jeher geführet, und wohin die Europäer noch nicht gekommen sind: denn alle ihre Besitzungen sind nur an den Küsten des Landes, und selbst diese sind seit ihrer Entdeckung bald von diesem, bald von jenem Volke eine Zeitlang besessen, verlassen, erobert und wieder verlassen worden, wie wir in dem Gange der Geschichte von seinem ersten Ursprung umständlicher sehen werden.

Ferdinand Soto, der Sohn eines gemeinen Edelmannes aus dem portugiesischen Estremadura, dessen oben Erwähnung geschehen ist, war einer von den zwölf Eroberern von Peru, und nahm Theil an der Gefangenschaft des Atahuallpa, welches der letzte König davon war, dessen Grausamkeit den Haß seiner Unterthanen erregte, und den Spaniern die Eroberung leicht machte. Durch diese Eroberung fielen den Spaniern erstaunliche Reichthümer in die Hände, und Soto für seine eigene Person hatte so viel zusammen gehäuft, daß er das größte Unternehmen wagen konnte. Deshalb bat er Karln V. um die Erlaubniß, die Eroberung von Florida zu unternehmen, und alles auf seine Unkosten zur Ehre des Reiches anzuwenden. Ein so ehrenvoller Antrag konnte nicht anders als wieder mit allen Ehrenzeichen angenommen und bewundert werden; also erhielt Soto die Erlaubniß, Florida zu erobern, und in dem eroberten Lande ein Marquisat von dreyßig Meilen in die Länge und dreyzehn in die Breite anzurichten, mit der Zugabe der Statthalterschaft von San Jago in Kuba, damit er aus dieser Insel im Nothfall alles nehmen könnte, was er bedürfe; und wenn der Erfolg seinem Unternehmen entspräche, so sollte die Würde eines Generalstatthalters von Florida die letzte Hauptbelohnung ausmachen.

Diese

Diese Neuigkeit machte in Spanien nicht wenig Aufsehen, man wußte, daß er einer von denjenigen war, die Peru erobert hatten, und dessen ungeheuerer Reichthum nun zu einer neuen Eroberung angewendet wurde; was konnte also natürlicher seyn, als Soto werde ein neues Königreich mit der Krone vereinigen, noch weit größere Reichthümer einsammlen, und jeder, der ihm in diesem Unternehmen folgte, müsse ebenfalls große Schätze dabey sammlen können. Aus diesen Ursachen strömten von allen Orten Menschen zusammen, und boten sich an, den Soto zu begleiten, unter denen auch viel Edelleute begriffen waren. Soto gieng in seinem Unternehmen ernstlich und schnell zu Werke, er ließ Schiffe ausrüsten, warb Völker an, setzte Hauptleute ein, und binnen vierzehn Monaten war alles im besten Zustande. Man hatte zu San Lukar neunhundert Spanier versammlet, meist Leute in der Blüthe ihrer Jahre, die in der neuen Welt eine größere Rolle spielen wollten, als sie in ihrem Vaterlande zu erwarten hatten. Man schiffte diese Truppen ein, theilte Geld unter sie aus, auch der Feldherr begab sich mit seiner ganzen Familie nebst einigen Geistlichen und Ordenspersonen auf das Schiff, daß also die Flotte aus zehn Schiffen bestand, zu der sich die nach Mexiko bestimmten fünfe gesellten, und Soto übernahm bis Kuba das völlige Kommando. Die Reise dahin und ihre Ankunft in Kuba war von dem besten Erfolge; Soto versah sich mit allen Nothwendigkeiten, und suchte die Einwohner zu überreden, sein großes Unternehmen unterstützen zu helfen. Allein während ihres Aufenthaltes und auch vor seiner Ankunft hatten die Landesbewohner gesehen, daß es den Spaniern nur darum zu thun sey, Gold aus ihren Bergen zu holen, und sie, die sie bey ihren wenigen Bedürfnissen nichts leichter als Gold entbehren konnten,

fühlten

fühlten eine so große Abneigung gegen dieß Geschäfte, zu dem sie wahrscheinlich öfters durch die härtesten Zwangsmittel angehalten werden mußten, daß sich eine sehr große Anzahl Einwohner aus Verzweiflung und Furcht vor der Zukunft erhenkten. Soto mußte hier seine ganze Beredsamkeit anwenden, um die noch übrigen und selbst die benachbarten Orte von diesem Entschlusse abzuhalten; er sammlete den Ueberrest und lockte sie durch Geschenke und Versprechungen, so daß er nun seinen Weg nach Havana (ein Ort, der von einem französischen Seeräuber zerstört worden war) nahm, und seine Truppen theils zu Märschen auf dem Lande, theils zu Wasser beorderte. Bey der Ankunft in Havana betrug sich Soto sehr menschenfreundlich, er sah den traurigen Anblick der Stadt und ihrer elenden Einwohner, er theilte Geld unter sie aus, und schickte von da Kundschafter nach Florida, um die Küsten und den besten Landungsplatz zu erforschen. Nachdem alles gehörig untersucht worden war, ließ Soto den Kriegesvorrath und 250 Pferde zu Schiffe bringen, und die Bemannung bestand, außer den Bootsknechten, über tausend Mann der besten und streitbarsten Männer.

Als sie nach neunzehn Tagen in dem Hafen des heiligen Geistes ankerten, so stiegen dreyhundert Mann ans Land, um solches im Namen des Königs in Besitz zu nehmen. Die erschrocknen Einwohner griffen zu den Waffen, und kämpften für ihre Freyheit so meisterlich, daß die ersten Versuche der Spanier sehr schlecht ausfielen; allein die Uebermacht zwang den Caciquen, aus seiner Hauptstadt zu fliehen, und begab sich mit seinen Einwohnern in einen Wald, aus dem er nicht wieder gebracht werden konnte. Soto hatte indessen von der Hauptstadt Hirriga Besitz genommen, und suchte durch allerhand

Vor-

Vorschläge und Geschenke den Caciquen zu gewinnen, in der Hoffnung, daß es ihm bey den übrigen Einwohnern des Landes desto leichter glücken würde. Allein der Haß der Bewohner von Florida war unversöhnlich, und die Arten der Qualen grausam, mit denen sie die gefangenen Spanier quälten. Nichts destoweniger suchte Soto immer tiefer in das Land hinein zu kommen, und zog aus einer Landschaft in die andere, wo er zuweilen bey manchen Caciquen wenig Widerstand fand, bey andern aber wieder die hitzigsten Treffen aushalten mußte, und wo die Spanier sehr oft die Grausamkeiten der Wilden nachahmten. In kurzer Zeit waren verschiedene Landschaften von ihren Einwohnern verlassen und unter spanischer Herrschaft, die Caciquen verließen ihre Hauptstädte und flohen in die Wälder.

Man muß sich freylich keinen sehr großen Begriff von den Wohnungen und dem Hauptsitze eines solchen Caciquen machen, der mit gar leichter Mühe eingenommen und zerstört werden kann. Die Indianer sehen bloß dahin, daß sie ihre Städte an erhabenen Orten anlegen; allein da Florida keine bequeme Lage hierzu hat, so helfen diese sich auf eine andere Art, und machen künstliche Erhöhungen. Sie suchen sich nämlich einen Platz aus, bringen darauf eine Menge Erde, welche sie in Gestalt einer Fläche zwey bis drey Piken erhöhen. Eine solche Fläche kann aber wohl zehn bis zwanzig Häuser fassen, und dieß ist eigentlich die Residenz des Caciquen und seiner Familie. An dem Fuße dieser Erhöhung stecken sie einen viereckigten Platz, so groß als sie die Stadt haben wollen, ab; wo rund um denselben her die Vornehmen zuerst, und nächst diesen das Volk, ihre Wohnungen aufschlagen, und das Haus ihres Oberherrn ganz umgeben. Um aber mit Bequem-

lichkeit auf diese Anhöhe zu kommen, ziehen sie in gerader Linie Straßen herab, von denen jede funfzehn bis zwanzig Fuß breit ist, und vereinigen sie mit dicken Balken, die ziemlich tief in die Erde gehen, und gleichsam die Mauern dieser Straßen abgeben. Alsdann machen sie Treppen, gleichfalls von starken Balken, welche quer über gelegt werden, damit das Werk desto gleicher seyn möge; und diese Stufen legen sie sieben bis acht Fuß von einander, damit auch die Pferde bequem auf- und absteigen können. Die andern Seiten der Erhöhung bleiben abhängig und ohne Zugang; dadurch geben sie dieser Wohnung einige Festigkeit, die aber, wie man leicht denken kann, keinem feindlichen Heere viel Widerstand leisten mag.

Bis jetzt hatten die Spanier noch keine von den schmeichelnden Hoffnungen erfüllt gesehen, weshalb sie ihr Vaterland verlassen, und Gold zu holen ausgegangen waren; immer mußten sie jetzt mit den Einwohnern fechten, und abscheuliche Wege durchwandern, wo beynahe jeder Schritt mit Menschenblut bezeichnet wurde. Immer blieb es nur bey Erzählungen von glücklichen Eroberungen, und wenn sie hinkamen, fanden sie entweder bewaffnete Wilde, oder einen verlassenen Boden, der die elendesten Erquickungen kaum hinreichend darbot. So war es auch bey ihrer Ankunft in der Landschaft Apalache, von welcher man der Erzählung nach ein irdisches Paradies erwartete; bey näherer Untersuchung aber zwar einen tragbaren Boden, aber auch eine Menge wilder Krieger antraf, die den Erwartungen nicht angemessen waren. Indessen nahmen sie auch hier Besitz von der Hauptstadt, welche ganz von Einwohnern verlassen worden war, und streiften weit und breit in der Provinz herum, theils neue Städte

aus-

auszufinden, theils Goldgruben zu entdecken. Endlich hofften sie in der Landschaft Cofaciqui ihren Wunsch zu befriedigen, weil die Fürstin dieses Landes eine besondere Freundschaft gegen die neuen Völker äußerte, und sie unter vielen Ehrenbezeigungen auch mit den Reichthümern ihres Landes bekannt machte, die, der Spanier Meinung nach, Gold- und Silbermetalle seyn sollten, welche aber den Eingebohrnen völlig unbekannt waren. Eine der ersten Ausbeute war, daß die Beherrscherinn von Cofaciqui den Spaniern Erlaubniß gab, den geheimen Schatz, der aus einer Menge Perlen bestand und in dem Tempel aufbehalten wurde, unter sich zu theilen. Dieser Tempel war eigentlich derjenige Platz, wo die angesehensten Einwohner des Ortes begraben wurden, und wo man wirklich eine übergroße Menge der schönsten Perlen antraf, und der uns hier zu einer kleinen Schilderung verleitet. Es befanden sich in diesem Tempel große hölzerne Kasten, zwar ohne alle Kunst, aber doch regelmäßig und absichtsvoll. Diese Kasten standen rund um die Mauern auf Bänken, welche etliche Fuß hoch von der Erde erhaben waren, und die balsamirten Leichname der Verstorbenen enthielten. Außer diesen großen fand man daneben kleinere Kasten und Körbe von Rohr, und wirklich künstlich gearbeitet. In den erstern befanden sich Kleider von beyderley Geschlechten, und in den Körben allerhand kostbare Perlen. Hierbey verweilte die Habsucht am längsten, denn das war eigentlich das Ziel ihrer kühnen und oft unmenschlichen Thaten. Der gegenwärtige Schatz bestand aus mehr als tausend Maaß Perlen, und war zu groß, um ihn mit sich zu führen, weil ihre Eroberungen noch lange nicht vollendet waren, und sie zuweilen in Gefahr kommen konnten, diesen Schatz wieder zu verlieren; man nahm also

so viel als man konnte, und war froh, einen glücklichen Anfang gemacht zu haben.

Dieser Tempel war über hundert Schritte lang und etwa vierzig breit, die Mauern ziemlich hoch, und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Traufsteine zu ersetzen. Er war übrigens mit zartem Schilf gedeckt, welches gespalten wird, und wovon die Indianer Matten machen, die den Tapeten von Binsen der Mohren ähnlich sind, und ein gefallendes Ansehen haben. Diese Matten waren fünf- bis sechsfach über einander gelegt, und verhinderten sowohl dem Regen, als auch die Hitze, in den Tempel zu dringen. Auf dem Dache befanden sich viele Muscheln von verschiedener Größe und von mancherley Fischen genommen, welche in der schönsten Ordnung gelegt waren. Diese Decke gab ein über alle Beschreibung prächtiges Ansehen, denn sie bestand nicht nur aus lauter kleinen Muscheln, sondern zwischen etlichen kleinen befand sich allemal wieder eine große Seemuschel, und in den Zwischenräumen lauter Perlen von seltener Größe, welche die Gestalt von Blumensträußen hatten, und unter der Mischung dieser glänzenden Perlenmuttern von den Sonnenstrahlen ein prächtiges Ansehen erhielten. Die Thore des Tempels waren der Größe des Gebäudes angemessen, und an dem Eingange sah man zwölf von Holz geschnitzte Figuren, welche wahrscheinlich Riesen vorstellen sollten. Ihr Ansehen war wild und drohend. Sonderbar war es dabey, daß die vordersten (denn sie standen in Reihen auf beyden Seiten) sehr groß und die hintersten immer verhältnißmäßig kleiner waren. Sie hatten Waffen in den Händen, die mit ihrer Größe überein kamen, und zwar die vordersten auf jeder Seite mit Kupfer beschlagene und in die

Höhe

Höhe gehobene Streitkolben; die andern Streithämmer; die dritten Ruder; die vierten Aexte von Kupfer, deren Schneide von Feuersteinen war; die fünften gespannte Bogen und Pfeile. Das Inwendige des Tempels hatte dieselbe Auszierung, wie von außen; denn man fand darin eine Art Kränze von großen Seemuscheln, gleichfalls mit Büschel von Perlen, die von dem Dache herabhiengen, und zwischen diesen noch eine Menge sehr wohl geordneter bunter Federn. An allen vier Seiten befanden sich zwey Reihen Bildsäulen über einander, die eine, welche das weibliche, die andre, so das männliche Geschlecht in der natürlichen Größe der Einwohner darstellten. Jede Bildsäule hatte ihr eigenes Gehäuse, und verdeckte also die Wand von innen völlig. In den Händen der Männer befanden sich ebenfalls Waffen, und an denselben Perlenschnuren; in den Händen der Frauen aber befand sich nichts. Am Fuße dieser Mauern standen auf Bänken die Särge der Landesherren und ihrer Familien, über jedem Sarge aber, allemal in einem Gehäuse, die Abbildung des Verstorbenen. Neben diesen Denkmälern hiengen die Schilder, welche von Rohr geflochten und so dicht waren, daß sie mit keiner Kugel durchschossen werden konnten; diese Schilder waren gleichfalls mit Perlen gezieret, welche ihre Schönheit erhöheten. Mitten im Tempel standen drey Reihen Küsten auf besondern Bänken; die größten von diesen Küsten dienten den mittlern, und diese wieder den kleinern, zum Fußgestelle. Alle diese Küsten waren voll von Perlen, so daß in den größten auch die größten Perlen waren, und so fort bis zu den kleinsten, die mit Samenperlen angefüllt waren. Außer diesem großen Schatz fand man auch noch eine Menge Gemsfelle von verschiedener Farbe, ingleichen vielfarbige Kleider von Fellen, welche dabey die

beste Ausarbeitung hatten. Diesen Tempel, der überall sehr reinlich war, umgab ein großes Vorrathshaus, welches in acht Säle von gleicher Größe eingetheilt und eine große Zierde des Ganzen war. In diesen Sälen hiengen Waffen mit Perlen geschmückt, und der Werth dieses Gebäudes überstieg selbst die Erwartung der goldbegierigen Eroberer. Man erkundigte sich bey den Eingebohrnen, was sie veranlaßte, so große Schätze hier anzuhäufen, und diese gaben zur Antwort, daß sie es weiter für keinen Schatz ansähen, sondern nur die Herren des Landes, vornehmlich von ihrer Provinz, die Hoheit ihrer Person durch die Schönheit des Tempels auszudrücken suchten.

Nach Empfang dieser glücklichen Beute durchzogen die Spanier das Land wieder auf etliche hundert Meilen, und kamen endlich nach Mauvila, woselbst sie die größten Verwüstungen anrichteten, die streitbaren Einwohner tödteten, ihre Häuser verbrannten, und Blut wie Wasser vergossen; denn man zählte der erschlagenen Indianer nicht weniger als 11000 Mann. In den umliegenden Gegenden von Mauvila blieben über 2500, in dem Flecken selbst über 3000, und eben so viel kamen im Feuer um, ohne die Tausende von Elenden zu zählen, die halb todt die Luft mit Heulen erfüllten, welches den siegenden Christen ein Wohlklang zu seyn schien. Eine ähnliche Niederlage verrichteten sie nachher in Chicaza und Tula. Endlich wurde Soto zu Guachoia in seinen Eroberungen, eben als er auf Mittel dachte, einen bleibenden Wohnort in Florida zu wählen, aufgehalten; er starb 1543, im zwey und vierzigsten Jahre seines Alters, und hatte zuvor das Regiment dem Ludwig von Moscoso übergeben, der eben so tapfer und eben so grausam als er selbst war. Der Tod

dieses

dieses ungestümen Kriegers that jedoch auf den rasenden Eroberungsgeist der Spanier eine ganz andere Wirkung: die Begierde, in Florida zu bleiben, verlosch nach und nach, zumal da die geträumten Goldgruben noch bis jetzt nicht aufgefunden werden konnten. Es wurde also der einstimmige Entschluß gefaßt, den auch der neue Feldherr begünstigte, nämlich nach Mexiko zu gehen, und von den Beschwerden auszuruhen, die eine so lange Reise und Gefahren bewirkt hatten. Auf dieser Reise, die sie ohne alle geographische Kenntnisse antraten, entfernten sie sich mehr von dem Orte ihrer Bestimmung, als daß sie sich ihm näherten, und stießen zuweilen auf herzhafte Indianer, die ihnen den Weg sehr erschwerten, oder wo sie oft von den Wilden aus Rache ganz falsche Wege geführt wurden, und erst nach langem Hin- und Herforschen Mexiko näher kamen. Ueberhaupt hatten die Wilden, welche nie einen Europäer gesehen hatten, von den Feuergewehren eine sonderbare Meinung; sie glaubten nämlich, die Kanonen wären der Donner, weil sie die Erde erschütterten und die Menschen in der Ferne tödteten, deren Wirkung sie leider nur zu oft erfahren mußten. Wenn man also die ganze Entdeckungsreise der Spanier in Florida, von Animoia, woselbst sie anfangs zu Schiffe giengen, bis an den Ort, wo der Chucagua entspringt, welches das Ende ihrer Eroberungen war, zusammen nimmt, so beträgt ihre ganze Landentdeckung gegen dreyhundert Meilen in die Länge und bis fünfhundert in die Breite. Die kühnen Eroberer langten endlich in Mexiko bey ihren Landesleuten an, blieben theils hier, theils zerstreueten sie sich und giengen wieder nach Spanien, mit der Erfahrung, daß es klüger sey, im ruhigen Besitz seiner kleinen Güter zu bleiben, als nach ungewissen großen Reichthümern nach Amerika zu gehen.

Auf solche Weise endigte sich des Soto großes Unternehmen in eine sehr ehrenlose Rückkehr, und man verlangte lange Zeit nicht mehr, einen neuen Versuch zu wagen, da der erste kühne von so schlechtem Erfolge gewesen war. Endlich nach etwa sechzehn Jahren fiel es etlichen Jesuiten ein, Florida zu besuchen, allein ihre dortige Ankunft wurde von den Einwohnern sehr schlecht aufgenommen; einer wurde erschossen, und die andern suchten sich wieder mit der Rückkehr zu retten. Dennoch unternahmen es nach zwey Jahren darauf wieder etliche andere Jesuiten, und Pedro Melendez gieng von 1563 bis 1568 dreymal nach der Küste von Florida, und wollte einige französische Seeräuber, die sich deren zu bemächtigen trachteten, vertreiben. Auch brachte er etliche Indianer mit nach Spanien, die aber, als man sie fragte, ob sie Einwohner aus Mauvila wären, in die größte Wuth ausbrachen, weil sie glaubten, sie wären in den Händen derer, die mit bey jener schändlichen Niederlage zugegen gewesen wären, und die ein immerwährendes grausenvolles Andenken unter ihrer Nation zurückgelassen hatte.

Man kann aus dieser Entdeckungsgeschichte kürzlich sehen, wie viel die Spanier ehedem unter Florida verstanden, denn die meisten englischen Kolonien, der Franzosen ihr ehemaliges Louisiana und Neufrankreich waren ebenfalls darunter begriffen, und oben sind seine jetzigen Gränzen genauer angegeben worden. Die ganze Uebersicht der Geschichte besteht darin, daß Florida im Jahr 1494 von dem Engländer Sebastian Cabot entdeckt, aber nicht besetzt wurde. Im Jahr 1512 kamen die Spanier, durchwanderten es, ließen sich aber nicht nieder; die Franzosen hingegen nahmen es 1562 in wirklichem Besitz, wurden aber wieder von den Spaniern vertrieben.

trieben. Die Franzosen rächten sich zwar einigermaaßen, räumten jedoch 1567 das Land wieder. Hierauf nahmen die Spanier Florida von neuem wieder ein, und legten fünf Kolonien darin an, behielten es auch bis auf unsere Zeiten. Im Frieden von 1763 aber kam Florida an Großbritannien, wo es sich, den neuesten Nachrichten zu Folge, in der traurigsten Verfassung befand. Die Stärke der ganzen Kolonie bestand etwa aus dreytausend Menschen, die bloß von der Viehzucht lebten. Die Häute verkauften sie nach Havana, und das dafür erhaltene Geld war, nebst 150,000 Piastern, welche die Besatzung ebenfalls aus Havana bekam, der ganze Preis ihrer Industrie. So armselig aber auch die Einwohner waren, so wollten sie doch alle nach Kuba versetzt werden, als das Land den Engländern abgetreten wurde; folglich hat England weiter nichts als eine große Wüsteney bekommen. Der Engländer Absicht gieng aber bey der Besitznehmung von Florida hauptsächlich dahin, daß sie sich an dem mexikanischen Meerbusen festsetzen, und von da aus eine freye und offene Gemeinschaft mit den reichen spanischen Besitzungen erlangen wollten, wohin sie bisher nur durch den Schleichhandel kommen konnten. England wendete daher sehr viel Kosten auf die Kolonie von Florida, und hat z. B. im Jahr 1769 gegen 9550 Pfund Sterl. zum Nutzen dieses Landes bewilliget; allein im Jahr 1779 wurden die Engländer durch die Spanier aus drey Forts und Niederlassungen am Missisippiflusse vertrieben, und im Frieden von 1783 mußte Großbritannien Florida an Spanien aufs neue überlassen.

B. Louisiana.

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

a) Land.

Sobald man die Gränzen von Florida verlassen hat, und sich gegen den südlichen und mittlern Theil von Nordamerika wendet; so gelangt man in die zweyte spanische Landschaft, **Louisiana** genannt, welche heut zu Tage seine besondern Gränzen erhalten hat, anstatt daß es ehedem mit zu Florida gerechnet wurde. Seine Lage erstreckt sich bis an den mexikanischen Meerbusen, zwischen Neumexiko und dem westlichen Ufer des Missisippiflusses, an dem es hinaufläuft, gegen Norden aber noch einen großen Strich unbekanntes Land enthält. Seine eigentlichen politischen Gränzen sind gegen **Mittag** das Meer, gegen **Morgen** Florida und Carolina, gegen **Abend** Neumexiko, gegen **Mitternacht** Kanada, und die bis an die Hudsonsbay hinauf reichenden noch unkundigen Gegenden.

Aus dieser Ursache läßt sich auch die eigentliche **Größe** des Landes nicht genau angeben. Ehedem dehnten zwar die Franzosen diese Landschaft gegen Mitternacht bis an Kanada; gegen Morgen bis an Neuyork, Pensylvanien, Virginien, Carolina und Georgien; gegen Mittag bis an den mexikanischen Meerbusen, und gegen Abend bis an Neumexiko, Neuspanien und bis in die unbekannten Gegenden. Nachdem aber Frankreich seinen Besitz hat aufgeben müssen, und durch den Frieden von 1763 von Frankreich alles, was dem Missisippi gegen Morgen liegt, davon getrennt worden ist, so erstreckt es sich nur noch so weit, als oben angegeben wurde. Man hat daher die eigentliche Länge und Breite noch nicht genau bestimmen können, sondern man nimmt ohngefähr an, daß die Breite zwischen den englischen und spanischen Provinzen gegen **zweyhundert** Seemeilen,

meilen, die Länge hinauf achtzehnhundert französische Meilen beträgt. Doch ist diese Länge sehr ungewiß, und alles, was man sagen kann, bestehet darin, daß man von den nördlichen Illionis an bis an den Ausfluß des Missisippi fünfhundert französische Meilen rechnen kann.

Die Gränzen der Küsten dieser Provinz sind gegen Abend die St. Bernhardsbay und gegen Morgen Rio Perdido; sie sind aber insgesammt niedrig, überall mit einem weißen, dürren Sande bedeckt, werden zuweilen überschwemmt, und sind daher unbewohnbar und für die Landung ungeschickt, weshalb man sich auch nicht dagegen verwahret.

In einem so weitläuftigen Lande kann dahero auch das Klima nicht durchgängig gleich seyn, und es muß sich mehr und mehr verändern, nachdem es sich mehr oder weniger nach Norden erstreckt. Man findet die Himmelsluft nirgends so, als man der geographischen Breite nach erwarten sollte. Und Louisiana, ob es gleich mit den nordafrikanischen Küsten unter gleichen Parallelzirkeln liegt, ist doch nur so heiß, als die mittägigen Provinzen von Frankreich, und diejenigen Gegenden dieses Landes, die unter dem 35sten oder 36sten Grade liegen, sind nicht viel wärmer, als die nördlichen Provinzen des Hauptlandes. Die dicken Wälder, welche die Strahlen der Sonne hindern, den Boden zu erwärmen, und unzählige Flüsse, die eine beständige Feuchtigkeit unterhalten, ingleichen die Winde, welche über eine sehr lange Strecke festen Landes von Norden her wehen, erklären diese Naturerscheinungen. Man sieht hier den Himmel selten mit Wolken bedeckt, und es regnet nur selten, außer bey Gewittern; dafür ersetzt aber der häufige Thau die Stelle des Regens mit Vortheil. Die Luft ist, überhaupt genommen, rein,

aber

aber in dem obern Louisiana noch weit reiner, als in dem untern. Dieses hat einen sichtbaren Einfluß auf die gute und dauerhafte Gesundheit der Einwohner: sie sind wenig Krankheiten unterworfen, genießen mit unter ein sehr hohes Alter, und leben unter diesem glücklichen Himmelsstriche ein sorgenfreyes Leben.

Die Fruchtbarkeit des Bodens und seine glückliche Bewässerung erhöhet diese Vortheile. Zwar ist die Erde an der Mündung des Missisippi nur schlecht; aber in den innern Theilen des Landes giebt es dafür desto vortrefflicheres Land, welches mit mannigfaltigen Bäumen, welche die Natur selbst gepflanzt hat, pranget; auch an der östlichen Seite des Missisippi giebt es große Striche Landes von dem besten und tragbarsten Boden. Selbst auf den Hügeln, oder dem hochliegenden Lande, ist der Boden in seinem Grunde zwar so fest, daß er die schwersten Gebäude tragen kann; auf demselben liegt aber eine lockere, schwarze und sehr fruchtbare Erde. Das Gras reicht dem Wanderer bis an die Knie, und in den Tiefen zwischen den Hügeln wächst es wohl sechs Fuß hoch. Gemeiniglich brennt man es zu Ende des Septembers ab, und in acht bis zehn Tagen steht es wieder in ziemlicher Höhe. Ueberall wechseln die schönsten Gegenden mit den besten Wiesen und Gebüschen ab, und je weiter man sich von Norden entfernet, desto fruchtbarer ist das Land und desto reitzender sind die Aussichten. Etwas verschieden von diesem ist die Beschaffenheit des Bodens an den Küsten und Flüssen, als z. B. das Ufer des Flusses Mobile, von der Quelle bis an die See, ist nicht sehr fruchtbar; allein hieran ist das Wasser und der Boden gleich viel Schuld, beyde sind dahero zur Vermehrung der Pflanzen und Thiere nicht sehr geschickt;

schickt; hingegen zwischen den Flüssen Pasca, Ogoulas und Quefoncte ist der Boden leicht und fruchtbar, nur wegen der nordwärts liegenden Berge etwas steinigt. Dafür hat diese Gegend sehr ausgebreitete Hügel, schöne Wiesen, viel Gebüsch, etwas Wald, und die Ufer der Flüsse sind dick mit Rohr bewachsen. An den angebauten Ufern des Missisippi ist der gänzlich schlammigte Boden allen Arten von Gewächsen, die einen feuchten Boden verlangen, sehr günstig. Wenn man sie ziehen will, so hauet man die dicken Rohre, womit er bedeckt ist, um, und sobald sie trocken sind, zündet man sie an. Wenn man alsdann die Erde nur leicht umgräbt, so gerathen Reiß, Maiz und alle Arten von Getreide und Gemüße, wie wir in der umständlichern Beschreibung von den Produkten sehen werden.

Bey der überaus großen Menge von **Flüssen** und **Seen**, die wir hier mit gutem Bedacht nicht alle anführen wollen, weil wir sie in der Folge mit den dabey wohnenden Völkerschaften vortheilhafter beschreiben können, müssen wir jedoch einiger und zwar der vornehmsten gedenken. Den ersten Rang verdient der Fluß **Missisippi**; er kommt aus dem südlichen Theile der Centralgebirge, und durchläuft einen Weg von dreytausend Meilen, ehe er sich in den mexikanischen Meerbusen ergießt. Sein Ursprung soll aus einem sehr großen See kommen, welchem gegen über eine Oeffnung in dem Berge ist, aus der ein großer Strom in den See herausstürzt, und ihn durch eine bey sich führende rothe schwefelichte Materie färbt; weshalb er auch der rothe See genannt wird. Dieser Fluß läuft südwestwärts von gedachtem See beynahe über zweyhundert Meilen, bis sich ein kleinerer Fluß von Westen her mit ihm vereiniget. Alsdann wendet er sich über dreyhundert

Meilen

Meilen südostwärts; worauf er den **Muddyfluß** und vorher noch einen kleinern aufnimmt. Letzterer entspringt in Süden der Centralgebirge, aus einem großen Sumpfe, worauf er seinen Lauf südlich und westlich nimmt, bis er an den Missisippi kommt, der nach dieser Vereinigung beynahe zwey Meilen breit ist. Der Strom ist von seiner Quelle an bis an diesen Ort durchgängig sehr reiffend, mit abwechselnden, häufigen Wasserfällen; das Land aber ist an beyden Seiten desselben, wie an den Nebenflüssen, die sich in ihn ergießen, ausnehmend schön und fruchtbar. Die Ebenen sind groß und schön, die Luft und Klima, selbst bis an die Quelle hinauf, gemäßigt und angenehm, die Winter sind kurz und selten strenge, ob es sich gleich weiter gegen Morgen, unter der nämlichen Breite, ganz umgekehrt damit verhält; und je weiter man gegen Abend reist, desto sanfter wird das Klima, und das Land desto fruchtbarer. Von dem Ort an, wo sich der Missisippi mit gedachtem Muddy vereiniget, läuft er mit einem starken und an einigen Orten reissendem Strom fast zweyhundert Meilen weit nach Süden; wo er von Westen her einen andern großen Fluß aufnimmt, der vierhundert Meilen weit von den Gebirgen entspringt. Sein Wasser kommt vornehmlich von den nördlichen und nordöstlichen Theilen des Gebirges **Mihauri**, einer doppelten Reihe von Bergen dieses Namens, die bis nach der Landenge von Darien herunter laufen. Die Indianer nennen ihn den blutigen Fluß, und zwar nicht ohne Grund, weil an seinen Ufern zwischen den dasigen und östlichen Indianern blutige Kriege geführt worden sind. Ohngefähr vierhundert Meilen weiter herab fällt ein anderer, nahe bey dem blutigen Fluß entspringender, von Nordwesten her in den Missisippi. An beyden letzterwähnten Flüssen haben besonders die illinischen Indier ihren Aufenthalt,

halt, die ebenfalls die westlichen Ufer des Missisippi auf viele hundert Meilen weit bewohnen, bis man an einen von Morgen her in ihn fallenden Fluß kommt. Dieser letztere entspringt nahe bey der grünen Bay, denn von ihm ist nur ein kurzer Weg zu Lande bis zu einem Strom, der sich in diese Bay ergießt, ingleichen bis zu einem andern Strom, der nicht weit vom Fort St. Joseph in den Meschiganse fällt. Das Land an diesem Arme des Missisippi wurde sonst von den Illiniern bewohnt; allein sie haben sich jetzt größtentheils nach der westlichen Seite des Flusses zurück gezogen. Nur wenige halten sich noch jetzt an der Mündung des erwähnten Flusses auf, wo die Franzosen ehedem eine Kolonie angelegt hatten, die sich gegen funfzig Meilen längst dem Fluß Missisippi hin und noch weit an dem Flusse Illinois hinauf erstreckte. Hier baueten sie guten Tabak, und trieben einen einträglichen Handel mit den Indiern den Fluß hinauf und an den Seen. Dabey zogen sie auch guten Weizen, Gerste und andres Getreide, und hatten hier sonst ein gutes Fort mit einer hinreichenden Besatzung. Als aber dieser Ort an Großbritannien abgetreten wurde, legten die Franzosen eine Garnison nach der andern Seite des Flusses, wohin sich der größte Theil der Einwohner begab.

Ohngefähr einhundert und funfzig Meilen unterhalb dem Orte, wo der Missisippi den Illinois an der westlichen Seite aufnimmt, fällt an der westlichen der Fluß **Misauris** in ihm. Letzterer entspringt in Osten und Südosten des erwähnten Gebirges Misauri in vielen einzelnen Strömen; wovon die äußersten beynahe tausend Meilen weit von einander ab sind, die sich an unterirdischen Orten mit einander vereinigen, worauf der Hauptstrom sich nach einem Laufe von beynahe zweytausend Meilen

gegen

gegen Osten und Südost in den Missisippi verliert.

Nach der Vereinigung mit dem Misauris wird der Missisippi gegen sechs Meilen breit, und setzt darauf seinen Lauf südwärts fort, wobey auf zwey- bis dreyhundert Meilen weit kein beträchtlicher Strom in ihn fällt, bis er endlich den **Ohio** aufnimmt. Letzterer entsteht aus verschiedenen Flüssen, deren einer nahe bey Presqueisle und nur sechs Meilen vom Ontariosee läuft. Etwa zehn Meilen diesen Fluß herab stand ehedem das Fort Du Beauf, von welchem Orte an er für Canoes und kleine Böte bis an seine Mündung schiffbar ist. Dieser Fluß läuft siebenzig bis achtzig Meilen südwärts von gedachtem Fort, woselbst ein anderes Fort, Namens Venango, war; allein beyde wurden von den Indiern im Jahr 1763 zerstört. Dem letztern Fort gegen über vereiniget sich dieser Fluß mit einem andern großen Flusse von Nordost her, der im Lande der fünf Nationen entspringt. Auf dem halben Wege von da bis an das Fort Pitt ist ein anderer, der von Nordost dazu kommt: und erst nach dieser Vereinigung erhält der Strom den Namen Ohio, bis man an das Fort Pitt gelangt, wo er sich mit dem **Monogahela** vereint. Letzterer entsteht an der westlichen Seite der aleganischen Gebirge aus einer Menge kleiner Ströme, die sich bald vereinigen und diesen Fluß bilden.

Der **St. Petersfluß** auf der westlichen Seite des Missisippi entspringt, nach der Erzählung der Indianer, nur eine Meile von dem Messorie. Sein nördlicher Arm entstehet aus einer Menge Seen, nahe bey den glänzenden Bergen. Er ist bey zweyhundert englische Meilen lang, etwa dreyhundert Fuß breit, sehr tief, und an verschiedenen Stellen ungemein reissend; ungefähr funfzig Meilen von seiner

Mün-

Mündung giebt es einige Wirbel, und weit höher hinauf trifft man deren noch weit mehrere an. Es fallen verschiedene andere Flüsse in denselben, worunter auch die kurz vorher sich vereinigten roth und weiße Marmorflüsse begriffen sind; er selbst aber ergießt sich in den Missisippi unterhalb dessen Wasserfall von St. Anton.

Der Obersee führt seinen Namen als der größte Landsee mit allem Rechte, da ihm keiner von den übrigen gleich kommt; und man könnte ihn eben so gut das caspische Meer von Amerika nennen, da er wahrscheinlicher Weise der größte Landsee auf der ganzen Erdkugel ist. Sein Umkreis beträgt nach den neuesten Nachrichten auf sechshundert Meilen. Das Ufer ist größtentheils von Felsen und Anhöhen eingefaßt, das Wasser sehr hell, und, wenn es auch oben warm ist, nur eine Klafter tief eiskalt gefunden wird. In diesem See befinden sich verschiedene Inseln, wovon zwey sehr groß sind, und die Königsinsel wenigstens hundert engl. Meilen lang und an vielen Stellen vierzig breit ist. Die Gegend auf der nördlichen und östlichen Seite ist sehr gebirgicht und wegen der langen Kälte unfruchtbar, bis auf einige Arten Beeren, die aber keinen besonders angenehmen Geschmack haben. Der Boden auf dieser Insel ist sehr gut; auch findet man hin und her Orte, wo Indianer wohnen; die Ufer sind gegen Norden, Süden und Osten sehr hoch und steil, ja an einigen Orten über zweyhundert Fuß hoch über der Oberfläche des Wassers beynahe senkrecht in die Höhe stehend, so daß man nur an den Orten landen kann, wo die Flüsse in den See fallen. Dieser See hängt mit dem Huronsee durch einen Strom von dreyßig deutschen Meilen zusammen. Er ist reissend, und hat einen ansehnlichen Wasserfall, um welchen

herum die Indianer ihre Schiffe zu Lande tragen müssen. Durch die Verbindung des Oberſees mit dem St. Lorenzfluſſe iſt den Einwohnern die Handlung ſehr erleichtert, und dieſe ſuchen auch den Vortheil, ſo gut ſie können, zu benutzen.

Der St. Lorenzfluß fließt von Abend gegen Morgen durch Kanada, bildet eine Menge Bayen, Häfen und Inſeln (unter denen die Inſel Orleans die angenehmſte und fruchtbarſte iſt), die ſteile Ufer haben, hat auch mehrere Waſſerfälle, und iſt bey ſeinem Ausfluſſe in das atlantiſche Meer, wo er einen Golfo deſſelben veranlaßt, der von dem Fluſſe den Namen hat, nach einigen zwölf, nach andern aber achtzehn deutſche Meilen breit. Die übrigen Seen ſind z. B. der **Tamiſcaming**, von hundert engl. Meilen im Umfange; der **Taneſee**; der **weiße Bärenſee**, woraus der Miſſiſippi ſeinen Urſprung nehmen ſoll, und noch unzählig viel kleine Seen, die nicht alle angeführt werden können, geben dem Lande eine überreiche Bewäſſerung und Fruchtbarkeit, ſo daß man z. B. auf beyden Seiten des Fluſſes Miſauris eine ſo vortreffliche Gegend erblickt, als kaum eine auf dem ganzen Erdboden mit ihr zu vergleichen iſt. Doch wir werden weiter unten mehr Gelegenheit haben, davon zu reden.

Produkte. Man wird hier dieſelbe Methode antreffen, welche im vorhergehenden Florida beobachtet worden iſt, nämlich zuerſt folgt das Verzeichniß derjenigen Gewächſe, die in den innern Theilen des Landes einheimiſch ſind, und nach dieſem diejenigen, die ſich von den Arten in andern Ländern unterſcheiden, oder doch bisher nur wenig bekannt geweſen ſind.

a) Aus dem Pflanzenreiche. Von **Bäumen** giebt es hier z. B. **Eichen, Fichten, Ahorne, Eſchen**, amerikaniſche **Tannen**,

nen, Baß- oder weiße Holzbäume, Cedern, Ulmen, Birken, Tannen, Schotendorne, Pappeln, kanadische Tannen, Heinbuchen und Knopfbäume. Von den Eichen aber giebt es verschiedene Arten in diesen Gegenden, die schwarze, die weiße, die rothe, die gelbe, die graue, die Weideneiche und die Kastanieneiche. Die fünf erstern sind in ihrem Aeußerlichen, der Gestalt der Blätter und der Farbe der Rinde einander so ähnlich, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann; allein wenn man den Stamm des Baumes durchsägt, so zeigt sich der Unterschied, welcher vorzüglich auf der Farbe des Holzes beruhet, das sonst von allen sehr hart ist, und sich gut zum Bauen schickt. Die Weideneiche ist von den andern wesentlich unterschieden, da ihr Blatt kleiner und anders gestaltet und ihre Rinde glatter ist. Außerdem wächst sie bloß auf feuchtem, steinichtem Boden; ihr Holz aber ist das zäheste, das man kennt, und bey aller seiner Stärke doch so biegsam, daß man es oft statt Fischbein gebrauchen kann.

Die gelbe Esche macht unter den vielen Arten ihres Namens hier eine Ausnahme, und wird nirgends als an den Hauptarmen des Missisippiflusses angetroffen. Sie erreicht eine erstaunliche Höhe, und ihr Stamm ist so gesund und fest, daß man Fahrzeuge daraus machen kann. Die äußere Rinde dieses Baumes ist fast acht Zoll dicke, und hat viel mehr als sechs Zoll tiefe Ritzen, wodurch die größern Stämme ein ungemein rauhes Ansehen erhalten, und also von andern Bäumen leicht unterschieden werden können. Der Bast, oder die innere Rinde, ist so dick als bey andern Bäumen, und hat eine angenehme gelbe Farbe. Wenn man diese Rinde nur obenhin leicht angreift, so färbt sie schon die Hand so gelb ab, daß man sie,

schwer wieder rein waschen kaun, und ungleich stärker färbt der Saft im Frühlinge; wahrscheinlich ist es ein Produkt, das bis jetzt noch nicht genug gekannt wird, und für die Färbekunst noch fremd ist.

Der Knopfbaum, dessen oben Erwähnung gethan worden ist, hat weiter keine besondere Eigenschaften, wie etwa seine sonderbare Benennung vermuthen lassen könnte. Er gehört zu den größten Bäumen, und hat eine glatte und schön gefleckte Rinde. Das Holz schickt sich sehr gut zu Tischlerarbeiten, es hat aber viele kleine Knoten, die von den Zweigen herstammen, und Knöpfen sehr ähnlich sehen; woraus wahrscheinlich die Engländer *) diesen Namen hergeleitet haben.

Der **Oelnußbaum** (auch Butterbaum genannt) wächst vorzüglich auf Wiesen, in reichem und warmem Boden. Sein Stamm wird selten über drey Fuß im Umkreise dick. Er hat viel Aeste, die sich in kurze und stumpfe Zweige theilen, und seine Blätter sind Wallnußblättern sehr ähnlich. Die Nuß hat eine Schale wie eine Wallnuß, die aber, wenn sie reif ist, mehr Falten bekommt, und sich leicht zerdrücken läßt. Außerdem ist sie weit länger und dicker als eine Wallnuß, hat auch einen größern Kern, der sehr viel Oel enthält, und dabey einen sehr angenehmen Geruch hat. Auch die innere Rinde dieses Baumes färbt sehr schön purpur, und wird heller und dunkler gefunden, je nachdem die Monate sind, in denen man sie sammlet.

Die Natur bringt hier ihre Früchte freywillig und ohne die geringste Hülfe des Menschen dar, als z. B. der **wilde Apfelbaum**, dessen Früchte weit größer

*) Buttonwood, Knopfholz.

größer und wohlschmeckender als die europäischen sind. Eben so der **Pflaumbaum** von zwey Arten, beyde werden von den Eingebohrnen sehr hoch geschätzt. So giebt es auch drey Arten **Kirschbäume**, schwarze, rothe und Sandkirschbäume, wiewohl man die beyden letztern besser zu den Sträuchen rechnen könnte, da der Busch, der die Sandkirschen trägt, fast nur über der Erde wegkriecht, und der andere nicht über zehn Fuß Höhe erreichet. Die schwarzen Kirschen sind fast so groß wie unsere Johannisbeeren, und hängen dicht bey einander wie Trauben. Die Bäume, so sie tragen, sind ungemein fruchtbar, und gemeiniglich sehr voll davon. Zum Essen sind sie nicht gut, so wie die rothen, und auf die jetzt beschriebene Art, der schwarzen.

Von Gesträuchen findet man hier Weiden, Beinwinden, Sumach, Sassafras, stachlichte Eschen, Lederholz, Löffelbäume, große Flieder, Zwergflieder und giftige Flieder, Zwergeichen, Wacholder, süßes Farnkraut, Lorbeerbäume, Myrten, Wintergrün, Kronsbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Hinbeeren ꝛc. ꝛc. Von den **Weiden** giebt es hier verschiedene Arten, unter denen die merkwürdigste eine kleine Art ist, die am Ufer des Missisippi und in den benachbarten Gegend wächst. Die Rinde dieses Strauches dienet dem Bieber zur Nahrung für den Winter. Seine Wurzeln scheinen, wenn das Wasser die Erde, welche sie bedeckt, abgespült hat, aus einer Menge mit einander durchwebter Faden zu bestehen, die eine sehr schöne Scharlachfarbe haben. Mit dieser Farbe färben die Indier viele von ihren zum Putz gehörigen Kleidungsstücken. Die **Beinwinde** ist eine Lianenart, von denen man viele Gattungen in Afrika und Amerika antrifft. Der sogenannte giftige **Fliederbaum** ist den andern Bäu-

men seines Geschlechtes sehr ähnlich, nur daß er etwas gerader wächst, und die besondere Eigenschaft hat, daß er gewissen Personen, selbst wenn sie sich ihm nur in einer Entfernung von etlichen Ellen nähern, schädlich wird; da andere hingegen seine Rinde und Blätter ohne den geringsten Nachtheil kauen können. Sein Gift ist jedoch nicht tödtlich, ungeachtet es sehr gewaltsam wirkt und den Körper auffchwellet.

Auch an Pflanzen und Wurzeln ist hier Ueberfluß, als z. B. Aland, Narden, Sarsaparille, Erdnüsse, wilde Kartoffeln, Süßholz, Schlangenwurzel, Zwiebeln, Knoblauch ꝛc. Melisse, Wegerich, wilde Bohnen, Wasserkresse, Kamillen, wilde Erbsen, u. s. w. Auch die Blumen, als z. B. Lilien, Rosen, wilde Nelken, und andere, sind den europäischen Blumen gleiches Namens sowohl an Schönheit als auch an Vollkommenheit des Geruches sehr nahe, und weit mehr, als man von wildwachsenden Pflanzen erwarten sollte.

Von Hülsenfrüchten hat man bloß Mais oder indisches Korn, wilden Reis, Bohnen und Melonen. Das schätzbarste Produkt der Natur ist für die hiesigen Einwohner der wilde Reis, und zwar weil es die Natur freywillig darbietet; und es ist gewiß für diese Gegend ein sehr großer Vorzug, wenn künftig neue Pflanzungen bessern Gebrauch davon zu machen wissen sollten: anstatt daß in andern Gegenden, denen die Natur dieses Geschenk versagt hat, die ersten Anbauer meist durch den Mangel der nothwendigen Nahrung vielen Beschwerden ausgesetzt sind, wenn der Himmelsstrich auch noch so gemäßigt und der Erdboden noch so fruchtbar ist.

b) Aus dem Thierreiche.

Die Abweichung der Thierarten ist von der vorigen Provinz wenig oder nichts unterschieden, denn man

man findet hier ebenfalls Tieger, Bären, Wölfe, Füchse, Elendthiere, Hunde, Bergkatzen, wilde Katzen, Büffel, Rehe, Mooserthiere, Wolfsbären, Stinkthiere, Stachelschweine, Igel, Hamster, Marder, Bieber, Eichhörnchen, Hasen, Kaninchen, Maulwürfe, Murmelthiere, Fischottern u. s. w. Von Vögeln, Adler, Habichte, Raben, Papageyen, Pelikane, Störche, Schwäne, Gänse, Enten, Birk- und Rephühner, Wachteln, Tauben, Schnepfen, Lerchen, Spechte, Kukuke, Schwalben, Nachtigallen, Colibri u. dergl. Von den Fischen, die man im Missisippi vorzüglich antrifft, findet man den Stör, und ist der Art, die man gemeiniglich nahe beym Meer fängt, bloß durch seinen Kopf und Schwanz ähnlich; allein sein Körper ist runder, und nicht mit so viel hornartigen Schuppen bedeckt, als bey dieser. Seine Länge beträgt gewöhnlich gegen drey Fuß, allein seine Dicke ist verhältnißmäßig nur gering, weil er ein sehr dünner Fisch ist. Sein Fleisch ist zart, wohlschmeckend und übertrifft die Forelle. Ferner der **Katerwels** ist gegen 18 Zoll lang und von bräunlichter Farbe, ohne Schuppen. Sein Kopf ist groß und rund, von dem er auch seinen Namen erhalten hat. An verschiedenen Stellen desselben ragen drey bis vier scharfe, starke, zwey Zoll lange Hörner hervor. Er wiegt gewöhnlich sechs Pfund, und ist an Geschmack dem Aale sehr ähnlich. Der **Karpf** und **Dickkopf** sind jedem andern an Gestalt gleich. Allein auch in den Seen, deren wir so viele angegeben haben und noch anzeigen werden, findet sich eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Fischen; da sie aber weiter nichts besonderes enthalten, und in jedem andern See auch vorgekommen sind, so ersparen wir ihre fernere Anzeige.

Von Schlangen finden sich hier erstens die Klapperschlange, die lange schwarze Schlange, die Haus- oder Mauernatter, die Bindenschlange, die Wasserschlange, die zischende Schlange, die grüne, die Dorn-, die gefleckte, die Ringel- und die zweyköpfigte Schlange. Diese letztere Art kann zwar bis jetzt noch kein eigenes Geschlecht genannt werden, weil es vielleicht bloß ein Spiel der Natur seyn kann. Die einzige Schlange von dieser Art ward im Jahr 1762 am See Schamplain vom Herrn Yark aus Neuengland gefunden und an Lord Amherst geschickt. Sie war einen Fuß lang und hatte das Ansehen einer gemeinen Schlange, nur hatte sie zwey Köpfe, die am Halse zusammen saßen. Man kann also nicht mit Gewißheit sagen, ob sie ihr Geschlecht fortpflanzet, oder ob es nicht, wie gesagt, ein Spiel der Natur seyn könnte.

Unter den kriechenden Thieren, als Landschildkröten, Eidechsen, Baumkröten, und so weiter, ist nur die letztere Art etwas unbekannt. Sie hat fast dieselbe Gestalt, als die gemeine, nur etwas längere Klauen, und ist dabey etwas kleiner. Man findet sie gewöhnlich auf den Bäumen, wo sie sich fest an die Rinde anhängt, oder in den Spalten derselben steckt. Sie sieht der Farbe des Baumes, an welchem sie klebt, so ähnlich, daß man sie kaum davon unterscheiden kann. Man hört sie bloß in der Morgen- und Abenddämmerung, oder gerade vor und nach einem Regen, und alsdann macht sie ein quakendes Geschrey, das in einer großen Entfernung gehört werden kann.

Alle innern Theile von Nordamerika haben fast die nämlichen Insekten, die man in andern Gegenden unter eben den Graden der Breite antrifft; und ihre Arten sind so zahlreich, und diese haben wieder

so

so viele Spielarten, daß sie ohnmöglich alle angeführt werden können. Diejenigen, so dem Lande eigen zu seyn scheinen, sind die Blitzwanze, die Wasserwanze und Hornwanze. Die erste gehört zu den Käfern, und der Glanz ihrer Flügel hat ihr diesen Namen mitgetheilet. Endlich gehört auch noch die Heuschrecke hierher, wiewohl sie nur aller sieben Jahr zum Vorschein kommt, alsdann aber erscheinen sie auch in so großen Haufen, daß sie mit Recht für eine Plage angesehen werden können; man nennet die Jahre, in denen sie anzukommen pflegen, ordentlich die Heuschreckenjahre.

c) Aus dem Mineralreiche.

Das Mineralreich ist bis jetzt in Louisiana eben so wenig bekannt, als in Florida und in dem ganzen nördlichen Amerika; weshalb wir unsere Leser auf das Wenige, was sich hie und da befindet, auf Florida zurück weisen.

b) Einwohner.

Von dem Ursprunge, Sitten, Gebräuchen, Religion und Sprache der Wilden (wenn sie anders diesen Namen verdienen) können wir hier, als am schicklichsten Orte, eine ausführliche Beschreibung aufstellen, und es muß diese Kenntniß wahrscheinlich den Vortheil erzeugen, daß die Begriffe von den Einwohnern, welche oft sehr irrig ausfallen, in ein helleres Licht gesetzt werden, und als ein Maaßstab dienen kann, wornach man die verschiedenen Stämme, ob sie auch den Namen nach unterschieden sind, richtig zu beurtheilen vermag. Vom Ursprung dieser verschiedenen Stämme läßt sich zwar vieles vermuthen, aber wenig wahres sagen, und es kann uns bey so viel Ungewißheit völlig einerley seyn, wessen Meinung die richtige ist, ob sie von Norden aus Asien und Europa gekommen, oder ursprünglich in Amerika gewesen, und nur durch Revoluzionen den übrigen Welttheilen unbekannt geworden sind. Man

muß hier nothwendig denken, daß sich alle Ueberlieferungen aus dem Gedächtniß verlieren, wenn man die nöthigen Mittel, sie zu erhalten, nicht kennet, oder seit einigen Jahrhunderten nicht gehabt hat. In diesem Zustande sehen wir uns sehr oft bey der Untersuchung von Ländern und Völkern; neue Begebenheiten, neue Einrichtungen der Dinge, geben Anlaß zu neuen Ueberlieferungen, welche die alten auslöschen, und zu ihrer Zeit ein gleiches Schicksal erfahren. Nach zwey bis drey Jahrhunderten sind die meisten Ueberlieferungen entstellt oder verwischt, und dann sehen wir uns in neue Dunkelheit eingehüllt. Man kann also fast als einen Grundsatz annehmen, daß Amerika von keinem Volke aus der alten Welt, das schon einen beträchtlichen Fortgang in seiner Verfeinerung gemacht hatte, seine ersten Bewohner erhalten habe. Die Einwohner der neuen Welt befanden sich ja in einem so rohen Zustande, daß sie nicht einmal die Künste kannten, womit der menschliche Geist seine ersten Schritte zur Verbesserung anfängt. Selbst den gesitteten Völkern von Amerika fehlten viele von den einfachen Erfindungen, die in andern Theilen fast zugleich mit der menschlichen Gesellschaft entstanden, und die schon in den ersten Zeitpunkten des bürgerlichen Lebens bekannt waren. Hätten die Wilden in Amerika, oder auch ihre Vorfahren, jemals den Gebrauch des Eisens gekannt, hätten sie sich je eines Pfluges, eines Weberstuhles oder einer Schmiede bedienet; so würde der Nutzen dieser Erfindung sie erhalten haben, und es würde fast unmöglich für sie gewesen seyn, alles zu vergessen, oder zu vernachlässigen. Doch wir wenden uns zu der weit zuversichtlichern Kenntniß der Einwohner selbst.

Die Erinnerung, die wir schon mehrmalen haben wiederholen müssen, steht auch hier nicht am unrechten

rechten Orte, nämlich, daß man die Kenntniß von den wahren und unverfälschten Sitten und Gebräuchen der Wilden nicht in den Pflanzstädten der Europäer suchen muß. Die südlichen und übrigen Stämme, die einen beständigen Umgang mit den Franzosen oder Engländern hatten, können ihre Sitten und Gewohnheiten unmöglich in ihrer völligen Reinheit erhalten haben. Sie konnten es nicht verhindern, die Laster und selbst die Sprache derer anzunehmen, deren Beyspiel ihnen täglich vorspielte, und der Hang zur Trunkenheit, welchen einige Völker angenommen haben, hat seine Quelle in dem Reitze, den sie durch die Europäer erhielten, und wodurch der Charakter selbst unendlich viel verlieren mußte. Bey Stämmen der Art trifft man folglich bloß ein verwirrtes Gemisch von Gebräuchen und Grundsätzen an, den wahren Hauptcharakter der Nation findet man hingegen im Innern des Landes, den freylich nur Wenige zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.

Die körperlichen Hauptzüge, worin fast alle Stämme mit einander überein kommen, bestehen darin: man findet sie meist schlank, etwas groß und gut gewachsen, und ungesunde Körper sind wirklich selten. Ihre Haut hat eine röthliche Kupferfarbe, ihre Augen sind groß und schwarz, wie ihre Haare, welche nur selten kraus gefunden werden. Ihre Zähne sind weiß und gesund, dabey stehen ihnen die Wangenknochen etwas hervor, mehr aber bey dem weiblichen Geschlechte; denn diese sind auch nicht völlig so groß als die Europäerinnen, doch ist ihre Gesichtsbildung keinesweges mißfallend, ihr Wuchs ist schön und ihre Gesundheit vortrefflich. Man kann nicht sagen, ob die Indianer die Farbe ihrer Haut der Natur, der Kunst oder dem Klima zuzuschreiben haben:

haben: das erste scheint wohl das wahrscheinlichste; allein, wer will bestimmen, welches die erste Farbe der Menschen war, und welche den Vorzug für der andern verdienet?

Ehe man mit den Gewohnheiten dieser Völker bekannter wurde, glaubten viele Reisende, daß die Indianer, selbst in ihren reifen Jahren, bloß Haare auf dem Kopfe erhielten, und daß ungeachtet der Menge, womit derselbe bedeckt ist, dennoch alle übrige Theile, wo man sie bey den Europäern antrifft, völlig frey davon blieben. Allein die Männer glauben durch den Anwuchs des Bartes verunstaltet zu seyn, und wenden dahero alle Mühe an, denselben zu verdrängen; man wird auch nicht leicht eine Spur davon finden, weil sie einen großen Theil Zeit auf die Ausrottung desselben verwenden. Die Nadowessier und die übrigen entfernten Nationen reissen das Haar mit krummgebogenen Stücken von hartem Holze aus; die Indianer hingegen, die Gemeinschaft mit den Europäern haben, schaffen sich Drath von ihnen an, und machen daraus eine Art von Zange oder Schraube, die sie an den Leib ansetzen, und durch einen schnellen Zug alles Haar mit der Wurzel ausreissen.

Es unterscheidet sich auch das männliche Geschlecht bey allen Stämmen durch den Anzug nur sehr wenig, außer diejenigen, die mit den Europäern handeln, und ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemden und andere Zeuge vertauschen, deren sie sich sowohl zum Putz als zur nothwendigen Bekleidung bedienen. Im letztern Fall binden sie ungefähr drey Viertelellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Körpers, und die, so Hemden tragen, binden sie jedoch nirgends zu, weil sie jede Art von Zwang nicht vertragen können. Sie werfen ihre Decke leicht über

die

die Schultern, und halten die obere Seite davon bey den beyden Zipfeln; in der einen Hand halten sie ein Messer, eine Pfeife, einen Tabaksbeutel in der andern, und so gehn sie in ihren Dörfern oder Lagern herum, doch leidet diese Bedeckung beym Tanze Ausnahme. Man sollte kaum glauben, daß es unter ihnen, wie in Europa, Männer gäbe, die sich schöner zu seyn dünken, wenn sie sich von ihren natürlichen Gestalten desto weiter entfernen. Wer gefallen will, reißt sich hier alles Haar aus dem Kopfe, einen kleinen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der die Stelle von der Größe eines Gulden bedeckt, und den sie ziemlich auswachsen lassen. An diesen Zopf hängen sie Federn von verschiedenen Farben und kleine Stäbe von Elfenbein oder Silber. Die Jünglinge wetteifern im Putz für ihren Gefährten, wenn sie sich den äußersten Rand von beyden Ohren spalten, und um diesen abgesteckten Knorpel wickeln sie von oben bis unten Messingdrath, bis das Gewicht davon den getrennten Rand in einen Bogen zieht, der fünf bis sechs Zoll im Durchmesser hat und bis auf die Schultern herab hängt. Es ist was gewöhnliches dagegen, daß sie ihr Gesicht schwarz oder roth bemahlen; doch anders bemahlen sie sich zur Zierde, anders, wenn sie in den Krieg ziehen. Auch ist es eine gemeine Gewohnheit, sich die Nase zu durchbohren, und verschiedene Arten Gehänge darin zu tragen, selbst Seemuscheln nicht ausgenommen.

Wenn man das Tuch um den Mittelleib ausnimmt, so gehen sie vielmehr mit den Schenkeln ganz nackend. Für die Beine machen sie eine Art Strümpfe aus Fellen oder Tuch, welche eng genähet sind, so daß sie sich nur eben an- und abziehen lassen. Sie lassen dabey den Rand des Zeuges, woraus sie

ge-

gemacht sind, an der Naht sitzen, und ungefähr eine Hand breit los hängen; dieser Theil, der an der Aussenseite des Beines sich befindet, wird bey den Indianern, die mit Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, wenn die Strümpfe von Tuch sind, und, sind sie aus Leder, mit Stickerey oder buntgefärbten Stacheln von Stachelschweinen ausgezieret. An den Füßen tragen sie Schuhe aus Elendthier- oder Büffelhäuten, zuweilen auf europäische Art zubereitet, zuweilen lassen sie auch das Haar darauf stehen. Der Rand um die Knöchel ist mit Stücken von Messing oder Zinn ausgeziert, die an ledernen, ohngefähr einen Zoll langen, Schnüren hängen, und während dem Gehen oder Tanzen ein Geräusch verursachen.

Das weibliche Geschlecht hat eine andere Bedeckung, die vom Halse bis auf die Knie herunter geht, und zwar tragen die, so mit Europäern handeln, eine Art von leinenen Hemden, so wie die Männer, wovon die Enden über den Rock herab hängen. Den Sitten der Landestracht zu Folge, machen sie sich außerdem nur eine Art von ledernem Hemde, das bloß den Körper, aber nicht die Arme bedeckt. So sind auch ihre Röcke entweder von Leder oder von Tuch, und reichen von den Hüften bis an die Knie; die Füße werden auf die Art der Männer bekleidet. Uebrigens befolgen sie in Absicht ihres Kopfputzes die Sitten ihrer ältesten Vorfahren, und jede folgt der Gewohnheit, die bey der Nation oder dem Stamme, wozu sie gehört, seit undenklichen Zeiten üblich gewesen ist. Weiber von Stande flechten ihre Haare in Bänder, oder zwischen Platten von Silber, und diese Gewohnheit ist besonders bey den Stämmen auf der Ostseite des Missisippi üblich. Das Silber, so sie hiezu nöthig haben, wird in dünne Platten geschlagen,

ſchlagen, die vier Zoll breit ſind, und wozu ſie verſchiedene nöthig haben. Die, ſo zunächſt am Kopfe ſitzt, hat eine ziemliche Größe, die zweyte iſt ſchon etwas ſchmäler und geht zum Theil unter die erſte; auf dieſe Art befeſtigen ſie alle an einander und machen ſie immer enger bis auf den Rücken herab: und da das Haar der Indier meiſt ſehr lang iſt, ſo iſt dieſe Art des Putzes ziemlich koſtbar. Dagegen theilen die Weiber auf der Weſtſeite des Miſſiſippi ihr Haar auf der Mitte des Kopfes in zwey Zöpfe, die gegen die Ohren zu herab hängen. Dieſe Zöpfe ſind gegen drey Zoll lang, und dick wie ein Arm. Alle Völkerſchaften kommen in Anſehung des weiblichen Geſchlechtes darin überein, daß ſie gewöhnlich einen Fleck von Schminke, eines Thalers groß, unten am Ohr anbringen; einige färben auch das Haar und zuweilen auch eine Stelle auf der Stirne.

Es iſt ſichtbar, daß dieſe Stämme mehr Aufmerkſamkeit auf ihre perſönliche Kleidung als auf die Bequemlichkeit ihrer **Wohnungen** verwenden; denn letztere ſind ohne alle Abſicht und Kunſt. Sie wählen ſich Pfähle von gehöriger Länge, und binden zwey davon immer an ihren Enden mit Baſt in Form eines Kreutzes zuſammen, dann richten ſie dieſe Stangen in die Höhe, und ziehen ſie unten ſo weit aus einander, als es der innere Raum des Zeltes erfordert. Hierauf richten ſie mehrere von gleicher Länge auf, und befeſtigen ſie ſo, daß ſie den beyden Hauptpfählen zur Stütze dienen. Zum Dach werden Reh- oder Elendshäute zuſammen genäht und das Zelt damit überdeckt, und der Eingang oder die Thüre wird ebenfalls mit einem Fell überzogen, das man nach Gefallen aufheben kann. Da nun dieſe Zelte zuweilen ſehr groß ſind und oft gegen vierzig Fuß im Umkreiſe haben, ſo werden hierzu nicht wenig Felle

erfor-

erfordert. Sind sie auf Reisen (denn es giebt nur wenig Stämme, die einen festen Wohnplatz oder ein regelmäßiges Dorf und Stadt haben), wo sie keine Zelte bey sich führen, so errichten sie nur Hütten, welche noch einförmiger sind. Sie stecken kleine biegsame Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen und zusammen gebunden werden können. Diese Stangen werden mit Matten bedeckt, die aus Schilf geflochten sind, oder auch mit Birkenrinde, die sie in ihren Canoen zu diesem Gebrauche mit sich führen. Ihre Schlafstellen sind auf der Erde, oder es wird ein Gerüste etliche Fuß hoch vom Boden errichtet, auf welchen Felle, vorzüglich Bärenhäute, gelegt werden, welches eigentlich ihre Betten sind.

Ihr Hausrath ist ganz ihren Bedürfnissen und ihren Wohnungen angemessen; eben so alle Werkzeuge, die sie wegen der Ungeschicktheit an jeder Ausarbeitung verhindern und abschrecken. Die Nation der Nadowessier macht ihre Töpfe aus schwarzem Thon, einer Steinart, die so hart ist, daß weder Feuer noch Eisen darauf wirken können. Die Schüsseln und Schaalen werden von Auswüchsen des Ahornbaumes und aus andern Holzarten bereitet; eben so die Löffel, welche aus Löffelholz geschnitzt werden und ein ziemlich gutes Ansehen haben. Seitdem sie die Nothwendigkeit der Messer und Feuerstahle haben einsehen lernen, seitdem haben fast alle Stämme diese Geräthe, und welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit europäischen Handelsleuten haben, kaufen sie von ihren Nachbarn, die näher an den Kolonien wohnen, wofür sie gemeiniglich Sclaven geben.

Die Sitten und Eigenschaften der Indianer sind, wie schon mehrmalen angemerkt worden ist,

ganz

ganz in dem Zustande, den wir Roh- oder Wildheit zu nennen pflegen, nur mit der Einschränkung, daß man zuweilen Handlungen entdeckt, die ihnen und jeder Nation Ehre machen. Ihr Gefühl der Liebe gegen ihre Weiber z. B. ist nach unsern Begriffen völlig stumpf, und sie können, bey ihrem ungewöhnlichen Grad von Trägheit, ganz gleichgültig zusehen, wenn ihre Weiber die härtesten Arbeiten übernehmen, ohne daran zu denken, daß sie ihnen diese Mühe erleichtern sollten; ja, selbst auf der Jagd bringen die Männer nie das Wildpret selbst nach Hause, sondern lassen es durch ihre Weiber hohlen, sollte es auch noch so eine beträchtliche Strecke Weges ausmachen. Gleichwohl vergelten ihre Weiber diese Kälte nie wieder mit gleicher Behandlung, sondern äußern alle mögliche Theilnehmung an dem Schicksal ihres Mannes und an der guten Erziehung ihrer Kinder. Man muß jedoch den Indianern wieder nachsagen, daß sie in jeder ihrer Handlungen niemals in übermäßige Hitze ausarten, sondern allemal mit Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gehen; nur wenn es auf den Haß gegen ihre Feinde ankommt, weichen sie von ihrer gewöhnlichen Kälte ab, und sind unversöhnlich und unersättlich in der Art der Rache. Ihre Gleichgültigkeit erstreckt sich nicht bloß auf ihre Weiber und Kinder (einzelne Fälle ausgenommen), sondern begleitet sie auch in jeder ihrer Handlungen. Wenn z. B. ein Indier eine besondere Person aus einer Familie besuchen will, so sagt er sogleich, wem er eigentlich seinen Besuch zugedacht habe, und der übrige Theil der Familie begiebt sich auch ohne Widerrede an das andere Ende des Zeltes oder der Hütte, unbesorgt, was seine Absicht sey, oder sie im geringsten zu unterbrechen.

So stumpf sie hier zu empfinden scheinen, so leicht sind ihre Verstandeskräfte, wenn es auf Aufmerksamkeit, oder auf Erlernung einer Sache ankommt. Sie gehen z. B. durch einen Wald, oder eine Ebene von zweyhundert Meilen Breite, und kommen ohne Wegzeiger genau an den Punkt, den sie sich vorgesetzt hatten. Sie wissen jeden Augenblick beym trübsten Himmel, an welcher Stelle sich die Sonne jetzt befindet; sie können mit großer Fertigkeit die Spuren von Menschen und Thieern auf Laub oder Grase ausfindig machen, weshalb ihnen ihr fliehender Feind gewiß selten entgehet. Eben so glücklich ist ihr Gedächtniß, Sachen zu behalten, wobey oft die kleinsten Umstände nicht vergessen werden. Es ist eine große Ehre und ein Vorzug, wer alt wird, und der junge Indier, der den Rath seines Vaters mit vieler Gleichgültigkeit anhört, gehorcht hingegen den Befehlen des Großvaters mit der größten Bereitwilligkeit; und sind sie auf der Jagd durch ein besonders gutes Wildpret glücklich gewesen, so wird es allemal den Alten, als ein Zeichen der Achtung, zum Geschenke dargebracht.

Es bestehet also das Leben dieser Stämme in einer steten Ruhe und Sorglosigkeit, sie geitzen weder nach Erweiterung ihrer Güter, noch geben sie sich große Mühe, selbst das Nothwendigste zu erhalten, wenigstens werden sie niemals Mittel anwenden, größere Vortheile in der Entfernung zu suchen, wenn sie mit geringer Mühe das Nothdürftigste in der Nähe finden können. Sie theilen dahero ihre müssige Zeit in Essen, Trinken, Schlafen, oder Herumgehen in ihren Dörfern und Lägern; zwingt sie aber die Noth, ihre Nahrung zu suchen, oder ist ein Feind in der Nähe, dann sollte man kaum glauben, daß es dieselben Menschen wären, die sich jetzt jeder Mühe

und Beschwerde willig darbieten können. Um den gewöhnlichen Zustand der Langenweile zu vertreiben, hat der Geist der Indianer, wie der Europäer, das Spiel zum Hülfsmittel gewählt; sie verspielen oft ihre Waffen, ihre Kleider, und alles, was sie haben, unbesorgt, was morgen an dessen Stelle seyn wird; doch mit der einzigen Tugend der Ruhe und ihrer philosophischen Gleichmüthigkeit.

Was man unter dem Eigenthumsrecht versteht, ist ihnen völlig unbekannt und einerley, ihnen gehört nichts eigen, als was zu ihrem häuslichen Gebrauche erforderlich ist; vielmehr sind sie willig, dem Mangel der andern abzuhelfen, und opfern willig und gern einen Theil von ihrem Ueberflusse auf, wenn er den andern Nutzen bringen kann. Diejenigen Indier ausgenommen, welche nahe an den Kolonien wohnen, können sich durchaus keinen Begriff von dem Werthe des Geldes machen, ja sie sagen sehr richtig, daß diese Gewohnheit die Quelle unzähliger Uebel seyn müßte, und verdenken es den andern Völkern, sich mit einer so gefährlichen Sache abzugeben. Ihren gesunden Begriffen nach ist es widersinnig, wenn sie hören, daß einer alles, der andere nichts von diesem Metalle hat, und können nicht begreifen, wie der Besitz eines unerheblichen Dinges Ehre und Ansehen verschaffen könne. Daß der Mangel dieses unnützen Metalles Menschen ihrer Freyheit berauben und in finstere Gefängnisse schließen könne, übersteigt ihre ganze Einbildungskraft; und sucht man ihnen die Wahrheit davon zu beweisen, so wissen sie für diese Handlung keinen andern Ausdruck, als sie sagen, »so etwas thun Ungeheuer.« Körperliche Verdienste sind das Einzige, was Werth in ihren Augen hat, wenn man ihnen erzählt, daß der oder jener schnell laufen kann, geschickt auf der Jagd ist, das Ziel

richtig trifft, den Bogen leicht spannen kann, einen Kahn zu regieren weiß, den Krieg versteht, die Lage seines Landes kennt, ohne Führer durch einen Wald seinen Weg findet, von wenig Lebensmitteln leben kann; dann spannen sie ihre Aufmerksamkeit, und können Stunden lang davon reden. Zeigt man ihnen hingegen ein Produkt menschlicher Kunst, das anderwärts noch so sehr erhoben wird, so äußern sie zwar kaltblütig ihren Gefallen daran, fragen aber weder nach seiner Einrichtung, noch nach dessen Nutzen.

Auf diese Weise leben sie also in einer völligen Unwissenheit aller Geistesverfeinerung, und es ist noch zu verwundern, wie sie bey dieser Unwissenheit auf eine so vernünftige Art ihre Zeit einzutheilen wissen. Die Einwohner im Innern des Landes rechnen ihre Jahre nach Schneen oder Wintern; einige Völker rechnen nach Monden, und geben jedem einen besondern Namen, der die Jahreszeit ausdrückt, in welche er fällt. So heißt zum Beyspiel der März (als der Anfangsmonat ihres Jahres) der Wurmmonat, weil um diese Zeit die Würmer ihre Winterbehältnisse verlassen und aufs neue zum Vorschein kommen. Der April heißt Pflanzenmonat, der May Blumenmonat, der Junius heißer Monat, der Julius Bockmonat, der August Störmonat, der September Kornmonat, der October Reisemonat, weil sie um diese Zeit ihre Dörfer verlassen, und in die Gegenden ziehen, wo sie den Winter zu jagen gedenken; der November heißt Biebermonat, der December Jagdmonat, der Januar kalter Monat und der Februar Schneemonat. Die Zeit nach Wochen abzutheilen, wissen sie nicht, hingegen die Tage zählen sie nach Schlafen, und halbe Tage bestimmen sie, indem sie des Mittags auf die Sonne zeigen;

Vierteltage werden durch den Auf- und Untergang der Sonne ausgedrückt. Bey ihrer gänzlichen Unerfahrenheit in der Erdbeschreibung zeichnen sie dennoch auf Birkenrinde sehr genaue Karten von den Gegenden, die sie kennen, und es gehört bey ihnen, wie gesagt, unter die größten Verdienste, wer sich in diesen Gegenden ohne einen Führer zurecht finden kann. Sie rechnen die Entfernung eines Ortes nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen, und diese wieder nach halben und Viertelreisen, die sie auf ihren Karten mit vieler Genauigkeit angeben.

Alle diese Völkerschaften leben in einer bestimmten **Regierungsform**, und jedes Volk wird in Stämme abgetheilt, der bey seinem Volke wieder einen kleinen Staat ausmacht. Um sich gehörig von einander auszuzeichnen, hat jeder Stamm sein Sinnbild, und wieder sein besonderes Zeichen, wornach er benannt wird, als z. B. einen Adler, Panther, Tieger, Büffel u. s. w. Ein Stamm der Nadowessier wird durch eine Schlange, ein anderer durch eine Schildkröte, durch ein Einhörnchen, durch einen Wolf, und so fort, bezeichnet; auf diese Art unterscheidet sich jeder einzelne Indianer bey allen Völkerschaften, und jeder weiß bestimmt, von wem er abstammt. Selbst in der Art, ihre Zelte oder Hütten zu bauen, haben sie ein Unterscheidungszeichen, und können genau aus der Lage eines Pfahles, der in der Erde stecken geblieben ist, bestimmen, welche Völkerschaft sonst ihr Lager auf dem Platze aufgeschlagen hatte.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches den Namen, **der große Anführer**, oder der Hauptkrieger, führet, und bey dessen Wahl man allemal auf seine Erfahrung im Kriege, oder auf seine Tapferkeit Rücksicht nimmt. Deshalb hat er die ganze

Einrichtung des Kriegszuges und die Aufsicht über alles unter sich, nur daß ihm noch ein zweyter beygesellt ist, der alle bürgerliche Sachen besorget. Diese beyden Vorsteher sind eigentlich die Regenten des Volkes, und letzterer führt auch gewöhnlich den Titel eines Königes; allein dieser Name hat auf die Unterwürfigkeit des Volkes nicht die geringste Beziehung, denn jeder ist von seiner eigenen Wichtigkeit eingenommen, und haßt alles, was seiner Freyheit nur die mindeste Einschränkung zufügen wollte. Deshalb hat die Regierungsform der Indianer nichts in die Augen fallendes, sie kennen den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht, und jeder scheint eine unbeschränkte Unabhängigkeit zu genießen. Der Gegenstand der Regenten besteht daher bloß darin, daß sie die Einigkeit zwischen den Gliedern des Stammes zu befestigen suchen, damit sie bey vorkommenden Gefahren ihrem Feind mit vereinten Kräften widerstehen können. Will dahero der Anführer einen Vorschlag thun, der die öffentliche Ordnung betrifft, so muß er solches mit aller möglichen Bescheidenheit anbringen, und dann steht jedem frey, ob er den Vorschlag annehmen oder verwerfen will. Zwanggesetze sind hier völlig unbekannt, und wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, so wird das Recht der Rache bloß der beleidigten Familie überlassen, und der Stamm nimmt weiter keinen Antheil daran.

Bey gewissen Völkerschaften ist die Würde eines Anführers erblich, und die Nachfolge auf die weibliche Linie eingeschränkt. Stirbt ein Oberhaupt, so kann ihm seiner Schwester Sohn folgen, ob er gleich eigene Söhne hinterläßt, und hat er keine, so maßt sich der nächste Anverwandte von weiblicher Seite der Würde an. Jede Familie darf einen von ihren

Ober-

Oberhäuptern zum Gehülfen des ersten Oberhauptes ernennen, und man sieht bey ihrer Wahl meist auf ihre rednerischen Fähigkeiten, weil sie allein das Recht haben, in den Zusammenkünften Reden zu halten. Dieser Würde folget alsdann der Haufen der Krieger, worunter alles, was im Stande ist, Waffen zu tragen, verstanden wird. Jede Sache von Wichtigkeit wird in den Rathsversammlungen von den erwähnten Mitgliedern in wohlbedächtige Erwägung gezogen, welches gemeiniglich in einem dazu bestimmten Zelte geschiehet. Jeder Anwesende setzt sich in den Kreis auf dem Boden, nur der älteste Anführer steht und hält eine Rede; ist dieser fertig, so steht ein anderer auf, und so sagen sie alle nach einander ihre Meinung. Ihre Reden sind dabey sehr bilderreich, und der Ausdruck ihrer Sprache nachdrücklich und sehr stark. Auch der Jugend ist es erlaubt, Antheil an diesen Versammlungen zu nehmen, nur daß sie keine Reden halten, bis sie öffentlich angenommen worden sind. Wenn die Versammlung ihren Beyfall über die Rede ausdrückt, welches fast bey jeder Periode geschiehet, so stimmen alle Anwesende mit einem starken Ton ein Geschrey an, das wie O A H klingt, und einen fürchterlichen Wiederhall erzeuget.

So wie sie in jedem Fall den Gesetzen der Natur beytreten, so halten sie es auch in Absicht dessen, was ihrem Körper die erforderliche Festigkeit erhalten kann, und begnügen sich bloß mit solchen Nahrungsmitteln, die sie niemals von ihrem Naturstande entfernen. Viele indische Nationen machen gar keinen Gebrauch vom Brode, Salz oder Gewürzen, und einigen sind sie völlig unbekannt. So haben zum Beyspiel die Nadowessier kein Brod, und überhaupt nichts, das seine Stelle vertreten könnte; dafür essen sie wilden Reis, und das Fleisch von allen Thieren, die sie auf

der Jagd fangen. Bey den Ottagamiern, Sakiern und den östlichen Völkerschaften ist zwar eine Speise üblich, die fast die Stelle des Brodes vertreten könnte, und aus einer Mischung von unreifem Korn, unreifen Bohnen, mit Bärenfleisch gekocht, bestehet. Man irret, wenn man glaubet, als äßen die Indianer rohes Fleisch; vielmehr werden alle ihre Speisen sehr stark gekocht und gebraten, wobey sie die Brühe, worin es gekocht ist, als gewöhnlichen Trank trinken. Außer dem Bären-, Elend-, Reh- und Bieberfleisch essen die Nadowessier im Frühjahr die Rinde von einem Strauche, die eine gute Nahrung giebet. Freylich sind die meisten nicht sehr reinlich in der Zurichtung ihrer Speisen, so wie sie es auch in andern Dingen, in ihrer Kleidung, Zelten u. s. w., nicht sind; allein es giebt auch andere unter ihnen, bey welchen man durchgängig viel Reinlichkeit und sittliches Betragen findet. Ihre Mahlzeiten scheinen mehr den Gastmählern zu gleichen, denn sie essen gewöhnlich in großen Haufen mit einander, ohne sich dabey an eine gewisse Stunde zu binden, sondern sie essen jedesmal, wenn sie hungert, und wie es ihre Bequemlichkeit erfordert; allemal aber wird ein Gastmahl gehalten, wenn die Oberhäupter um irgend einer Angelegenheit willen beysammen gewesen sind, wobey sie nicht selten die Gränzen der Ehrbarkeit überschreiten. Bey öffentlichen Angelegenheiten essen Männer und Weiber abgesondert für sich, nur in ihren Hütten hat die gemeinschaftliche Mahlzeit der Familie Statt. Ehe sie essen, oder auch nach Tische, erfolgt allemal ein Tanz, der wahrscheinlich dem grossen Geiste, den sie verehren, ein angenehmes Opfer seyn soll, und vermuthlich die Stelle des Gebets vertritt, um nach ihren Begriffen durch ein fröhliches Herz ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Unter den liebsten Leibesübungen steht der Tanz oben an, denn niemals wird eine Zusammenkunft angefangen oder geendet, wenn sie nicht die Feyerlichkeit des Tanzes begleitet, und nur Jagd oder Kriege können verhindern, daß nicht außerdem ihre jungen Leute alle Abende in solcher Fröhlichkeit zubringen. Zwar haben die Indianer verschiedene Arten Tänze, wie wir gleich sehen werden; aber die Art, wie sie tanzen, ist ungefähr folgende. Der Tanz nimmt seinen Anfang, sobald einer von den Männern aufsteht und mit großer Leichtigkeit und Kühnheit auf und ab tanzt, wobey er die Thaten seiner Vorfahren erzählet; es steht dann jede Mannsperson nach der Reihe auf und thut dasselbe. Während der Zeit giebt die Gesellschaft, die auf dem Boden in einem Kreise um den Tänzer herum sitzt, mit dem Tänzer den Takt durch einen Ton an, den sie alle zugleich ausstoßen, und wie heh, heh, heh klingt. Eben so tanzen die Frauen auf eine leichte und angenehme Art vor den Männern, denn beyde Geschlechter tanzen niemals zusammen, und fangen ihren Tanz damit an, daß sie erst etliche Schritte zur Rechten und dann wieder zur Linken zurück gehen. Diese Bewegung machen sie, ohne ordentliche Schritte auf europäische Art zu thun, sondern halten ihre Füße dicht an einander, und bewegen die Zähen und Hacken eins um das andere. Auf diese Art gleiten sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewisse Stelle und wieder zurück, wissen auch, wenn ihrer noch so viel tanzen, den Takt richtig zu erhalten, und mischen während demselben ihre hellen Stimmen mit den heisern Stimmen der Männer, die um sie herum sitzen, welches unter der Begleitung ihrer Trommeln und Tschitschkurs eine ziemliche Harmonie hervorbringt.

Diese Tänze sind, wie wir oben gesagt haben, nicht alle einerley Art, und viele derselben sind nur gewissen Gelegenheiten gewidmet, als z. B. der Pfeifen- oder Kalumettanz, der Kriegstanz, der Hochzeittanz, der Opfertanz, und dergleichen. Obgleich die Geberden und Wendungen in jeden von diesen Tänzen verschieden sind, so ist es doch unmöglich, ihren Unterschied zu beschreiben, und außerdem hat noch jede Völkerschaft ihre besondere Art zu tanzen. So tanzen z. B. die Tschipiwäer in weit mehr Stellungen, als die übrigen Indianer: bald halten sie den Kopf in die Höhe, bald bücken sie sich tief zur Erde, bald neigen sie sich auf diese, bald auf jene Seite; da sich hingegen die Nadoweſſier gerade tragen, und weit mehr Anstand sehen lassen. Der vornehmste ist der Pfeifentanz, der auch die besten Figuren hat, und bloß dann getanzt wird, wenn feindliche Gesandte kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reisen. Diesem folgt der Kriegstanz, der vor und nach dem Kriege gehalten wird, seiner fürchterlichen Stellungen wegen aber jeden Fremden in Furcht und Schrecken versetzt. Gemeiniglich eröffnet der Anführer den Tanz damit, daß er von der rechten zur linken Hand geht, und seine und seiner Vorfahren Thaten besingt, wobey er mit seiner Kriegskeule gegen einen Pfahl schlägt. So wie die Reihe kommt, tanz jeder auf dieselbe Weise, bis sie endlich alle zusammen tanzen, und der Tanz eigentlich erst seinen Anfang nimmt; denn nunmehro nimmt jeder die fürchterlichste Stellung an, die er gegen seinen Feind annehmen würde, oder angenommen hat. Sie halten dabey ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen einander zu durchstoßen, welches unter dem gewöhnlichen Geheul und Kriegsgeschrey eine Schreckensscene bildet. Der Opfertanz hat seinen Namen

von

von keinem wirklichen Opfer erhalten, das irgend einem guten oder bösen Wesen dargebracht wurde, sondern es ist ein Tanz, den die Nadowessier bey öffentlichen Freudenfesten aufführen.

So wie der Tanz ihre erste Lieblingsvergnügung ist, so macht die Beschäftigung mit der Jagd der Indianer erste Beschäftigung aus; man hält die früheste Jugend zu dieser Uebung an, und sie ist zu ihrem Unterhalte eben so nothwendig, als sie für etwas Ruhmwürdiges angesehen wird. Ein geschickter Jäger hat so viel Ehre als ein geschickter Krieger, und so lange sie dieses Geschäfte treiben, scheinen sie ihren angebohrnen Hang zur Trägheit völlig zu verläugnen. Sie wissen ihren Raub eben so gut zu fangen, als ihn ausfindig zu machen, und verstehen sich auf die Spur jedes Thieres, wo jedes andere Auge nicht den geringsten Unterschied finden würde. Man macht zur Jagd fast dieselben Zubereitungen, als zum Kriege. Der Anführer, dessen Amt es mit sich bringt, die dazu erforderliche Einrichtung zu machen, läßt alle, die bereit sind, ihm zu folgen, feyerlich einladen; und jeder, der diese Einladung annimmt, bereitet sich durch etliche Tage Fasten und durch Bemahlen aller unbedeckten Theile seines Körpers zu diesem großen Geschäfte vor. Dieses Fasten ist mehr, als ein Enthalten gewisser Speisen oder Getränke: vielmehr essen sie in dieser Zeit gar nicht, und überwinden den Durst und Hunger mit einer unglaublichen Standhaftigkeit, aus Ursachen, die ihrem schwachen Verstande angemessen sind. Sie behaupten nämlich, wer viel fastet, könne desto freyer träumen, und in diesem Traume desto leichter erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey; oder er könne auch zugleich den Zorn der bösen Geister abwenden, und ihrer Gunst desto mehr versichert seyn.

Nach

Nach Verlauf dieser Fastenzeit wird der Ort angegeben, wo man jagen soll, und der Anführer giebt ein großes Gastmahl, zu dem sich niemand einfinden darf, wer sich nicht vorher gebadet hat. Die Gespräche während dieser mäßigen Mahlzeit betreffen gleichfalls die Thaten derer, die sich ehedem bey diesem Geschäfte hervorgethan haben, und am Ende erheben sie ein Freudengeschrey und treten ihren Zug nach dem bestimmten Orte an. Die Art der Jagd ist allemal dem Endzweck derselben angemessen, und ihre Geduld ist bey der Verfolgung des Wildes unbeschreiblich; die Gegenstände aber sind Büffel, Elendthiere, Rehe, Mosethiere, Bären, Bieber, Marder u. s. w., wobey ihnen die Bieberfelle am liebsten sind, weil sie solche mit Vortheil an die Europäer verhandeln können, und dafür Waaren eintauschen, welche ihnen mehr Dienste leisten, als alle ihre Felle. Deshalb vereinigen sich auch gewöhnlich nur etliche Familien zu diesem Fange, und theilen hernach die Beute unter sich; anstatt daß sonst alles andere Fleisch der Thiere unter die Stämme eingetheilt wird.

Diese Beschäftigung ist also die Vorbereitung, oder vielmehr die Uebungszeit ihrer jugendlichen Bestimmung, nämlich des **Krieges**. Vom funfzehnten bis in das sechzigste Jahr ist jeder zum Waffentragen verpflichtet, und bey jeder Völkerschaft, wie bey jedem Stamme, giebt es eine Anzahl auserlesene Leute, welche vorzugsweise Krieger genannt werden, und augenblicklich zum Dienst oder zur Vertheidigung bereit seyn müssen. Ihre Waffen sind der Lage ihres Landes angemessen, denn diejenigen, welche mit Europäern umgehen, haben Messer, Aexte, auch Flinten; andere hingegen, besonders diejenigen, so westwärts vom Missisippi wohnen, führen Bogen, Pfeile

und

und Streitkolben. Diejenigen, die noch tiefer im Lande bis an die Südsee wohnen, haben eine noch seltsamere Art Waffen, und streiten meist nur zu Pferde, mit keinem andern Gewehr, als einem mittelmäßig großen Steine, den sie an eine fünf Fuß lange Schnur binden, welche an ihrem rechten Arme etwas über dem Ellbogen befestiget ist. Diese Steine halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe kommen, dann wissen sie ihn in vollem Jagen so geschickt zu werfen, daß sie ihr Ziel selten verfehlen. Die Nadowessier führen einen Dolch, zehn Zoll lang und beym Griff drey Zoll breit; ehedem war er von Steinen oder Knochen, allein die Europäer haben ihnen Stahl dazu verhandelt. Einige Völker bedienen sich auch eines scharfen Wurfspießes, an dessen Ende ein spitziger Knochen befestiget ist; die gewöhnlichsten Waffen aber sind Bogen und Pfeile.

Die Ursachen ihrer Kriege sind meist auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründet, denn Eroberungssucht ist selten die Triebfeder, weshalb sie das Gebiete ihrer Nachbarn angreifen, oder verwüsten; sondern ihre blutigsten und häufigsten Kriege entstehen gemeiniglich daher, daß jeder seine Jagdgerechtigkeit innerhalb seiner Gränzen behauptet, oder das Land, das er lange besessen hat, gegen allen Eingriff sichern will. Hierzu kommen noch zwey andere Bewegungsgründe, die in den Leidenschaften ihren Grund haben, und diese sind, Beleidigungen zu rächen, und der Trieb, glänzende Thaten zu verrichten, der in der Seele jedes jungen Indiers genährt wird. Man kann sich also wohl vorstellen, wie leicht es ihren Anführern wird, Kriege zu unternehmen, wenn sie nur diese zwey Triebfedern in Bewegung zu setzen wissen; und wie eine Rede an das Volk, des Inhaltes,

das wilde Feuer der jungen Helden in Flammen setzen muß.

„Die Knochen eurer gebliebenen Landesleute „liegen unbedeckt; sie fordern uns auf, ihr Un„recht zu rächen, und es ist unsre Pflicht, ihnen „zu gehorchen. Ihre Geister schreyen gegen „uns, und wir müssen sie besänftigen. Höhere „Geister, die Wächter unsrer Ehre, flößen „uns den Entschluß ein, die Mörder unsrer „Brüder aufzusuchen. Laßt uns gehen, und „sie verschlingen, durch welche sie fielen. Sitzet „daher nicht länger unthätig, folget dem Triebe „eurer angebohrnen Tapferkeit, salbt euer Haar, „bemahlt euer Angesicht, füllet eure Köcher, „laßt die Wälder von eurem Gesange wieder„hallen, tröstet die Geister der Getödteten, und „gelobt ihnen Rache.“

Sobald sie durch solche Aufforderungen begeistert werden, dann greifen sie wüthend nach ihren Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, und brennen für Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen. Zuweilen versammeln einzelne Anführer kleine Haufen, und verüben Streifereyen; allein diese sind eben nicht mit viel Ruhm begleitet, ob sie auch weiter keine Verantwortung davon haben. Wenn aber ein Krieg angefangen werden soll, der das ganze Volk betrifft, dann geschiehet es durch einstimmige Berathschlagung mit aller möglichen Vorsicht und Klugheit. Nicht immer führt der Hauptkrieger die Parthey in eigner Person an, sondern er überträgt es auch oft einem andern Krieger, dessen Tapferkeit und Vorsicht allgemein bekannt ist. Dieser Anführer wird ganz schwarz bestrichen, und muß sich durch etliche Tage Fasten vorbereiten, in welcher Zeit ihm nicht einmal der Besuch eines Menschen erlaubt

laubt ist. Ist diese Zeit vorüber, dann hält er eine Rede an das Volk, die schwarze Farbe wird ihm wieder abgewaschen, dagegen wird er mit Bärenfett besalbt und mit rothen Figuren bemahlt, wie man glaubt, daß er den Feinden am fürchterlichsten vorkommen werde. Hierauf singt er seine und seiner Vorfahren Thaten ab, betet nebst allen seinen Kriegern zum großen Geist, und alle richten dabey ihre Augen gegen die Sonne. Auf diese Feyerlichkeiten folgen die oben beschriebenen Tänze, und den Beschluß macht ein Gastmahl in dem Zelte des Hauptkriegers. Während der ganzen Zeit, von der Kriegserklärung an bis zum Aufbruche, wird nichts gethan, als die Nächte hindurch getanzt, und die Tage mit Zurüstungen zugebracht: und ihre Priester, Aerzte und Zauberer (denn sie sind alles in einer Person) verfertigen indeß eine geheimnißvolle Salbe, die sie den Wunden auflegen wollen.

Wird der Feind zuvor herausgefordert und ihm der Krieg angekündiget, so geschieht diese gefährliche Botschaft meist auf Kosten des Boten. Er muß nämlich im Namen der Nation eine am Stiel roth bemahlte Axt überbringen, und in diesem Zeichen ist die ganze Kriegserklärung ausgedrückt. Allein, oft wird der Ueberbringer desselben dafür auf die elendeste Art hingerichtet. Oft erregt dieses Herausfordern eine solche Wuth bey dem Volke, daß sich sogleich ein kleiner Trupp auf den Weg macht, ohne die Erlaubniß der Obern abzuwarten, um den ersten von der feindlichen Nation umzubringen. Das Schicksal eines solchen Opfers ist grausam: sie hauen ihm den Leib auf, und stecken eben so eine Axt, als ihnen überschickt worden war, ins Herz ihres erschlagenen Feindes; oder, wie andere Stämme zu thun pflegen, es geschieht auch mit einem Spieße

oder Pfeile, dessen Ende roth gemahlt ist. Ob sie auch ihrem Feinde wüthend entgegen gehen, so sind ihre Haufen selten sehr groß, und daran verhindert sie eigentlich die Beschaffenheit des Landes, weil sie ihre Wege oft durch fürchterliche Wälder, über Seen und Moräste nehmen müssen, wo sie doppelte Mühe anzuwenden haben, um auch für ihren Unterhalt Sorge zu tragen. Deshalb können sie auch weiter kein Gepäcke oder Kriegsvorrath mitnehmen, sondern jeder trägt seine Waffen und eine Matte, dabey lebt er von dem Wilde, das er erleget, oder von den Fischen, die er fängt. Bey Sonnenuntergang schlagen sie ihre Zelte auf, und glauben sich sattsam in Sicherheit zu befinden, wenn sie nur ihre Hausgötter, welche weiter nichts sind, als Otter- und Marderfelle, in gehöriger Ordnung und Anzahl bey sich führen. Alle ihre Angriffe sind hinterlistig; denn sie halten es für eine Unehre, den Feind offenbar anzugreifen; oft verstecken sie sich hinter Felsen, Hügel oder Bäume, und richten unglaublichen Schaden unter dem feindlichen Heere an, weil dieses sich nie widersetzen kann. Ist ihnen ihr Ueberfall glücklich von statten gegangen, dann ist die fürchterliche Scene ihrer Wuth ohne alle Beschreibung. Die Grausamkeit der Sieger, mit dem Ausbruch der Verzweiflung der Besiegten, die nur zu gut wissen, was für ein Ende ihrer wartet; der Anblick der Streitenden, alle roth und schwarz bemahlt, und mit dem Blute der Erschlagenen bedeckt; das fürchterliche Geheul und ihre gränzenlose Wuth, übersteigen alle Begriffe eines Europäers.

So nachlässig sie sich gegen einen Ueberfall sichern, so geschickt sind sie im Gegentheil, ihren Feind aufzusuchen; ja, es ist fast unglaublich, wie sie auf dem weichsten Grase, auf dem härtesten Sande, selbst

auf

auf Steinen, die Bildung der Fußtapfen und die Weite der Schritte bestimmen können, ob sie männlich oder weiblich sind, ja zu welcher Völkerschaft sie gehören. Sobald sie ihres Sieges gewiß sind, so eilen sie wieder in ihr Land zurück, sammeln aber jedoch so viel Gefangene, als sie erhalten können, und den Todten oder heftig Verwundeten ziehen sie die Haut vom Kopfe, worin sie eine große Geschicklichkeit erlangt haben. Sie wickeln nämlich das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf solche Art ausgespannte Haut mit ihren Messern in etlichen Schnitten herunter. Zu dieser abscheulichen Operation bedürfen sie kaum eine Minute Zeit, und die abgezogenen Häute sind alsdann die Siegeszeichen ihrer Tapferkeit. Dagegen wenden sie alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Gefangenen, und lassen sie nie ungebunden aus ihrer Mitte, um den süßen Augenblick nicht zu verlieren, in welchem sie diese Schlachtopfer quälen können. Sobald man also an dem bestimmten Ort angekommen ist, wo die grausame Sättigung der Rache vollzogen werden soll, so erhalten zuerst alle Weiber und Kinder des Dorfes die Erlaubniß, mit Stöcken auf eine unbarmherzige Art die Elenden zu schlagen, alsdann wird großer Rath gehalten, worin ihr Schicksal entschieden wird. Man hat hierbey zwey Arten der Behandlungen: die erste ist, man übergiebt einige dem Hause des Todes, das heißt, sie sterben durch die gewöhnlichen Qualen; die andere ist, sie kommen in das Haus der Gnade, das heißt, diejenigen, denen man das Leben schenken will, werden dem Oberhaupte der Völkerschaft anvertraut, und beyde erfahren ihr Schicksal augenblicklich und unwiderruflich. Die zum Tode verurtheilten Gefangenen werden in die Mitte des Dorfes, als den Hinrichtungsplatz, geführet, und

über den ganzen Körper schwarz bemahlt, alsdann an einen Pfahl gebunden und verbrannt. Dieß ist noch eine der leichtesten Strafen. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Verachtung des Todes diese Unglücklichen zuweilen selbst dem Tode und ihrer Peiniger spotten; ihnen die weit schmerzhaftern Mittel nennen, wodurch sie gequält werden können, und Tage lang in diesem entsetzlichen Zustande zubringen, in welchem sie, während Tod und Leben ringt, ihre Thaten erzählen und ihre Peiniger verspotten. Zu Gefangenen in das Haus der Gnaden werden gewöhnlich nur junge Leute, Weiber und Kinder gewählt, die als Sclaven unter das Volk vertheilt werden, und die Stelle ihrer verlornen Freunde oder Familie vertreten sollen; derer Schicksal ist wohl in etwas besser, allein ihr Leben ist dabey auch alle Augenblicke in Gefahr, oder sie werden auch bald nachher wieder an andere Völker, selbst an Europäer, als Sclaven verkauft.

Es kann dahero diese kriegerische Begierde durch nichts ausgerottet werden, sondern sie ist erblich, und dauert von Geschlecht zu Geschlecht ununterbrochen fort. Es geschiehet zwar, daß die Umstände es erforden, einen Frieden zu schließen, allein er ist entweder nie von langer Dauer, oder es ist irgend eine andere Hinterlist damit verbunden; wenn sie aber jedoch einen Frieden vermitteln wollen, so geschiehet es auf folgende Weise. Man ordnet eine gewisse Anzahl Leute zu der Reise in das feindliche Land an, welche niemals übel aufgenommen werden, selbst wenn die Friedensunterhandlungen nicht zu Stande kommen. Diese Abgeordneten tragen die Friedenspfeife, als das Zeichen der Eintracht, vor sich her: sie hat vier Fuß Länge, und ist aus einem weichen Holze, das mit vielfarbichten Hieroglyphen schön bemahlt,

mit

mit Federn von den schönsten Vögeln und mit einem Kopf aus rothem Marmor versehen ist. Diese Pfeife dient bey allen Unterhandlungen zur Vorbereitung, und alle Nationen hegen für dieselbe die größte Hochachtung, doch hat jedes Volk dabey eine besondere Art Zierrath, und sie können dahero gleich beym ersten Anblick wissen, zu welchem Stamme sie gehöret. Wenn die Oberhäupter beysammen sind, so füllet sie der Gehülfe des großen Kriegers mit Tabak an, ohne damit die Erde zu berühren: alsdann zündet er sie an, und weihet sie in gewissen Ceremonien zuerst dem großen Geiste, alsdann nimmt sie der Oberste und giebt sie im Kreise herum, wo jeder etliche Züge daraus thut, und den Rauch gegen den Himmel und gegen die Erde bläset. Hat nun der Auftrag seine gehörige Absicht erreicht, so wird der Friede gleichsam unterzeichnet, das heißt, die bemahlte Axt wird eingegraben, und bey dieser Gelegenheit wird der Gürtel Wampum zum Zeichen der Bestätigung übergeben, der hernach als eine Urkunde anzusehen ist, und auf die spätesten Nachkommen gebracht wird. Diese Gürtel bestehen aus Muscheln von den Küsten von Neuengland und Virginien, aus welchen ovale und einen Viertelzoll lange Knöpfe gemacht werden. Diese Knöpfe ziehen sie auf lederne Schnüre, und verschiedene davon machen, wenn sie mit einem feinen, sehnichten Faden zusammen genäht sind, einen sogenannten Gürtel Wampum aus. Die Muscheln sind gewöhnlich weiß oder violet, und haben bey den Indianern denselben Werth, als bey den Europäern Gold und Edelsteine. Es sind jedoch diese Gürtel auch nicht alle von einerley Art: oft bestehn sie aus zehn bis zwölf, oder wohl noch mehreren Schnüren, weil es allemal dabey auf die Wichtigkeit der Sache, oder auf das Ansehen der Person ankommt, der es überliefert wird. Bey gewöhnlichen Vorfällen be-

schenken sich bloß die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie gleich einem Orden, oder anderm großen Schmuck, am Halse tragen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Religionsgrundsätze ihrem rohen Naturstande angemessen sind, daß ihre Lehrsätze sehr einfach ausfallen, und daß die Furcht vor demjenigen Wesen, welches sie als schädlich ansehen, weit mehr Einfluß auf ihre Religionsbegriffe haben muß, als die Gunst des guten Geistes zu erhalten. Dennoch sind sie nicht, wie viele andere rohe Völker, der Abgötterey ganz ergeben, und ihre Hauptbegriffe kommen darin überein, daß sie zwar die merkwürdigsten Dinge der Schöpfung verehren und ihnen Opfer bringen; doch thun sie dieß vermuthlich bloß, weil sie dieselben als den vorzüglichsten Aufenthalt, oder für Lieblingsgüter der Geister halten, die sie anbeten und verehren. Es ist überhaupt schwer zu sagen, worin eigentlich die Religionsgrundsätze der Indianer bestehen; die Nation sucht ihre Lehrsätze sehr zu verheimlichen, und in den mündlichen Erzählungen sind sie nicht allemal aufrichtig. Man hat jedoch so viel von der Nation der Nadowessier erfahren, daß sie einen Schöpfer, oder ein höchstes Wesen, das alle Dinge regiert, erkennen, nur in der Benennung stimmen sie nicht alle überein. Die Tschipiwäer nennen dieses Wesen Kitschi Manitu und die Nadowessier Tongo Wäkon, das heißt, großer Geist, und sehen es als die Quelle des Guten an, aus welcher nie etwas Böses herfliesset. Diesem gesellen sie einen bösen Geist bey, dessen Gewalt sie fürchten, und von welchem alles Böse, was den Menschen widerfährt, abstammen soll. Deshalb wenden sie sich mehr an das letztere Wesen, und bitten es um Abwendung, oder wenigstens um Milderung des Uebels. Sie sind völlig überzeugt,

daß

daß der gute Geist nichts wolle, als was der Menschen Wohl betrifft, aber sie sind auch eben so sehr davon überzeugt, daß der böse Geist bloß darauf sinne, den Menschen zu schaden. Dem großen Geiste setzen sie auch noch andere gute Geister an die Seite, denen verschiedene Verrichtungen obliegen, wodurch sie beständig das Glück der Menschen befördern. Deshalb glauben sie, es hätten diese Geister gewisse Stücke der Natur unter ihrer Aufsicht, als z. B. große Seen, Flüsse, Berge, Thiere, Vögel, Fische, Pflanzen und Steine; daher erzeigen sie auch allen diesen Geistern eine Art von Verehrung. Wenn sie z. B. an den Obersee, an den Missisippi, oder irgend ein anderes großes Gewässer kommen, so bringen sie dem Geiste, der sich dort aufhält, ein Opfer, welches uns ein glaubwürdiger Augenzeuge auf folgende Art erzählet. Er war mit einem vornehmen Indianer an den Wasserfall St. Anton gekommen, und wurde auf einmal von dem seltenen Schauspiel der Natur durch das seltene Betragen seines Gefährten abgelenkt, welcher mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geist betete, weil er glaubte, daß dieß einer von seinen Wohnplätzen wäre. Er sagte ferner dem Geiste vor, daß er einen weiten Weg gereist sey, um ihn hier anzubeten, und daß er ihm jetzt das beste Opfer, das in seiner Macht stünde, darzubringen bereit wäre. Er warf darauf zuerst seine Pfeife in den Strom, nebst dem Futteral, worin er seinen Tabak aufbewahrte; diesem folgten die Armbänder, das Halsband, und endlich die Ohrringe: kurz, er schenkte seinem Gott alles, was er nur einigen Werth beylegte. Während der Zeit schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte seine Arme umher, und schien überhaupt in der heftigsten Bewegung zu seyn. Er setzte sein Gebet immer fort, und endigte es damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf der

Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und helles, heiteres Wetter hat. Wer könnte sich erkühnen, einem Beyspiele von so erhabener Andacht bey einem Indianer zu spotten? und wer kann zweifeln, daß der Vater der Menschen in dieser ungeheuchelten Anbetung nicht eben so gern auf das Herz des Beters sehen mag?

Es ist wohl gewiß, daß der Begriff, den sie mit dem Worte Geist verbinden, von dem unsrigen sehr verschieden ist, denn sie scheinen ihren Göttern körperliche Bildung beyzulegen, nur daß sie diese Menschengestalt über alle ihres Gleichen erheben und veredlen. Eben so denken sie von der Zukunft, denn sie zweifeln gar nicht an einem künftigen Leben, allein sie versprechen sich auch eine Glückseligkeit davon, die bloß nach ihren sinnlichen Begriffen geformt ist, eine Zeit, wo sie von allen Mühen und Arbeiten ausruhen, und dennoch alles finden und leicht erhalten werden, was ihnen hier manche Anstrengung kostet. Da sie weiter keine Freuden der Seele kennen, so gehören sie auch nicht mit in ihren Begriff von Glückseligkeit; sinnliche Freuden hingegen werden dort eben so, wie hier, nach Verdienst ausgetheilt; der geschickte Jäger, der tapfere Krieger wird einen weit größern Lohn erhalten, als diejenigen, die diese Geschäfte hier lässig betrieben haben. Ihre Priester haben auf ihre Religionsbegriffe weiter keinen großen Einfluß, denn erstlich denken sie mit jedem andern im Volke einerley, und zweytens sind sie mehr des Volkes Aerzte und Zauberer, als ihre Priester: die letztern Beschäftigungen geben ihnen einiges Ansehen, denn als Priester würde man sie ganz entbehren können. Als Aerzte hingegen heilen sie Krankheiten und Wunden, als Zauberer erklären sie Träume, verkündigen zukünftige Dinge, und betrügen als Selbstbetrogene immer

wieder

wieder andere. Ob sie außer den genannten Religionsgebräuchen noch andere haben, ist nicht bekannt. Beym Anfange jedes Neumonds singen und tanzen sie zwar, allein man kann nicht sagen, daß sie den Mond göttlich verehrten, vielmehr scheinen sie die glückliche Wiederkunft eines Lichtes, das ihre Nächte angenehm macht, zu feyern.

Auch auf die Art, ihre Todten zu behandeln, hat die Religion großen Einfluß. Sie erwarten bey Annäherung des Todes ihr Ende mit aller Gelassenheit, und sprechen mit ihren Hinterlassenen in einer Fassung, die alle Bewunderung verdienet. Ist jemand gestorben, so wird er auf dieselbe Art angezogen, als er sonst zu thun gewohnt war, das Gesicht wird bemahlt, und man setzt ihn auf einer Matte, oder auf einem Felle, mitten in der Hütte in einer aufrechten Stellung, und neben ihm seine Waffen. Die Anverwandten setzen sich um ihn herum, ein jeder hält nach der Reihe eine Rede an den Verstorbenen, die in dichterischerer Sprache abgefaßt ist, als man erwarten sollte. Sie sagen z. B. „Du sitzest nun unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflogen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste empor blies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von denen wir kurz zuvor so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinauf kletterten und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Er-

staunen ansehen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als es vor dreyhundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bey den Seelen deiner Landesleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bey deinem Leben für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit der Körper nicht auf der Erde liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorfahren legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen."

Nach der Beerdigung setzen die Landesleute des Verstorbenen Hieroglyphen an die Stelle, damit man in künftigen Zeiten noch seine Verdienste und Vorzüge wissen könne; sind sie aber von ihrem gewöhnlichen Begräbnißort entfernt, so wird das Fleisch der Verstorbenen von den Knochen gebrannt, und diese aufbewahrt, bis sie ihnen die gewöhnliche Ehre der Beerdigung erweisen können. Weil sie nun glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen sich in jenem Leben eben so wie hier beschäftigen, auch ihren Unterhalt bloß von der Jagd erhalten müssen, wohl auch mit Feinden zu streiten haben, so giebt man dem Verstorbenen Bogen, Pfeile und alle übrige Waffen mit, die er zur Jagd und zum Kriege nöthig hat; außerdem auch noch Häute und Zeuge zu Kleidern, allerhand Hausrath, ja sogar Farbe, um sich bemahlen

zu

zu können. Unter den Nadowessiern ist eine Trauerceremonie üblich, die bey andern Völkern nicht sehr üblich ist, nämlich, die Männer zerstechen sich zum Zeichen ihrer Schmerzen das Fleisch an den Armen über den Ellbogen mit Pfeilen, und dieses thun sowohl Vornehme als Geringe. Das weibliche Geschlecht hingegen zerreißt sich die Haut an den Beinen mit einem scharfen Kieselsteine so lange, bis das Blut heraus quillt. Man findet durchgängig bey den Indiern eine genaue Beobachtung der Trauer, einige schneiden sich die Haare ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, und sitzen in einer aufrechten Stellung mit zugebundenem Kopf, in welcher Zeit sie allen Vergnügungen entsagen. Die Zeit, wie lange diese Trauer währet, ist nicht bey allen gleich, bey einigen geschiehet es nur etliche Stunden, andere beobachten es etliche Monate, je nachdem sie den Verlust von ihren Verstorbenen empfinden.

Ehe wir den Charakter der Indier verlassen, müssen wir noch etwas über ihre Spiele, ihre Heirathen und über ihre Sprache hinzufügen. Daß sie dem Spiel sehr ergeben sind, ist schon oben erwähnt worden, und unter den vielen Arten ihrer Spiele ist das Ballspiel das vornehmste. Dieses Spiel wird gewöhnlich in großer Gesellschaft gespielt, und zwar auf folgende Art. Zuerst werden zwey Pfähle weit von einander in die Erde geschlagen, und weil man sich dabey in Parthien theilet, so hat jede Parthey ihr eigenes Quartier dahinter. Der Ball wird gerade mitten zwischen diesen Quartieren stark in die Höhe geworfen, und jede sucht ihn zuerst in das ihrige zu schlagen. Sie sind darin so geübt, daß der Ball fast immer in verschiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne während des ganzen Spieles die Erde zu berühren. Die andere Art des Spieles ist

das sogenannte Schaalen- oder Tellerspiel, woran nur zwey Personen Theil nehmen können. Ein jeder hat dazu sechs bis acht kleine Knochen, die an Gestalt und Größe einem Pfirschstein ähnlich sind, nur mit dem Unterschied, daß sie vier Ecken haben. Zwey Steine davon sind schwarz und zwey sind weiß. Diese Knochen werfen sie in die Höhe, und lassen sie in eine Schaale, oder auf einen Teller fallen, auf welchem sie sich herumdrehen müssen. Man zählt das Spiel, nachdem die oberste Seite weiß oder schwarz ist, und wer die meisten Male von einerley Farbe geworfen hat, rechnet dafür fünf; und vierzig machen alsdann das Spiel. Wer verloren hat, muß seine Stelle einem andern überlassen, und so wird es gemeinschaftlich.

In Absicht des ehelichen Lebens sind sie in allen Stämmen völlig dafür, daß jeder mehr als eine Frau nehmen darf, wenn er will, und die Oberhäupter nehmen dahero gewöhnlich viele Weiber, die Geringern richten sich nach ihren Lebensmitteln, und man kann nicht sagen, daß diese Weiber einander im geringsten zu nahe träten, vielmehr ist es eine angenommene Sitte, daß die jüngere Frau der ältern mit Hochachtung begegnet; die, welche keine Kinder haben, verrichten alle geringe Dienste für die andern, und auf diese Weise sind die kinderlosen Frauen fast nichts mehr als Sclavinnen. Die Heirathsceremonie, so wie die Ehescheidung, ist bey allen indischen Völkern fast auf einerley Weise, und folgende. Es gehört zu ihren Heirathen nichts weiter, als die Zuneigung von beyden Seiten, und alsdann wird ein Tag bestimmt, wo sich die Anverwandten beyder Theile in dem Zelte des ältesten Anverwandten vom künftigen Manne versammlen, um ein Gastmahl zu genießen. Wenn man gegessen, getanzt und sich

ver-

vergnügt hat, wird das junge Paar allein gelassen, nur etliche Anverwandten bleiben zurück, alsdann geht die Braut weg, und erscheint wieder unter Begleitung an einem von den Eingängen des Hauses, und wird dem Bräutigam zugeführet, der bereit ist, sie zu empfangen. Sie stellen sich hierauf mitten in dem Zimmer auf eine Matte, und halten einen kleinen Stock an den Enden zwischen sich, da indessen die alten Männer eine kleine Rede halten. Hierauf versichert das neue Paar einander ihre Liebe, sie singen und tanzen zusammen, und ist dieses geschehen, so wird der Stock in so viel Theile zerbrochen, als Zeugen gegenwärtig sind, wovon ein jeder diesen Theil mit sich nimmt und sorgfältig verwahret. Kommt nun der Fall, daß sich diese Eheleute nachher wieder trennen wollen, so geschiehet weiter nichts, als die Zeugen kommen wieder zusammen, und werfen die Stäbe ins Feuer, worauf beyde geschieden sind.

Ueber die Sprache dieser Nation läßt sich so wenig als über ihren Ursprung sagen, es sind bloß Muthmaßungen und unvollständige Behauptungen, ob sie mit der oder jener Nation eine Verwandtschaft hat. Daß sie in ihrer Art reichhaltig an Worten und geschickt zum Ausdruck der Gedanken ist, haben wir in obiger Trauerrede gesehen; allein ihre eigentlichen Schönheiten aufzusuchen, ist uns Ausländern noch nicht möglich gewesen. Die Sprachen der Nordamerikaner können überhaupt in vier Hauptsprachen abgetheilt werden. Die erste wird von den irokesischen Völkerschaften in den westlichen, die zweyte von den Tschipiwäern oder Algonkinen in den nordwestlichen, die dritte von den Nadowessiern in den westlichen, und die vierte von den Tscherokisen und Tschikasaern in den südlichen Gegenden geredet. Eine

oder die andere ist die Sprache aller Indier, welche die Gegenden zwischen der Küste von Labrador bis an Florida, und von dem atlantischen Meere bis an die Südsee bewohnen, so weit als unsere Entdeckungen sich bisher erstrecken. Es scheint aber die Sprache der Tschipiwäer am meisten ausgebreitet zu seyn, und sie wird so sehr geschätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreyßig Stämmen, die bey den großen Seen, oder westwärts davon an den Ufern des Missisippi, oder südwärts bis an den Ohio hinunter, und nordwärts bis an die Hudsonsbay wohnen, sie fast allein in ihren Rathsversammlungen reden, ungeachtet jedes Volk seine besondere Sprache hat. Statt der Schrift bedienen sie sich gewisser Zeichen, Figuren und Bilder, wodurch sie das Andenken vorzüglicher Handlungen vorstellen, oder gewisse Nachrichten ertheilen wollen. Rinden von einem gewissen Baume dienen ihnen statt des Papieres, und Holzkohlenstaub, mit Bärenfett vermischt, statt der Dinte.

Die Verhältnisse der Stämme (denn ganze Völker kann man sie nicht allemal nennen, weil ihrer oft nicht viel sind), die wir hier in und um Louisiana näher kennen lernen werden, sind freylich nicht mehr dieselben, als Frankreich und England Ansprüche darauf machte, und Nutzen von daher zog. Damals suchte Frankreich vorzüglich alle seine Kräfte anzuwenden, um den Kolonien in Louisiana neues Leben zu geben. Es kostete dem Königreiche ungeheuere Summen, und den Missionarien Blut und Leben, ehe sie es nur zu etwas Erheblichem bringen konnten, und selbst die Handlung, als der wichtigste Gegenstand aller dieser Unternehmungen, trug selten mehr ein, als die darauf verwendeten Unkosten verlangten; indessen hatten sie sich doch einen bleibenden Ort erworben, und ihre Einrichtungen sehr gut getroffen.

Sie

Sie hatten z. B. in der damaligen Kolonie erstens einen Director, welcher über alles, was zur Handlung, Polizey und zu öffentlichen Anstalten gehörte, zu befehlen hatte; ferner einen Befehlshaber der Truppen, welcher das Militairwesen und die indianischen Nationen unter sich hatte. Denn die Franzosen hielten damals doch gegen zwölfhundert Mann in Louisiana, welche in einer Weite von fünfhundert Meilen zerstreut waren, und von etlichen, nicht sehr erheblichen, Forts unterstützt wurden, die mehr oder weniger aus einander lagen. Was man von dem damaligen Zustande, überhaupt genommen, Erhebliches anführen kann (denn das meiste hat jetzt eine ganz andere Gestalt erhalten, da es unter spanische Herrschaft gehöret), ist folgendes: Man sagt, Louisiana habe, selbst in Friedenszeiten, der Krone Frankreich nicht so viel eingetragen, als es gekostet hat; und ob sie gleich damals mit den Spaniern in beyden Mexiko einen starken Schleichhandel trieben, so war ihr eigener Handel doch sehr geringe. Die Ausfuhre betrug jährlich ohngefähr 200,000 Thaler, und bestand aus Reis, Bretern, Korn und Hülsenfrüchten für die Zuckerinseln; alsdann auch Baumwolle, Indigo, Tabak und Pelzwerk für ihr Vaterland. Die Waaren aber, welche Frankreich hierher schickte, bestanden in grobem Tuch, Hüthen, Messer, Beile, kleine Spiegel und Trinkgläser; den größten Handel machte der Negerhandel in Louisiana aus. Im Jahr 1765 aber wurde der Handel mit Louisiana allen Spaniern frey gegeben, bis 1777 ein Streit zwischen Großbritannien und Spanien, wegen eines von den Engländern auf den Küsten von Louisiana getriebenen Schleichhandels, entstand. Gegenwärtig sucht Spanien die Vortheile daraus zu ziehen, die ehedem Frankreich zur Absicht hatte; allein man kann nicht sagen, ob der Nutzen sehr groß ist, und ob nicht Spa-

nien vielleicht freywillig seine Rechte wieder an Frankreich abtreten möchte.

Geographische Beschaffenheit.

Die geographische Beschaffenheit von Louisiana ruht bis jetzt noch auf sehr unsichern Gründen, und deshalb werden wir uns gegenwärtig nur bey den zuverlässigen Nachrichten aufhalten, ohne alle die weitläuftigen Ländereyen einzelner Stämme in den unbekannten Gränzen aufzusuchen.

Ostwärts vom Missisippi findet man das Kastel de Mobile, das an dem Ufer eines Flusses erbauet ist, der seine Quelle in den Apalachen hat. Er diente dazu, die Tschatas, die Alimabous und einige andere Völkerschaften dem Bündniß mit den Franzosen treu zu erhalten, und sich ihres Pelzwerkes zu versichern. Die Spanier zu Pensakola bekamen einige Lebensmittel und einige Waaren aus dieser Besitzung.

Neuorleans ist die erste, sich darstellende Besitzung. Sie liegt dreyßig Meilen von der See. Diese Stadt, die zur Niederlage aller Verbindungen, welche das Hauptland unter sich haben würde, bestimmt war, wurde an das östliche Ufer des Flusses an eine Krümmung gebaut, an welcher alle Schiffe anlanden und eine gänzliche Sicherheit genießen können. Man legte im Jahr 1717 den Grund dazu, aber erst im J. 1722 erhielt sie einigen Bestand, und wurde die Hauptstadt von Louisiana. Niemals hat sie mehr als sechszehnhundert Einwohner gehabt, die zum Theil frey, zum Theil Sclaven waren. Ihre ursprünglichen Hütten wurden nach und nach durch bequemere Häuser ersetzt, die aber von Holz, mit Ziegelsteinen ausgefüllt, gebauet waren, weil der Boden nicht Festigkeit genug hatte, schwere Gebäude zu tragen.

Die

Die Stadt befindet sich auf einer Insel, die sechzig Meilen lang und mittelmäßig breit ist. Diese Insel, deren größter Theil nicht baufähig ist, wird durch den Ocean, durch den Missisippi, durch den See Poutchartram und durch den Manchac, oder den Fluß Iberville, ein Kanal, den sich der Missisippi gegraben hat, um den Ueberfluß seiner Wasser in der Jahreszeit, wo er am stärksten ist, darein zu ergießen, gebildet. Auf diesem Grund und Boden können sich hundert Besitzungen befinden, auf welchen man vier- bis fünfhundert Weiße und viertausend Schwarze, die sich vorzüglich mit Indigopflanzungen beschäftigen, antrifft. Einige unternehmende Eigenthümer haben es versucht, den Zucker daselbst einheimisch zu machen, aber kleine Fröste, die dieses reiche Erzeugniß zerstören, haben diese Versuche fruchtlos gemacht. Die Pflanzungen hängen selten zusammen, stehende und sumpfigte Wasser trennen sie sehr oft, vorzüglich in dem Untertheil der Insel.

Der Insel Neuorleans gegen über, auf der westlichen Seite des Missisippi, haben sich im J. 1722 dreyhundert Deutsche, ein unglücklicher Ueberrest verschiedener Tausende, die man ihrem Vaterlande entrissen hatte, angebauet. Ihre Anzahl ist seit diesem kleinen Zeitpunkte dreymal so stark geworden, weil sie immer die arbeitsamsten Menschen der Kolonie waren. Durch Unterstützung von zweytausend Sclaven bauen sie zu ihrem Unterhalt türkisches Korn, Reis und Indigo aber nur zur Ausfuhre. Ehedem beschäftigten sie sich mit Baumwolle, aber sie haben selbige verlassen, seitdem sie Europa für seine Fabriken zu kurz gefunden hat.

Ein wenig weiter oben, auf derselben Seite, befinden sich etliche hundert Akadier, die von Louisiana sogleich nach dem letzten Frieden hierher gekommen

men sind. Ihre Arbeiten schränken sich nur auf die Viehzucht und einige der nöthigsten Lebensmittel ein; wenn aber ihre Einsichten steigen werden, dann werden sie auch von ihrem Boden verkäufliche Erzeugnisse fordern.

Einzelne Stämme in Louisiana.

Die **Akankas** wohnen an einem Flusse gleiches Namens, welcher in Neumexiko entspringt und in den Missisippi seinen Ausfluß nimmt. Diese Wilden sind groß und wohl gebauet, dabey tapfer, gute Schwimmer, sehr geschickt zur Jagd und zum Fischfange. Ihr Land ist eins der fruchtbarsten, und der Boden hat so viel natürliche Anlage, daß er alle Arten von Gewächsen fast ohne Cultur hervorbringt. Es ist ein Ueberfluß an allen Gattungen von Thieren, auch derer, die man in Europa nicht kennt, und die wir oben angeführt haben. Uebrigens herrschen bey ihnen alle die Sitten und Gebräuche, die von den Indianern überhaupt angegeben worden sind, im vorzüglichsten Verstande. Sie haben am westlichen Ufer des Missisippi vier Dörfer, deren jedes einen besondern Stamm ausmacht; eins aber vereinbart zwey Stämme, und insgesammt werden sie unter dem Geschlechtsnamen Akankas begriffen; nur die Einwohner des ersten Dorfes an dem Ufer des Missisippi werden Ouyapes genannt. Sie führen auch noch den Beynamen, die schönen Menschen; vermuthlich, weil sie die größten und ansehnlichsten unter allen Indianern des festen Landes sind.

Eine andere Völkerschaft sind die **Allibamons** oder Alimabos, ebenfalls an dem Ufer des Flusses gleiches Namens wohnhaft. Die Güte des Landes kommt der Beschreibung völlig gleich, und wenn die Nachricht nicht erdichtet ist, so sagt ein gewisser Reisender, daß er an dem Ufer desselben Flusses Cypressenbäume angetroffen habe, welche so dick sind, daß sie kaum von

zehn

zehn Menschen umspannt werden können: dieß wäre ein hinlänglicher Beweis von der Güte des Bodens, wie es denn auch ein sehr gesundes Land seyn soll. Die Verrichtungen dieser Völker sind, wie bey den Indianern überhaupt, Krieg, Jagd, Fischen, und, wenn man will, auch Arzneykunst; in den übrigen Meinungen und Gebräuchen kommen sie mit allen Wilden überein. Unter andern trinken die Wilden in dem Lande der Allibamons ein besonderes Getränk, die Cassine genannt. Dieß ist das Laub von einem Baume, welcher sehr viel Aeste hat; seine Blätter sind zackicht und sehr klein, diese kochen die Wilden, wie wir den Thee, und trinken diesen Trank unter allerhand Ceremonien. Wenn er gekocht ist, so tragen ihn die jungen Krieger in offenen Schaalen herum, und überreichen ihn den Kriegern nach dem Range, so wie sie die Tabakspfeife herum reichen. Während daß man trinkt, machen die andern ein lautes Geheul, bis wieder ein anderer ein gleiches thut, und auf diese Weise das Trinkfest, wenn man es so nennen will, früh seinen Anfang nimmt und oft erst gegen Abend aufhöret; doch ist dieser Trank nur für die Krieger, nie aber für die Weiber bestimmt. Die Allibamons nennen ihr Land das weiße, oder das Friedensland, und stehn in dem Rufe, daß sie niemanden beunruhigen. Sie sagen, „bey uns ist die Streitaxt vergraben," und sie beweisen wirklich, daß sie gewohnt sind, zu handeln, wie sie reden. Sie erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Soulbieche nennen, und hoffen ein künftiges Leben. Im Julius, als die Zeit ihrer Erndte, feyern sie gewöhnlich ein großes Fest. An diesem Festtage (den sie, ohne zu essen, zubringen) wird das Zauberfeuer angezündet, hernach reinigen sie sich, und bringen ihrem Manitu die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer; worauf, wie gewöhnlich, Tänze folgen. Als die Franzosen Herren

von Louisiana waren, standen diese Völker mit ihnen im Bunde, zu dessen Versicherung die Franzosen das Fort Mobile erbaueten. Mobile war vormals die Hauptstadt in Louisiana, der Gouverneur, der Director und der Etatmajor wohnten hier, und das oberste Rathskollegium war gleichfalls hieselbst. Als die Franzosen hierher kamen, fanden sie diese Nation, wie jede andere, roh und unwissend; doch wußten sie sich die unentbehrlichsten Dinge so gut zu verschaffen, als es die Umstände und ihre Bedürfnisse zuließen. Zum Beyspiel, sie hatten zuweilen Schiffe nöthig, die sie auf folgende Art verfertigten. Die vielen Ströme, welche in diesem Lande sind, reissen sehr oft die Bäume an den Ufern aus, und solche Bäume wählen die Wilden, machen ein Feuer darauf, brennen ihn aus, und nehmen die Kohlen mit einem platten Kieselsteine weg, bis er den nöthigen Raum erlangt hat, worauf sie ihn alsdann ins Wasser lassen. Eben so bereiten sie ihr Handwerksgeräthe und ihre Waffen auf dieselbe mühsame Weise. Sie erwählen sich einen jungen Baum, und spalten diesen mit einem Kieselsteine, die so scharf als Messer sind, auf. In diese Spalte stecken sie alsdann einen Stein, der die Gestalt einer Axt hat; wie nun dieser Baum fort wächst, so wird der Stein dazwischen immer stärker gepreßt und befestiget. Hierauf hauen sie den Baum um, und bedienen sich dieses Werkzeuges gleich einer Art. Auf eben die Art nehmen sie zu ihrem Ackergeräthe Knochen von Thieren, oder hartes Holz; ihre Schüsseln und Küchengeräthe verfertigen sie aus Thon, Cocosnüssen, Holz und Hörnern von wilden Ochsen; seit dem Umgange mit Europäern aber haben sie leichtere und brauchbarere Werkzeuge kennen gelernt.

Die

Die Chikkasah wohnen jetzt zwischen den Quellen zweyer westlichen Arme des Mobileflusses. Ihr Land liegt hundert und sechzig engl. Meilen von der östlichen Seite des Missisippi, und eben so weit gegen Mitternacht von den Choktahs, sodann von Mittag gegen Mitternacht fast die Hälfte von den Illinois, etwa dreyhundert Meilen von den Creeks, und etwas über fünfhundert Meilen von den Cheeraken. Es ist eins der glücklichsten Lande unter der Sonne, der Boden und das Klima sind geschickt, alle Arten Früchte zu liefern, obgleich die Bewässerung sehr geringe ist. Es ist ein kriegerisches, aber tapferes Volk, jetzt nur gegen fünfhundert Mann stark. Sie haben eine Stadt, die auf einer Ebene an einer kleinen Bucht angelegt ist. Sie bauen ziemlich viel Getreide, haben etwas Hornvieh und Schweine, ingleichen sehr viel Pferde. Dieses Volk soll vormals zehntausend streitbare Männer gehabt haben, besteht aber jetzt kaum noch aus vier- bis fünfhundert Kriegern. Dieses kühne Volk machte den Franzosen den Missisippifluß streitig, und blieb nach vielen blutigen Gefechten Meister von einem Theile seiner Ufer; wodurch sie den Franzosen in der freyen Communication zwischen Kanada und Louisiana hinderlich waren.

Die Colapissas. Ihr Hauptflecken ist der beste in ganz Louisiana. Es sind lauter streitbare Leute, und wohnen in Hütten, die den Pavillons gleichen.

Die Osages sind eine zahlreiche Völkerschaft in Louisiana, die sich an dem Ufer eines Flusses gleiches Namens, der sich in den Missouri (ungefähr auf vierzig engl. Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Missisippi) ergießet, niedergelassen haben. Sie senden alle Jahre etlichemal an die Kaskasquias Abgeord-

nete, um den Frieden zu erneuern; hingegen mit den Missouris leben sie in Feindschaft.

Die Tioux sind ebenfalls eine Nation in Louisiana, und Bundesgenossen der Natches, in deren Nachbarschaft sie auch einige Flecken angelegt haben.

Die Tonicas wohnen am Flusse dieses Namens, und waren ehedem ein sehr zahlreiches Volk, bis jetzt aber sind nur noch drey Dörfer von ihnen vorhanden, wovon das eine sehr stark bewohnt wird.

Die Toppingas und Torimas sind zweyerley Nationen am Flusse Akansas in Louisiana, welche zusammen eine einige Pflanzstadt ausmachen.

Die Ortschaft der Sakier liegt am Flusse Uisconsin, und ist eine der größten und schönsten Landschaften in dieser Gegend. Dieser Stamm hat gegen neunzig große Hütten, die, weil sie aus Bretern bestehen und dicht mit Rinde gedeckt sind, beynahe Häuser genannt werden können. Auch die Straßen sind regelmäßig und geräumig, so daß man überhaupt hier eher den Aufenthalt gesitteter Einwohner als einen Wohnplatz roher Wilden vermuthen sollte. Das Land um sie herum ist sehr gut, und ihre Pflanzungen, welche um ihre Häuser angelegt sind, tragen in Menge indisches Korn, Bohnen, Melonen u. s. w., so daß man diesen Ort, in einer Weite von achthundert Meilen, für den besten Markt und für den Sammelplatz der Lebensmittel ansiehet. Diese Nation kann gegen dreyhundert streitbare Männer aufstellen, welche gewöhnlich alle Sommer Streifereyen in die Gebiete der Illinesen und Panier vornehmen, von welchen sie oft mit einer großen Anzahl Sclaven zurück kommen. Etwa funfzehn Meilen gegen Süden liegen die Gebirge, welche einen Ueberfluß an Bleyerz haben, und wo einige der Berge sehr hoch sind. Ueber-

haupt

haupt giebt es hier sehr viel Bley, welches an Güte den andern Ländern nichts nachgiebt.

Etwas weiter den Fluß hinab liegt die Ortschaft der **Otrigamier**, die ehedem aus etliche funfzig Häusern bestand, und wegen einer ansteckenden Krankheit verlassen worden sind. Sie bauten dagegen an dem Missisippi einen andern Ort, wo sich dreyhundert Familien aufhalten und einen fruchtbaren Boden anbauen. Allhier wird auch jährlich gegen Ausgang des Maymonats ein großer Markt gehalten, wo viele, auch entfernte, Indianer ihre Pelzwerke an die Europäer verkaufen. Hier ist der Missisippi bey dem Einflusse des Uisconsin, bey welchem nahe ein Berg von einer beträchtlichen Höhe liegt, eine halbe Meile breit, und auf der andern Seite, weiter gegen Westen, fällt ein kleiner Fluß in den Missisippi, welcher von den Franzosen der **gelbe Fluß** genannt wurde.

Die Erweiterung des Missisippi bildet weiter hin einen See, dem ebenfalls die Franzosen den Namen **Pepin** gegeben haben, und gegen zweyhundert Meilen vom Uisconsin liegt. Der Missisippi fließt unterhalb dieses Sees sehr gelinde, allein seine Breite ist sehr abwechselnd, so daß sie an einigen Stellen über eine Meile, an andern hingegen kaum eine Viertelmeile beträgt. Dieser Fluß hat in seiner ganzen Länge auf beyden Seiten eine Reihe von Gebirgen, die an einigen Stellen dicht darauf stoßen, an andern aber in einer Entfernung von ihm liegen. Von diesen Bergen hat man eine unbegränzte und schöne Aussicht; grüne Ebenen, fruchtbare Wiesen, zahlreiche Inseln, und auf allen diesen eine Menge von verschiedenen Bäumen, die ohne Sorgfalt der Menschen einen Ueberfluß von Früchten liefern, worunter Nußbäume, Zuckerahorn, Weinstöcke und Pflaum-

bäume, die sich unter ihrer Last biegen, die vornehmsten sind. Der See ist gegen zwanzig Meilen lang und fast sechs Meilen breit, an verschiedenen Stellen sehr tief, und voll von allerley Arten Fischen. Der Missisippi ist hier bis an den Fluß St. Croix, dreyssig Meilen über dem See Pepin, voller Inseln, von denen einige eine beträchtliche Länge haben. Auf diesen wachsen ebenfalls viele Zuckerahorne, um die sich mit Trauben belastete Weinstöcke bis an die Gipfel hinauf schlingen.

Nahe beym Flusse St. Croix halten sich drey Stämme von Nadowessiern auf, welche die **Flußstämme** genannt werden. Jetzt besteht die Nation aus eilf Stämmen, und ehedem waren sie noch zahlreicher, allein die Assinipoilen empörten sich und trennten sich von den übrigen; deshalb werden auch diejenigen bloß die Flußstämme genannt, weil sie am Ufer des Flusses wohnen: die übrigen führen überhaupt den Namen der Nadowessier von den Ebenen, und wohnen in einer Gegend, die weiter nach Westen zu liegt. Ungefähr dreyßig Meilen unterhalb dem Wasserfall von St. Anton befindet sich eine merkwürdige Höhle von einer erstaunlichen Tiefe, die Indier nennen sie die Wohnung des großen Geistes. Der Eingang ist etwa 10 Fuß weit und 5 Fuß hoch, die Höhe des innern Gewölbes aber beträgt funfzehn Fuß und seine Breite dreyßig, deren Boden aus dem feinsten klaren Sande bestehet. Zwanzig Fuß vom Eingange fängt ein See an, dessen Wasser völlig durchsichtig ist, und dessen Ende man gar nicht ausfindig machen kann, da die Dunkelheit der Höhle keine genaue Untersuchung erlaubt. In dieser Höhle befinden sich viele indische Hieroglyphen, welche sehr alt zu seyn scheinen, und in weiche Sandsteine gegraben sind. In einer kleinen Entfernung von dieser fürchterlichen

Höhle

Höhle ist ein Begräbnißplatz von verschiedenen Stämmen der Nadoweſſier. Obgleich diese Völkerschaft keinen festen Wohnplatz hat, sondern mit ihren Zelten bald da, bald dort hin ziehen, so bringen sie doch gemeiniglich die Gebeine ihrer Vorfahren hierher. Zehn Meilen unterhalb des Wasserfalles St. Anton fällt der Fluß St. Peter, auf der Westseite, in den Missisippi, und alsdann kommt man zu dem schönen Schauspiel der Natur, dessen Geräusche man schon in einer Entfernung von funfzehn engl. Meilen vernehmen kann.

Der **Wasserfall von St. Anton** erhielt seinen Namen vom Pater Ludwig Hennepin, einem französischen Missionär, der diese Gegend im Jahr 1680 durchreiste, und zugleich auch der erste Europäer war, der es wagte, sich den Wilden sehen zu lassen. Der Fluß, welcher hier über siebenhundert und funfzig Fuß breit ist, macht hier einen ungemein prächtigen Wasserfall. Er stürzt sich nämlich senkrecht über dreyßig Fuß herab, und die vielen Wirbel, die man auf einer Strecke von neunhundert Fuß antrifft, machen den Fall noch weit beträchtlicher, so daß man ihn in einiger Entfernung für weit höher ansieht, als er wirklich ist. In der Mitte des Wasserfalles steht eine kleine Insel, die etwa vierzig Fuß lang und fast eben so breit ist, worauf aber bloß etliche schlechte amerikanische Tannen wachsen. Dabey ist die Gegend hier herum sehr schön, und bestehet aus keiner ununterbrochenen Ebene, wo das Auge gar keinen Ruhepunkt finden kann, sondern aus vielen sanften Anhöhen, die im Sommer mit dem schönsten Grün bedeckt sind, und hin und wieder durch kleine zerstreute Wälder einen sehr reizenden Anblick verursachen, der weit mehr für den Pinsel eines Mahlers als für eine wörtliche Beschreibung gehöret. In

einer kleinen Entfernung unterhalb des Wasserfalles steht wieder eine kleine Insel, die etwa anderthalb engl. Morgen beträgt, auf welcher eine Menge Eichbäume wachsen, deren Zweige die Menge von Adlernestern zu zerbrechen scheinen. Diese Vögel begeben sich in erstaunlicher Menge hieher, weil ihr Aufenthalt durch die vielen Wirbel, über die sich kein Indier wagt, gegen alle Angriffe von Menschen und Thieren in Sicherheit gesetzt wird, und außerdem finden sie hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfalle zerschmettert und an das Ufer geworfen werden, für sich und ihre Jungen hinreichende Nahrung. Sechzig Meilen überhalb des Wasserfalles befindet sich der Fluß St. Franziscus, der seinen Namen ebenfalls vom Pater Hennepin erhielt. Noch weiter hin kommt man an den Gänsefluß, der etwa sechs und dreyßig Fuß breit ist, und hier fängt der Missisippi an, schmäler zu werden, denn seine Breite beträgt kaum dreyhundert Fuß, und scheint aus lauter kleinen Armen zu bestehen. Weiter gegen Nordosten liegen eine Menge kleiner Seen, die tausend Seen genannt, in deren Gegend die beste Jagd gehalten wird. Niemand hat den Missisippi höher hinauf untersucht, als bis zum **St. Peterfluß.**

Dieser Fluß ist bey seinem Einflusse in den Missisippi etwa dreyhundert Fuß breit, ist tief, und an verschiedenen Stellen sehr reissend. Längst diesem Flusse auf zweyhundert Meilen hinan, kommt man in das Land der **Nadowessier von der Ebene.** Dieß Land liegt etwas überhalb der Landzunge, welche der grüne und rothe Marmorfluß machen, und wo ein Arm von Süden her sich beynahe mit dem Messorie vereiniget. Die Einwohner machen einen Theil der acht Stämme der Nadowessier von der Ebene aus, und werden Wapintowaher, Tintoner,

Afra-

Afracuthoner, Mahaer und Schianer genannt; die drey übrigen Stämme heißen Schianiser, Tschonguscetoner, Waddapadschestiner, und wohnen höher hinauf westwärts vom Flusse St. Peter, auf Ebenen, die, ihrer eigenen Aussage nach, keine Gränzen haben, und sich vermuthlich bis an die Küste des stillen Meeres erstrecken. Man sagt, diese Völkerschaft bestehe zusammen aus mehr als zweytausend Kriegern, jedoch leidet diese Zahl viele Ausnahmen.

Die Tschipiwäer wohnen an der Ostseite des Missisippi, oberhalb des Sees Pepin, an der Quelle des von ihnen bewohnten Flusses. Auch wohnt ein beträchtlicher Haufe von ihnen an dem Regensee hinauf; noch ein anderer Stamm um den See Nippissong, und noch ein anderer zwischen den Seen Huron und Mechigan. Der Fluß, nach dem sich die Stämme nennen, ist bey seiner Mündung in den Missisippi etwa zweyhundert und vierzig Fuß breit, allein er wird auch breiter, je weiter er hinauf fließt. Dreyßig Meilen von seinem Ausflusse theilt er sich in zwey Arme, und überall ist der Boden in diesen Gegenden vortrefflich an Wiesen, auf denen man große Heerden von Büffeln und Elendthieren antrifft, und der Strich zwischen den beyden Armen dieses Flusses wird gemeiniglich der Weg des Krieges zwischen den Nadowessiern und Tschipiwäern genannt. Nahe bey der Quelle des gedachten Flusses liegt eine Ortschaft dieses Volkes und enthält gegen vierzig Häuser, und kann ungefähr hundert Krieger aufbringen. Ihre Häuser haben ein indisches Ansehen, und dicht hinter ihnen liegen Pflanzungen; nur die Einwohner stehn in dem Rufe einer schmutzigen Lebensart und ekelhafter Sitten.

Die Winnebager sind eine Nation, welche am Fuchsflusse und auf einer Insel an der östlichen

Einfuhrt in den See Winnebago wohnen. Der gedachte Fluß ist von der grünen Bucht bis an den Trageplatz gegen zweyhundert Meilen lang. Von dem See Winnebago bis an genannten Trageplatz ist der Lauf des Flusses sanft und seine Tiefe beträchtlich, auch die Gegend ist hier sehr fruchtbar und zum Anbau sehr geschickt. Vierzig Meilen den Fluß hinauf, von der großen Ortschaft der Winnebagoer, liegt eine kleinere, die ebenfalls dieser Nation gehöret. Beym Einflusse des Fuchsflusses in den genannten See ist sie nur sehr schmal, und wird gegen den Trageplatz zu noch weit schmäler und kaum etliche Ellen breit. Unter dem oft erwähnten Trageplatz versteht man hier die Gegend zwischen dem Fuchsflusse und dem Uisconsin, so nur sieben Viertelmeilen breit ist, ob sie gleich zuweilen fälschlich auf eben so viel ganze Meilen angegeben wird. Etwa auf dem halben Wege zwischen den beyden Flussen ist ein mit einer langen Art von Gras überwachsener Morast, der übrige Theil ist eben und mit etlichen Eichen und Fichten bewachsen, auch ein Aufenthalt von einer Menge Klapperschlangen. Zuweilen hat diese Nation einen König, oder wohl auch eine Königinn, zu ihrem Oberhaupte, und wenn anders die Muthmaßungen gegründet sind, so soll diese Nation ursprünglich in irgend einer Provinz von Neumexiko gewohnt haben, die sie vor etwa einem Jahrhundert verließen, und diese nördliche Gegend dafür wählten, vielleicht, durch innerliche Unruhen getrieben, wählen mußten, oder durch die Ausbreitung der Spanier aus ihren alten Sitzen vertrieben wurden. Sie sind den Nadowessiern mit unveränderlicher Anhänglichkeit ergeben, die ihnen, wie sie sagen, damals beygestanden haben sollen, und unterhalten diese Freundschaft, obgleich ihr jetziger Sitz über sechshundert Meilen von ihnen entfernt ist. Ihre Ortschaft enthält etwa funfzig

Häuser,

Häuser, welche stark mit Pallisaden gebaut sind, und die Insel, worauf sie liegt, ist etwa funfzig englische Morgen groß; sie liegt fünf und dreyßig Meilen von der grünen Bucht, wenn man diese Entfernung nach dem Laufe des Flusses rechnet. Der See Winnebago ist ungefähr funfzehn Meilen von Osten nach Westen lang und sechs Meilen breit. An seinem südwestlichen Ende fällt ein Fluß hinein, der nicht weit von einem von den nördlichen Armen des Flusses Illinoa entspringt. Die Gegend um diesen See ist fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an wild wachsenden Trauben, Pflaumen, nebst andern Früchten. Auch bauen die Winnebagoer an demselben viel indisches Korn, Bohnen, Kürbiße, Melonen und etwas Tabak. Auch hat dieser See einen Ueberfluß an Fischen, und gegen das Ende des Jahres findet man hier häufig wilde Gänse, Enten und anderes Geflügel.

Die **Chactawer** sind eine Nation, welche zwischen dem Mobile und Missisippi wohnen, auch noch an der Westseite des letztern einige Niederlassungen haben, und etliche tausend Mann ins Feld stellen können. Ihres Landes Gränzen sind zwischen den vereinigten nordamerikanischen Staaten und zwischen den spanischen Besitzungen zu suchen.

Das Land der **Choktah** rechnet man unter den 33sten und 34sten Grad nördlicher Breite. Seine westlichen Orte sind zweyhundert engl. Meilen nordwärts von Neuorleans gelegen, die obern 160 Meilen gegen Süden von den Chikkasahs, 150 Meilen gegen Westen von dem Fort Alebahma und eben so viel gegen Norden von Mobile, fast in der Gestalt eines völligen Vierecks. Ihre Gränzen sind nicht, wie bey andern, zerstreut, sondern liegen nahe beysammen, und überhaupt genießt das Land (ohngeachtet

wenig Flüsse darin sind) eine gute Luft und einen vortrefflichen Boden, und den Mangel der großen Flüsse ersetzen die vielen kleinen Wasser, woran ihre Orte gelegen sind, hinlänglich. Der Charakter dieser Nation wird von einer sehr häßlichen Seite geschildert, und fast eben so ihre äußerliche Gestalt; z. B. Verrätherey, Wankelmuth, Undankbarkeit, und andere Laster, sollen die Grundzüge ihres Herzens ausmachen, und andern Theils sollen sie wieder alle Spuren eines schnellen und wirksamen Geistes verrathen, die sie aber nur auf den Schaden ihrer Nebenbewohner anwenden. Seitdem sie mit dem Gebrauch des Schießgewehrs haben umgehen lernen, sind sie sehr stark in der Kunst, das Wild zu jagen und selbst aus den dichtesten und größten Rohrsümpfen zu scheuchen. Etliche tausend können ihrer wohl der Zahl nach seyn, allein man kann sie nicht mit Gewißheit bestimmen.

Die illinischen Indier wohnen an dem blutigen und an einem andern Flusse, der unterhalb des letztern in den Missisippi fällt, wie auch einige hundert engl. Meilen weit an dem Missisippi selbst. Ehedem bewohnten sie auch einen östlichen Arm desselben, sie haben sich aber jetzt größten Theils nach der westlichen Seite gezogen.

Die Illinoisen sind zwar mit dem vorbenannten Volke ein und dasselbe, allein diese letztern bewohnen einen andern Theil des Landes, und zwar an den Ufern des Flusses, welcher aus dem See dieses Namens entspringt, und seinen Ausfluß in den Missisippi nimmt. Diese Nation wird für sehr arbeitsam und thätig gehalten, sie bauen ihren Boden, so gut sie können, halten auch Federvieh und verkaufen es an die Europäer. Besonders wird die Geschicklichkeit ihrer Weiber gerühmt; diese spinnen Ochsen-

haare,

haare, und das so fein, daß man sie oft für Seide halten könnte. Hieraus verfertigen sie einen Zeug, den sie schwarz, gelb oder roth färben, und alsdann Röcke daraus bereiten, die sie mit Fäden aus den Nerven der Rehe sehr sauber zusammen nähen. Ihr ganzes Land ist offen, und besteht aus Wiesen, die sich auf fünf und zwanzig engl. Meilen erstrecken, die nur durch kleine Gebüsche unterschieden sind. Sie sind übrigens in sehr viel verschiedene Stämme vertheilt, von denen z. B. ein Stamm **Moingana** genannt wird; die andern sind unter den Namen **Peorias, Caoquias, Tamarouas, Kaskasquias** u. s. w. bekannt; allein diese Stämme sind jetzt auch sehr vermischt und vermindert worden, denn von den letztern ist nur noch eine geringe Anzahl übrig, und die beyden Dörfer, so diesen Namen führen, bestehen fast einzig und allein aus Tamarouas. Die Illinoisen wohnen zu äußerst in Louisiana, und leben in steter Feindschaft mit den Irokesen, von denen sie durch häufige Ueberfälle sehr beunruhiget werden, auch gar in Gefahr waren, ausgerottet zu werden, als sie ehemals Schutz von Franzosen erhalten hatten. Sie sind jetzt bloß auf etliche Dorfschaften herab gekommen, die etwa etliche tausend Menschen umfassen, haben aber nun den Fluß verlassen und an dem Missisippi Platz genommen.

Obschon das Land der **Kappas** fast das beste in ganz Louisiana ist, und alle Arten von Gewächsen sowohl, als auch viel Vieh ernähren und hervorbringen würde; so ist doch jetzt dieses Volk nicht mehr so zahlreich, als ehemals.

Die **Ottowäer** sind eine Nation zwischen dem See Mechigan und der grünen Bucht, wo sich verschiedene Inseln befinden. Auf der größten und besten derselben steht eine Stadt der Ottowäer, und die

Ein-

Einwohner der ganzen Gegend sind in Absicht ihres Charakters sehr viel von den übrigen Wilden unterschieden; ihre Behandlungen gegen Fremde, nebst ihrem Betragen, selbst gegen ihre Feinde, erheben sie über andere Nationen. Sie essen und bereiten auf eine besondere Art ihr Brod, wiewohl überhaupt alle Indier wenig auf diese nahrhafte Speise halten; hier schütteln sie die Körner, wenn das Getreide anfängt, reif zu werden, aus der Aehre, und kneten sie in einen Teig, wozu der darin enthaltene Saft, ohne seinen fremden Zusatz von einer andern flüssigen Materie, hinreichend ist. Nachher werden Kuchen daraus bereitet, diese schlagen sie in Blätter vom Baß- oder weißen Holzbaum, und legen sie in heisse Asche, wo sie leicht backen, und selbst einem Europäer nicht unangenehm schmecken. Der Ort dieser Nation besteht bloß in einem Dorfe von etliche zwanzig Häusern und etliche siebenzig Kriegern.

Die grüne Bucht, oder die Bucht der Stinkenden, gehört zu den Stellen, welche die Franzosen also benannt haben; hingegen die Indier, welche um sie herum wohnen, nennen sie Menomonierbucht: sie sagen, daß sie diesen Beynamen nicht einführten, um Fremde zu hintergehen, sondern bloß, um mit einander in Gegenwart von Indiern sprechen zu können, ohne von ihnen verstanden zu werden. Der See **Mischigan**, wovon die grüne Bucht ein Theil ist, wird von dem See Huron durch die Straße Mischillimakinac auf der Nordostseite getrennet. Seine größte Länge beträgt zweyhundert und achtzig, seine Breite etwa vierzig, im Umfange aber beynahe 600 Meilen. Man siehet darin eine merkwürdige Kette von kleinen Inseln, welche die Bieberinseln genannt werden; ihre Lage ist zwar sehr angenehm, aber der Boden ist unfruchtbar. An der nordwestlichen Seite

theilt

theilt sich dieser See in zwey Arme oder Buchten, wovon die nordwestliche die Bucht der Noketter genannt wird, und die andere die jetzt beschriebene grüne Bucht ausmacht.

Die Hälfte dieses hierum liegenden Landes gehört den Ottowäern, und die Linie, welche ihr Gebiet von den Tschipiwäern trennt, läuft fast von Norden nach Süden, und erstreckt sich beynahe von dem südlichen Ende dieses Sees über die Gebirge nach Mischillimakinac, durch dessen Mittelpunkt sie geht; so daß, wenn diese beyden Stämme auf der Faktorey zusammen kommen, eine jede auf ihrem eigenen Gebiete, in einer Entfernung von etlichen Ellen vom Stakwerke, ihr Lager aufschlägt. Es wachsen hier herum viel Sandkirschen, Johannisbeeren, und viele Wacholderbeersträuche, die eine Menge Beeren von der besten Art tragen. Anbey wächst hier sehr viel Sumach, welcher dem Tabak einen Wohlgeruch mittheilet, und von den Einwohnern sehr hoch geachtet wird. Nahe bey diesem und fast bey allen Seen giebt es eine Art Weide, Rothholz genannt, weil ihre Rinde, wenn sie ein Jahr alt ist, eine scharlachrothe Farbe hat, sich nachher aber ins Dunkle verlieret. Es wachsen viele dieser Stämme wunderbar zusammen, und erreichen eine Höhe von sechs bis acht Fuß. Auch diese Rinde schaben sie vom Holze ab, trocknen und pülvern sie, um sie mit dem Tabak zu vermischen; wie sie überhaupt auf die Einsammlung ihres Tabakes für den Winter sehr besorgt sind, weil sie häufig und gern rauchen.

Die **Outagamis** sind eine am meisten bekannt gewordene Nation gegen Westen an Kanada. Ihre eigene Wildheit sowohl (welche man noch dazu, durch verschiedentlich zur Unzeit geschehenes übles Verhalten gegen sie, noch mehr vergrößert hat), als

ihr

ihr Umgang mit den Irokesen, haben sie ungemein furchtbar gemacht. In der Folge haben sie sich mit den Sioux sehr genau verbunden, und diese Vereinbarung machte den Franzosen, als sie noch Herren von Kanada waren, die Fahrt auf dem Missisippi fast unmöglich.

Die **Punas** wohnten ehedem an den Ufern der großen Bucht des Sees Mechigan, in einer angenehmen Gegend, allein die Illinoisen erschlugen einen großen Theil von ihnen, und die übrigen flüchteten sich nach dem Flusse der Outagamis, welcher sich mitten in die Bucht ergießt, allwo sie sich an dem Ufer einer Art eines Sees niederließen. Ihre Nahrung besteht bloß in Fischen, welche ihnen der See im Ueberflusse darreicht, und welches vielleicht zu dem Beynamen, die stinkende, Anlaß gegeben hat.

Die **Sioux** wohnen hinter den großen Seen in Kanada, am Missisippi; sie sind zahlreicher, als irgend ein Volk in Kanada, wohnen auf großen Wiesen unter Zelten von Häuten, und ziehen Truppweise herum wie die Tartarn. Ihre Kleidung ist meist aus europäischem Zeuge gemacht, und die Sioux sind den Engländern sehr gewogen.

Die **weißen Indianer** sind eine Nation in Nordamerika am Missisippi, welche den Namen von ihrer Gesichtsfarbe erhalten haben, die wirklich schöner als bey den übrigen Indianern ist. Ihre Anzahl besteht in zwanzig- bis dreyßigtausend Mann, und wohnen in großen Städten zusammen, haben ihrer Art nach bequeme Häuser, bauen indianisches Korn, und halten zahme und wilde Kühe, deren Milch und Fleisch sie nützen. Ihre Waffen bestehen bloß in Bogen und Pfeilen, nebst einer Art von hölzernen Piken, aber mit den Europäern haben sie gar keinen Umgang.

Dieß

Dieß sind ohngefähr die Hauptnationen in hiesigen Landesgegenden. Etwas gegen Nordwesten von den Quellen des Messorie und St. Peterflusses soll, wie die Indianer erzählen, noch ein Volk wohnen, das etwas kleiner und weiß von Farbe sey, als die benachbarten Stämme, sie sollen den Ackerbau treiben, auch gewissermaßen einige Begriffe von Künsten haben; allein es ist bis jetzt noch nichts Zuverlässiges von ihnen bekannt geworden, und überhaupt glauben wir den Raum unnöthig anzufüllen, wenn wir uns bey einer weitläuftigern Anzeige von uninteressanten Nationen länger aufhalten wollten, da wir die verschiedenen erheblichen Stämme, dieß- und jenseits des Flusses Missisippi, im Lande Louisiana angezeigt haben.

Geschichte.

Um unsere Leser nicht durch eine Reihe verworrener und langweiliger Begebenheiten von Kriegen, Friedensschlüssen, Verträgen, Zurückgaben, Eroberungen, und so fort, zu führen; wollen wir hier nur bey den Hauptepochen der Geschichte verweilen, die einen wesentlichen Einfluß auf dieses Land gehabt haben. Zuförderst streiten Engländer und Franzosen noch sehr um die Ehre, wer zuerst den Fluß Missisippi in Louisiana entdeckt habe. Jene wollen diese Ehre ihrem Landsmann, dem Colonel Wood, zuschreiben, welches sie durch eine öffentliche Acte beweisen: der zu Folge habe er vom Jahr 1654 bis 1664 die meiste Zeit darauf verwendet, den Lauf des Flusses zu suchen, und der Capitain Bolton habe im Jahr 1670 eben denselben Versuch gemacht. De Cor von Neujersey habe im Jahr 1698 zwey Schiffe ausgesandt, des Flusses Mündung zu entdecken, und nachdem sie hundert Meilen hinauf gesegelt wären, habe er vom ganzen Lande Besitz genommen; Frankreich hingegen habe ihn erst ein Jahr später entdeckt.

Man weiß hingegen, daß im Jahr 1673 die Franzosen den Missisippi entdeckten, und sich daselbst einen bleibenden Wohnort verschafften. In den Jahren 1679 bis 1683 gieng de la Salle von dem See Ontario ab, schiffte durch die Seen Erie, Huron und Michigan, und segelte den Fluß der Illinoisen herunter bis an den Hauptfluß Missisippi. Nachdem er wieder von da nach Kanada zurück kam, begab er sich nach Frankreich, allwo er sich im Jahr 1684 zu Rochelle einschiffte, um die Mündung des Missisippi in den merikanischen Meerbusen zu finden; allein sein Vorhaben verunglückte, denn er verlor in der St. Bernhards- oder St. Ludwigsbay mörderischer Weise sein Leben. Nach dem Frieden von Ryswick that Iberville zu Ende des Jahres 1698 einen neuen Versuch, der sich glücklicher endigte, indem er im Jahr 1699 eine von den Mündungen des Flusses entdeckte. So viel ist gewiß, daß die Franzosen damals noch nicht sehr weit auf dem Fluß herauf gekommen waren, aber auch wegen großer Hindernisse nicht weiter kommen konnten, da ihnen die Wildheit der Völker, und vielleicht auch manchmal ein zur Unzeit übles Verhalten gegen sie, auf Seiten der Entdecker, im Wege stand.

Die ganze Uebersicht der Geschichte dieses Landes beruhet dahero in folgenden Thatsachen. Weil die Engländer die Mündung des Missisippi im J. 1698 (und also ein Jahr früher, als Frankreich) entdeckt, den Missisippi mehr als hundert engl. Meilen hinauf befahren, und auch das engl. Wappen, zum Zeichen des ergriffenen Besitzes, hinterlassen haben sollen; so machten sie eben deshalb nachher einen Anspruch an Louisiana. Endlich brachte es der Friedensschluß von den Jahren 1762 und 1763 dahin, daß Frankreich einen Theil an Großbritannien abtrat, und das übrige

bald

bald hernach freywillig an Spanien verkaufte. Im Jahr 1762 trat der König von Frankreich Louisiana an Spanien ab, und ließ es der Kolonie durch den Gouverneur zu wissen thun, worauf eine allgemeine Bestürzung erfolgte. Ihr ganzes System wurde hier nach einer andern Richtung gewendet, die ihren Absichten völlig zuwider lief. Bis jetzt waren sie fast stets unabhängig gewesen, hatten mit den Spaniern einen vortheilhaften Schleichhandel getrieben, und das Betragen der Spanier gegen die übrigen Nationen in Amerika ließ ihnen wenig übrig, ein besseres Schicksal zu hoffen. Das Jahr darauf kam der neue Gouverneur, Don Ulloa, in Louisiana an, um neue Verordnungen und neue Einrichtungen zu treffen, die aber das Mißvergnügen der Einwohner nur noch höher trieben, und den einhelligen Entschluß zuwege brachten, sich des Joches zu entledigen; der neue Gouverneur ward dahero gezwungen, zu Schiffe nach Havana zurück zu kehren, und an den König von Frankreich ergiengen neue Bitten, um die Botmäßigkeit ihres Volkes wieder anzunehmen. Allein Frankreich mußte seine Ursachen dazu haben, weshalb es diesen schmeichelhaften Antrag ausschlug, und vielmehr Spanien die Bestrafung der Rebellion seiner neuen Unterthanen anempfohl. Eiligst schickte Spanien dreytausend Mann nach Louisiana ab, welche die Ruhe wiederherstellen und die Anführer des Aufstandes hinrichten sollten. Dieß geschah zwar aufs pünktlichste, allein die öffentliche Ruhe war deshalb nicht gegründet, sondern das Mißvergnügen brachte nur zu oft neue Mißhelligkeiten zuwege, die einer Menge Menschen das Leben kosteten. Endlich schickte Spanien einen einsichtsvollen Mann als Gouverneur nach Louisiana ab, und dieser that in kurzem durch kluge Anstalten und weise Befehle mehr, als vor ihm viele seiner Vorgänger in langer Zeit nicht hatten thun

können. Hierzu kam noch ein anderer günstiger Umstand, nämlich die Mißhelligkeiten zwischen Großbritannien und seinen Kolonien: und Louisiana soll sich durch seine neuen Kolonisten, die von allen Seiten her zusammen strömten, niemals so wohl und in so guten Umständen befunden haben, als in dem J. 1777, bis dahin die neuesten Nachrichten gehen. Man liest zwar in öffentlichen Nachrichten von 1783 aus Spanien, es werde vielleicht der spanische Hof ganz Louisiana und das Land der Illinois wieder an Frankreich überlassen; allein noch ist von diesen Nachrichten nichts in Wirklichkeit erfolget.

IV.

Die dreyzehn vereinigten Staaten.

VI.

Unter allen Begebenheiten unserer Tage ist keine, welche der allgemeinen Aufmerksamkeit würdiger gewesen wäre, als die Entstehung des Freystaats, dessen Beschreibung die folgenden Bogen enthalten, keine, die auch in ganz Europa mehr Sensation gemacht hätte, als diese. Das Land, das vor nicht viel mehr als hundert Jahren noch größtentheils mit ungeheuern Wäldern bedeckt, und ein Aufenthalt von wilden Thieren und nicht weniger wilden Menschen war, wo die, um dem Druck im Vaterlande zu entgehen, hingeflohenen Europäer beynahe ihre ganze Existenz der Großmuth ihres Stammlandes zu verdanken hatten; das Land, das in der Wage der Politik nur federleicht wog, dem selbst seine europäischen Beherrscher wenig innere Kräfte zutrauen mußten, steckt plötzlich die Fahne des Aufruhrs auf, macht alle Anstrengung, es wieder zu unterjochen, vergebens, und erkämpft sich zuletzt, wenn auch nicht ohne fremde Beyhülfe, eine völlige Unabhängigkeit. Dieß hat das ehemalige englische Nordamerika wichtig gemacht, wenn auch dieser für Großbritannien wirklich immer empfindliche Verlust nicht den Einfluß auf uns, so wie auf das ganze politische System, haben möchte, den einige Staatsklügler, verführt durch den Gedanken, hier einen neuen mächtigen Staat emporsteigen zu sehen, sich erträumten. Schon ist diese Täuschung durch die mehr steigenden als fallenden Gährungen in der neuen Republik einigermaßen geschwunden; man hat schon wieder ein neues Beyspiel gesehen, daß **das Wort Freyheit** nicht immer **wirkliche Freyheit** zum Grunde hat, und der übertriebne Enthusiasmus derjenigen, die nach Boston und Philadelphia alle Tugenden hinzauberten,

Vorkenntnisse.

hier ein irdisches Paradies zu erblicken glaubten, hat wenigstens großentheils sich vermindert. Ob die dreyzehn vereinigten Staaten ein gegründetes, oder bloß das Recht des Stärkern hatten, als sie ihre Empörung anfiengen? das wird in der Geschichte eine treue Auseinandersetzung des ganzen Hergangs entwickeln; ob sie überhaupt je ein hochkultivirter und sehr mächtiger Staat werden können? wird am besten aus einer genauen Beschreibung des Landes und der Einwohner erhellen.

Das Land, welches die dreyzehn vereinigten Staaten oder den nordamerikanischen Freystaat ausmacht, erstreckt sich von der Gränze von Neuskotland und Kanada bis an Florida, und hat gegen Osten das Weltmeer, gegen Westen aber Louisiana und mehrere Stämme freye Indianer. Die Größe des ganzen Freystaats zusammen wird auf drey und vierzigtausend Quadratmeilen, wobey denn aber auch sehr vieles unbebautes Land ist, berechnet. An den Küsten hin ist der Boden meist allenthalben niedrig und sandig, tiefer ins Land hinein aber steigen die apalachischen oder blauen Gebirge bis zu einer beträchtlichen Höhe empor. Der nördliche Theil von Neuengland hat zwar mit Frankreich eine gleiche Breite, aber die dasigen Winter sind strenger und anhaltender, als in unsern Gegenden, und selbst in den südlichen Provinzen ist der Winter härter, und der Wechsel von der Hitze zur Kälte oft äußerst empfindlich. Niedrige Gegenden, wo sich viele Gewässer sammeln und stehend werden, sind nicht selten, und werden von den Einwohnern zum Reisbau und zu Ziehung von Kanälen benutzt, wodurch aber viele Strecken des besten Landes völlig unnütz gemacht werden. Mehr von der Fruchtbarkeit des Bodens wird bey Beschreibung der einzelnen dreyzehn Staaten vor-

vorkommen; jetzt wollen wir noch einige allgemeine Nachrichten zu liefern fortfahren.

Zu den vorzüglichsten Produkten dieses großen Staates kann man aus dem Pflanzenreiche zählen: **Mais** oder **indianisches Korn** von verschiedenen Arten, der allenthalben fortkommt, hie und da auch zweymal zur Reife gelangt; **Pataten**, **Erbsen**, **Bohnen**, **Obst**, treffliches **Holz** von mehrerley Gattungen, **Farben**- und **Arzneykräuter**, Tabak u. dergl. Von Thieren findet man: Rindvieh, das in den nördlichen Theilen kleiner wird; **Pferde**, die hurtiger und dauerhafter sind, als die englischen; **Schweine**, welche man in einigen Gegenden mit Pfirsichen füttert; **Schafe**, welche seit einiger Zeit erst gebräuchlich werden. Alles zahme Vieh ist aus Europa gekommen. Unter den wilden Thieren verdienen hier genannt zu werden: **Biber**, **Bären**, **Koati**, **Stinkthiere**, **Opossum**, **Panther**, **wilde Katzen**, **Wölfe**, **Füchse**, **Hasen**, **Murmelthiere**, **Mosethiere**, **Gemsen**, **wilde Ochsen**, **Adler**, **Geyer**, **Papageyen**, **Kolibri**, mehrere Arten **Schwimmvögel**, **Fische**, **Schildkröten**, **Alligators**, **Schlangen**, und viele **Insekten**. Die Produkte des Mineralreichs sind bis jetzt noch sehr unbedeutend; doch liefern diese Provinzen sehr viel Eisen, auch etwas Kupfer, Bley und Salpeter.

Die ursprünglichen Einwohner des Landes sind Indianer, und zwar namentlich Irokesen, Tschikasaws, Tschirokesen, Tschaktaus, Kreekindianer u. s. w. Seit die Engländer Besitz in diesem Lande nahmen, und sich an den Küsten niederzulassen anfiengen, entstanden die eigentlichen Kolonien, deren Einwohner Engländer, Niederländer, Franzosen, Deutsche; mit einem Wort, Europäer von allen

Nationen waren. Diese Einwohner haben sich dergestalt vermehret, daß nach einigen Beobachtungen sich ihre Anzahl alle fünf und zwanzig Jahre verdoppelt haben soll, was denn doch aber wohl nicht so ganz buchstäblich richtig seyn dürfte. Außer den eigentlichen Pflanzern aber giebt es noch weiße Sclaven, welche entweder Verbrechen halber zur Sclaverey verdammt worden sind, oder Unglückliche, welche ein irdisches Paradies, wo man alles ohne Mühe und Arbeit bekommen kann, in Amerika zu finden glauben, und wenn sie hin kommen, um nicht Hungers zu sterben, sich auf eine gewisse Anzahl Jahre als Sclaven verkaufen müssen. Ackerbau, Viehzucht und Fischerey waren, so lange dieses Land unter Großbritanniens Herrschaft stand, die vorzüglichsten Nahrungszweige seiner Bewohner; zum großen Vortheil des Mutterlandes, das deshalb seine Fabrikate zu weit höhern Preißen ausbringen konnte, und nun, da die Provinzen unabhängig sind, sehr viel verloren hat. Nach einer 1775 dem Parlement übergebnen Liste haben alle Waaren, die nach Neuengland, Neuyork, Pensylvanien, Maryland, Virginien, Karolina und Providence von 1763 bis 1773 aus Großbritannien ausgeführt worden sind, ein Jahr ins andre jährlich zwey Millionen 428404 Pfund betragen. Burkes und Entick halten diesen Anschlag noch viel zu klein: nach dem letztern ist der Durchschnitt der Ausfuhr innerhalb drey Jahren 2748000 Pfund, wobey noch Nordkarolina nicht mit gerechnet ist. Alles dieß, oder doch den größten Theil davon, hat Großbritannien verloren; indessen kann man nicht läugnen, daß die vereinigten Staaten bey dieser gewaltsamen Trennung nicht ebenfalls großen Verlust erlitten haben, und wahrscheinlich nie, oder doch nur erst nach gewaltsamen Revoluzionen, eine sehr beträchtliche Stufe des Wohlstands erreichen werden.

Auch in Absicht der politischen Verfassung hat das Volk bis jetzt nichts gewonnen, wenn es nicht sogar verloren hat. Die große Entfernung vom Mutterlande war Ursache, daß, ohngeachtet sie übrigens Unterthanen der Krone England waren, die Kolonisten doch eine eigne, nach englischer Art eingerichtete, Regierung hatten, deren Einrichtung kürzlich folgende war. Alle Kolonien hatten einen Statthalter und ein Parlement, welches auch die Generalversammlung genannt ward; dabey aber fand folgender Unterschied Statt, daß in den meisten Kolonien der König den Statthalter ernannte und alle öffentliche Bedienungen besetzte, das Volk aber seine Repräsentanten erwählte. Diese Regierungsform war in Neuhampshire, Neuyork, Jersey und Virginien üblich. In Pensylvanien und Maryland war erbeigenthümliche Regierung; in Konnektikut, Rhodeisland und Massachusetsbay stand die größte Gewalt bey dem Volke; die Bürger wählten den Statthalter, seine Beysitzer und alle übrige Magistratspersonen. Gegenwärtig ist hier eine demokratische Regierungsform eingeführt, indem die dreyzehn von einander unabhängigen Republiken durch den Generalkongreß unter einander verbunden sind. Die höchste Gewalt ist bey dem Gouverneur, dem Senat (Oberhaus) und der Assemblee (dem Unterhaus). In Georgien und Pensylvanien hat das Unterhaus allein die Landesregierung.

Wir gehen nunmehr zur Beschreibung und Geschichte der dreyzehn Provinzen im Einzelnen über, und machen mit Neuhampshire, der nördlichsten derselben, den Anfang; hierauf aber soll die neuere Geschichte des ganzen nordamerikanischen Freystaats folgen, wo wir zugleich einen deutlichern Begriff von der ganzen Staatsverfassung geben werden.

Die

Neuengland. a) Land.

Die nördlichste der dreyzehn Provinzen ist Neuhampshire, und da diese Provinz nebst Massachusetsbay, Rhodeisland und Konnektikut ehedem unter dem Namen Neuengland begriffen ward, so halten wir es nicht für unschicklich, einige Nachrichten von Neuengland überhaupt zu liefern, ehe wir die Besonderheiten der einzelnen Provinzen beschreiben. Neuengland also liegt mit dem mittäglichen Frankreich und dem nördlichen Spanien unter gleicher Breite, hat aber dennoch weit strengere und anhaltendere Winter, als das europäische England, denn selbst an den südlichen Gränzen des Landes ist der Boden vom November bis zum Februar mit Schnee bedeckt, und das Winterkorn wird sehr oft von der Kälte verdorben; im nördlichen Theile aber wird theils wegen der Kälte, theils wegen der Berge und Felsen, fast gar kein Ackerbau getrieben. Die heftige Sommerhitze, welche vorzüglich vom Junius bis mit Einschluß des Augusts unerträglich ist, zeitigt zwar alle Gewächse, allein dennoch wollen europäische Getreidearten nicht recht gedeihen, da es nichts ungewöhnliches ist, daß der Himmel zuweilen zwey Monate lang ohne irgend ein Wölkchen heiter bleibet. Konnektikut hat den vorzüglichsten Ackerbau, so wie auch das Land an der Seeküste, welches fast durchaus eben, an einigen Stellen auch sogar sumpfig ist. Ueberhaupt aber ist der Ackerbau nicht die eigentliche Quelle des hiesigen Wohlstandes; denn ohngeachtet hie und da sogar einige Ausfuhr Statt findet, so haben doch die meisten Gegenden kaum so viel, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen.

Die Waldungen haben in dem südlichen Theile zwar ziemlich abgenommen, demohngeachtet aber hat das Land noch sehr vieles Holz, und der Holzhandel ist weit wichtiger, als der mit allen übrigen Produkten,

dukten, wie wir in der Folge noch bestimmter anführen werden. Obstbäume wachsen ebenfalls häufig, und viele Kolonisten treiben einen wichtigen Handel mit Cyder, dessen einer in einem Jahre nicht selten über hundert Orthof bereiten kann. Ferner erzeugt man eine Menge von Wurzeln, Zwiebeln, Kürbisse, Gurken und Melonen, welches alles aus Altengland hieher gebracht worden ist, denn als die Engländer zuerst hieher kamen, fanden sie fast bloß Beeren und wilde unschmackhafte Wurzeln. Zu den eigenen Landeserzeugnissen aus dem Pflanzenreiche gehören: der glatte **Sumach**, dessen Beeren roth färben; die **weiße Fichte**, aus deren grünen Zweigen das Prucebier gebraut wird, und welche die besten Masten unter allen nordamerikanischen Bäumen giebt; die **gelbe Fichte**, welche gleichfalls zu Masten und Bretern gebraucht wird; die **weiße Ceder**, in den nördlichen Provinzen in Sümpfen wachsend, mit wohlriechenden, immer grünenden Blättern. Der Baum wächst sehr langsam, und das Holz wird zu Balken, Bretern, Tischlerarbeit u. dgl. gebraucht. Die **rothe Ceder**; der **Zürgelbaum**, ein hoher, gerader Baum von zähem, weißem Holze, das zu Zähnen in Mühlrädern und anderm dergleichen Behufe dient, u. s. w.

Von Thieren findet man in den genannten vier Provinzen zahmes aus England hergebrachtes Vieh, und unter den wilden Thieren vorzüglich Zobel, **Frettbäre** (Narica L.) oder **Minx**, ein langes, schlankes, dem Marder ähnliches Thier, das sein Lager in Morästen hat, und sich von Fischen, Vögeln, Mäusen und anderm Ungeziefer nährt. **Beutelratzen** oder **Opossum**, ein Thier, das an Gestalt und Farbe dem Dachs gleicht, dabey die Größe einer Katze und einen schuppichten Rattenschwanz hat,

und

und von Wurzeln, Obst und Federvieh lebt. Das letztere befindet sich hier in zahlloser Menge, und die Gewässer sind voll von Fischen, wie denn überhaupt die vier neuengländischen Provinzen einen Ueberfluß an Wasser und allein sieben schiffbare Flüsse haben.

Wir kommen nun auf die einzelnen Provinzen, und machen mit Neuhampshire den Anfang.

I. Neuhampshire.

1) Neuhampshire. Die Provinz Neuhampshire, deren Flächeninhalt sich auf 1560 Quadratmeilen beläuft, gränzt

a) Land. gegen Norden an Main und Sagahadok, gegen Osten an das Meer, gegen Süden an Massachusetsbay und gegen Westen an Kanada und Neuyork. Der Boden ist verschieden, und gegen Norden zu sehr bergicht und unfruchtbar, weil sich in diesen Gegenden die schon mehrmalen genannten weißen Berge befinden. Dem Anschein nach sollte man diese Berge mit ewigem Schnee bedeckt halten, allein sie bestehen aus einem weißen Gestein, das, vorzüglich wenn die Sonne darauf scheint, einen blendenden Glanz von sich wirft. Unten sind diese Berge mit starken Bäumen besetzt, weiter hinauf stehen nur einzelne Fichten, dann folgt ein dürres, weißes Moos, und endlich der kahle, nackte Felsen, den auch der Sage nach noch niemand völlig erstiegen haben soll. Aus diesen Gebirgen entspringen die schönsten und größten Flüsse des ganzen Neuenglands, als: 1) der **Saco** oder **Sawko**, der zwischen Kap Porpoise und Kap Elisabeth in die See fällt; 2) der **Merrimac**, der sich zwischen Salisbury und Newbury in die See ergießt; 3) der **Konnekrikut**, der in die See zwi-

schen der Provinz gleiches Namens und Rhodeisland geht. Alle diese Flüsse treten jährlich einmal aus ihren Ufern, und machen die anliegenden Felder äusserst fruchtbar; wohin vorzüglich eine Strecke Landes gerechnet werden kann, welche man den Garten von Neuengland nennt.

Vorzügliche Produkte dieser Provinz sind: Mais, Erbsen, Hafer, Hanf, Flachs und etwas Reis; Weizen aber kommt nie zur gehörigen Reife. Holz ist der Gegenstand eines ausgebreiteten Handels: aus dem Nadelholze bereiten die Einwohner Pech, Theer und Terpentin; aus andern Holzarten bauen sie Schiffe, machen Masten, Breter, Faßreifen u. dgl., was zusammen unter dem Namen Lumber verstanden wird. Die Wälder haben eine Menge Wildpret, der Arten, welche den dasigen Gegenden eigen, und von denen bey Kanada angeführten in nichts unterschieden sind, daher auch der Handel mit Pelzwerk sehr einträglich für die Einwohner ist. Mit der Pferde-, Hornvieh- und Schafzucht beschäftigt man sich sehr fleißig, ohne es aber noch zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht zu haben, wiewohl etwas Vieh ausgeführt wird. Desto reicher ist die Provinz Neuhampshire an Fischen, vorzüglich in den Flüssen, welche voll Aale, Lachse, Forellen, Else u. s. w. sind. Seefische aber findet man in weit geringerer Anzahl, weil die Küste eine zu kleine Strecke einnimmt.

Die ursprünglichen Einwohner von Neuhampshire haben den Europäern weichen müssen, nur gegen Kanada zu wohnen noch einige Indianer, welche wenig von denen schon bey jenem Lande beschriebenen verschieden sind. Sie gehören zu dem Volke der Abenakis, die auch von englischen Schriftstellern Seguntaquaks genannt werden, und ehedem weit zahlreicher b) Einwohner.

reicher waren, als jetzt. Ueberhaupt wohnen hinter den dreyzehn vereinigten Staaten eine Menge indianischer Völkerschaften, die aber alle so wenig zahlreich sind, daß sie kaum den Schatten ihrer ehemaligen Volksmenge darstellen. Wir werden in der Folge schicklichere Gelegenheit finden, als hier, mit mehr Umständlichkeit von ihnen zu sprechen.

Was die europäischen Einwohner von Neuhampshire betrifft, so wird die Anzahl derselben auf 82000, von andern nur auf 70000 geschätzt, wozu ohngefähr 1500 Neger kommen. Manufakturen sind hier nur wenige, und der wichtigste Handel wird mit Holz, Pelzwerk, Fischen und etwas Vieh getrieben. Vor mehrern Jahren machten die hiesigen Einwohner einen Versuch, Stangeneisen zu liefern, und am Fluß Lamperell wurden Fabriken von eisernen Platten aus Sumpferz angelegt; allein beydes blieb ohne den gewünschten Erfolg, weil es sowohl im Sommer wegen der Hitze, als im Winter wegen des anhaltenden Frostes, an Wasser fehlte. Die Sitten sind hier noch ziemlich ungebildet, welches eine Folge der hier, so wie in ganz Neuengland, herrschenden Religionsmeinungen ist. In ganz Neuengland nämlich, also auch in Neuhampshire, hat die Partey der Congregationalisten die Oberhand, welche, einige Kleinigkeiten abgerechnet, mit den Presbyterianern ein gleiches Religionssystem haben. Zur englischen Kirche bekennen sich nur einige wenige Einwohner, die noch dazu öfters Gegenstände einer sehr gehässigen Verfolgungssucht sind, weil die Klerisey einen sehr wichtigen Antheil an allen bürgerlichen Geschäften hat, was man nie vergessen muß, wenn man die Geschichte der Kolonien gehörig verstehen will. Daher kommen auch jene so lächerlichen Gesetze, daß auf Bilderanbetung und Hexerey die To-

des-

desstrafe, auf Ketzerey die Landesverweisung gesetzt ist; daß kein Einwohner über eine Stunde in der Schenke sitzen, und an Sonntagen des Abends in öffentlichen Häusern keine Gesellschaft gehalten werden darf.

Nach der Entdeckung stand diese Provinz ihres kleinen Umfangs wegen lange Zeit unter der Gerichtsbarkeit von Massachusetsbay, nachher aber ward sie unter englischer Herrschaft von einem Statthalter, Beysitzer und einer Versammlung von Repräsentanten regiert; Statthalter und Beysitzer aber wurden vom König gesetzt. Zuerst wurde sie 1621 von der zu Plymouth errichteten Compagnie dem Capitain Mason von London überlassen, welches König Karl I. im Jahr 1635 bestätigte. In demselben Jahre starb Mason, und vermachte seine dasigen Ländereyen, welche 20000 Pfund werth geschätzt wurden, seinem Enkel, John Tuston, mit der Bedingung, daß er den Namen Mason führen sollte; da auch dieser bald starb, erbte sein jüngerer Bruder Robert, und da innerliche Unruhen im Lande entstanden, von England aus aber wegen des dortigen bürgerlichen Krieges keine Hülfe zu erwarten war, so baten die Einwohner von Neuhampshire 1662 die Kolonie Massachusetsbay, ihr Land mit unter ihre Gerichtsbarkeit zu nehmen, welche auch 1677 die Provinz völlig durch Kauf an sich brachte. Im J. 1679 kam die ganze Provinz unmittelbar unter des Königs Schutz, der darüber einen Präsidenten und zehn Beysitzer ernannte. Dennoch hatte die Kolonie mit Massachusetsbay wegen der Gerichtsbarkeit und der Gränzen beständige Streitigkeiten, bis endlich 1739 die Sache durch den königlichen Rath völlig entschieden ward. Bis zur Empörung hatte Neuhampshire einen eignen Statthalter und mehrere Friedensrichter; auch wur-

den alle Vierteljahre allgemeine Friedensgerichte gehalten. Gegenwärtig ist hier die schon oben angeführte Regierungsform.

c) Einzelne Orte.

Portsmouth.

Die Hauptstadt der Provinz ist **Portsmouth**, ein hölzerner Ort von ohngefähr siebenhundert Häusern, an der Piskataquabay gelegen. Der dasige Hafen ist sicher und bequem, so daß die größten Schiffe hier liegen können. Aus diesem Hafen segelten unter englischer Herrschaft jährlich ohngefähr zweyhundert mit Fischen und Lumber beladene Schiffe nach Westindien, wo die Inhaber ihre Waaren umsetzten, dann mit neuen Artikeln befrachtet nach Europa giengen, dort Waaren und Schiff verkauften, und als Passagiers wieder nach Hause kehrten.

Londonderry.

Hampton.

Exeter.

Litchfield.

Andre Orte sind **Londonderry**, eine meistens von Irrländern bewohnte Stadt, die hier auch eine ansehnliche Leinwandsmanufaktur angelegt haben; **Hampton**, **Exeter** und **Litchfield**, ebenfalls drey Handelsstädte.

II. Massachusetsbay.

a) Land. Die wichtigste unter den vier Provinzen, welche das ehemalige Neuengland ausmachen, ist die von **Massachusetsbay**, zu welcher auch noch die nordwärts von Neuhampshire liegende, an Kanada gränzende Grafschaft **York**, oder die Provinz **Main**, nebst dem District **Sagadahok** gerechnet wird. Die eigentliche Provinz Massachusetsbay enthält 460 Q. M., und hat gegen Norden Neuhampshire, gegen Osten und Süden das Meer, und gegen Süden und Westen Rhodeisland, Konnektikut und Neuyork zu Gränzen. Zwey große Flüsse wässern diese Provinz; der **Merrimak**, der aus dem See Winipisinket und dem Fluß Pomagewasset entstehet; sein Name will so viel sagen, als **der Stör**, weil es in dem Flusse eine große Anzahl dieser Fische giebt. Dieser Fluß hat an der Mündung nur zehn Fuß Wasser, und ist achtzehn englische Meilen aufwärts bis Mitchelsfall schiffbar. Er hat verschiedene Wasserfälle, die aber zum Theil mit Holzflößen, bey hohem Wasser auch mit Kanoten oder kleinen Booten überfahren werden können. Der merkwürdigste ist der zu **Pantuket**, dreyßig englische Meilen von der Mündung des Flusses. Dieser Wasserfall ist ohngefähr zwanzig Fuß hoch, stürzt sich durch verschiedene Oeffnungen in einen Felsen, der quer durch den Fluß geht, und statt eines Dammes dienet, das Wasser aufzuhalten. Der zweyte Fluß ist der Konnektikut (das ist, der **lange** Fluß), deshalb so genannt, weil er durch drey Provinzen von Neuengland läuft. Auch er hat mehrere Wasserfälle.

Ohngeachtet der Boden dieser Provinz im Ganzen felsicht und uneben ist, so hat sie doch, vorzüglich in der Nachbarschaft der Flüsse, sehr angenehme und

fruchtbare Gegenden, ist auch weit besser angebaut, als Neuhampshire. Mais wird am meisten erbauet; auch gedeihen Roggen und Bohnen ziemlich gut; andre europäische Getreidearten werden zwar gesäet, tragen aber nur wenig Körner, doch hat man mit Sommerweizen nicht unglückliche Versuche gemacht. Es giebt an den Flüssen Felder, welche vierzig Jahr nach einander besäet werden, und beständig gute Erndten gegeben haben. Mit Holz ist die Provinz reichlich versehen. Die vornehmsten Arten sind die Weißtanne, welche sehr stark und hoch wächst, und zu Masten verwendet wird; die Rothtanne, aus welcher Pech, Harz und Terpentin gemacht wird; mehrere Arten von Eichen; Eschen, drey Fuß im Durchschnitt und auf achtzig Fuß hoch; fünferley Arten von Harztannen, deren Rinde von den Gerbern gebraucht wird; weiße, schwarze, rothe und gelbe Fichten, Terpentinbäume, Weißbuchen, rothe Cedern, welsche Nußbäume von verschiedenen Arten; Apfelbäume, welche aus Europa stammen, aber recht gut gedeihen; Kirschbäume und Sassafrasbäume. Wein wächst wild in den Wäldern, hat aber meist saure Trauben; ferner findet man einen Ueberfluß von allerley Beeren und Pflanzen, wie denn auf eilfhundert in Massachusetsbay einheimische Gewächse gezählt werden.

Das hier wachsende Gras ist nicht das beste, dennoch aber hat man in Massachusetsbay gute Viehzucht, besonders werden starke, dauerhafte Pferde gezogen, und die Schafzucht wird durch Einbringung englischer und spanischer Hämmel besser, als sie vorher gewesen ist. In den Wäldern findet man die nämlichen wilden Thiere, welche Neuengland überhaupt eigen sind; vorzüglich aber Biber, aus deren Haaren hier sehr feine Hüthe verfertigt werden;

Füchse, Hasen, Mosethiere, Hirsche u. s. w. Federwild giebt es in großer Menge, meist von den schon anderwärts angeführten Arten, besonders aber außerordentlich viel wilde Tauben, welche Zugvögel sind, und des Nachts, wenn sie Schaarenweise auf den Bäumen schlafen, von den Einwohnern mit Stangen todt geschlagen werden. Was aber diese Provinz noch in reicherm Maaße besitzt, sind Fische, daher auch die Fischerey einer der ersten der hiesigen Nahrungszweige ausmacht. Man kann die Fischerey der Einwohner von Massachusetsbay in fünf Gattungen eintheilen, nämlich Wallfische, Heringe, Kabeljau, kleine Fische, und zuletzt solche, welche nicht versendet werden, aber einem großen Theil der Armen Lebensunterhalt verschaffen. Von den Wallfischen zählt man hier auf zwölf Arten, von denen die sogenannten schwarzen Wallfische (Balaena Mysticetus, Lin.) den meisten Nutzen geben; die Heringsfischerey hat nur wenig zu bedeuten, weit einträglicher aber ist der Kabeljaufang. Von kleinern Fischen gehören besonders hieher die Makreelen, welche eingesalzen in Fässern für die Negern nach den Zuckerinseln versendet werden.

Wichtige Produkte für diese Provinz sind endlich auch Eisen und Kupfer, besonders das erstere, das einen Hauptartikel der hiesigen Manufakturen ausmacht.

b) Einwohner.

Die alten und vornehmsten Einwohner dieses Landes waren die **Massachusers**, welche da wohnten, wo gegenwärtig die Grafschaften Suffolk und Middlesex sind, zur Zeit der ersten Niederlassungen aber schon durch Pest und Blattern sehr abgenommen hatten, und gegenwärtig nur noch in dem Namen der Provinz existiren. Folgendes weiß man noch von diesem einst so zahlreichen Volke: „Sie brachten

»ihre Lebenszeit mit Jagen und Fischen zu, und leb-
»ten also in keiner großen Geselligkeit zusammen. —
»Die Männer ließen ihre Weiber arbeiten; jede Na-
»tion oder Völkerschaft hatte ihr eignes Oberhaupt
»(Sachem), es läßt sich aber nicht genau bestimmen,
»wie weit die Macht desselben gegangen. Von einer
»militärischen Disciplin wußten sie nichts; jeder focht
»und zog sich zurück, wie es ihm beliebte. Ihre
»Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen; die Seh-
»nen an den erstern waren von Hirschsennen, die Spi-
»tzen der Pfeile aber bestanden aus einem flachen, drey-
»eckigen Stein, der mit einem ledernen Bande an ei-
»nen hölzernen Stab befestigt war. Bloß die Ober-
»häupter führten Spieße. — Diese Indianer hat-
»ten feste, gedrungne Körper, waren stark und hur-
»tig, und konnten auf ihren Reisen die größten Un-
»bequemlichkeiten, ohne viel Beschwerde zu empfin-
»den, ausstehen. — Vor Ankunft der Europäer
»kleideten sie sich in Thierfelle, fiengen aber nachher
»an, Tuch zu tragen, und legten die Felle in einigen
»Jahren völlig ab. — Körper und Haare schmier-
»ten sie oft mit Fett ein; auch mahlten sie sich den
»ganzen Leib dunkelroth, und wer am fürchterlichsten
»aussah, ward für den tapfersten gehalten. Ihre
»Kopfbedeckung war gewöhnlich eine Schlangenhaut;
»die Weiber aber schmückten sich mit Halsbändern,
»Ohrringen u. s. w. — Im Winter nährten sie sich
»von allerley Thieren, Vögeln und Fischen; im Som-
»mer mit Seefischen, Beeren, Kräutern, Bohnen
»und Schoten. — Tabak war durchgängig Mode,
»und Wasser ihr einziges Getränke; Hausgeräthe
»hatten sie wenig; ein Fell diente zum Bette, die
»Erde statt der Stühle, und einige, sowohl irdene
»als hölzerne, Gefäße waren zu ihren Bedürfnissen
»hinlänglich. — Man zeigt noch einige ihrer Beile
»und Meisel; die erstern hatten eine Aehnlichkeit mit
»unsern

»unsern eisernen Beilen. — Von wildem indiani»schen Hanf verfertigten sie eine Art von Schnüren, »und aus diesen Netze von dreyßig bis vierzig Fuß »lang, in welchen sie Störe fiengen. Sie hatten »zwey Arten von Booten oder Kanoen, die eine aus »Fichten oder Kastanienstämmen, welche sie inwen»dig hohl ausbrannten, und alsdann mit Austerschaa»len glatt schabten, die äußern Seiten aber mit stei»nernen Beilen behieben. Sie waren gewöhnlich »inwendig zwey Fuß breit und zwanzig Fuß lang. »Die andre Art war von Birkenrinde gemacht, und »zerbrach zwar leicht, wenn sie damit auf Felsen stieß»sen, gegen die Wellen aber hielten sie gut aus. — »Dieses Volk soll eines der schlechtesten von allen »nordamerikanischen Nationen in Absicht des Cha»rakters gewesen seyn, ohngeachtet sie sich gegen die »Engländer ganz freundschaftlich betrugen, die ihnen »aber nichts auf Credit geben durften, wenn sie nicht »der Gefahr ausgesetzt seyn wollten, Käufer und »Waare nie wieder zu sehen. — Was ihre Religion »anbetrifft, so haben sie einige Begriffe von einem »zukünftigen Leben, und einem Paradiese nach Mo»hämeds Grundsätzen, wo sie in Kornfeldern und »Wiesen leben, sich in sanften Flüssen baden, ohne »Mühe fischen und jagen werden: am Eingange liegt »ein Ungeheuer, wie der Cerberus, der die Unwür»digen nicht ruhig hinein gehen läßt. Deswegen »begraben auch noch die Indianer in dieser Provinz »die Waffen zugleich mit dem Körper des Verstor»benen, damit er sich gegen das Ungeheuer wehren »könne. — Wenn die Engländer ihnen von der »Auferstehung vorredeten, so antworteten sie allemal, »daß solche unmöglich wäre, und daß sie solches nim»mermehr glauben könnten.“ —

Zu den übrigen indianischen Einwohnern dieser Provinz gehören die **Narragansets**, unter allen nordamerikanischen Völkern das abergläubischste. Daher standen auch ihre Priester oder **Puaus** ehedem (denn gegenwärtig sind die meisten zum Christenthum gebracht) bey ihnen in sehr großem Ansehen. Alle diese Indianer befanden sich, als die Engländer hieher kamen, im äußersten Stande der Rohheit. Sie hatten das schönste Schiffsbauholz, blieben aber bey ihren Kähnen von Stämmen, die durch Feuer ausgehöhlt oder von Birkenrinde gemacht, mit Reifen befestigt, und mit einer Mischung von Terpentin und Harz verpicht waren. Wie roh und einfältig sie waren, läßt sich unter andern auch daraus abnehmen, daß sie, wenn das Holz um ihren Wohnplatz verbrannt war, lieber einpackten und weiter wanderten, als dasselbe etwas weiter her holten. Ihre Wohnungen waren kleine, schlechte Gebäude, von jungen niederwärts gebognen Bäumen; oben waren sie mit Baumrinde gedeckt, und ringsumher hiengen dicke Decken von Schilf. Die Thüren waren niedrig, die Rauchfänge sehr weit, und ihre Betten nichts anders als Matten, die um das Feuer her ausgebreitet wurden. Ihre Nahrung war eben so ungekünstelt; sie aßen das Fleisch von allerley Arten Wildprets, aber alles halb gar. Sie genossen einer dauerhaften Gesundheit, ohngeachtet sie derselben sehr wenig schonten; nur Seitenstechen war die Krankheit, welche ihnen zuweilen das Leben kostete. Ihre Sprache war nachdrucksvoll, aber roh und ungebildet.

Diese Indianer, damals weit zahlreicher als gegenwärtig, wo nur einzelne Familien derselben, nur ganz kleine Stämme im Lande leben, lebten in ungestörter Ruhe im Lande, als die Engländer sich hier niederließen. Ihre ersten Kolonisten waren Menschen

aus

aus allerley Ständen herausgerissen, meist, wie überall bey neuen Ansiedelungen, Leute, die ein großes Glück machen wollten, oder doch zu Hause zu arm und unglücklich gewesen waren, als daß sie es nicht in einem andern Erdtheile versucht haben sollten. Die Schicksale dieser Kolonie werden wir in der Geschichte derselben näher zu zeigen Gelegenheit haben; hier sprechen wir nur von ihrem gegenwärtigen Zustande. Die Anzahl der dermaligen Einwohner wird auf 90000 geschätzt, wobey aber die Grafschaft York mit einbegriffen ist; wiewohl dennoch die Bevölkerung beträchtlich zugenommen haben muß, da sie vor achtzehn Jahren kaum auf die Hälfte berechnet wurde. Im J. 1722 belief sich die Zahl der Einwohner in Massachuset allein auf 94000; 1735 waren hier 35000 Weiße, welche Kopfsteuer zahlten, und 1742 41000 weiße Männer.

Außer dem Ackerbau und den Fischereyen, beschäftigen die hier weit mehr, als in irgend einer der andern drey neuengländischen Provinzen, zahlreichen Fabriken eine Menge Hände. Es werden hier schöne, dauerhafte Schiffe gebaut, welche sonst gleich mit der ganzen Ladung in England verkauft wurden. Rum verfertigt man von dem Syrup, der aus den Zuckerinseln geholt und häufig in alle Kolonien auf dem festen Lande versandt wird. Auch Huthmanufakturen sind wichtig, und bringen viel Geld ins Land. Eisen ist ein Hauptartikel unter den hiesigen Manufakturen; es gehören dreyerley Fabriken dazu: hohe Oefen, wo sogenannte Gänse aus dem rohen Eisen gegossen werden; Eisenhämmer, wo die Gänse in Stangen, oder Platten aus Sumpferz geschmiedet werden. Um so viel Eisenstein zu schmelzen, daß man zweytausend Pfund in Gänsen erhält, werden hundert und zwanzig englische Scheffel Kohlen erfo-

dert. Zu einem hohen Ofen gehören acht bis zehn Mann, ohne die Holzschläger, Köhler und andre Arbeiter, welche die Materialien anfahren. Man macht auch Terpentinöl und Kolophonium (welches ein Ueberbleibsel des Terpentinöls ist), Pech, Papier, Glas, grobe wollne Zeuge u. dergl., so daß diese Kolonie einen sehr beträchtlichen Handel zu treiben im Stande ist, und als im J. 1770 fünfhundert und sieben und siebenzig Schiffe nebst 2450 Schaluppen ausgelaufen waren, vier Fünftheile davon den Einwohnern dieser Provinz gehörten.

Auch die Wissenschaften und Künste scheinen hier stärkere Fortschritte gethan zu haben, als in irgend einem Theile von diesen Provinzen. So ist hier seit 1638 das Harvardkollegium (von dem Stifter, einem Prediger, so genannt) in Kambridge, wo wir mehr davon sagen werden, und überhaupt wird weit mehr auf die Erziehung der Jugend gewandt, als sonst in den Provinzen. Auch die Baukunst ist, wie alle öffentliche Gebäude in Massachuset beweisen, viel höher gestiegen, und der Geschmack an Musik, Mahlerey und andern Zweigen der Kunst weit ausgebreiteter.

Wahrscheinlich ist dieß auch die Ursache, daß unter feinen Leuten sich Sitten und Ton außerordentlich gebessert haben, wenn gleich die Einwirkung der strengen religiösen Grundsätze noch sehr sichtbar ist. Denn ohngeachtet der gesellige Umgang weit freyer als ehedem ist; ohngeachtet das hiesige, zwar nicht schöne, aber doch regelmäßig gebildete, sanfte Frauenzimmer einen leichtern, gefälligern Ton angenommen hat: so merkt ein Fremder, der aus einem Orte kommt, wo Ungezwungenheit herrscht, doch sehr bald, daß diese Veränderung nicht alt ist. Der Pöbel ist beynahe noch ganz so, wie er, zu Folge der Geschichte,

ehedem

ehedem war, und wie ihn der neuere Vorfall bey der Theeaffäre in Boston, welche das Signal zur Empörung gab, gezeigt hat. Manche ihrer Sitten, sagt indessen ein philosophischer Reisender, welche beym ersten Anblick nichts als Wirkungen eines rauhen Charakters zu seyn scheinen, werden bey genauer Untersuchung als Wirkungen der einfältigen Natur und Unschuld befunden werden. Dahin gehört eine sonderbare Art von Brautwerbung, welche unter dem hiesigen gemeinen Volke üblich ist, und der Aufenthalt genannt wird. „Wenn eine Mannsperson in ein junges Mädchen verliebt ist und sie zu heirathen wünscht, so schlägt er es ihren Eltern vor, und wenn diese nichts dagegen haben, erlauben sie ihm, bey ihrer Tochter sich eine Nacht aufzuhalten und ihr seine Liebe zu erklären. Die Eltern gehen zur gewöhnlichen Zeit zu Bette, und lassen die jungen Leute, so gut sie können, mit einander einig werden. Werden beyde Theile eins, so werden sie schnell verheirathet; wo nicht, so gehen sie von einander, und sprechen sich vielleicht niemals wieder; es sey denn, daß die verlassene Schöne schwanger wäre, da der Mann bey Strafe des Kirchenbanns verbunden ist, sie zu heirathen.“

So anstößig uns auch diese Sitte seyn mag, so besteht sie doch neben den äußerst strengen Religionsbegriffen, zu denen sich die Independenten oder vielmehr Congregationalisten (denn jenes ist der alte Name) bekennen. Im Jahr 1748 befanden sich zweyhundert und funfzig Gemeinden dieser Religionsparthey, nebst verschiedenen andern von Anabaptisten, Quäkern und Methodisten, in dieser Provinz.

So lange Massachusetsbay noch unter englischer Herrschaft stand, war die Regierungsverfassung und Justizeinrichtung folgende: der König setzte einen

Statt-

Statthalter oder Unterstatthalter, einen Sekretär und den Richter der Viceadmiralität. Der Rath der Achtundzwanziger ward jährlich von der Generalversammlung gewählet, doch nicht ohne Bestätigung des Statthalters, ohne dessen Bestätigung und Unterschrift nichts gültig war. Auch wählte er, mit Zuziehung und Beystimmung der Räthe, Richter und Commissarien in Seesachen, Sheriffs, Provoße, Marschälle, Friedensrichter u. s. w. Er war Befehlshaber der Truppen, konnte Festungen anlegen und niederreissen, durfte aber ohne Einwilligung des Raths die Truppen nicht über die Gränze führen. Seine Besoldung belief sich mit den zufälligen Einkünften jährlich auf dreyzehnhundert Pfund Sterl. Der Rath der Achtundzwanziger, der, wie schon erwähnt, jährlich erwählt ward, mußte sich gewissermaßen vor dem Statthalter fürchten, und hatte also im Grunde nichts zu thun, als ihm mit gutem Rathe beyzustehen. Die dritte Classe der gesetzgebenden Macht, und gegenwärtig die einzige, waren die Repräsentanten der sämmtlichen Landeseinwohner, deren Versammlungen in wenig Stücken von dem Unterhause im englischen Parlement verschieden waren.

Gerichtshöfe sind verschiedene im Lande. In allen Klagen unter zwanzig Schilling am Werth erkennet ein Friedensrichter. Von seinem Ausspruch kann an das Untergericht der gemeinen Rechtshändel jeder Grafschaft appellirt werden, und von diesem an das Oberprovinzialgericht, wenn es herum reiset. Die letzte Instanz war ehedem der König.

Todtschlag, Sodomiterey, Gotteslästerung, Ehebruch, Hexerey und Kinderraub sind die einzigen Capitalverbrechen. Indessen werden gewisse Verbrechen capital, wenn einer zum zweyten Mal sich dieselben zu Schulden kommen läßt, so z. B. wenn

ein

ein schon einmal verwiesener katholischer Geistlicher zum zweyten Mal das Gebiet der Provinz betritt. Entheiligung des Sabbaths hat zehn Schilling Strafe auf sich. Die Militärgesetze dieser Kolonie waren von je her sehr strenge: jeder Einwohner mußte monatlich einmal bey den Waffenübungen erscheinen, einige in öffentlichen Aemtern stehende Leute ausgenommen. Die Abgaben in der Kolonie waren vorzüglich dreyerley, die Accise, der Impost und die Steuern. Die Accise lag auf Branntewein, Rum, Citronen, Pomeranzen u. s. w.; der Impost ward von ausländischen Weinen und Gütern, von Salz, Baumwolle und allerley im Lande selbst wachsenden Waaren erhoben; alle großbritannische Waaren und Produkte aber waren völlig frey; die Steuern waren entweder Personen- oder Vermögensteuer. Die erste entrichteten alle Weiße, welche sechszehn Jahr alt waren, und drüber. Die Vermögensteuer ward von beweglichen und unbeweglichen Gütern und auch vom Handel gegeben.

So war der Zustand von Massachusetsbay vor dem Ausbruche des amerikanischen Krieges: hier loderte die Flamme des Krieges zuerst, hier war der größte Eifer, sich vom Mutterlande loszureissen; aber da nun dieser Endzweck erreicht ist, soll, sichern Nachrichten nach, sich diese Provinz bey weitem nicht mehr in dem glücklichen Zustande befinden, als da es noch unter der Herrschaft Großbritanniens war.

Die ganze Provinz begreift drey Haupttheile: c) Einzelne Orte.
1) die eigentliche Kolonie **Massachusetsbay**, mit den Grafschaften **Suffolk**, **Middlesex**, **Essex**, **Worcester** und **Hampshire**. Darinnen ist zu merken: **Boston**, die ehemalige Hauptstadt von Neuengland, und zugleich eine der größten, volkreichsten und blühendsten Städte in den vereinigten Boston.

Staa-

Staaten, an einer mit Sandbänken und kleinen Inseln angefüllten Bay gelegen. Auf einer dieser Inseln steht der Leuchtthurm; gegen über ist Point Alderton auf einer Erdzunge, mit welcher die kleine bewohnte Insel Hull vermittelst einer Sandbank zusammen hängt. Diese und alle übrigen bewohnten Inseln sind mit solchen Sandbänken umgeben, daß die Landung nur an sehr wenig Orten möglich ist. Zunächst vor dem Hafen liegt auf dem äußersten Ende einer großen Sandbank die **Kastleinsel**, und gerade über die **Gouverneursinsel**. Jene hat eine starke, mit einem bedeckten Wege versehene, Schanze, und noch wohl besetzte Batterien am Ufer. Der Hafen ist übrigens groß genug, gegen fünfhundert Schiffe zu fassen, und zur Bequemlichkeit bey dem Ausladen großer Schiffe ist er mit einem zweytausend Fuß langen Damme versehen, auf dessen nördlicher Seite Waarenhäuser für Kaufleute befindlich sind, und an welchem die größten Lastschiffe ohne Hülfe der Boote ausladen können. Den Hafen beschützt das **Fort William**, eines der schönsten Werke der Kriegsbaukunst in diesem Theile von Amerika, das ehedem von hundert und funfzig Kanonen vertheidigt ward. Auch ist an jedem Ende der Stadt nach dem Hafen zu eine Batterie von schweren Kanonen, deren Feuer der Feind ausgesetzt seyn würde, wenn er ja glücklich bey dem Fort vorbey gekommen wäre.

Die Stadt selbst liegt auf einer Insel, welche durch eine schmale Landenge mit dem festen Lande zusammen hängt. Sie hat über viertausend Häuser und 25000 Einwohner. Keine Stadt in Nordamerika hat so viel schöne Häuser, so geräumige, wohl gezogne Straßen, als Boston. Auch die Häuser sind gut gebauet, und mehrere der öffentlichen Gebäude

bäude sogar prächtig. Unter diesen öffentlichen Gebäuden verdienen bemerkt zu werden: die siebzehn Kirchen, von denen die bischöfliche die schönste ist; das Rathhaus, ein ansehnliches Gebäude, auf welchem sich auch die Kaufleute versammeln; das Gouverneurhaus, das Zuchthaus, das Kornmagazin, das Leinwandmanufakturhaus und der Konzertsaal. Die Lebensart ist hier anständig, frey, ungezwungen, und wenig von der in London verschieden, abgerechnet den Unterschied darinnen, welchen eine ungleich geringere Bevölkerung mit sich führen muß. Die Einwohner treiben ansehnlichen Handel, und die Schifffahrt aus dem hiesigen Hafen wird jährlich auf sechs- bis siebenhundert Segel geschätzt.

Die Gegend umher ist außerordentlich angenehm; das Land hebt sich hinter der Stadt in Gestalt eines Halbzirkels, und von einem dicht dabey liegenden Hügel hat man eine der reitzendsten Aussichten. Auf diesem Hügel ist ein Feuerzeichen, das im Fall eines feindlichen Angriffs das platte Land davon benachrichtiget.

Kambridge liegt nordwestwärts von Boston in einer kleinen Entfernung, an dem nördlichen Arm des Charlesflusses. Auch diese Stadt hat gute Strassen und wohl gebaute Häuser. Ursprünglich führte dieser Ort den Namen **Newtown**, bey Stiftung der Universität aber wurde er Kambridge genannt. Schon im J. 1630 hatte die Generalversammlung 400 Pf. St. zur Errichtung einer Schule verwilligt; da diese Summe aber nicht zureichte, blieb die Anstalt stocken, bis der schon genannte Prediger Harvard gegen 800 Pfund in seinem Testament dazu aussetzte. Da nun mehrere seinem Beyspiele folgten, kam die Sache zu Stande. In den ersten Jahren war dieses Kollegium nichts weiter als ein Gymna- Kambridge.

sium, bis es nach und nach eine ordentliche Universität wurde. Es gehören drey Gebäude zu dieser Universität: Harvardskollegium, Stougthonshall, welches der Vicestatthalter Stougthon im J. 1699 erbauen ließ, und Massachusetshall, auf Kosten der Provinz im J. 1722 erbauet. Als Harvardskollegium erbaut wurde, machte man auch einen Fond zu einer öffentlichen Bibliothek aus; wobey die Büchersammlung des Professors zu Franeker, Wilhelm Anes, dessen Wittwe sich mit ihren Kindern und Habseligkeiten hieher begeben hatte, zum Grunde gelegt ward. Aus England wurden auch ansehnliche Geschenke theils an Büchern, theils an mathematischen Instrumenten gemacht, so daß sich die Bibliothek zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf 4000 Bände belief, und daher stärker als alle Bibliotheken in ganz Amerika war. Bey dieser Universität, deren Gebäude vor ohngefähr zwanzig Jahren durch Feuer litten, sind angestellt: ein Präsident, fünf Professoren der Weltweisheit, einer der Theologie und einer der hebräischen Sprache.

Charlestown. **Charlestown** war ehedem nach Boston die größte Handelsstadt in Neuengland, ein gut gebauter, wohl bewohnter Ort. Als aber auf der Ostseite desselben bey Bunkershill den 17ten Jun. 1775 das erste Treffen mit den Provinzialen vorfiel, und die Engländer sich zurück ziehen mußten, gerieth Charlestown in Brand, brannte ganz ab, und ist seitdem nicht gänzlich hergestellt worden.

Salem. **Salem**, an der Seeküste gelegen, ein kleiner Ort, mit zwey Häfen, aus denen ein lebhafter Han-

Marblehead. del nach Westindien getrieben wird. **Marblehead**, auf einer Erdzunge mit zwey Häfen, hat die wichtigsten Fischereyen in allen vier Provinzen von Neuengland.

Plymouth. **Plymouth**, die älteste Stadt in Neuengland, an der Pa-

Patuxet-Bay. Sie wird von ohngefähr fünfhundert Familien bewohnt, hat seit 1625 ein Salzwerk, das einzige in diesen Gegenden, und treibt starken Handel nach Westindien. **Weymouth** ist die älteste Stadt in Massachusetsbay; **Konkord** ist deshalb merkwürdig, weil hier den 18ten April 1775 der erste Scharmützel vorfiel. Weymouth. Konkord.

Ehe wir die Anzeige der in Massachusetsbay gelegenen Orte beschließen, wollen wir noch das Merkwürdigste von der **Grafschaft York** und den an der Küste gelegenen Inseln anführen.

Die Grafschaft York, oder die ehemalige Provinz **Main** und der District von **Sagadahok**, ist der nördlichste Theil von Neuengland, größer als eine Provinz dieses Landes, aber meist rauh, bergicht und zu allem Landbau untauglich, daher sie auch bloß an der Seeküste bewohnt wird. Schiffsbauholz und Pelzwerk sind die vorzüglichsten Produkte dieses Landstrichs, der sonst an den Flüssen viele grasreichen Ebenen hat. Die vorzüglichsten dieser Flüsse sind: der **Kenebeck**, welcher sonst Main von Sagadahok schied; der **Amerascogia**, der sehr wohlschmeckende Störe bey sich führt, und dessen Mündung durch **Fort Bronswick** geschützt wird; der **Sako**, der **Manson** und der **Piscataqua**, die Gränze zwischen Main und Neuhampshire. Grafschaft York.

Das Gebiet von Sagadahok gehörte ehedem den Franzosen, und ward mit zur Statthalterschaft von Akadien oder Neuskotland geschlagen, nach der Abtretung dieser Provinz an England aber kam es zu Massachusetsbay. Main ward den Eigenthümern von der Kolonie Massachusets abgekauft.

Hauptörter sind: **York**, eine kleine Stadt ohnweit des Vorgebirges **Nidduk** oder **Baldhead** York.

Neukasko. (Kahlkopf); Neukasko, die beträchtlichste Stadt in der Grafschaft, an Kaskobay, wo der größte Theil der Mastbäume für die Flotte eingeladen wurde.

Unter den Inseln sind die beträchtlichsten: 1) Marthas Weinberg (Martha's Vineyard). Diese ist zwanzig englische Meilen lang und von drey bis acht breit. Der größte Theil ist Heideland, oder mit Nadelholz besetzt. Es wohnen ohngefähr zweytausend Weiße nebst vierhundert Indianern auf derselben. 2) Nantucket ist zwar kleiner als die vorige, aber weit besser angebaut, und fruchtbarer. Die fleißigen Einwohner, welche meist Quäker sind, beschäftigen sich, außer der Vieh- und Schafzucht, mit dem Stock- und Wallfischfange. Sie machen sieben- bis zehntausend Tonnen Thran im Jahre. Als 1775 die Fischerey bey Newfoundland den Kolonien untersagt wurde, so gaben die Quäker in einer Bittschrift dagegen an, daß sie jährlich 350 Schiffe der Fischerey wegen auslaufen ließen, welche zusammen 45000 Tonnen ausmachten; daß sie zu Bemannung derselben 3000 Mann nöthig hätten, und jährlich 22000 Pfund bey dem Handel verdienten. Es sind hier ohngefähr 900 Indianer, welche sich, gleich denen auf Marthas Weinberg, zum Christenthum bekennen.

d) Geschichte. Neuengland war 1602 durch den Capitain Gosnoll entdeckt worden, und seine ganz vortheilhafte Beschreibung der Küste, welche er betreten hatte, hatte so viel Eindruck gemacht, daß König Jakob I. der Handelsgesellschaft zu Plymouth im J. 1606 einen Freyheitsbrief darüber ertheilte. Zwey Jahr darauf ward in Sagadahok eine Pflanzung angelegt, allein diese erreichte schon binnen Jahresfrist ihre Endschaft wieder, und das Land ward eine steinichte Wüste genannt.

nannt. Capitain Smith, ein erfahrner Seemann, dachte indessen doch auf eine neue Unternehmung, welche er 1614 glücklich ausführte, und dem Lande den Namen Neuengland ertheilte. Seine Erzählungen und die Charte, welche er bekannt machte, wurden Antriebe, eine neue Pflanzung anzulegen, welche glücklich zu Stande kam.

Die Compagnie von Plymouth theilte das Land, über welches sie nunmehr das Eigenthumsrecht erhalten, in verschiedene Kolonien ab, und räumte vorzüglich den sogenannten Brownisten (einer schwärmerischen Religionssekte, welche den Namen von einem jungen Geistlichen hatte) einen ansehnlichen Strich Landes ein. Diese giengen 1620 im September, hundert und zwanzig an der Zahl, von Plymouth unter Segel, und langten den neunten November in Neuengland an. Ermüdet von den Beschwerden der Reise, aller Strenge einer ungewohnten Winterkälte ausgesetzt, büßte fast die Hälfte der Kolonisten das Leben ein; die übrigen schleppten ihr mühseliges Leben durch den Winter hin, bis ihr Muth durch die Erscheinung von sechzig Indianern ihre Hoffnungen belebte, und dieß um so mehr, da diese Indianer ihnen mit aller Menschenfreundlichkeit ihre Dienste anboten. Sie nannten ihre aus zwey und dreyßig Häusern bestehende Stadt Neuplymouth, und wurden jährlich durch neue Ankömmlinge aus dem Mutterlande verstärket.

Während der Zeit hatte man von der Kolonie aus versucht, eine neue in der Massachusetsbay anzulegen, worüber die Compagnie 1627 ein Patent ertheilte, wodurch die Kolonie verschiedene Vorrechte und Privilegien nebst einem Wappen erhielt. Die neuen Kolonisten, welche, wie ihre Vorgänger, Schwärmer waren, nannten den ersten Ort Salem,

d. i. Friede; einige aber gründeten **Charlestown**, und nun richteten sie sich eine kirchliche und bürgerliche Verfassung ein. Dieß war der kleine Anfang der Kolonie, die bald ansehnlichen Zuwachs erhielt, da die Theilhaber der Plymouthcompagnie in England, um völlige Religionsfreyheit zu haben, sich hieher zu wenden beschlossen, welches 1630 vollführt ward, da sechzehn Schiffe funfzehnhundert Personen hieher brachten. Von diesen neuen Ankömmlingen, deren aber viele bald nach ihrer Ankunft starben, wurden verschiedene neue Pflanzungen, unter andern auch **Boston**, das zu Ehren eines puritanischen Geistlichen so genannt ward, erbauet.

Im J. 1635 nahm die Kolonie sehr zu, indem Heinrich Vane, ein eifriger Nonconformiste, nebst zwanzig Schiffen voll Kolonisten und Lebensmitteln ankam, die ihr eine große Hülfe waren, obgleich Vane, weil man ihn nicht orthodox genug fand, wieder nach England zurück kehrte. Nun kam auch die Kolonie Konnektikut zu Stande, und die aus Massachuset verbannten Sekten setzten sich auf Rhodeisland.

Im J. 1637 brach der erste Krieg mit den Indianern, nämlich mit der Nation der Pekots, aus, welche einige Engländer getödtet und beraubt hatten. Die vier Kolonien waren schon wenigstens mit zwanzigtausend Einwohnern bevölkert, sie griffen also die Indianer an, und nöthigten dieselben, sich zu unterwerfen, oder das Land zu verlassen. Dieser glückliche Fortgang ihrer Waffen war desto nothwendiger, weil die Kolonien selbst durch innerliche theologische Zänkereyen über den Glauben und die guten Werke zerrüttet wurden, die sich zuletzt damit endigten, daß viele Kolonisten sich, wie schon erwähnt, nach Rhodeisland wendeten, die aber durch eine Menge Engländer

länder reichlich ersetzt wurden, welche, um Gewissensfreyheit zu erlangen, ihr Vaterland verließen, und Baumaterialien, Wirthschaftsgeräthe, Zuchtvieh und Kleidung mit brachten. Der in England ausgebrochene Krieg und die Abschaffung der königl. Macht hemmte die Auswanderungen, die Kolonien aber waren in blühendem Zustande, und allenthalben sahe man Fleiß und Arbeitsamkeit. Die Narraganfets, ein indisches Volk, machten den Kolonien indessen viel zu thun, und erst im J. 1645 wurden sie, um Frieden zu bitten, genöthigt. Von der Zeit an genoß die Kolonie einen tiefen Frieden, bis zum Jahr 1673, da ein neuer Krieg mit den Indianern ausbrach, der ihnen den völligen Untergang drohte, und gewöhnlich der Philippskrieg genannt wird, weil einer der indischen Hauptanführer den Namen Philipp führte, und welcher dadurch zum Ausbruch kam, daß Philipp einen christlichen Indianer, der den englischen Spion gemacht hatte, umbringen ließ. Der Krieg, an welchem mehrere indianische Völker Theil nahmen, ward lange Zeit mit abwechsendem Glücke fortgesetzt, bis 1676 Philipp erschossen ward, worauf denn die Indianer von einem Morast zum andern gejagt, und die meisten noch vor Anfang des neuen Jahrs gefangen oder getödtet wurden. Der glückliche Ausgang dieses Kriegs verschaffte der Kolonie sehr große Vortheile, indem sie nun der gefährlichen Nachbarschaft der indischen Völker los ward, welche ihr beständig Unruhe verursacht hatten. Unter den Regierungen Karls II. und Jakobs II. wurde die Ruhe der Kolonie durch verschiedene königliche Verordnungen gestöret, welche die ganze alte Regierungsform umstießen, bis bey der Nachricht der Unternehmung des Herzogs von Oranien auf England sich das Volk erlaubte, die alte Regierungsform wieder einzuführen, welches auch König Wil-

helm, nach glücklich vollbrachter Revoluzion, größtentheils gut hieß.

Die Indianer setzten indessen ihre Verwüstungen an den Gränzen der Kolonie immer fort, und wurden dazu fleißig von den Franzosen aufgemuntert, weswegen die Generalversammlung beschloß, einen Angriff auf Portroyal und Quebek zu wagen, wozu sie sich des General Phipps bedienten, dessen wir schon bey Kanada gedacht haben. Beyde Unternehmungen waren fruchtlos, und da nach der letzten die Truppen nicht bezahlt werden konnten, weil man, sonderbar genug, sie mit französischem Gelde bezahlen wollte, ward das erste Papiergeld in den Kolonien eingeführt, das bald immer mehr zunahm, während die klingende Münze aus dem Lande gieng. Der Krieg gegen die Indianer ward fortgesetzt, und eben der Phipps, welcher unglücklich gegen die Franzosen gewesen war, und jetzt die Würde eines Statthalters seit 1692 bekleidete, nöthigte sie das Jahr darauf zum Frieden. Schade, daß dieser Mann, dem die Kolonie die Wiederherstellung des Ruhestandes verdankte, durch schimpfliche Hexenverfolgungen sein Andenken geschmäht hat.

Im spanischen Erbfolgekriege blieb die Kolonie in einem ruhigen und blühenden Zustande, hatte auch Antheil an dem Ruhm der englischen Waffen, indem ihre Truppen Neuskotland mit eroberten, und 1710 unter dem General Nicholson einen Versuch auf Kanada wagten, der aber mißlang. Eben so nahmen sie Theil an den beyden folgenden Kriegen, welche Großbritannien so mächtig in Amerika machten, waren aber auch die ersten, welche die Fahne des Aufruhrs aufsteckten, wie schon weitläuftiger erzählt worden ist.

III. Rhode=

III. Rhodeisland.

Die Provinz Rhodeisland, nächst Delawar die kleinste unter den vereinigten Provinzen, besteht aus einigen Inseln in der Narraganſetbay, die etwas südwärts von Boſton liegt, und einem kleinen Strich feſten Landes, das von Maſſachuſetsbay, Konnektikut und dem Ocean begränzt wird. Inſeln ſowohl als feſtes Land befaſſen nicht mehr als etwa achtzig Quadratmeilen. 2) Land.

Ohngeachtet Rhodeisland nur in einer kleinen Entfernung von Boſton liegt, ſo hat es doch ein weit beſſeres und milderes Klima, das auch zugleich geſünder als in irgend einem Theile von Nordamerika iſt. Der Winter iſt zwar ſehr ſtrenge, aber doch nicht ſo heftig, als in den übrigen Provinzen, und der Sommer iſt weit angenehmer, als irgendwo, beſonders auf den Inſeln, wo die heftige, in Amerika gewöhnliche, Hitze von den kühlen, gemäßigten Seewinden gemildert wird.

Der Boden iſt im Ganzen niedrig, felſicht und ſteinicht; wo er aber mit gehörigem Fleiße angebaut wird, bringt er Mais, Reis, Hafer, Erbſen, Hanf, Flachs und etwas Weizen, nebſt den meiſten Arten daſiger Obſtfrüchte, von beſonderer Güte hervor. Vorzüglich wächſt hier der Knopfbaum (Buttontree), die weiße Fichte, von deren jungen Zweigen ein ſehr ſchönes Bier gebraut wird, und der Heuſchreckenbaum (Pſeudoacacia L.). Landbau iſt überhaupt nicht die Hauptbeſchäftigung der Einwohner, ſondern ſie haben das ganze Land in Wieſen und Weideplätze verwandelt, wie denn auch ihre Viehzucht vortrefflich iſt. Die hieſigen Pferde ſind ſtark von Knochen, muthig und lebhaft, und die Ochſen die größten in Amerika, indem manche ſechzehn- bis achtzehnhundert

Pfund wiegen. Wildpret ist hier wenig, wohl aber zahmes und wildes Geflügel, und eine Menge Fische, besonders Seebassen, Schwarzfische, auch Hummer u. s. w.

b) Einwohner. So klein diese Provinz auch ist, so starke Bevölkerung verdankt sie der allgemeinen Duldung, welche die hiesige Regierung allen Religionspartheyen wiederfahren läßt, und der Gelindigkeit, mit welcher die hiesigen Einwohner beherrscht werden. Noch in den Jahren 1760 und 1761 ward die Volksmenge nur auf 35- bis 40000 angegeben, aber gegenwärtig kann man sicher annehmen, daß sie sich auf 60- bis 70000 beläuft. Manufakturen haben sie wenig, wenn man nicht ihren Rum, und die Lichter, welche sie von Wallrath machen, hieher rechnen will. In Kriegszeiten war sonst Kaperey ein wichtiger Nahrungszweig für die Rhodeisländer, und außerdem trieben sie einen starken Schleichhandel. Sonst hat die Provinz das meiste Gewerbe Konnektikut und den benachbarten Kolonien zu verdanken, deren Produkte und Fabrikate sie nach Westindien uud Europa brachten. Ihre Art zu handeln ist folgende: sie standen in Verkehr mit Großbritannien, Holland, Afrika, Westindien und den benachbarten Kolonien; von jedem dieser Länder brachten sie folgende Artikel ein: aus Großbritannien Zeuge, aus Holland Geld; aus Afrika Sclaven; aus Westindien Zucker, Caffee und Molasses, und aus den benachbarten Inseln Holzwerk und Lebensmittel. Was sie an dem einen Orte einkauften, sandten sie als Bezahlung an den andern. So bezahlten sie in England mit holländischem Gelde; den westindischen Zucker führten sie nach Holland; die Sclaven aus Afrika nach den Inseln; ihren eignen Rum nach Afrika, und die englischen Zeuge nach den benachbarten Kolonien. So beschäftigten sie sich

stets,

stets, und dieser Handelsgeist, der alle ihre Aufmerksamkeit erfodert, macht sie gleichgültig gegen die Wissenschaften, gleichgültig sogar gegen die Erziehung der Kinder, welche äußerst vernachlässigt wird.

Ihr Charakter wird auch mit sehr gehässigen Farben von den Reisenden geschildert. Ihre Obrigkeiten, ganz abhängig vom Volke, handeln (so heißt es) oft ohne die genaue Rücksicht auf Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, welche allezeit unveränderlich die Menschen leiten und regieren sollten. Das Volk ist listig, betrügerisch und eigennützig, aber es zeigt nichts von jenem Sekteneifer, den man bey Leuten erwarten sollte, deren Vorfahren Schwärmer waren. Vielmehr herrscht hier eine allgemeine Gewissensfreyheit; jeder darf denken, wie und was er will, und daher findet man auch fast alle europäische Religionssekten hier, vorzüglich aber Quäker, Wiedertäufer, Presbyterianer, wie auch eine kleine Anzahl Juden.

Die Regierung dieser Provinz war von jeher ganz demokratisch, und jeder Staatsbedienter ward vom Volke ernannt. Dieses wählte jährlich Statthalter, Unterstatthalter und zehn Assistenten, welche zusammen ein Oberhaus ausmachten. Die Deputirten oder das Unterhaus wurden halbjährlich erwählet, und diese ernannten gemeinschaftlich alle übrigen Civil- und Militärbediente, hatten die gesetzgebende Macht, richteten die Miliz ein, und waren die eigentlichen Regenten der ganzen Kolonie. Gerichtshöfe gab es verschiedene, nämlich 1) ein Obergericht, welches in jedem District jährlich zweymal gehalten ward, und die Appellation von den Untergerichten annahm; 2) ein Untergericht über geringere Sachen, welches ebenfalls jährlich zweymal eröffnet ward, und vor welches alle Prozesse und Sachen, die nicht über fünf Pf. St. betrafen, gehörten; 3) ein allgemeines

Friedensgericht, das ebenfalls jährlich zweymal zusammen kam, und sich mit allem beschäftigte, was die Erhaltung der öffentlichen Ruhe betraf, alle Kapitalverbrechen ausgenommen; 4) die Friedensrichter, deren jede Stadt so viel hatte, als nöthig war. Die letzte und höchste Instanz war der König in seinem geheimen Rathe: dieß galt aber nur in Fällen, die über dreyhundert Pfund neuen Papiergeldes betrugen. Allenthalben war die Stimme des Volks hier im eigentlichsten Verstande die Stimme Gottes, und wenn der Statthalter etwas thun wollte, das demselben mißfällig geschienen hätte, so wäre er in Gefahr gewesen, am Ende des Jahres abgesetzt zu werden. So war dieß mehrmalen der Fall mit dem Papiergelde, das der Kolonie sehr viel Schaden gethan hat, und dennoch hier in weit größrer Menge als in andern Provinzen zu finden war; daher es auch 1760 so schlecht stand, daß man für zweytausend fünfhundert Pfund solchen Geldes nur hundert Pfund Münze zahlte. Seit der Revoluzion hat sich Rhodeisland einigermaßen erholet, und seit der schon in der Geschichte der dreyzehn vereinigten Staaten angeführten Erklärung des Congresses scheint diese Provinz in einen gänzlich für sich bestehenden Staat verwandelt zu seyn.

e) Einzelne Orte.

Die Provinz Rhodeisland besteht theils aus Inseln, theils aus festem Lande. Unter den Inseln ist die vorzüglichste das eigentliche Rhodeisland, mit

Newport.

Newport, der Hauptstadt der ganzen Provinz, am südlichen Ende der Insel auf der Westseite derselben gelegen. Sie enthält ohngefähr achthundert bis tausend meistentheils hölzerne Häuser, und gegen siebentausend Einwohner. Beträchtliche Gebäude sind wenig darunter, ausgenommen das Rathhaus, ferner eine öffentliche Bibliothek, sehr artig nach dori-

scher

scher Ordnung erbaut, eine Maurerloge und ein Markthaus. Die gottesdienstlichen Gebäude sind folgende: eine bischöfliche Kirche, zwey presbyterianische Versammlungshäuser, eines für die Quäker, drey für die Anabaptisten, eins für die Herrnhuther, und eine schön gebaute Synagoge. Auf einer kleinen Insel vor der Stadt ist ein starkes Fort, das mit mehr denn zweyhundert Kanonen besetzt seyn muß, wenn es gehörige Dienste thun soll. Bey der Einfahrt in den Hafen steht ein Leuchtthurm, 58 Fuß hoch mit einer 11 Fuß hohen Laterne.

Bristol, ein großer, volkreicher Ort mit einem Hafen, der auch wichtige Handlung treibt, und **Providence**, eine nicht unbedeutende Handelsstadt, sind die außerdem vorzüglichsten Orte. Bristol. Providence.

d) Geschichte.

Rhodeisland ist eine Kolonie von Massachusets-bay, entstanden durch den orthodoxen Eifer der dortigen Einwohner, welche durchaus Gleichheit in der Lehre foderten. Ein gewisser Williams, Prediger zu Salem in Massachusets, ein strenger Brownist und ein Schwärmer der ersten Größe, kann als der Stifter dieser Kolonie angesehen werden; denn als er 1635 aus Salem vertrieben ward, zog eine Menge seiner Anhänger mit ihm nach Mooshasik, außerhalb der Gerichtsbarkeit von Massachusets gelegen, nannten den Ort Prudence, und erhielten von dem Sachem, oder Hauptmann der Narraganfets, ein Stück Landes. Mehrere ihrer Religionsmeinungen wegen Vertriebene gesellten sich zu diesen, und 1639 ward auch die Insel Aquatneck von den Indianern um eine Brille gekauft, und Rhodeisland genannt. Da die Bewohner der neuen Pflanzung gegen jedermann die unbeschränkteste Toleranz bewiesen, so erhielten sie immer mehr Zuwachs, bis sie 1663 ein

Pa-

Patent von Karl II. erhielten, wodurch sie ein besondrer demokratischer Staat wurden.

IV. Konnektikut.

a) Land. Die Provinz Konnektikut hat einen Flächeninhalt von 246 Quadratmeilen, und gränzt gegen Süden an die See, gegen Westen an Neuyork, gegen Norden an Massachusetsbay und gegen Osten an Rhodeisland. Sie hat schöne Flüsse, unter denen der Konnektikut, die Thames, der Housatonik und der Stratford; Gebirge sind hier nur wenige, die Gegend um Simsbury ausgenommen, wo einige ziemlich hohe Berge sind, welche Kupferminen in sich halten. Der Boden ist zwar hie und da felsicht und unfruchtbar, in andern Gegenden aber wieder desto fruchtbarer, besonders in einigen Strecken am Meere. Fast alles Land wird auch zum Getreidebau oder zur Weide gebrauchet, und die Holzungen werden immer mehr ausgerottet. Die Produkte sind hier, wie sonst in den übrigen Provinzen von Neuengland. Ihr Bauholz aber ist nicht so gut, da hingegen das Schweinefleisch weit besser als überall ist.

b) Einwohner. Die Anzahl der Einwohner erstreckt sich über zweymal hunderttausend, worunter nur wenige Indianer sind. Sie treiben Landwirthschaft, spinnen Tabak, machen grobe wollne und leinene Zeuge, und handeln — wiewohl dieser Handel nicht beträchtlich ist — mit Getreide, Flachs, Butter, Schweinefleisch, Biberfellen und Pferden.

Konnektikut hat von jeher eine gute politische Einrichtung gehabt. Sie wählten sich jährlich einen Statthalter, Unterstatthalter und zwölf Beysitzer, welche

welche nebst den Repräsentanten jährlich zweymal abwechselnd zu Hartford und zu Newhaven zusammen kamen. Diese Generalversammlung hatte die Macht, Gesetze zu geben, Auflagen zu machen, mit den Kolonieländereyen nach Gutdünken zu verfahren, und sogar in Kapitalverbrechen die Strafe zu erlassen. Seit 1750 schon hatte die Kolonie ein gedrucktes Gesetzbuch, das den Gesetzverordnungen aller übrigen Kolonien vorzuziehen ist.

c) Einzelne Orte.

Der wichtigste Ort ist **Neuhafen**, eine artige Stadt mit schönen, regelmäßigen Straßen, und mit ohngefähr zweyhundert Wohnhäusern. Der hiesige Hafen ist groß und trefflich.

d) Geschichte.

Die Kolonie hat beynahe den nämlichen Ursprung, wie Rhodeisland; das heißt, sie ist durch Mißvergnügte angelegt worden, welche der Religion wegen aus Massachusets auswanderten (1636). Das Jahr darauf kamen auch Pflanzer aus England; jede Pflanzung aber bestand für sich, bis Karl II. sie zusammen unter dem Namen Konnektikut in eine Kolonie vereinigte.

V. Neu-

V. Neuyork.

a) Land. Wenn man, wie gewöhnlich ist, Longisland und Statenisland mit zu Neuyork rechnet, so liegt es zwischen dem 40° bis 45° N. Breite, und zwischen dem 71° 53′ bis 75° W. Länge. Seine Gränzen sind gegen Osten Neuengland, gegen Norden Kanada, gegen Nordwest und West Pensylvanien und gegen Süden und Südwest Neujersey und das Weltmeer. Sein Flächeninhalt beträgt 2000 Quadratmeilen. Die Provinz hat wenig beträchtliche Gebirge; das vorzüglichste darunter heißt Katkill, neunzig engl. Meilen von der Stadt Neuyork am Hudsonflusse, welches auch ergiebige Eisenminen hat. Dieser eben genannte Fluß ist der vornehmste im Lande, zugleich einer der größten in ganz Nordamerika, und hundert und funfzig Meilen hinauf schiffbar. Der zweyte beträchtliche Fluß ist Mohawk, welcher mit dem Hudson in Verbindung ist.

Da Neuyork weiter gegen Süden als Neuengland liegt, so ist das dasige Klima auch weit gemäßigter und der Boden fruchtbarer. Besonders gehören dahin die Ebenen am Mohawk, welche die deutschen Flächen (German-Flats) genannt werden, weil hier fast bloß Deutsche wohnen. Man versichert, daß in ganz Amerika kein schönerer, an allen Arten Getreide mehr ergiebiger, Strich Landes sey. Die vorzüglichsten Produkte von Neuyork sind Getreide, besonders Weizen, von welchem jährlich ohngefähr 80000 Fässer feines Mehl nach Westindien verschifft wurden; ferner Hanf, Flachs, Leinsaamen, Zwiebeln, Aepfel, und viel Bauholz. Ferner allerley zahmes Vieh, besonders gute Pferde, Wildpret, wie es auch in Neuengland zu finden ist. In den Flüssen sind viele Arten Fische, Austern u. s. w.; mit

einem

einem Worte, das Land bringt alles hervor, was sowohl die nothwendigsten Bedürfnisse als die Bequemlichkeiten des Lebens erheischen.

b) Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner in der Provinz Neuyork wird auf 206000 geschätzt, worunter viele holländische und deutsche Familien, auch Juden befindlich sind. Die stärkere Bevölkerung, welche der Umfang des Landes leicht zulassen würde, ist durch das Zusammentreffen mehrerer Umstände von jeher verhindert worden. Dahin gehören die häufigen Kriege mit Franzosen und Indianern, und die Ueberschiffung so vieler Uebelthäter nach Neuyork, wodurch mancher ordentliche Kolonist abgeschreckt worden ist, sich hieher zu begeben. Die Sitten der Einwohner sind daher auch äußerst verschieden. Mehr als die Hälfte stammen von den Holländern ab, welche ehedem Herren des Landes waren, treiben die Handlung, und sind fleißige, mäßige und arbeitsame Leute, wie denn auch die hiesigen Kaufleute ihrer Betriebsamkeit halber mit den Bienen verglichen werden. Wo Engländer wohnen, findet man die Sitten und Gebräuche von Altengland, so wie bey den Kolonien, welche von Deutschen abstammen, noch viel Deutsches zu spüren ist. Ueberhaupt treiben die Einwohner von Neuyork einen wichtigen Handel mit den Erzeugnissen ihres Landes, denn ihre Manufakturen sind nur von geringer Bedeutung, weil man bey der, mit den noch anzubauenden Ländern in gar keinem Verhältniß stehenden, Volksmenge bloß auf die allernothwendigsten denken muß. Man macht bloß einige Tücher, Leinwand, Hüthe, Schuhe, raffinirt den aus den westindischen Inseln eingeführten Zucker, und distillirt Rum. Auch werden jährlich ohngefähr zwanzig Schiffe zum Verkauf gebaut; ihr ganzer Gewinn aber soll kaum zu Bezahlung der europäischen

Waaren

Waaren hinreichend seyn. Die Einfuhr aus England ist so beträchtlich, daß die Kaufleute von Neuyork Baumwolle von St. Thomas und Surinam, Kampescheholz aus der Hondurasbay, und das sogar zu den gefährlichsten Zeiten, holen, um die Engländer nur bezahlen zu können. Noch weniger als Manufakturen blühen hier Wissenschaften und Künste, doch scheint es seit einigen Jahren, als ob sie mehr Verehrer bekommen wollten.

Die herrschende Religion ist die der englischen Kirche, deren Geistliche Missionarien der englischen Societät zu Beförderung des Glaubens sind. Es giebt auch Presbyterianer, Lutheraner, Catholiken, Wiedertäufer, Herrnhuther, Quäker und andere Religionspartheyen.

Da Neuyork eine eroberte Provinz ist, so war der König unumschränkter Herr über Grund und Boden derselben, bestellte auch als solcher den Statthalter nebst den andern hohen die Regierung verwaltenden Bedienten. Die Generalversammlung bestand aus sieben und zwanzig Personen, welche von den verschiedenen Grafschaften abgeschickt wurden.

Von den Indianern, welche noch zur Provinz Neuyork gerechnet werden, und hinter den englischen Niederlassungen an den großen Seen wohnen, die wir bey Kanada angeführt haben, giebt eine Geschichte der englischen Kolonien folgende Nachricht: „Diese Nationen sind fünf besondre Völker, die ohn„gefähr gleich der Eidgenossenschaft durch Verträge „mit einander verbunden sind. Diese Verbindung „ist so alt, daß die Indianer selbst nicht wissen, wenn „sie gestiftet worden ist. Die Engländer kennen diese „Völker unter den Namen der **Mohawks, Oney„does, Onondagas, Kayugas und Senegas.**

„Jedes

»Jedes von ihnen ist wieder in drey Stämme abge»theilt, die sich durch ein besondres Wappen, näm»lich die Schildkröte, den Bär und den Wolf, un»terscheiden. — Jede Nation macht eine unabhän»gige Republik für sich aus, und jeder Ort ist wieder »unabhängig und wird von seinem Sachem oder Ael»testen regiert. Diese erlangen ihr Ansehen bloß »durch die gute Meinung, welche die Nation von »ihrer Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit hegt. — »Die Anführer im Kriege erhalten ihr Ansehen auf »gleiche Art, und verlieren es auch, wenn sie Spu»ren von Feigherzigkeit blicken lassen. — Mit keiner »Bedienung ist Gehalt oder sonst einige Nutzung ver»bunden, auf jede schlechte Handlung folgt vielmehr »der Verlust des Amts, dessen Besitz einzig und al»lein von der Achtung des Volks abhängt. — Die »fünf Nationen halten sich für besser als andre Men»schen, und nennen sich deshalb **Ongwehonwe**, »d. i. vorzüglich **Menschen**. Sie sind (ohngeachtet »ihre Anzahl in neuern Zeiten gar sehr abgenommen »hat) immer noch die muthigste Nation in Nordame»rika. — Ihre Sitten sind eben so einfach, als ihre »Regierungsform. Ihre Wohnungen bestehen aus »einigen in die Erde gesteckten Stangen, welche mit »Baumrinden bedeckt sind. In der Mitten wird »das Feuer angemacht, und zu dem Ende ein Rauch»loch in der Decke gelassen. Wenn eine Anzahl sol»cher Hütten im Gevierte beysammen stehen, so um»geben sie solche mit Pallisaden, und nennen dieses »ein Schloß, obgleich sonst keine weitere Befestigung »da ist. Hier bleiben die Alten, die Weiber und »Kinder, wenn die Männer in den Krieg ziehen. — »Ihre Kleidung besteht in einer weißen Binde um »den Unterleib; einige Weiber tragen auch noch ei»nen Unterrock; sonst aber sind sie völlig nackend. »Im Winter bedecken sie die Beine mit Strümpfen

»und die Füße mit Socken von Thierhäuten. Viele »lieben den Putz, der aber von sehr sonderbarem Ge»schmacke ist. Sie tragen nicht nur Ringe in den »Ohren, sondern auch in der Nase, nebst silbernen »und kupfernen Armbändern. — In ihren Speisen »sind sie nicht lecker; gewöhnlich essen sie Wildpret, »jedoch auch zuweilen Hunde, Bären und gewisse »Schlangenarten. — Ihre Sprache ist männlich »und stark klingend, aber auch rauh und äußerst »schwer zu erlernen. — Ihr Land wird durch eine »lange Bergkette von der Provinz geschieden, und »die Flüsse verschaffen ihnen die Bequemlichkeit, daß »sie, im Fall eines unglücklichen Krieges, sowohl »gegen Süden als gegen Norden fliehen können.« Alle diese fünf oder vielmehr sechs Nationen, denn es ist ihnen noch eine einverleibt worden, betragen jetzt nicht mehr als ohngefähr 1200 Köpfe.

c) Einzelne Orte.

Neuyork.

Wir bemerken in dieser Provinz folgende Orte: **Neuyork**, die Hauptstadt des ganzen Landes, auf einer kleinen Insel nicht weit vom festen Lande gelegen, so daß sie an der einen Seite an eine schöne Bay, an zwey andern aber an zwey Meerärme stößt, die man gewöhnlich den Ost- und Nordfluß nennt. Zur Ausladung der Schiffe sind überall an dem Ufer bequeme Werfte; der Ostfluß aber vertritt eigentlich die Stelle des Hafens. Die eigentliche Seeseite oder das südliche Ufer ist mit einer Batterie besetzt, auf deren Westseite die Citadelle, worinnen der Statthalter wohnt, und gerade über das Hospital für Matrosen und Soldaten steht. Die ganze Länge der Stadt beträgt etwas mehr als eine englische Meile, und die Breite eine halbe. Ihre Lage wird für sehr gesund gehalten; die größte Unbequemlichkeit für die Einwohner aber ist diese, daß das Trinkwasser aus ziemlich weit entfernten Quellen in die Stadt geholt wer-

werden muß. Die Anzahl der Häuser beträgt gegen viertehalbtausend, welche meist alle von Steinen erbaut sind, und die Gassen sind bey aller Unregelmäßigkeit gut gepflastert und sehr reinlich. Die schönste Straße ist der breite Weg, welcher von der Citadelle an quer durch die Stadt gehet: sie ist auf beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzt, welche Schatten und Kühlung geben. An keinem Orte von Amerika sind die Märkte reichlicher und mit größerer Mannichfaltigkeit versehen, als hier, wozu der Wassertransport viel Erleichterung verschaffet. Von den öffentlichen Gebäuden verdienen nur wenige einige Aufmerksamkeit. Dahin gehört das königliche Collegium, in welchem eine schöne Bibliothek, ein anatomisches Theater und ein Naturalienkabinet befindlich sind. Es ist noch nicht ganz vollendet. Es sind zwey englische Kirchen hier, beyde sehr groß; außerdem auch vier reformirte, worunter zwey holländische, und eine lutherische Kirche, nebst einem Versammlungshaus für die Quäker, einem für die Presbyterianer, einem für die Herrnhuther und einer Judensynagoge. Das Rathhaus ist ein großes steinernes, sonst wenig in die Augen fallendes, Gebäude. Es steht auf einem Platze, wo vier Gassen zusammen stoßen. Die Stadt ist in sieben Quartiere abgetheilt, und ihre Einkünfte belaufen sich jährlich auf ungefähr zweytausend Pfund St. Im J. 1776 ward ein Viertheil dieser Stadt in die Asche gelegt, nachdem sie sechs Tage vorher von den königlichen Truppen war eingenommen worden.

Die Zahl der Einwohner wird auf 28000 geschätzet, und stammen meistens von ehemaligen holländischen Kolonisten her, daher auch die holländische Sprache hier sehr in Uebung ist. Die hiesige Lebensart ist sehr angenehm, und der ausgebreitete

Handel, welchen die Stadt treibt, trägt nicht wenig bey, sie lebhaft zu machen.

Nicht weit von der Stadt liegen die Forts Washington, Independence und Lee, welche im letzten Kriege von den Provinzialen angelegt worden sind.

Hudson. Andre Orte sind: Hudson, eine neue Stadt am Ostufer des Flusses Hudson, im 42° 23′ N. B. und 73° W. Länge, hundert und funfzig engl. Meilen westwärts von Neuyork. Sie ist auf allen Seiten mit einer angenehmen Landschaft umgeben, und hat beträchtliche Handlung, wenn man ihre Größe und Volksmenge in Erwägung zieht. Im Jahr 1783 kauften zwey Herren aus Providence in Rhodeisland, Seth und Thomas Jenkins, den Platz, worauf gegenwärtig die Stadt steht, und theilten ihn in dreyßig Theile. Bald fanden sich Liebhaber, die an ihrer Unternehmung Theil nahmen, und nun ward eine Stadt angelegt in regulären Vierecken, mit geräumigen Straßen, die einander in rechten Winkeln durchschneiden; jedes Viereck zu dreyßig Baustellen in der Länge und zwey in der Tiefe; jede Baustelle funfzig Fuß in Fronte und hundert und zwanzig Fuß in der Tiefe, und zwischen beyden Reihen der Baustellen eines Vierecks eine schmale Gasse, zwanzig Fuß breit. Im folgenden Frühjahr wurden verschiedene Wohn- und Vorrathshäuser erbaut, und der Anwachs dieser neuen Stadt ist so schnell, daß bereits im April des Jahres 1786 hundert und funfzig Wohnhäuser, verschiedene Schiffswerfte, Thransiedereyen, nebst 1500 Menschen, an einer Stelle sich befanden, wo vor drey Jahren nichts als ein Meyerhof war.

Albany. Albany, hundert und funfzig englische Meilen nordwärts von Neuyork, liegt gleichfalls am Hudsonflusse,

flusse, und hat ohngefähr 500 Häuser. Ihre Einwohner sind meist alle von holländischer Abkunft. Das Fort ist ein Viereck mit vier Bastionen von Steinen, und liegt hoch genug, die Stadt zu beschießen, welche selbst nur durch Pallisadenwerk befestigt ist. Von Albany achtzehn engl. Meilen gegen Nordwesten liegt **Schenektady**, an einem Arme des Mohawk. Dieser Ort ist regelmäßig von Ziegeln erbaut, liegt in einem fetten Boden und ist mit Hügeln umgeben. Von diesem Ort gehen die mit den Indianern handelnden Kaufleute auf Böten nach Oswego. Schenektady.

Am See **Champlain** liegen verschiedene Forts, welche in der Geschichte des letzten Krieges bekannt geworden sind, als: **Krown Point** oder **Fort Frederik**. Die Franzosen erbauten es 1731. **Tikonderago**, von den Franzosen **Fort Carillon** genannt. Es ist der Schlüssel von Neuyork, und in dieser Gegend mußte sich den 16ten Oct. 1777 das Bourgoynsche Corps zu Kriegsgefangenen ergeben. Der See selbst ist groß und tief, so daß man an manchen Orten mit hundert Faden langen Schnüren den Grund nicht zu erreichen im Stande ist. An der Westküste liegen hohe und steile Gebirge, und die von da herein fallenden Flüsse haben wegen ihrer Fälle das Ansehen prächtiger Kaskaden. K. Point. Tikonderago.

Zu Neuyork gehören noch **Longisland**, oder die **lange Insel**, und die **Staateninsel**. Die letztere ist klein, aber wohl angebauet, den nordwestlichen Theil ausgenommen, welcher sehr sumpfig ist. **Richmond** ist der einzige merkwürdige Ort auf der Insel. **Longisland** ist über drey und zwanzig englische Meilen lang und meist drey und eine halbe breit. Der Boden ist nur in der Mitten etwas unfruchtbar, an beyden Enden aber äußerst fruchtbar.

Alle Arten von Getreide, Früchten und zahmem Vieh sind hier überflüßig. Die Einwohner von Neuyork haben hier ihre Landhäuser.

d)Geschichte. Die erste Entdeckung dieses Landes machte Capitain Hudson, ein Engländer, der aber in holländischen Diensten stand, im Jahr 1600. Die Holländer bauten hier das Fort Oranien, das nachher Albany genannt ward, der ganze Besitz aber schränkte sich bloß auf den Pelzhandel ein, welchen zu treiben hier ein Comtoir war, bis die Stadt Amsterdam den Plan einer förmlichen Niederlassung faßte, und auf der Insel Manahatan das jetzige Neuyork unter dem Namen Neuamsterdam erbaut wurde. Mißvergnügt sahen die Engländer das Wachsthum der neuen Kolonie, und ohne Kriegserklärung wurde die holländische Niederlassung von ihnen angegriffen. Im Monat August 1664 erschien eine englische Eskadre, Neuamsterdam ergab sich ohne Widerstand, und ward durch den Bredaer Frieden 1661 sowohl, als durch den von Westmünster 1674, völlig an den König von England abgetreten, der dem Herzog von York, seinem Bruder, ein Geschenk damit machte. Er blieb Besitzer von Neuyork bis zum J. 1689, da das Volk, unzufrieden mit der Regierung, unter welcher es stand, und beherzt gemacht dadurch, daß es wußte, daß man in England den Prinzen Wilhelm von Oranien auf den Thron setzen wollte, unter der Anführung eines gewissen Leisler sich für den Prinzen erklärte. Neuyork litt gewaltig in dem damaligen französischen Kriege, wobey die fünf Nationen sich als treue Bundesgenossen der Kolonie erwiesen, und den Franzosen in Kanada außerordentlich viel Schaden zufügten.

VI. Neu-

VI. Neujersey.

a) Land.

Die Provinz Neujersey, deren Flächeninhalt 317 Quadratmeilen beträgt, gränzt gegen Osten an den Hudsonfluß und das atlantische Meer; gegen Süden und Westen an den Delawarefluß und die gleichbenannte Bay, welche es von Pensylvanien scheiden, und gegen Norden an Neuyork. Die ganze Küste ist größtentheils unfruchtbares Land, und nur hin und wieder sind einzelne Pflanzungen, deren Eigenthümer sich hauptsächlich von der Viehzucht in den sumpfichten ausgetrockneten Marschwiesen und vom Holzschlagen ernähren. Tiefer ins Land hinein ist der Boden roth und schieferartig, dabey aber, wenn er umgeackert und der Luft ausgesetzt wird, außerordentlich fruchtbar. Man baut hier Weizen und andre Getreidearten, Hanf, Flachs, schönes Obst, wie denn hier der beste Cyder bereitet wird. Man hat starke Waldungen, in welchen viele zum Schiffbau taugliche Eichen wachsen. Dennoch hat das Land wenig Wild, so vorzüglich auch die zahme Viehzucht ist. Silber- und Kupfererz soll häufig in Neujersey gefunden werden, besonders aber wird eine Kupfergrube mit vielem Vortheil gebauet.

b) Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner wird auf 130000 geschätzet, wovon alle Mannspersonen vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre unter der Miliz dienen müssen. Manufakturen giebt es hier wenige, und auch unter diesen ist keine von Bedeutung. Handel wird ebenfalls wenig getrieben, außer mit den benachbarten Provinzen, in welche Weizen, Mehl, Zimmerholz, Kupfererz, Eisen in Klumpen und Stangen und Hornvieh ausgeführt wird. So leben die Einwohner von Neujersey fast alle als Landleute, und würden ganz glücklich seyn können, wenn

sie nicht in beständige Prozesse verwickelt wären, daher auch Neujersey ein wahres Paradies für die Advokaten ist. Sonst sind die Einwohner gastfrey, gutherzig und edeldenkender, als die Pensylvanier, die ganz vom Kaufmannsgeiste besessen sind. Künste und Wissenschaften sind hier in völliger Kindheit; das Kollegium zu Princetown aber kann in dieser Absicht mit der Zeit beträchtlichen Nutzen stiften. Eine herrschende Kirche giebts nicht in Neujersey, sondern die Einwohner sind von verschiedenen Sekten, die ohne Religionshaß ganz friedlich neben einander wohnen. — Die Regierungsform ist wie in Neuyork, von welchem Neujersey ehedem einen Theil ausmachte.

c) Einzelne Orte.

Princetown.

Brunswick.

Porth Amboy.

Burlington.

Die vorzüglichsten Orte in Neujersey sind: **Princetown**, eine Stadt, die durch das hier gestiftete Kollegium merkwürdig ist, welches den Namen Nassau Holl führet. **Brunswick** besteht aus ohngefähr hundert Häusern, und hat den Ruf, daß hier nach Philadelphia die schönsten Mädchen in ganz Amerika sind. In einer kleinen Entfernung von der Stadt ist eine Kupfergrube. **Porth Amboy** hat eine angenehme Lage auf einer Erdzunge, welche von den Flüssen Raritan und Amboy gebildet wird. **Burlington** liegt auf einer Insel mitten im Flusse Delaware, Philadelphia gegen Norden. Die Häuser sind von Backsteinen, schön gebaut, und stehen an geräumigen Straßen, in welche Schiffe von zwey- bis dreyhundert Tonnen hinein kommen können.

d) Geschichte.

Neujersey hieß ehedem Neuschweden, weil es 1638 durch einige Ebentheurer dieser Nation entdeckt ward, die auch drey kleine Etablissements, Christiana, Elsenborg und Gothenborg, hier anlegten, welche aber 1655 von den Holländern eingenommen wurden, denen es nebst Neuyork von den Engländern abge-

abgenommen, und dem Herzog von York überlassen wurde, welcher es wieder dem Lord Berkeley und dem Ritter Georg Carteret gegen eine gewisse Summe Geldes abtrat. Ihre Erben blieben im Besitz bis zum J. 1701, in welchem Jahre sie durch einige in der Kolonie entstandene Unruhen bewogen wurden, der Königin Anna ihre Rechte abzutreten

VII. Pensylvanien.

Die Provinz Pensylvanien, einer der größten, angebautesten, wohlbevölkertesten und kultivirtesten der dreyzehn vereinigten Staaten, liegt zwischen 39° und 42° N. Breite, und zwischen 72° und 78° W. Länge. Ihre Gränzen sind gegen Osten der Ocean, gegen Norden Neu-York und Neu-Jersey, gegen Süden Virginien und Maryland, und gegen Westen die Länder der Indianer. Ihr Flächeninhalt beträgt 2148 Quadratmeilen, und die Natur hat diese Provinz auf eine sehr vorzügliche Weise begünstigt, und ihr alles gegeben, was zum Wohlstande derselben gereichen kann. Das hiesige Klima ist gesund, und die Luft nie mit dicken schädlichen Dünsten angefüllt, und der Winter sowohl als der Sommer weder durch Kälte, noch durch Hitze unerträglich. Der größte Fluß in Pensylvanien ist der Delaware, der in dem Lande der fünf Nationen entspringt, und sich durch die Bay gleiches Namens mit der See vereinigt. Er ist fast hundert und funfzig englische Meilen hinauf schiffbar, und das Land an seinen Ufern ist vortrefflich. Der Suspuchanah entspringt in der nämlichen Gegend, und läuft beynahe parallel mit dem vorigen Flusse,

a) Land.

bis er sich in die Chesapeak-Bay in Maryland ergießt. Er ist gleichfalls eine große Strecke landeinwärts schiffbar, und übertrifft den Delaware noch durch die Güte und Fruchtbarkeit des Bodens an seinem Gestade. Der dritte bemerkenswerthe Fluß ist der Schullkill, welcher sich nahe bey der Stadt Philadelphia mit dem Delaware vereinigt.

Ueberhaupt ist das Land, ob es gleich mit vielen Hügeln besetzt, auch an einigen Orten wirklich bergicht ist, im höchsten Grade fruchtbar, und trägt angebauet vielerley Arten von Bäumen, Stauden, Früchten und Kräutern. Der Landbau ist zu einer sehr hohen Vollkommenheit gestiegen, so, daß nicht nur vielerley, sondern auch sehr viel Getraide erbaut wird. Man baut auch viel Flachs und Hanf, Reis, Obst, Tabak u. s. w. Eigne Gewächse des Landes sind, außer denen, die wir schon bey den nördlichern Provinzen angeführt haben, das Gummiholz, der Tulpenbaum, die Sarsaparille u. a.

Von Thieren werden so viel Pferde, Kühe und Schaafe gezogen, daß die Landwirthe Heerden von vier- bis fünfhundert Stück haben. Unter den wilden Thieren zeichnen wir aus, das Mosethier, den Biber, den amerikanischen Dachs u. s. w. Ferner Trappen, welche vierzig bis funfzig Pfund schwer sind, Fasanen, Auerhähne, Rephühner; Schwäne, Gänse, Kriechenten und eine Menge kleine Vögel, welche wegen ihres schönen Gefieders merkwürdig sind. Die Fische sind Störe, Aale, Austern und andere Schaalthiere, alle aber in sehr großer Menge. Eben so giebt es bey vielem beschwerlichen Ungeziefer, als Schlangen, Eydechsen, Spinnen, Maskiten u. a. sehr viel Bienen, deren Wachs einen einträglichen Handelsartikel ausmacht. Die Berge endlich haben Eisengruben und Marmorbrüche.

Die

Die Zahl der Einwohner wird in dieser Provinz auf 3500000 geschätzet, welche starke Bevölkerung, denn von den 2148 Quadratmeilen ist kaum der sechste Theil angebaut, eine Folge des Wohlstandes und der Gewissensfreyheit ist, die alle Religionen duldet. b) Einwohner.

Die Einwohner von Pensylvanien sind überhaupt wohlgebildet, und die Frauenzimmer sehn sehr gut aus. Sie werden eher Mütter als in Europa, hören aber auch um so viel früher auf, Kinder zu gebähren. Beyde Geschlechter gehn ohne Pracht, aber außerordentlich reinlich gekleidet, und richten sich nach den englischen Moden; nur haben die Mannspersonen die Perücken so vorzüglich, daß man auch keinen einzigen Kopf mit natürlichem Haar antrifft. Die Tafel ist in ihrer Art so gut als die Kleidung, und selbst die, welche am wenigsten begütert sind, haben doch wenigstens gutes Brod, Fleisch, Bier und Zuckerbrandtwein. Der angenehme Anblick dieses Ueberflusses wird nie durch das traurige Gesicht von Bettlern gestört. In ganz Pensylvanien ist nicht ein einziger Armer, dem diejenigen, welche durch Geburt oder Glück nicht hinlänglich bedacht worden, werden von der allgemeinen Kasse unterhalten. Ein Reisender kann ohne alle Umstände an jedem Orte einkehren, und so lange bleiben, als es ihm selbst gefällig ist. Keine große Menge lästiger Auflagen vergiftete die Glückseligkeit der Kolonie; achttausend Pf. Sterling sind jährlich hinreichend, alle öffentliche Ausgaben zu bestreiten, wovon überdieß noch der größte Theil zu Geschenken für die Wilden angewandt wird. Da die Pensylvanier wenig Bedürfnisse haben, so fällt es ihnen auch nicht schwer, sich zu verheyrathen, und man trifft daher im ganzen Lande fast gar keinen Hagestolz an. Die meisten

Familien

Familien leben hier abgesondert von einander; denn jeder Besitzer hat mitten in seiner weitläuftigen Pflanzung, die mit lebendigen Hecken umgeben ist, sein Wohnhaus, so, daß manchmal ein einziges Kirchspiel zwölf bis funfzehn Meilen im Umkreis hat. Bey einer so großen Entfernung der Kirchen haben die öffentlichen Religionsgebräuche nicht viel Einfluß. Die Kinder werden erst einige Monate, ja wohl erst eins bis zwey Jahr nach ihrer Geburt zur Taufe gebracht. Die Pensylvanier verfertigen baumwollne schlechte Zeuge, grobe Tücher und Leinwande. Sie handeln nach Westindien mit Zwieback, Mehl, Butter, Käse, Seife, Gartenfrüchte, Obst, gesalzen Fleisch, Cyder, Bier, und alle Arten von Bau- und Zimmerholz, wofür sie Baumwolle, Zucker, Koffee, Brandtwein und Silber eintauschen. Nach London senden sie Eisen, Hanf, Leder, Pelzwerk, Leinöl, Segelstangen und Masten; dagegen sie Garn, feine Tücher, Thee, irrländische Leinwand, und mancherley zum Putz und zur Bequemlichkeit gehörige Kleinigkeiten erhalten. Da Pensylvanien aber mehr Waaren aus England zieht, als es dahin versendet, so muß es jährlich noch etliche hundert Pfund Sterling zubüßen, daher wenig baar Geld in Pensylvanien bleibt.

Die jährliche Ausfuhr von Pensylvanien rechnet man auf funfzehn tausend Tonnen, und man gewinnt davon die Hälfte der Fracht, weil viele Schiffe mehr als eine Reise jährlich thun.

In Absicht der Religion sind die Quäker die vornehmsten, dann kommen die Anabaptisten, deren es verschiedne Arten hier giebt, Presbyterianer, Katholiken und Herrnhuther. Eine merkwürdige Religionssekte sind die Dumplers oder Dunkers,

von

von welcher wir bey dem Hauptort, den sie bewohnen, eine nähere Nachricht ertheilen werden.

Das eigentliche Pensylvanien ward anfangs in drey Landschaften oder Districte, nämlich: Philadelphia, Buckingham und Chester eingetheilt, wovon jeder acht Repräsentanten zur Generalversammlung schickte. Seitdem ist der District Lankaster hinzu gekommen, welcher vier Repräsentanten schickt, und nachher noch York und Kumberland, wovon jeder nur zwey Abgeordnete schicken darf. Diese machten alle zusammen, nebst zwey Repräsentanten von der Stadt Philadelphia, dreyßig Mitglieder aus, woraus die Provinzialversammlung besteht. Sonst war, ehe die Familie Penn seine Rechte über die Provinz an den Congreß abtrat, die Regierung des Landes eine erbeigenthümliche. Die Gesetzgebung war in den Händen des Gouverneurs, welchen die Familie mit königlicher Bestätigung ernannte, und bey der schon angeführten Generalversammlung. Das Recht ward von vier Gerichtshöfen verwaltet. Die Friedensrichter, welche so, wie die übrigen Richter, von dem Gouverneur ernannt wurden, sprechen nach englischen Gewohnheiten.

c) Einzelne Orte. Philadelphia.

Die Hauptstadt der Provinz Pensylvanien ist Philadelphia, die schönste aller Städte in den dreyzehn vereinigten Staaten. Sie liegt auf einer schönen Ebene, zwischen den Flüssen Delaware und Schuylkill, ist länglicht gebaut, fast zwey Meilen lang, und erstreckt sich beynahe von einem Flusse zum andern. Die Straßen sind regelmäßig nach Parallellinien angelegt, werden von andern in rechten Winkeln durchschnitten, und sind mit schönen Häusern besetzt. Auf jeder Seite ist ein Fußweg von Quadersteinen, und fast bey jedem Hause steht eine Laterne.

Häuser

Häuser zählt man 4600, unter denen sehr viele sind, welche schön genennt werden können. Das Stadthaus ist ein großes, schönes, nur etwas zu sehr mit Zierrathen überladenes Gebäude. Es sind auch zwey Bibliotheken hier, von denen die eine der Provinz, die andere einer Privatgesellschaft gehört. Bey der Bibliothek ist auch eine kleine Münz- und Naturaliensammlung. Nicht weit vom Rathhause ist noch eine andere Bibliothek von schätzbaren Werken, und nicht weit davon ein schönes Hospital für Tolle und andere Kranke. Außer diesen Gebäuden sind hier geräumige Baraken für siebzehn bis achtzehntausend Mann, ein Haus, worinnen Freymäurer zusammenkommen, und acht bis zehn gottesdienstliche Häuser, nämlich zwey englische Kirchen, drey Versammlungshäuser für Quäker, zwey für die Presbyterianer, eine lutherische, eine reformirte und eine katholische Kirche, nebst zwey Versammlungshäusern der Anabaptisten und Herrnhuther. Ferner ist hier eine Akademie oder Kollegium, das ohne Zweifel die beste Schule für Gelehrte in ganz Amerika ist. Es besteht aus drey Klassen, worinnen schwere lateinische und griechische Schriftsteller, Philosophie, Mathematik, Geographie, Geschichte u. s. w. gelehrt werden. Vor einigen Jahren ward auch eine medicinische Schule hinzugefügt. Auch die Quäker haben eine Akademie zum Unterricht in der alten Litteratur und der praktischen Mathematik.

Die Zahl der hiesigen Einwohner wird, ohne die Fremden, auf 32,300, mit den Fremden 36,800 angegeben. Die meisten sind Kaufleute, Künstler und Handwerker, die Straßen sind voller Leute, und der Fluß voller Schiffe. Die Häuser, und überhaupt mehrere Bedürfnisse, als Kleider, Schuhe u. dergl. sind äußerst theuer, so, daß ein Paar gute

Stiefeln

Stiefeln mit siebzehn Thalern bezahlt werden müssen. Dennoch spürt man hier allenthalben vollkommnen Wohlstand, und die Einwohner haben eben so viel Hang zu Vergnügungen, als man sonst in grossen Städten gewahr wird. Die Stadt treibt einen sehr wichtigen Handel, und sendet jährlich nicht weniger als dreyhundert Schiffe nach Europa, Westindien u. s. w. aus.

Andere Städte des Landes sind: German-Town, ein immer mehr an Wohlstand wachsender, volkreicher Ort, der grösstentheils von Deutschen bewohnt wird, die in deutscher Sprache alle ihre Geschäfte verrichten. Man verfertigt hier vorzüglich schöne Zwirnstrümpfe. Chester, ein angenehmer Ort, mit einem guten Hafen am Delawarefluſſe, handelt mit kleinen Schiffen, welche auch hier erbaut werden, und Stabeisen. Ephrata oder die Dunkersstadt genannt, von der oben angeführten Sekte. Vor dreyßig Jahren ohngefähr ließ sich ein Deutscher in dieser damals noch unwirthbaren Gegend nieder, und lebte mehrere Jahre als ein Einsiedler hier. Durch sein Beyspiel gereizt, gesellten sich mehrere Deutsche zu ihm, und bald vermehrte sich die kleine Societät durch viele Personen beyderley Geschlechts, welche am Abhang eines Hügels eine kleine dreyeckte Stadt erbauten, in deren Mitte ein großer Küchengarten gelegen ist. Die Häuser dieses sonderbaren Wohnorts sind alle von Holz, und jede Person hat ihr eignes Zimmer, worinnen sie ihre Andacht ungestört verrichten kann. Alles in diesen Häusern ist simpel und reinlich. Die Weiber wohnen in einem ganz abgesonderten Theile der Stadt. und haben keinen Umgang mit den Männern. Die Anzahl der Einwohner ist ohngefähr 300; die aber, welche heyrathen wollen, müssen die Societät

German-Town.

Chester.

Ephrata.

tät verlassen, und erhalten das Nothwendige, um sich wo anders niederzulassen. Sie bemühen sich auf alles Verzicht zu thun, was nur im geringsten entbehrlich genannt werden kann. Im Winter tragen sie einen langen weißen Rock, wie die Mönche, der mit einem Gürtel um dem Leib befestigt ist. Hinten hängt eine Kapuze, die sie bey Regenwetter, oder wenn es kalt ist, über den Kopf ziehn, weil sie keine Hüthe tragen. Außerdem haben sie Weste und Hosen von dem nämlichen Zeuge, ein grobes Hemde und Schuhe. Im Sommer sind ihre Kleider von Leinwand, immer aber von gleicher Form und Farbe. Die Kleidung des Frauenzimmers ist nur darinnen von der männlichen unterschieden, daß sie statt der Hosen Röcke haben. Die Mannspersonen schneiden die Haare kurz, die Bärte aber lassen sie wachsen. Ihre Kost ist größtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen, und wer sie sieht, glaubt Leichname zu erblicken. Statt der Betten schlafen sie auf Bänken, und ein Klotz ist ihr Kopfküssen.

Die Grundsätze dieser Sekte sind folgende: Sie taufen durch Untertauchen, behaupten den freyen Willen, alle Ausübung der Gewalt halten sie für unrechtmäßig, sogar Selbstvertheidigung im Nothfall. Den jüdischen Sabbath beobachten sie bis zum Aberglauben, und jeder predigt, wie es ihm einfällt. Sie glauben, daß Christus den Todten das Evangelium predigt, und daß seit seiner Auferstehung die Seelen der Gerechten denen das Evangelium predigen, die bey ihrem Leben keine Gelegenheit hatten, davon zu hören.

Sonst leben sie in der größten Eintracht mit einander, sind gastfrey und arbeitsam im höchsten Grade.

Die ersten europäischen Anbauer dieser Provinz waren Schweden und Finnländer, die sich aber bald den mächtigern Holländern unterwarfen, worauf diese Provinz den vereinigten Niederlanden so lange unterworfen blieb, bis die Halländer von den Engländern aus Neu-York vertrieben wurden. Admiral Penn, der, nebst dem Obristen Venables, die Insel Jamaika erobert hatte, erhielt vom König Karl II. das Versprechen, daß ihm dieses Land als eine Belohnung überlassen werden sollte. Einige Jahre nach dem Tode des Admirals hielt sein Sohn um die Erfüllung dieses Versprechens an, und da der König dem Vater ansehnliche Summen schuldig gewesen war, gab er ihm 1679, was er verlangte. Nachher erhielt Herr Penn ein Stück von Neu-York dazu, welches er zu dem schon erhaltenen Lande schlug, und beyde Pensylvanien nannte. d) Geschichte.

Penn, der noch bey Lebzeiten seines Vaters ein Quäker worden war, hatte um so mehr auf diese Verleihung gedrungen, weil die Quäker durch ganz England von den geistlichen Gerichten verfolgt wurden.

Da hier der Hauptsitz der Quäker ist, so halten wir es nicht für unschicklich, einen etwas vollständigern Begriff von dieser Sekte zu geben. Diese menschenfreundliche, friedliebende Sekte entstand in England, mitten unter den Unruhen des Krieges. Ihr Stifter war Georg Fox, ein Mann von geringem Herkommen, aber ein schwärmerischer Kopf, der überall die Einsamkeit suchte, und sich vor völlig begeistert hielt. Wie er so weit gekommen war, suchte er sich Jünger und Anhänger, die er auch, in den damaligen Umständen, wo alles nach Wunderdingen geitzte, fand. Die Einfachheit ihrer Kleidung reitzte die allgemeine Neugier. Sie verbannten

alle Tressen, alle Arten von Stickereyen, duldeten keine Falte in ihren Röcken, keinen Knopf an den Hüthen; mit einem Wort, sie vermieden alles, was ihnen nicht durchaus nothwendig zu seyn schien. Alle äußerliche Ehrenbezeugungen waren ihnen verhaßt, so, daß sie auch alle Höflichkeiten vermieden, deren erste Quelle die Menschenfurcht ist. Selbst vor Magistratspersonen zogen sie ihren Huth nicht, und der König ward, gleich dem ärmsten Bettler, Du von ihnen genannt.

Die Strenge ihrer Sittenlehre adelte, so zu sagen, ihre auffallenden Gebräuche. Die Waffen zu ergreifen, war in ihren Augen ein Verbrechen, und ihr Evangelium war dem ächten Sinne der christlichen Religion gemäß, Duldung und allgemeiner Frieden. Vor einem Gericht zu schwören, auch der Wahrheit, hielten sie für eine Entheiligung des göttlichen Namens. Die Verachtung aller gesellschaftlichen Höflichkeitsbezeugungen brachte sie bald dahin, daß sie auch die Kirchenceremonien als unnütze Höflichkeiten gegen ein Wesen ansahen, das zu groß, zu erhaben sey, als daß ihm Menschen einen Dienst erweisen könnten. Jeder ihrer Brüder hatte das Recht, der Gemeinde seine Ideen mitzutheilen, selbst die Frauenzimmer waren oft mit der Gabe zu reden begnadigt, welche sie die Gabe der Prophezeihung nannten, und der Enthusiasmus, der theils aus ihren Reden, theils aus dem Nachdenken entstand, in das sie oft lange versenkt waren, erschütterte bey ihnen das Nervensystem oft so gewaltig, daß sie nicht selten in die stärksten Verzuckungen fielen. Daher nannte man sie Quäker, welches im Englischen so viel als Zitterer sagen will. Es wäre genug gewesen, wenn man sie bloß lächerlich gemacht hätte, so aber verdarb man alles, daß man sie zu verfolgen anfieng.

Ihre

Ihre Standhaftigkeit aber erregte zuerst Mitleid, und bald darauf Bewunderung. Selbst Kromwell besaß Politik genug, sie in seine Parthie zu ziehen, ohne daß er damit etwas ausrichten konnte.

So waren die Quäker, als Wilhelm Penn den Entschluß faßte, ihnen in Amerika eine Freystätte zu gründen. Gleich nach seiner Ankunft that er eine Handlung der Billigkeit, welche ihm die Liebe der Eingebornen im vollen Maaße erwarb. Statt nämlich seinen Besitzstand bloß auf das Eigenthumsrecht zu gründen, das ihm die englische Regierung gegeben hatte, entschloß er sich, das ganze Land von den Eingebornen, als den rechtmäßigen Besitzern, förmlich zu kaufen, welches den Grund zu einem dauerhaften Frieden zwischen ihm und diesen Völkerschaften legte, die von Europäern noch nie ein so großmüthiges, gerechtes Betragen erfahren hatten, so daß sie noch, wenn sie ihre Achtung gegen einen Engländer ausdrücken wollen, zu sagen pflegen: Wir ehren und lieben dich, als ob du der gute Mann Penn selbst wärest. Penn blieb von 1681 bis 1683 im Lande, in welcher Zeit er seine schon in England mit Beyhülfe des Rechtsgelehrten Jones gemachte Regierungsform wirklich einführte. Da allgemeine Duldung, da die höchste Freyheit der Person und des Eigenthums die Seele dieser Regierungsform war, so wuchs die Macht des neuen Staates schnell, und zu einer Höhe, welche keine der andern Kolonien erreichen konnte.

VIII. Delaware.

Der Staat von Delaware ist die kleinste unter den dreyzehn vereinigten Provinzen, und besteht aus den ehemaligen sogenannten Delaware Grafschaften, welche schon ehemals ihre eigne Verfassung hatten. Klima, Boden und Produkte sind wie in Pensylvanien. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 35000.

Newkastle. Der Hauptort ist Newkastle am Delawarflusse. Die Anzahl der Häuser steigt nicht über 100, und die wenigsten taugen etwas. In der Nähe ist ein

Wilmington. ergiebiges Eisenbergwerk. Wilmington liegt zwischen den Flüssen Christine und Brandewyne, welche sich nahe bey der Stadt, ehe sie in den Delaware fallen, vereinigen, und einen geräumigen Hafen machen. Die Stadt hat auf 400 Häuser.

Die Provinz ward, nebst Pensylvanien, im Frieden von Breda an die Engländer abgetreten, kam dann an den Herzog von York, und ward von diesem an Penn verkauft, seit der Unabhängigkeit der Kolonien aber in einen eignen Staat verwandelt.

IX. Maryland.

Die Provinz Maryland besteht aus zwey Halb- a) Land.
inseln, welche vom Meere, der Chesapeak-Bay und dem Fluß Potoumak gebildet werden, und 517 Quadratmeilen befassen. Ihre Gränzen sind gegen Osten das atlantische Meer und Delaware, gegen Süden und Westen Virginien, und gegen Norden Pensylvanien. Sie ist ein flaches Land, die apalachischen Gebirge ausgenommen, welche in Westen des Landes hineinstreichen. Viele Flüsse und unzählbare Bäche wässern das Land, das aber bey weitem nicht so angebaut ist, als es seyn könnte. Im Sommer ist es heiß, und im Winter sehr kalt; doch ist die Hitze selten drückend, außer wenn vollkommne Windstille ist. Im Frühling und Herbst ist die Witterung so angenehm, als man sich es wünschen kann, selbst die Winter dauern nicht über drey bis vier Monate, und das schlechte Wetter währt selten länger, als vier Wochen. Das niedrige Land gegen die See zu bestand ehedem aus Sümpfen, die mit Buschholz bewachsen waren, und gewissermaßen einen an einander hängenden Wald ausmachten; allein gegenwärtig sind die meisten dieser Sümpfe urbar gemacht, und dadurch die Beschaffenheit der Luft außerordentlich verbessert worden. Sonst ist der Boden so fruchtbar, als in irgend einem andern Theile der Provinzen.

Das vornehmste Produkt ist hier der Tabak, den man Oroncko nennt. Von dem Bau desselben ertheilen wir jetzt, als an keiner unschicklichen Stelle, folgende Nachricht: Der Saamen wird auf Beete von feiner trockner Erde gesäet, und zu Anfang des Mays verpflanzet. Die Pflanzen stehen drey bis vier Fuß aus einander, und erreichen im August ihre

Vollkommenheit, da die Blätter braun und fleckig werden. Wenn große Hitze einfällt, schneidet man die Pflanzen ab, und hängt sie zum Trocknen auf, nachdem man sie vorher eine Nacht in Haufen schwitzen lassen. Die Blätter streift man von den Stengeln ab, bindet sie in kleine Bündel, und packt sie zum Versenden in Fässer. Ein fleißiger Mann kann jährlich sechstausend Pflanzen erbauen, und Tabak ist in dieser Provinz nicht allein das Hauptprodukt, sondern auch gewissermaßen ihr Geld, weil sowohl öffentliche Abgaben, als Schulden damit bezahlt werden.

Andere Produkte der Provinz sind: Waizen, Mais, Erbsen, Hanf, Flachs, Obst, besonders schöne Pfirsichen, Nußbaumholz, Eichen, Buchen, Tulpenbäume, u. a. mehr.

Man zieht Ochsen, Schaafe, Schweine, deren es auch viele wilde giebt, Biber, Minxe, Mosethiere; vieles Gevögel, Fische, Schaalthiere, Bienen u. s. w.

b) Einwohner.

Maryland ist ziemlich stark bevölkert. Man schätzt die Zahl seiner Einwohner auf 220700, worunter sich sehr viel Sclaven befinden, indem mancher Pflanzer deren 500 bis 1000 hat. Schade ist es, daß die Kolonie unter englischer Herrschaft jährlich ohngefähr mit viertehalbhundert Personen, welche meist lüderliche Leute waren, verstärkt wurde. Im Jahr 1755 wurden 153364 schwarze und weiße Mannspersonen in dieser Kolonie gezählt. Die Einwohner treiben Landbau, haben Manufakturen in grober Leinwand und wollnen Zeugen, und handeln mit Eisen, Pipenstäben, Sassafras, gelbem Holz, Speck, eingepökeltem Fleisch, Getraide, Fellen, Hanf, Flachs u. dergl. Sonst hat das Land überhaupt zum

Handel

Handel die bequemste Lage, indem die Chesapeak-Bay, welche mitten durch das Land bis an die Gränzen von Pensylvanien geht, zum Waarentransport sehr förderlich ist.

Wissenschaften wurden in dieser Provinz wenig oder gar nicht geschätzt; allein 1785 hat die Regierung durch eine Akte, betitelt: An act to provide a permanent fund for the further encouragement of Washington College, eine Schenkung bewilligt von 1250 Pfund, und durch eine andere Akte noch eine von 1250 Pf. zu einem gewissen und bleibenden Fond; besagte Summe aufzubringen sind die Gelder angewiesen, welche Gastwirthe, Höker u. s. w. zu zahlen haben. Außerdem sind noch öffentliche Unterzeichnungen in allen Countys des Staats veranstaltet worden, die wegen der großen Anzahl würdiger und patriotischer Männer, die sie unterzeichnet, und wegen der beträchtlichen Summen, die sie angesetzt haben, dem Staat viel Ehre machen.

Die herrschende Religion in Maryland ist die bischöfliche; allein es wohnen auch viele Katholiken und andere christliche Religionspartheyen hier, welche alle in der friedlichsten Eintracht neben einander wohnen.

Die Regierung war in Maryland die erbeigenthümliche, so lange diese Provinz noch unter englischer Oberherrschaft stand. Das Haus Baltimore, welches Eigenthümer des Landes war, ernannte einen Statthalter, den der König bestätigte, und den aus zwölf Mitgliedern bestehenden Rath desselben, welcher von der Provinz (jedes Mitglied täglich mit 180 Pfund Tabak) besoldet ward. Diese machten das Oberhaus aus; das Unterhaus aber bestand aus vier Repräsentanten von jeder Grafschaft, und zwey von Annapolis. Jede Grafschaft hatte ihre

eignen Gerichte, und das Polizeywesen ward von den Kirchenältesten besorgt, deren in jedem District zwölfe sind.

c) Einzelne Orte.

In ganz Maryland wohnen die Einwohner auf ihren Pflanzungen, die fast alle an einem schiffbaren Flusse oder kleinem Meerbusen liegen. Dadurch sind aber auch nur sehr kleine Städte im Lande, indem fast jede Plantage eine kleine Stadt ist. Der Hauptort ist indessen Annapolis, eine kleine nette Stadt, welche etwan aus 150 Häusern besteht, und auf einer Halbinsel an der Severn liegt. Sie ist nicht regelmäßig angelegt, aber ziemlich wohl angebaut, und hat mehrere gute Häuser von Backsteinen. Keine einzige Straße ist gepflastert, und die wenigen öffentlichen Gebäude sind nicht merkwürdig. Sonst hat der Ort wenig Handle, und die Einwohner verkaufen fast nichts als Lebensmittel.

Annapolis.

d) Geschichte.

Da Maryland eigentlich von Virginien abstammt, so wollen wir bey Beschreibung dieser Provinz die Geschichte der Entdeckung mitnehmen. Gegen Ende der Regierung erhielt der Staatssecretär, Calvert, nachmaliger Lord Baltimore, ein Patent für einige Fischerhäfen in Neufoundland, fand aber wegen seines Eifers für die katholische Religion viele Schwierigkeiten, und starb bald darauf. Sein Sohn erhielt darauf von Karl I. das ganze Stück der Halbinsel, welche jetzt Maryland genannt wird. Vermöge des verliehenen Patents schickte Lord Baltimore seinen Bruder Calvert als Statthalter hin, welcher, nebst zweyhundert katholischen Kolonisten, 1633 dort anlangte. Während den innerlichen Unruhen in England verlor Baltimore die Herrschaft über Maryland; so bald aber Karl II. wieder den Thron bestieg, erhielt sein Sohn die ehemaligen Vorrechte wieder.

X. Vir-

X. Virginien.

Virginien begreift den ganzen Strich Landes zwischen $36\frac{1}{2}°$ bis $39\frac{1}{2}°$ N. Breite, vom atlantischen Meere an bis zum Ohio und Missisippi. Nördlich macht der Fluß Potowmak die Gränze, und südlich Karolina. Der Flächeninhalt beträgt 5300 Quadratmeilen, von welchen aber nicht alles bebaut und wenigstens nicht von den Europäern bewohnt ist. a) Land.

Das Land hat schöne Flüsse und ansehnliche Gebirge. Zu den erstern gehören vorzüglich der **Jamesfluß**, bey den Indianern Pohatan, der zwar groß, seiner Wasserfälle wegen aber nicht weit hinauf schiffbar ist. **Rappahannock**, ebenfalls ein großer, breiter und ziemlich schiffbarer Fluß. Der **Porowmak** ist der Gränzfluß gegen Maryland, und einer der schönsten in Amerika. Auch er ist voll beträchtlicher Wasserfälle.

Das Klima ist schön, denn obgleich die Sommer außerordentlich heiß sind, so ist doch Frühling und Herbst desto angenehmer, und der Winter so sanft und heiter, daß man selten Feuer nöthig hat, wiewohl auch die Witterung so veränderlich ist, daß nach einem warmen Tage oft so strenge Kälte einfällt, daß in einer Nacht ein ziemlich breiter Fluß zufriert. Des Sommers giebt es häufige und heftige Gewitter, gegen welche sich die Einwohner durch elektrische Stangen schützen, seit welcher Zeit auch die Gewitterschäden sehr selten sind.

Der virginische Boden ist mehrentheils gut, und besteht aus einer tiefen lockern Erde auf einem Leimgrunde. Wo er am allerunfruchtbarsten ist, bringt er doch Fichten und andre Bäume hervor. Je nä-

her den apalachischen Gebirgen, desto fetter wird er, aber auch in den niedrigern Gegenden ist er fruchtbar. Daher ist das Land auch an mancherley Erzeugnissen ergiebig, und man kann im Ganzen sagen, daß ihm nichts fehle, was sowohl zum Bedürfniß als zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret. Vorzügliche Produkte sind Tabak, Mais, allerley Obstarten, von denen Weintrauben, Erdbeeren, Maulbeeren, Kastanien, und andere, wild wachsen. Ferner Hanf, Flachs, Baumwolle, Indigo, Patates, Melonen u. s. w. Zu den einheimischen Gewächsen gehören eine Art Brombeerstaude, welche der Sarsaparille etwas ähnlich wächst, und eine harte, glatte Beere, wie eine Erbse und von carmoisinrother Farbe, trägt; der **Myrtenbaum**, der eine Beere trägt, aus welcher die Einwohner ein hartes, zerbrechliches Wachs von schön grüner Farbe machen. Sie bereiten daraus Lichter, welche beym Anrühren immer fest bleiben, nicht schmelzen, und einen sehr angenehmen Geruch von sich geben. **Cuschaws**, eine Art blaugrüner Kürbisse, welche die gemeinen Kürbisse an Größe übertreffen. Die **Makoes** sind eine kleine Art Kürbisse, welche, wenn man sie noch jung kocht, ein sehr gutes Gemüße geben. In den Wäldern wachsen Kirschbäume, auf deren einigen die Früchte traubenweise hängen; Pflaumenbäume, deren Früchte weit größer als unsre sind; Zucker- und Honigbäume: der letztere trägt eine dicke, aufgeschwollne Schale, die von weitem wie eine gebogne Erbsschote aussieht; der Zuckerbaum aber liefert einen Saft, der durch Kochen in Zucker verwandelt wird. Der Saft wird dadurch aus dem Baum gezogen, daß man einen Einschnitt in den Stamm macht, und etwas darunter setzt, um das Herauströpfelnde aufzufangen. Aus acht Pfund Saft macht man ein Pfund Zucker. Sonst wachsen auch in den Wäldern viele Bäume,

welche

welche wohlriechende Blüthen tragen, und eine erstaunliche Menge Bauholz, an Eichen, Fichten, Tannen, Cypressen u. s. w.

Ohngeachtet Virginien noch nicht gehörig angebaut ist, so hat es doch schöne Viehzucht. Horn- und Schafvieh ist zwar klein und mager; allein das Schweinefleisch soll an Geschmack alles andre übertreffen, und die Pferde sind rasch und schön, besonders eine wilde Art, welche von jungen Leuten gejagt wird. Einheimische Thiere des Landes sind unter andern: **Panther** von ziemlicher Größe, mit einem blaßrothen, schwarz gesprengten Felle. Sie sind äußerst blutgierig, aber dennoch greifen sie sehr selten Menschen an. Ihr Fleisch wird gegessen. Ferner Bären, Elennthiere, Büffel, Wölfe, wilde Schweine, Hasen, Kaninchen, Biber, Ottern, Füchse, wilde Katzen, Marder, **Rakaons** oder amerikanische Dachse, dunkelgrau von Farbe, und an Gestalt und Größe dem Fuchse gleich. Dieß Thier kann die Bäume bis an die Spitzen der Aeste hinauf klettern, liebt die Krebse, und weiß sie sehr geschickt zu fangen. **Opossum** oder das Beutelthier, welches eine kleine Beschreibung verdienet. Dem Kopfe nach gleicht es einem Fuchse, die Vorderbeine sind kurz und nur drey Zoll lang, die hintern sind länger, alle vier aber haben Füße wie Hände gestaltet. Der Rücken ist mit langen Haaren bedeckt, der Schwanz rund, einen Fuß lang, und meist mit Schuppen bedeckt. Seinen Namen hat dieses Thier daher, daß das Weibchen einen Sack am Bauche hat, in welchem die Jungen zeitig werden.

Virginien hat alle unsre wilden und zahmen Vögel, außerdem aber noch mehrere, welche dem Lande eigen sind. Besonders verdienen hier angeführt zu werden: der **Spötter** (Turdus polyglottus, L.),

ein

ein zwar nicht schön gezeichneter, aber vorzüglich angenehmer Singvogel, der die besondre Eigenschaft hat, daß er die Stimme aller andern Vögel nachahmen kann. Der **Brummvogel** oder **Kolibri**, der kleinste unter allen bekannten Vögeln, der seine Nahrung aber wahrscheinlich nicht von dem Safte der Blumen, wie man bisher geglaubt hat, sondern von den kleinen Insekten hat, die sich im Kelche der Blumen aufhalten. Diese kleinen Vögel haben ein Gefieder, das mit der schönsten Farbenmischung pranget, und ihre Nester sind von der feinsten Arbeit, welche sich denken läßt. Sie hängen gemeiniglich an einem einzelnen Brombeerstrauch, sehen einer runden Kugel vollkommen ähnlich, und haben nur eine kleine Oeffnung zum Ein- und Ausschlüpfen. Die Eyer sind nicht größer als eine kleine Erbse.

See- und Flußfische giebt es in Virginien sehr viele Arten. Im Februar, März, April und May steigen große Schwärme von Heringen die Bäche herauf. Auch giebt es die Menge Stockfische, Störe, alte Weiber, Forellen, Schollen, Platteise, Karpfen, Barben, Hechte, und von Schalfischen Krabben, Austern, Krebse und Meerschnecken. In der See giebt es Wallfische, Seehunde, Meerteufel, Klippfische u. s. w.

Auch Insekten hat dieses Land in Menge, unter welchen Seidenwürmer und Bienen die erste Stelle einnehmen. Zu den beschwerlichen Thieren dieser Art gehören Frösche, Schlangen, Muskitos, Wanzen, Frösche, von denen eine Art sechsmal so groß als bey uns ist, und eine sehr große Menge Schlangen. Eine der fürchterlichsten Arten ist die **Klapperschlange**, welche aber zum Glück selten gesehn wird, und von der Natur mit einer Klapper am Schwanze begabt ist, deren Geräusch jedermann von

ihrem Daseyn benachrichtiget. Andre Schlangen sind: die Wasserschlange, die schwarze Schlange und die Kornschlange; diese drey aber sind unschädlich. Für desto giftiger hält man die Kupfer- und die Hornschlange.

Die Gebirge enthalten mehrere Mineralien, besonders aber folgende: Bley, das hie und da auch silberhältig ist, Wasserbley, Kupfer, Eisen, Steinkohlen, Marmor, Amethyst, Bergkrystall, Seesalz und Versteinerungen.

Die Volksmenge von Virginien wird auf 600000 geschätzt, ungerechnet die Ureinwohner oder sogenannten Wilden, deren Anzahl aber beträchtlich abgenommen hat, so daß Stämme, die sonst aus einigen Tausenden bestanden, jetzt nur noch zehn bis zwölf Individuen ausmachen. Die Virginier sind ein frohes, gutmüthiges Völkchen, gesellschaftlich, dem Vergnügen ergeben, und selten zu mühsamen Unternehmungen aufgelegt. Durch die Macht, welche sie über ihre Sclaven haben, werden sie stolz und herrschsüchtig, und ihre Unbekanntschaft mit den Wissenschaften kommt dazu, um sie hart gegen Indianer und Negern zu machen, die in ihren Augen kaum für menschliche Geschöpfe gelten. Sie sind eifersüchtig auf ihre Freyheiten, und schon 1759 sagte ein englischer Schriftsteller, daß viele von ihnen die Kolonien als unabhängige Staaten ansähen, die mit England nur durch gemeinschaftliche Abkunft verbunden wären. Ihr Frauenzimmer ist im Durschschnitt nicht häßlich, und an moralischen Eigenschaften den Männern weit vorzuziehen. b) Einwohner.

Die Manufakturen haben in Virginien wenig zu bedeuten. Die hier fabricirten baumwollnen Zeuge allein halten die Vergleichung mit den europäischen aus;

aus; die wollnen und leinenen aber sind äußerst schlecht. Dennoch treibt die Provinz einen ansehnlichen Handel. Der wichtigste Ausführartikel ist Tabak, wovon jährlich funfzig- bis sechzigtausend Orthöft, jedes zu achthundert bis tausend Pfund, ausgeführt werden. Andre Ausführartikel sind Weizen, Mais, Masten, Planken, Pech, Theer, Pelzwerk, Schweinfleisch, Hanf, Baumwolle, Steinkohlen, Fische, Branntwein, Pferde, und einige kleinere Artikel mehr. Im Jahr 1770 beschäftigte dieser Handel gegen 600 Fahrzeuge.

Die Wissenschaften sind hier noch in der Kindheit, doch hat man zwey Kollegien, welche seit einigen Jahren auf einen sehr guten Fuß gesetzt worden sind.

Die herrschende Religion ist die bischöfliche, und es giebt nur eine geringe Anzahl von Leuten, welche sich zu andern Sekten bekennen.

Unter englischer Herrschaft hatte die Provinz die sogenannte königliche Regierungsform. Der König setzte den Statthalter und ein Rathskollegium von zwölf Personen. Das Volk aber ernannte ein Haus der Abgeordneten, das aus hundert und acht oder zehn Mitgliedern bestand. Gegenwärtig ist die ausübende Gewalt in den Händen eines Statthalters, welchem ein Rathskollegium von acht Personen an die Seite gesetzt wird. Die gesetzgebende Gewalt aber ist bey zwey Häusern, dem der Abgeordneten, wozu jede Grafschaft zwey Deputirte sendet, und dem Senat, der aus vier und zwanzig Gliedern bestehet. In jeder Grafschaft sind Friedensrichter angestellt, der Zahl nach von acht bis vierzig, je nachdem die Grafschaft groß oder klein ist.

Hauptorte in Virginien sind: **Williamsburg**, die Hauptstadt des Landes, zwischen zwey Bächen, von denen einer in den York, der andre in den Jamesfluß fällt. Sie besteht aus etwan zweyhundert Häusern, und enthält nicht über tausend Einwohner, Weiße und Negern. Ihre Anlage ist sehr regelmäßig, die Straßen laufen parallel, und werden von andern in rechten Winkeln durchschnitten. In der Mitten liegt ein schöner viereckter Marktplatz, durch welchen eine gerade, breite Hauptstraße geht, an deren Seite wohl gebaute, aber nur mit Schindeln gedeckte, Häuser stehen. Die Straßen sind nicht gepflastert, allein aller Unbequemlichkeiten ungeachtet ist Williamsburg doch ein angenehmer, geselliger Ort. c) Einzelne Orte. Williamsburg.

Jamestown, die ehemalige Hauptstadt, ehe Williamsburg erbaut ward, liegt auf einer vom Jamesflusse gebildeten Halbinsel, und enthält ohngefähr achtzig bis hundert Häuser, von denen der größte Theil aus Waarenlagern oder öffentlichen Gebäuden zur Unterhaltung der Seeleute besteht. Ihre Lage ist von Natur fest, die Festungswerke aber werden gänzlich vernachlässigt. Jamestown.

Fredericsburg liegt eine Meile unter dem Wasserfalle im Rappahannock, ist regelmäßig angelegt, wie die meisten Städte in Virginien, und die Straßen parallel. Ein Theil davon liegt auf einer Anhöhe, und übersieht eine reitzende Gegend; der übrige aber dicht am Wasser der Waarenlager wegen. Fredericsburg.

Winchester ist ein Städtchen von etwan zweyhundert Häusern, mit einem sehr festen Fort. Dieses ist ein regelmäßiges, befestigtes Viereck mit vier Bastionen, das aus Klötzen zusammen gesetzt ist, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind. Winchester.

Vir-

d) Geschichte. Virginien ward den Europäern zuerst 1497 durch Sebastian Kabot bekannt. Walter Raleigh erhielt fast hundert Jahr nachher, 1583, ein Patent von der Königinn Elisabeth, und schickte ein Paar Schiffe dahin, welche zu Roancke ankerten, längs der Küste hin fuhren, hin und wieder landeten, und Pelzwerk, Tabak, Sassafras, nebst andern Waaren, mitbrachten. Die Nachrichten, welche diese Schiffe nach ihrer Zurückkunft von dem Lande gaben, gefielen der Königinn dergestalt, daß sie ihm den Namen Virginien gab; entweder weil sie selbst noch für eine Jungfer galt, oder weil die Einwohner noch in ihrer ersten Unschuld lebten. Richard Greenville gieng 1585 wieder mit zwey Schiffen hieher, und ließ 108 Mann da, die aber im folgenden Jahre wieder abgeholt wurden. Der zweyte Versuch war nicht glücklicher, und darauf machte White den dritten, der so wenig als einige folgende gelingen wollte, bis 1606 die Kolonie wirklich zu Stande kam.

XI. Nord-

XI. Nordkarolina.

Diese Provinz, deren Flächeninhalt 1760 Quadratmeilen beträgt, gränzt gegen Osten an das Meer, gegen Süden an Südkarolina, gegen Westen an die apalachischen Gebirge und gegen Norden an Virginien. Klima und Boden ist von dem in Virginien wenig verschieden, und wo ein Unterschied Statt findet, ist der Vortheil auf Seiten von Karolina, dessen Klima im Ganzen für eines der besten in der Welt gehalten wird. a) Land.

Das Land wird von schönen Flüssen gewässert, wohin der **Ronnoke** oder **Albemarlefluß**, der **Pamrikoe**, die **Nuse** und der **Kape Fear** vorzüglich gehören. Berge sind nur gegen Westen, und hier wird auch das Land weit höher, fruchtbarer und gesünder, als an der Seeküste, wo es sandig und unfruchtbar ist. Sonst ist der Boden locker und tragbar, und wo die Pflanzer ihn nicht urbar gemacht haben, mit einem fast ununterbrochnen Walde bedeckt. Ueberhaupt wird der Boden in viererley Gattungen eingetheilet: 1) in **Fichten-** oder schlechtes **Sandland**, wovon man sehr viel Pech, Theer und Terpentin gewinnt. Zu dieser Arbeit werden Schaaren von Negern gebraucht. Auch dieses schlechte Land trägt, wenn es umgeackert wird, Mais, und, wenn es überschwemmt wird, Reis. 2) **Eichen-** und **Hickerygrund**, welchen man für das beste Erdreich hält. 3) **Swampland** oder sumpfige Gegenden, wo Cedern und Cypressen wachsen. 4) **Marschland**, welches von der See angeschwemmt worden, und nicht anders gebraucht werden kann, als wenn es durch Dämme gegen Ueberschwemmungen geschützt wird.

Die Produkte dieser Provinz sind folgende: Weizen, Roggen, der aber nur sparsam gebaut wird, Gerste, Hafer und Reis von verschiedenen Sorten, der sich außerordentlich vermehrt, und für sehr gut gehalten wird. Nach der gewöhnlichen Rechnung bauet ein Neger jährlich fünftehalb Fässer, jedes zu fünfhundert Pfund, und schon im ersten Viertheil dieses Jahrhunderts rechnete man nach einem mittlern Durchschnitt 50000 Fässer, gegenwärtig aber kann man diese Summe wenigstens doppelt so hoch ansetzen. Mais ist im ganzen Lande sehr häufig, Hirsen und guineischer Weizen werden bloß für das Federvieh gesäet. Hülsenfrüchte giebt es verschiedene Arten, die theils dem Lande eigen, theils aus Europa hieher verpflanzt worden sind. An allerley Gartenwurzeln, Küchenkräutern, Blumen u. dergl. ist kein Mangel, und von medizinischen Kräutern findet man besonders die Ipekakuanha, Sarsaparilla, eine Art Quinquina und den Indigo, der aber in Südkarolina noch weit häufiger gefunden wird, daher wir auch dort einige Nachricht von ihm ertheilen wollen.

In den Holzungen findet man viele Arten von Eichen, Eschen, Ulmen, Buchen, Fichten, Cypressen, von denen einige sechs und dreyßig Fuß im Umfange haben. Aus den Nüssen, welche sie tragen, wird ein wohlriechender und sehr heilsamer Balsam gemacht, und aus dem Holze Kanoen. Ferner Maulbeer-, Wallnuß-, Kastanien- und Zuckerbäume, Weinstöcke u. s. w. Zu den in unsern Gegenden unbekannten Bäumen gehört der **Palmito**, welcher 40 bis 50 Fuß hoch wird, und zwey Fuß im Durchschnitt hat; der süße **Gummibaum**, dessen wohlriechender Gummi viele medizinische Kräfte hat; der **schwarze Gummibaum**, welcher wohlschmeckende

Bee-

Beeren trägt; verschiedene Arten von Cedern; der Tulpenbaum, dessen Stamm oft über zwanzig Fuß im Umkreise hat; der Sassafras; der Sumach, welcher wollichte Beeren trägt, und bekanntlich in Europa bey Bereitung des spanischen Lavers gebraucht wird; der Heuschreckenbaum, der oft neun Fuß dick und siebzig hoch ist. Er giebt das nervenstärkende Gummi Anime. Ferner der Papawbaum, der nur ohngefähr zehn Zoll im Durchschnitte hat. Seine Frucht ist ohngefähr so groß als ein Hühnerey, gelb von Farbe und sehr wohlschmeckend. Die indische Feige oder die Dornbirne, welche in großer Menge wächst, und bloß eine Menge Blätter oder ein aus Blättern gemachter Baum zu seyn scheint. Diese Blätter sind lang, dicker als eine Mannshand, und mit scharfen Stacheln bedeckt. Aus den Spitzen dieser Blätter kommen gelbe Blüthen, nach denen eine Frucht zum Vorschein kommt, die der gemeinen Feige gleicht, inwendig aber blutrothes Fleisch hat.

Hornvieh, Pferde und Schweine vermehren sich hier außerordentlich, und die Ausfuhr des gesalznen Rindfleisches ist einer der wichtigsten Handelszweige in Nordkarolina. Die Pferde sind wohl gestaltet, geschwind, und gewöhnlich dreyzehn bis vierzehn Hände hoch. Eine gewisse Art derselben geht in der Wildniß, und werden mit Schlingen gefangen. Die Schafe gehen nicht, gleich dem übrigen zahmen Vieh, in den Wäldern, sondern werden in Verzäunungen gehalten. Ihre Wolle ist fein, und giebt einen guten Handelsartikel. Ziegen hat man wenig, Schweine aber giebt es in sehr großer Menge, und ihr Fleisch ist von vorzüglicher Güte. Von wilden Thieren giebt es Hirsche, Rehe, Büffel, Elennthiere, Bäre, Panther, Wölfe, Opossum, Biber, Fischottern, Ka-

ninchen, Eichhörnchen, Alligators, Eydechsen u. s. w. Das Land hat sehr viel Geflügel, wovon wir jetzt den Adler, den karolinischen Geyer, den grünen Papogoi, den Kolibri, den Schwan, die Wasserralle, ein Wasserhuhn mit einem kurzen Schnabel, das sehr schnell über Wasser und Moräste läuft, den Ortolan und die violette Schwalbe anführen.

Von Insekten giebt es eine Menge Seidenwürmer, Bienen, die auch in hohle Bäume ihr Honig legen; große Spinnen, welche so starke Gewebe machen, daß sich oft kleine Vögel darinnen fangen.

b) Einwohner. Die Einwohner in Karolina, deren Anzahl man auf 200000 rechnet, sind lang und wohl gewachsen. Die Mädchen heirathen gewöhnlich im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre, und die bis ins zwanzigste Jahr unverheirathet bleiben, werden schon als alte Jungfern angesehen. Die Pflanzer leben bey dem Reichthum ihres Bodens auf die allergemächlichste Art. Armuth ist hier völlig unbekannt, und wer durch Krankheiten und dergleichen Unfälle außer Stand gesetzt ist, zu arbeiten, bekommt jährlich funfzig Pfund. Ihre Häuser bauen sie auf zweyerley Art. Die reichsten Pflanzer nehmen gewöhnlich Ziegelsteine und Austernkalk; geringere Leute aber bauen bloß von Holz, und überziehen die äußere Seite mit Dielen. Das Hausgeräthe ist bequem, und die reichsten Pflanzer haben Silberzeug. Die Kleidung der Mannspersonen ist von englischem Tuche, Druget, Leinwand u. dgl.; Frauenzimmer aber tragen Seidenzeug, Kattun und andre Stoffe, die in der Provinz fabricirt werden.

Ihre Speisen sind wie bey uns: ihre Getränke Rum, Branntewein, Cyder und Bier, das aus den grünen Maisstengeln und aus Syrup gemacht wird.

Die

Die vornehmsten Vergnügungen der Einwohner bestehen im Fisch- und Vogelfang, der Jagd, Pferderennen, Spiel, Hahnengefechten, Tanzen u. s. w.

Die Produkte dieses Landes, welche ausgeführt werden, sind Reis, Indigo, Pech, Theer, Terpentin, Harz, Tabak, Erbsen, Fleisch, Talg, Häute, Rehfelle, Pelzwerk, Baumwolle, Pferde, Getreide, Pataten, Wachs, Zimmerholz, Masten und verschiedene Gummiarten; vorzüglich sind Terpentin, Harz, Theer und Pech sehr wichtige Ausführartikel. Terpentin erhalten sie dadurch, daß sie bloß einige Einschnitte in den Baum machen, die unten am Stamme, wohin ein Gefäß gesetzt wird, zusammen laufen. Bey der Bereitung des Theers wird eine runde Grube von Thon gemacht, die nach dem Mittelpunkt zu abhängig ist; aus dem Mittelpunkt aber geht eine krumme, hölzerne Röhre bis zehn Fuß über den Umkreis heraus. Unten an dieser Röhre gräbt man die Erde weg, und setzt Fässer hin, um den Theer aufzufangen. Auf dem Boden liegt ein Haufen trocknes Fichtenholz, das ganz mit einem Walle von Erde umgeben ist, ausgenommen oben an der Spitze, wo das Feuer angezündet wird. Wenn das Feuer anfängt, zu brennen, bedecken sie auch die Oeffnung, damit nur so viel Hitze übrig bleibe, den Theer herab in die im Mittelpunkt des Bodens befindliche Röhre zu treiben.

Die herrschende Religion ist die von der englischen Kirche, außerdem aber giebt es noch Presbyterianer, Wiedertäufer und Catholiken, denn auch hier herrscht die größte Gewissensfreyheit.

Der Hauptort von Nordkarolina ist **Wilmington**, die größte und beste Handelsstadt dieses Staates, mit etwan 400 Häusern. Andre Orte sind: c) Einzelne Orte. Wilmington.

Neuborn. Neuborn, Salem, Bethabara und Bethanien; die drey letztern gehören den Herrnhuthern. Sonst hat die Provinz keine merkwürdigen Oerter, indem die Einwohner meist einzeln leben.

d)Geschichte. Im J. 1512 ward Karolina von dem Spanier, Johann Ponce von Leon, entdeckt; seine Landsleute versuchten vergebens, sich hier niederzulassen, die Franzosen aber setzten sich 1564 an der Küste, und gaben dem Lande zu Ehren Königs Karl IX. seinen Namen. Allein ihre Niederlassung ward von den Spaniern zerstöret, und Karolina blieb ganz unbesucht von Europäern, bis 1612 sich einige englische Familien aus Neuengland und Virginien hieher begaben. Karl II. schenkte Karolina 1663 einigen engl. Großen, welche sich den Anbau desselben äußerst angelegen seyn ließen, und bis zu Anfange dieses Jahrhunderts die Herrschaft darüber behielten, 1728 aber ihre Rechte an die Krone überließen.

XII. Südkarolina.

a) Land.

Diese Provinz hat einen Flächeninhalt von 1160 Quadratmeilen, und gränzet gegen Osten an das Meer, gegen Westen an die apalachischen Gebirge, gegen Norden an Nordkarolina und gegen Süden an Georgien. Das Klima ist hier noch weit heißer als in Nordkarolina, und daher entstehen auch bey der dicken Luft in dem flachen, sumpfigen Lande häufige Fieber, Ruhren und andere Krankheiten, welche noch gefährlicher seyn würden, wenn nicht die Luft durch Gewitter und Orkane gereiniget würde. Der Boden ist im Ganzen nicht so gut, wie in Nordkarolina, sondern weit sandiger, demohngeachtet aber nicht unfruchtbar, und fast an eben den Erzeugnissen ergiebig, die wir dort angeführt haben. Besonders gehört aber hieher: der **karolinische Theebaum**, der **safrangelbe Fernambuk**, der **weiße Zimmtbaum**, dessen mittelste Rinde von den Apothekern unter dem Namen, weißer oder magellanischer Zimmt, gebraucht wird; der **Papier-Maulbeerbaum**. Die Produkte des Thierreichs sind die nämlichen, wie in Nordkarolina, einige ausgenommen, wohin besonders der amerikanische Löwe, **Puma** genannt, gehört. Dieser ist kleiner als der afrikanische, gleicht dem Kopfe nach dem Wolf und dem Tieger, auch fehlt ihm die Mähne und besonders der Muth. Zu den Vögeln gehört der **Heringsschwänzichte** oder **Schlangenhabicht**, von der Größe eines Falken, seine Farbe gleicht einem schönen Morgenroth, und das Aeußerste seiner Flügel, ingleichen das Ende des Schwanzes, ist so schwarz als Agath. Der **Parakreto**, ein Papagoi von der Größe einer kleinen Taube, und überall schön grün, nur Kopf und Flügel ausgenommen, welche schön orangefarben sind. In den Baumgärten thut er viel Schaden.

b) Einwohner.

Die Zahl der Einwohner in Südkarolina wird ohne die Neger auf 170000 geschätzet. In Absicht der Sitten und Lebensart unterscheiden sie sich nur wenig von denen in Nordkarolina, wenigstens haben sie so ziemlich gleiche Tugenden und Fehler. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist die Zubereitung des Indigo, daher wir hier von dieser Pflanze und der Bereitung der Indigofarbe einige Nachricht mittheilen wollen. Diese Pflanze gleicht dem Farrenkraute, und kann nach etlichen Monaten geschnitten werden. Wenn sie abgeschnitten ist, legt man sie vierzehn Zoll hoch in einen, ohngefähr zwölf bis vierzehn Fuß langen und vier Fuß tiefen, Kübel, in welchem sie verfaulen muß. Alsdann wird dieses Gefäß mit Wasser angefüllt, da denn der Indigo, wenn er zwölf oder sechzehn Stunden darinnen gelegen hat, zu gähren anfängt, und nach und nach warm wird. Nun werden Stücken Holz Kreutzweis über den Kübel gelegt, damit er nicht zu sehr in die Höhe steige, und zum Zeichen seines Steigens wird ein Pflock in den Rand des Gefäßes gesteckt. Fällt er nachher unter dieses Merkmahl, so urtheilt man, daß die Gährung den gehörigen Grad erreicht habe, worauf man einen Hahn öffnet und das Wasser in ein anderes Gefäß laufen läßt. Der dicke, in dem ersten zurückbleibende, Satz wird als Dünger gebraucht. Wenn das stark mit Indigotheilchen geschwängerte Wasser in das zweyte Gefäß gelaufen ist, so rühren und schlagen sie es so lange, bis es sich erhitzt, schäumt, gährt und über den Rand in die Höhe steigt. Um diese heftige Gährung zu mäßigen, wird etwas Oel hinzu gegossen. Wenn dieses Schlagen eine halbe Stunde gewährt hat, so fangen sich kleine schlammichte Körner zu bilden an, und nun wird etwas Kalchwasser hinzu geschüttet. Nun fängt der Indigo an, sich noch besser zu körnen, das Wasser nimmt eine Purpur-

farbe

farbe an, und alles wird trübe und schlammicht: dann läßt man es sich setzen, und das Abgeklärte in andere Gefäße laufen, bis nichts weiter als ein dicker Schlamm zurückgeblieben ist, welcher in Säcke von grober Leinwand geschüttet wird. Diese werden eine Zeitlang aufgehängt, bis die Feuchtigkeit abgetröpfelt ist, worauf, um das Trocknen zu befördern, der Teig auf Breter gelegt, und dann in Formen gethan wird. Mit diesem Indigo und mit Seide treibt Süd-Karolina einen nicht unbedeutenden Handel.

Die übrige Verfassung ist wie in Nord-Karolina, daher wir nur noch die merkwürdigsten Orte in diesem Staate anführen wollen.

c) Einzelne Orte. Charlestown.

Die Hauptstadt des Landes ist **Charlestown**, eine der besten Städte in ganz Nordamerika, zwischen den Flüssen Ashley und Cooper gelegen. Die Straßen sind breit und gerade, und durchschneiden sich in rechten Winkeln; diejenigen, welche ost- oder westwärts laufen, sind von dem einen Flusse zu dem andern ohngefähr eine englische Meile lang. Der Hafen ist groß und schön, hat aber eine Untiefe, wegen welcher Schiffe von mehr als zweyhundert Tonnen nicht gut einlaufen können. Die Stadt hat über 1100 Häuser, und mehr als 11000 Einwohner. Von Natur ist sie mehr als durch Kunst befestigt, und der Hafen wird gleichfalls durch einige Forts gedeckt. Es ist hier eine gelehrte Gesellschaft, und die Einwohner sind durch eine lebhafte Handlung in den Stand gesetzt, mit vielem Anstand leben zu können.

Andere denkwürdige Orte sind: **Londonderry**, eine ansehnliche Pfälzerkolonie; **Neubourdeaux**, eine Pflanzung der Franzosen, welche mit gutem Erfolg den Weinbau angefangen haben; **Beaufort**,

auf der Insel Port-Royal gelegen, ein wohlgebauter Ort, der seines schönen Hafens wegen viel Anlage hat eine der ersten Handelsstädte in Amerika zu werden.

XIII. Georgien.

a) Land. Georgien, welches seinen Namen vom König Georg II. hat, liegt Karolina gegen Süden, von welchem es in Norden durch den Savannahstrom geschieden wird. Sonst gränzt es gegen Osten an das atlantische Meer, gegen Süden an den Fluß St. John, der es von Ost-Florida scheidet, und gegen Westen an Louisiana. Sein Flächeninhalt beträgt 936 Quadratmeilen. Das Land hat beträchtliche Flüsse, wohin der Savannah, der Great Ogechee oder Montgomery, der Alatamaha und der Great Sitilla-Fluß gehören; das Klima ist noch weit heißer als in den karoliner, und der Boden sehr fruchtbar. Man theilt ihn eigentlich in vier Arten: nämlich in sandiges Land, in gutes Land, welches allerley Getraide trägt, in fettes Land und in die sogenannten Savannahs, welche meistentheils sehr gute Weide geben. Je höher das Land ist, desto besser ist es.

Produkte desselben sind: Reis, der noch dem karolinischen vorgezogen wird, Silckgras, woraus guter Zwirn gemacht wird, Safran, Tabak, Indigo, Baumwolle, Wein, welcher wild in den Holzungen wächst, Kastanien, und anderes Obst. Die Viehzucht ist beträchtlich, zumal da das Hornvieh in den Morästen, und die Schweine in den Wäldern

an

an Eicheln und Kastanien sehr gute Nahrung haben. Wildpret und allerley wilde Thiere sind nicht selten, so wie auch Fische, Bienen und Seidenwürmer häufig gefunden werden.

b) Einwohner.

Die Einwohner von Georgien, welche nicht viel über 40000 steigen, unterscheiden sich wenig von denen in Karolina. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit dem Landbau und der Zubereitung ihrer Produkte. Den Seidenbau treiben vorzüglich die Salzburger in Ebenezer, welche einzige Stadt jährlich auf zehntausend Pfund liefert. Sonst handelt die Provinz auch noch außer den bey den Produkten angeführten Artikeln mit Fellen, Pech, Theer, Terpentin, Nutzholz und eingesalznem Fleische. Die Religion ist theils bischöflich, theils bekennen sich die Einwohner zu den dissentirenden Sekten, welche in England bekannt sind. Die Regierungsform war ehedem wie in Virginien und andern königlichen Gouvernements.

c) Einzelne Orte.

Savannah.

Die Hauptstadt in Georgien ist Savannah, am Flusse gleiches Namens, ein guter Handelsort, mit breiten Straßen und ziemlich guten Gebäuden. In der Stadt ist eine Kirche, ein Versammlungshaus der Quäker und ein Kollegium.

Augusta.

Augusta in einer äußerst angenehmen und fruchtbaren Gegend gelegen. Hieher bringen die Indianer, von welchen wir bald mehr sagen werden, ihre Waaren.

Ebenezer.

Ebenezer, eine schon genannte Salzburger-Kolonie.

d) Geschichte.

Die Provinz Georgien ward 1732 von Süd-Karolina getrennt, und damals auch die erste Kolonie im Lande angelegt. Bey Verfertigung des Plans zu dieser Gränzkolonie beschloß man, jeden Kolonisten auf eine doppelte Art zu betrachten; als Pflanzer und als Soldaten. James Oglethorpe führte

führte die Kolonisten glücklich her, schloß mit den Indianern Freundschaftsverträge; die Kolonie wollte aber dennoch nicht recht gedeihen, vielmehr versanken die Pflanzer in ein weichliches Leben, wurden unter sich selbst uneins, zerstreuten sich nach und nach in fremde Kolonien, und ohne die Dazwischenkunft der Regierung wäre die ganze Kolonie zu Grunde gegangen.

Zum Schlusse dieser Beschreibung wollen wir noch etwas von den Indianern hinzufügen, welche hinter beyden Karolinen und Georgien wohnen, und aus verschiedenen Nationen bestehen.

Wir machen mit den Katahba den Anfang, deren Land an Karolina und an die Cheeraken stößt. Ihr Boden ist sehr gut, das Klima gesund, das Wasser vortrefflich. Sie sind ein sehr kriegerisches Volk, ohngeachtet sie kaum mehr hundert streitbare Männer ins Feld stellen können.

Nach ihnen sind die nächsten Nachbarn von Süd-Karolina die Cheeraken. Sie theilen ihr Land in zwey Abtheilungen: in die niedrige und in die bergichte. Die östlichen oder niedrigen Gegenden sind sehr angenehm; die aber, welche unter den apalachischen Gebirgen liegen, sind äußerst wild und unfreundlich. Eis und Schnee bleiben hier bis in den späten Frühling liegen, die Einwohner aber sind durch stetes Baden und häufige Leibesübungen so abgehärtet, daß sie, wie ein englischer Schriftsteller sagt, die Kälte so wenig als der Stahl fühlen. Ehedem war dieß Volk sehr zahlreich; allein gegenwärtig sind ihre besten Städte zerstört, und sie sind den dritten Theil nicht mehr so zahlreich als damals. Ihr Land würde bey besserm Anbau auch mancherley Produkte hervorbringen können. Hanf und Wein-

trauben

trauben wachsen hier im Ueberfluß, und die Himmelsgegend ist so gesund als eine seyn kann. Gute Weide findet man allenthalben, und auf dem ebnen Lande wachsen sehr viel Kräuter, an denen man vielleicht große medizinische Kraft finden würde, wenn man sie gehörig untersuchen wollte.

Die Gebirge dieses Landes haben für den Fremden, der unten im Thale steht, einen fürchterlichen Anblick. Sie erheben sich, gleich großen Massen schwarzer und blauer Wolken, und sind wahrscheinlich nicht arm an den köstlichsten Metallen.

Das Land der Muskohgen liegt fast in der Mitte zwischen den Cheeraken, Georgien, Florida, den Chokkahs und Chikkasahs. Das Volk heißt auch die Creeken, und die Anzahl seiner streitbaren Männer wird gewöhnlich auf viertehalbtausend geschätzt. Der obere Theil ihres Landes ist sehr bergicht, in der Mitte senkt es sich wieder etwas, und die untern Städte liegen ganz eben. Sie sind unter allen nordamerikanischen Nationen die mächtigste und kriegrischste, ja man sagt, daß dieses Volk, statt gleich den andern indischen Nationen der Zahl nach abzunehmen, immer zahlreicher werde.

Das Land der Chokkah ist wegen der vielen Hügel und Bäche sehr gesund. Das Volk wird als eine der treuloseſten unter allen indianischen Nationen geschildert, so daß, ihre Gestalt und Sprache ausgenommen, jede Eigenschaft menschlicher Wesen mangeln soll.

Die Chikkasah wohnen zwischen den Quellen zweyer westlicher Arme des Mobilleflusses, und sollen ehedem zehntausend streitbare Männer haben stellen können. Sie sind ein gutes Volk, das aber herzhaft und entschlossen ist.

Der

Geschichte der Revolution.

Der amerikanische Krieg, und die darauf erfolgte Independenz der dreyzehn vereinigten amerikanischen Staaten, hat in der ganzen Welt so viel Aufsehens gemacht, und ist mit so sonderbaren Umständen begleitet gewesen, daß es unsern Lesern ebenfalls nicht unangenehm seyn wird, eine vollständige Uebersicht des Ganzen zu erhalten. Wir fangen mit dem Jahre 1763 an, als England einen langen und blutigen Krieg glücklich geendiget hatte; seine Flotten kamen von allen Orten, mit Sieg gekrönt, zurück, und dieß schon zu weitläuftige Reich erhielt in diesem Kriege noch ein großes Stück Land in den beyden Indien. Dieser Sieg sah von seiner äußern Seite sehr glänzend aus; allein innerlich mußte die Nation über ihre Eroberungen und Siege mehr seufzen als frohlocken. Sie hatte eine Schuldenlast von 3,330,000,000 Livres, wovon sie 111,577,490 Livres Interesse geben mußte, und mit den 130,000,000 Livres, die von den Einkünften des Landes übrig blieben, konnten kaum die allernothwendigsten Ausgaben bestritten werden; überdem waren diese Einkünfte so beschaffen, daß die Nation nicht einmal sichere Rechnung darauf machen konnte, geschweige daß sie jemals hätten sollen vermehrt werden können. Das Land mußte immer fort weit größere Auflagen geben, als sonst zu Friedenszeiten geschehen war, und endlich überstiegen sie so sehr die Kräfte des einzelnen Bürgers, daß man beschloß, die Kolonien zur Unterstützung des Hauptlandes aufzufordern. Die englischen Kolonien in Nordamerika ließen sich hierzu willig finden, doch war diese Hülfe freywillig, eine Gabe und keine Taxe, denn sie wurde erst bewilliget, nachher in der Rathsversammlung einer jeden Kolonie frey und öffentlich berathschlaget.

Das

Das Mutterland war in kostbare und grausame Kriege verwickelt; die Provinzen in der neuen Welt waren gewohnt, diese Art Lieferung von Menschen und Geld, wie eine Schuldigkeit, anzusehen, indessen waren aber doch auch die geheiligten Grundsätze in Amerika auf einen andern Grund, als auf bloße Vorurtheile, gebaut. Das Volk stützte sich auf die Natur seiner Freybriefe, sowohl in Friedens- als Kriegszeiten, unter grausamen und schwachen Königen, in den Zeiten der Knechtschaft und der Freyheit berief es sich immer darauf. Unter der Regierung der Tudors entsagte es zwar seiner herrlichsten Gerechtigkeit, und streckte ohne Widerwillen seinen Hals unter das Schwerdt der Tyranney hin; niemals aber entsagte der Engländer seinem Rechte, sich selbst zu schätzen. Die ersten englischen Kolonisten in Amerika brachten diese Gesinnung mit über das Meer, und diese Gesinnungen pflanzten sich nachher auf die Nachkommen fort. Sie lebten in einem großen Landstriche zerstreut, legten sich beynahe alle auf den Ackerbau und Handel, nährten also in jeder Hinsicht die Rechte der Freyheit.

Das englische Ministerium forderte auf einmal einen Geldbeytrag, und im Jahr 1764 erschien die bekannte Stempeltaxe, wodurch festgesetzt wurde, daß nichts bey den Gerichtshöfen angenommen werden sollte, was nicht auf gestempeltes Papier, wovon die Einnahme dem Fiscus zufloß, geschrieben wäre. Die englischen Provinzen in Nordamerika waren alle sehr unwillig über diesen Eingriff der Rechte; mit einhelliger Stimme entsagten sie allem dem, was sie sonst zu ihren Bedürfnissen aus dem Hauptlande genommen hatten, so lange, bis man die so gesetzwidrige und unterdrückende Bill wieder zurücknehmen würde.

de. Viele Landleute verließen ihren Pflug, kamen in die Stadt, um ein oder das andere Handwerk zu treiben, und ganz grob gearbeitetes wollen, leinen und baumwollen Zeug wurde eben so theuer bezahlt, als vorhin die feinsten Leinwanden und Stoffe.

Durch diese Art von Verschwörung wurde die Regierung in Verwunderung gesetzt, ihre Unruhe wuchs durch das Klagen der Handelsleute, die ihre Waaren nicht absetzen konnten. Die Aministerialparthey unterstützte diese Gährungen, und die Stempelakte ward nach zweyjährigen heftigen Bewegungen und Unruhen, die zu einer andern Zeit gewiß zu einem bürgerlichen Krieg ausgeschlagen wären, wieder zurückgenommen.

Dieser Triumph dauerte jedoch nicht lange, das Parlement hatte nur mit dem äußersten Widerwillen nachgegeben, und wollte im Jahr 1767 das, was ihm vorher an seinen Einkünften durch die Stempel entgangen war, itzt durch das Glas, Bley, Pappe, Farben, gemahltes Papier und Thee, das aus England nach Amerika gieng, erzwingen. Die Nordamerikaner wurden hierüber eben so stutzig, als über die erste Neuerung. Vergeblich wird ihnen gesagt, daß niemand Großbritannien die Macht nehmen könne, auf seine ausgehenden Waaren alle Abgaben zu legen, die es seinem Interesse gemäß fände, und es sah einer Verspottung sehr ähnlich bey Leuten, die vom Ackerbau lebten, und die nur mit ihrem Hauptlande in Verbindung standen, sich daher weder durch eigene Betriebsamkeit und Fleiß, noch durch Verbindungen mit fremden Nachbarn die mit Impost belegten Sachen verschaffen wollten. Dieser Tribut mochte in der alten oder neuen Welt bezahlt werden sollen, so begriffen sie doch, daß der Name die Sache

nicht

nicht anders macht, und daß ihre Freyheit nicht weniger auf die jetzige Art angegriffen wurde, als auf die vorige, die sie sich noch glücklicher Weise vom Halse geschafft hatten. Drey Jahr giengen dahin, ohne daß irgend eine den Amerikanern sehr nachtheilige Taxe gehoben wurde. Sie wollten zwar, es sollten alle widersetzliche Anordnungen auf eine allgemeine und bündige Weise wieder aufgehoben werden, welche Genugthuung ihnen aber erst im Jahr 1770, bis auf die Taxe auf dem Thee, bewilliget wurde.

Als England im Jahr 1773 die Auflage auf dem Thee erheben wollte, entstund ein allgemeiner Unwille in Nordamerika. In einigen Provinzen wußte man es den Schiffern vielen Dank, die dieß Produkt nicht hatten am Bord nehmen wollen; in andern wollten es die Kaufleute, an welche es addressirt war, gar nicht annehmen, und in vielen Gegenden entsagte man auf die feyerlichste Art ganz diesem Getränk. Eine weit größere Anzahl verbrannte das, was noch von den Blättern übrig war, und von den sechs oder sieben Millionen hierher versendete Thee, blieb, ohne eine Kiste anzurühren, unabgesetzt. Boston war der Hauptschauplatz dieser Empörung, und die dortigen Einwohner zerstörten selbst im Hafen drey Schiffsladungen von Thee aus Europa. Diese Handlung brachte am 13. März 1774 eine Bill zu Stande, worin der Hafen von Boston, wegen seines unrechtmäßigen Verfahrens, für gänzlich geschlossen erklärt, und ausdrücklich verboten wurde, nichts in demselben hinein- oder herauszuführen. Allein der Geist der Bostonianer erhob sich immer mehr und mehr, das Geschrey nach Freyheit wurde durch die Stimme der Religion stärker, in den Kirchen erschollen die heftigsten Ermahnungen wider

England. Die übrigen Einwohner in Massachuset verachteten sogar den Gedanken, auch nur den allergeringsten Vortheil aus dem Unglück der Hauptstadt zu ziehen, und dachten nur darauf, ihr Bündniß mit den Bostonianern desto fester zu schließen, in der völligen Entschlossenheit, lieber unter den Ruinen ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes begraben zu werden, als zuzugeben, daß ihre Rechte im geringsten gekränkt würden.

Alle Provinzen machten mit Boston gemeinschaftliche Sache, und ihr Eifer stieg nach Verhältniß des Unglücks und der Leiden dieser unglücklichen Stadt. Man sah im ganzen Lande die Akte wider Boston circuliren, und zwar auf Papier mit schwarzem Rande, gleichsam, als wenn die Freyheit betrauert werden sollte, wodurch aber die Anlage zu einer Hauptempörung immer größer wurde. Hierauf wurde sogleich ein Haus nach dem andern in die größte Unruhe versetzt; die Bürger hielten auf öffentlichen Plätzen Zusammenkünfte und Berathschlagungen, wozu noch eine Menge Schriften aller Arten kamen, welche den Muth der Amerikaner aufmunterten, und das bevorstehende Joch immer abscheulicher machten.

„Jetzt ist keine Zeit mehr zu langen Berathschlagungen, hieß es überall. Wenn die Hände der Unterdrücker unaufhörlich arbeiten, eure Ketten zu schmieden, so würde es ein Verbrechen seyn, zu schweigen; und unthätig seyn, wäre schändlich. Die Rechte der Republik aufrecht zu erhalten, muß das erste Gesetz seyn. Der wäre der niedrigste Sclave, der bey der Gefahr, worin sich die Freyheit von Amerika befindet, nicht alle seine Kräfte zu deren Erhaltung anwenden wollte.“

Eine

Eine so nachdrückliche Aufforderung machte zwar den Entschluß zur Vollziehung allgemein; allein hier blieb immer noch eine sehr schwere Frage unbeantwortet, nämlich, wie die aufgebrachten Gemüther wieder besänftiget, eine Vereinigung über das, was man jetzt thun wollte, zu Stande gebracht, und der gefaßte Entschluß durch Würde, Kraft und Festigkeit gesichert werden sollte? Die Provinzen Neuhampshire, Massachuset, Rhode-Island, Konnektikut, Neu-York, Neu-Jersey, die drey Grafschaften Delaware, Pensylvanien, Maryland, Virginien, und die beyden Karolinen sahen die Nothwendigkeit, die dieß große Ganze erforderte, ein. Diese zwölf Kolonien, wozu sich nachher noch Georgien schlug, schickten im September 1774 Deputirte nach Philadelphia, mit der Vollmacht, ihre Rechte zu vertheidigen.

Jetzt wurden die Zwistigkeiten zwischen dem Hauptlande und seinen Kolonien wichtiger, als sie je gewesen waren, denn nun waren es nicht mehr Privatpersonen, welche zurückzubringen waren, sondern ein Staat stritt wider den andern, der amerikanische Congreß gieng wider das englische Parlement, und eine Nation gegen die andere. Jede Parthey griff zum Waffen. England schickte Truppen nach der neuen Welt, diese hingegen standen schon zur Gegenwehr bereit, und jeder Bürger wurde Soldat. Das Signal zum Kriegsfeuer gab der Commandeur der königlichen Truppen, Gage, indem er zur Nachtzeit am 18. April 1775 ein Korps anführte, um ein amerikanisches Magazin von Waffen und Munition bey Concorde zu zerstören. Wirklich war der Anschlag ausgeführt, und die Mannschaft zerstreuet, als die Sieger auf ihrem Rückzuge funfzehn Meilen weit von der Hauptstadt, durch eine

halbrasende Mannschaft angegriffen wurden. Hier floß Blut wie Wasser, und der Bürgerkrieg nahm hier seinen Anfang. Auf eben dem Schlachtfelde wurden in den folgenden Monaten noch stärkere Treffen geliefert. Warren wurde das Opfer dieses Auftrittes, und der Amerikaner verehrt seine Asche.

Auf dieselbe Weise, wie die Unruhe in der Provinz Massachuset herrschte, so entstund sie auch in den andern Provinzen, obgleich die Auftritte in diesen nicht so blutig waren, weil dort noch keine englische Truppen angelangt. Die Amerikaner bemächtigten sich aller Orten der Festungen, der Waffen und der Munition, sie verjagten aller Orten die englischen Commandeurs oder Agenten, und selbst diejenigen Einwohner wurden verjagt, die es mit England zu halten schienen. Während sich nun jeder Ort der gemeinschaftlichen Sache annahm, bemühete sich der Congreß, eine Armee zusammen zu bringen, worüber ein geborner Virginier, George Washington, der sich schon in den vorigen Kriegen durch seine Thaten Ruhm erworben hatte, das Commando erhielt. Kaum hatte dieser den Posten angetreten, als er nach Massachuset eilte, die königlichen Truppen immer weiter zurücktrieb, und bemüht war, sie in Boston einzuschließen. Sechstausend Mann von jenen alten Soldaten, die dem Schwerdte, den Krankheiten und allem andern Elend entkommen, und von Hunger und Feinden geplagt waren, giengen am 14. März 1776 mit einer Eilfertigkeit, die nahe an die Flucht gränzte, unter Segel, um sich in Neuschottland einen Zufluchtsort zu suchen, das, so wie Florida, seinem alten Herrn treu geblieben war. Dieß war der erste Schritt, den das englische Amerika zur Revolution that; nun fieng man ganz laut

an,

an, ein Verlangen darnach zu äußern, und von allen Seiten kamen Gründe zu deren Rechtfertigung aus. Dreiste Gemüther, die schon lange eine gänzliche Trennung vom Mutterlande gewünscht hatten, wurden dadurch in ihren Gesinnungen bestärkt, und die zaghaften, die bis jetzt noch unentschlossen waren, pflichteten endlich dieser großen Trennung auch bey. Nun stimmten schon so viele zur Unabhängigkeitserklärung, daß endlich der Congreß am 4ten Jul. 1776 öffentlich bekannt gemacht wurde.

Amerika war versichert, daß sein Verfahren an allen Orten für Recht gesprochen werden würde; allein es wollte seine Bewegungsgründe zu diesem Schritte doch auch öffentlich der Welt darlegen. Es erschien dahero ein Manifest des Inhalts: „die Geschichte der engl. Nation und ihres Königes wird der Nachwelt nichts als ein Gewebe von Beleidigungen und unrechtmäßigen Eingriffen darstellen, wodurch eine unumschränkte Tyranney in diesen Provinzen eingeführt werden sollte, worauf eine lange Reihe Vorwürfe dem König und seiner Regierung nachfolgte.“

In jeder Provinz beruhete die gesetzgebende Gewalt auf eine Versammlung der Repräsentanten der verschiedenen Districte, die ausübende aber hatte der Präsident. Seine Pflichten und Vorrechte bestunden darin, sie nach den Umständen zusammen zu berufen, für ihre Waffen zu sorgen, und mit ihren Chefs die Kriegsoperation zu besorgen. Ingleichen war er der Vorgesetzte einer geheimen Committet, die auf die beständige Verbindung mit dem Generalcongreß halten mußte. Eigentlich stand er nur zwey Jahr auf diesem Posten, doch konnte diese Zeit auch verlängert werden. Zwar hatten die Provinzen nicht nöthig, dem Hauptcongreß von ihrer Verwaltung

Rechenschaft zu geben; der Vorzug des Hauptcongresses vor dem Provinzialcongreß schränkte sich bloß auf das ein, was das politische Fach und das Kriegswesen angieng.

Im Monat März kam Hopkins aus der englischen Insel Providenz, und mit ihm eine Anzahl Artillerie, nebst einer großen Menge Kriegsmunition; ferner trieb Carleton die Provinzialen aus Kanada, die eben noch Quebek sich unterwürfig machen, und sich dieser weitläufigen Besitzung vollends versichern wollten: endlich wurde Clinton und Parker bis an die mittäglichen Küsten von Amerika tapfer zurückgetrieben, und so folgte immer ein größerer Auftritt als der andere nach. Howe löste den schwachen Gage ab, und dieser neue General räumte sogar Boston, und gegen die Mitte des Junius marschirte er von Hallifax gegen die Staateninsel zu. Dort trafen sowohl die Land- als Seetruppen nach und nach zusammen, und am 28sten August landete er ohne Schwierigkeit unter Bedeckung einer von seinem Bruder, dem Admiral, commandirten Flotte auf Longisland. Die Amerikaner bewiesen zu Lande eben so wenig Stärke, als zu Wasser. Nach einem mittelmäßigen Widerstand und ziemlich großen Verlust flohen sie ins Land zurück, mit einer Leichtigkeit, die ihnen ein Sieger, der seinen Vortheil zu nutzen gewußt hätte, nicht würde zugestanden haben. Mit noch wenigerer Mühe verließen die neuen Republikaner Neuyork, setzten sich aber zu Kingsbridge wieder, wo alles zu einer hartnäckigen Gegenwehr eingerichtet schien.

Der amerikanische General en Chef Washington wollte das Schicksal seines Vaterlandes nicht durch einen günstigen Zufall entscheiden lassen, er wußte, daß Zögerungen jederzeit für die Landesein-

wohner

wohner eben so vortheilhaft sind, als sie für Fremde nachtheilig ausfallen: deshalb zog er sich nach der Provinz Jersey zurück, mit dem Vorsatz, den Krieg in die Länge zu ziehen. Der Winter, die Kenntniß des ganzen Landes, alles kam ihm zu Statten; er konnte daher in voraus sehen, daß er einen großen Theil dieser fruchtbaren Provinz decken, und den Feind von Pensylvanien abhalten würde. Mit einemmale sieht er sich von seinen Soldaten, die sich nur auf sechs oder gar drey Monate engagirt hatten, verlassen; von einer Armee von 2500 Mann blieben kaum 1500, und er mußte sich noch glücklich schätzen, daß er damit jenseits des Flusses Delaware kommen konnte. Hier hätten vielleicht die Engländer am hurtigsten zu Werke gehen sollen, allein sie thaten das Gegentheil. Hierdurch bekamen die Soldaten aus Pensylvanien, Maryland und Virginien neuen Muth, sie zogen sich schnell zusammen, und vereinigten sich für ihr allgemeines Wohl. Am 25sten October setzten sie über den Fluß Delaware, und überfielen unerwartet Trenton, wo 1500 Mann von den von ihrem Landesherrn in England verhandelten 12000 Hessen in Besatzung lagen. Die Action bey Longisland, ingleichen der Angriff nach dem Verlust des Forts Washington mit einer Garnison von 2500 Mann, auch die schleunige Räumung des Forts Lee, als eine natürliche Folge jenes Verlustes, waren große Epochen, und die Ursache des Rückzuges mitten durch Jersey bis an die Delaware, ein Weg von ohngefähr neunzig Meilen. Diese Zeit wird für eine der erbärmlichsten abgeschildert, die über alle Beschreibung ist, und selbst von denen, die diese Rolle mit gespielt haben, nicht genug geschildert werden kann. Man hofte, die Zeit, auf welche die Armee enrollirt war, würde den Feldzug im Winter dergestalt verlängern, daß die rauhe Jahreszeit und die übeln

Wege alle wichtige feindliche Unternehmungen vereiteln würden, bis daß eine andere Armee zum folgenden Jahre geworben werden könnte. Allein der Verlust der Garnison im Fort Washington am sechzehnten November, und der, den sie, vom dreyßigsten desselben Monats an, an einem beträchtlichen Theil der Miliz erlitten, und dem mit jedem Tage bald mehrere andere, welche die Sache bald gänzlich zu Ende brachten, nothwendiger Weise folgen mußten, machten den Rückzug, als das einzige Mittel, das sie ergreifen konnten, unvermeidlich. Hierzu kommt noch die traurige Lage, in welcher sich der kleine übrige Theil der Armee befand; denn die Garnison im Fort Lee, wo beynahe alles war, was diesen Marsch ausmachte, mußte so eilfertig fort, daß sie alle ihre Lebensmittel und Bagage im Stich lassen mußte, und also keine Zelte, keine Wäsche, kurz nicht das geringste Geschirr bey sich hatte, worin se das Nothwendigste, und was sie noch unter Wegs vielleicht antreffen konnte, mit zu nehmen im Stande war. In solchem Zustande befanden sich die Truppen, und marschirten dennoch gegen 90 Meilen.

Bey dieser schleunigen und unvorhergesehenen Wendung der Sachen gerieth das Land im Augenblick in die äußerste Verwirrung. Der Feind war schon bis in das Innerste desselben hinein gedrungen, und man hatte keine Armee, die ihm Widerstand leisten konnte. Man durfte auf keine andere Weise Hülfe hoffen, als wenn sich die Einwohner freywillig dazu anbieten wollten; kurz, alles hieng vom guten Willen ab. Eben in dieser übeln Lage der Sachen, die recht dazu gemacht war, alles in Bestürzung und Verzweiflung zu setzen, entsagten der Kapitalist, der Kaufmann, der Ackersmann, der Künstler, der Handwerker, gleichsam als wenn sie

sich verabredet hätten, allen häuslichen Bequemlichkeiten, legten die Waffen an, und hatten Entschlossenheit genug, sich als gemeine Soldaten der strengsten Wintercampagne zu unterziehen. Der kluge Gedanke, den Rückzug in die Länge zu ziehen, verschaffte den Freywilligen Zeit, sich zu dem General Washington an der Delaware zu schlagen und ihn zu verstärken. Washington setzte in der dickſten Nacht und dem abscheulichsten Wetter von Schnee und Eis über den Fluß Delaware, mit Anbruch des Tages drang er in die Stadt Trenton, und machte sich, nach einem kurzen Widerstand, zum Herrn derselben und über mehr als neunhundert Gefangene. Gleich nach diesem Ueberfall der Hessen in Trenton gieng der General wieder über den Fluß zurück; dieser Fluß war an dem Orte etwa eine deutsche Viertelmeile breit. Der General nahm seinen alten Posten auf der Seite von Pensylvanien wieder ein. Trenton blieb ohne Besatzung, und der Feind stand bey Princetown in einer Entfernung von zehn Meilen auf dem Wege von Neuyork. Die Witterung war außerordentlich strenge, und da es in der Gegend, wo Washington sich gelagert hatte, nur sehr wenig bebauet war, so blieb der größte Theil seiner Armee im Gehölze und auf dem Felde.

Kaum hatte diese sich hier festgesetzt, ja, noch ehe die verschiedenen Corps zusammen stießen, ließen die Engländer eine starke Garnison in Princetown, und kamen schnell nach Trenton. Ein Theil der Amerikaner griff die Engländer an, und es dauerte nicht lange, so waren die Engländer Meister von der einen Hälfte des Platzes, und Washington von der andern, dergestalt, daß nur der Bach die beyden Armeen theilte. Niemals war wohl eine Lage verlegner, als diese, und hieng jemals das Schicksal der

Amerikaner von dem Glücke eines einzigen Tages ab, so war es dieser Augenblick. Auf der Delaware schwammen entsetzliche Eisschollen, welche das Uebersetzen unmöglich machten; aller Rückzug nach Pensylvanien war abgeschnitten; außerdem war es auch unmöglich, im Angesicht des Feindes über einen so breiten Fluß zu setzen. Gegen vier Uhr rückten die Engländer an und wollten die Brücke besetzen, allein denselben ganzen Tag konnte nichts unternommen werden, dafür eröffnete der künftige Tag eine eben so glänzende als unerwartete Scene. Die Engländer standen unter Waffen und waren zur Action bereit, als schnell die Nachricht erscholl, Washington hätte schon diesen Morgen den englischen Posten zu Princetown angegriffen und erobert, jetzt sey er im Begriff, das braunschweigische Magazin wegzunehmen: auf diese Nachricht kehrten die Engländer, die sich schon lange ein von Amerikanern lediges Feld gewünscht hatten, wieder um, und marschirten in der Bestürzung auf Princetown zu.

Dieser Rückzug gehört zu den außerordentlichen Begebenheiten, die man kaum glauben kann, daß zwey Armeen, von denen man Begebenheiten von so großen Folgen erwartete, in einen so engen Platz zusammen gedrängt, ohne weitern Verlust von einander kommen würden. Die Engländer waren durch das Kanonenfeuer von Princetown betrogen, sie hielten es für Donner, ob es gleich mitten im Winter war. Endlich ließ der General Washington, um seinen Rückzug von Trenton mehr zu verstecken und zu maskiren, vor seinem Lager eine ganze Linie herunter Feuer anzünden. Dieses Feuer diente nicht nur dazu, um glaubend zu machen, daß man das Lager aufschlage, sondern es blieb auch, da man in dieser List fortfuhr, in der That den Engländern alles,

was

was hinter dem Feuer vorgieng, verborgen. Es war alles angeordnet, und die Amerikaner marschirten sechs deutsche Meilen cirkelförmig, um Princetown zu erreichen, damit sie es am andern Morgen mit Anbruch des Tages angreifen konnten. Die Anzahl der Gefangenen belief sich gegen zwey- bis dreyhundert Mann, und mit diesen kehrte Washington gleich wieder zurück. Die Avantgarde der englischen Armee kam etliche Stunden darauf, nachdem die Amerikaner Princetown verlassen hatten, von Trenton an. Letztere setzten ihren Weg den ganzen Tag fort. Allein sie waren nach einem ununterbrochen fortgesetzten Dienst und nach einer Strapaze von etlichen Tagen, wo sie eine Action nach der andern gehabt, ohne Dach und Fach, und beynahe ohne die geringste Erquickung, dermaßen ermattet, daß sie sich glücklich schätzten, nichts als den Himmel über sich zum Dach zu haben, und auf der noch gefrornen Erde ausruhen zu können. Mit diesen beyden erhaltenen Vortheilen beschlossen die Amerikaner mit dem größten Ruhm einen Feldzug, welcher noch wenig Tage vorher dem Lande und dessen guter Sache den gänzlichen Untergang drohete. Die englische Armee war nur um die Sicherheit ihres Magazins in Braunschweig besorgt, sie stand achtzehn Meilen davon ab, und eilte also, diesen Ort zu erreichen, erlangte ihn auch am Abend, und nun verlosch das Feuer allmählig, so daß sie in beynahe fünf Monaten nicht das geringste weiter unternahmen.

Der König von England hatte das Jahr vorher eine Erklärung ausgehen lassen, darin die amerikanischen Unterthanen als Rebellen behandelt, und jedermann befohlen werden sollte, sie zu unterdrücken, auch auf den treulosen Briefwechsel mit ihnen Acht zu geben, und die Anführer zu bestrafen. Dieß bewirkte

wirkte also, daß die königliche Regierung in allen Provinzen abgeschafft wurde, Kaper ausgerüstet, und die für Verräther und des Todes würdig erklärt wurden, welche einige Gemeinschaft oder Briefwechsel mit Großbritannien führen würden. Die 54,000 Mann eigene und Hülfsvölker, nebst ein und sechzig Schiffen, thaten alles, was sie konnten, und man hoffte im Jahr 1776 die ganze Sache zu Ende zu bringen. Allein zu Anfange des Jahres machten die geistlichen Synodalversammlungen von Neuyork und Pensylvanien die Sache zu einer Religionsangelegenheit, und es wurde beschlossen, künftig alle Befehle im Namen der vereinigten Provinzen des festen Landes von Amerika auszufertigen, und die gegenwärtige Verbindung zu allen Zeiten unabänderlich zu halten.

Jede Provinz sollte zwar für sich ein eigner Staatskörper bleiben und eigene Gesetze machen können; doch aber auch ihre Deputirte in dem Generalcongreß halten, und dieser sollte allein über Krieg und Frieden, Bündnisse, Aussöhnung mit Großbritannien, Streitigkeiten ganzer Provinzen, allgemeine Gesetze, das Münzwesen, ingleichen das See- und Kriegswesen entscheiden, auch alle Civil- und Militärstellen der vereinigten Provinzen ersetzen. Alle noch fehlende Kolonien, nebst den Indianern, wurden zum Beytritt eingeladen; die, welche nicht darein willigen wollten, als Verräther des Vaterlandes der Ehre, des Lebens und ihrer Güter verlustig erklärt, und der mächtigsten und reichsten Königlichgesinnten Vermögen zum Kauf ausgeboten.

Indessen giengen die Kriegshandlungen mit abwechselndem Glücke fort; doch ergieng im Julius ein Proclamationsschreiben, welches mit einer höflichen

Bey-

Beylage an den Generalcongreß und den amerikanischen General Washington begleitet war. Allein dieser nahm das Schreiben nicht an, und die wichtigsten Personen des Congresses stellten vor, daß keine fremde Macht sie unterstützen würde, so lange sie sich noch für Unterthanen der Krone Großbritanniens erkenneten.

Von politischer Seite betrachtet, sagt man, es habe dieser Krieg zwey Ursachen gehabt: die erstere kam von den Kolonien her, die andere von den englischen Staatsministern. Gleich nach dem Pariser Frieden von 1763 fiengen die Amerikaner an, sich nach einem freyen Kaufhandel zu sehnen, und also zu wünschen, daß sie sich von dem Zwange, mit welchem sie durch die Schifffahrtsacte König Karls II. und durch andere Parlementsacten belegt waren, allmählig losreissen könnten. Die Maaßregeln, welche das großbritannische Ministerium dagegen nahm, gaben dieser Sehnsucht Nahrung, und sie artete endlich in ein geheimes Verlangen aus, sich der großbritannischen Botmäßigkeit, wenigstens in Zoll- und Handelssachen, ganz zu entziehen. Gewisse unruhige und listige Köpfe, die theils vom Hofe gekränkt zu seyn glaubten, und deshalb mißvergnügt waren, theils gern ihr Ansehen bey den Amerikanern vergrössern, und, wo möglich, auch ihre Güter vermehren wollten; theils von fremden Mächten gekauft, oder von den Feinden der Staatsminister gedungen waren; unterhielten und stärkten dieses heimliche Verlangen, und flößten dem großen Haufen den Argwohn ein, daß der Hof den Amerikanern ihre Freyheit rauben wolle, und nur auf eine günstige Gelegenheit warte, sie zu Sclaven zu machen. Das gewaltsame Verfahren der königlichen Statthalter in einigen Kolonien befestigte diesen Verdacht, und

machte

machte das Schreckbild für diese, in dem Schoos der Freyheit geborne, Leute nur noch fürchterlicher.

Das großbritannische Ministerium erstickte diesen glimmenden Funken nicht in seiner ersten Entstehung, sondern es gab ihm vielmehr neue Nahrung, sich in eine Flamme zu verwandeln, bald durch unzeitige Schärfe, bald durch unzeitiges Nachgeben, bald durch Verstopfung des althergebrachten Schleichhandels zwischen den großbritannischen und spanischen Kolonien in Amerika und Westindien. Zuletzt, als das Feuer schon in helle Flammen ausbrach, glaubte man dasselbe mit Parlementsnachtsprüchen besser als durch die Waffen dämpfen zu können, welches aber zu weiter nichts nützte, als daß die Amerikaner Zeit gewannen, sich desto fester mit einander zu verbinden und in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Lord Nord wurde durch falsche Berichte und Vorstellungen gewisser Kriegsbefehlshaber und königl. Statthalter in Amerika zu falschen Maaßregeln und Entwürfen verleitet.

Unpartheyische sehen leicht ein, daß man auf allen Seiten gefehlt hatte. Das königliche Ministerium traute den großbritannischen Kräften zu viel und der Kolonien ihren zu wenig zu, verfuhr in Betracht der Staatsklugheit etwas zu hart gegen die Kolonien, und machte durch Ausschließung der vornehmsten Häupter der Kolonisten und der Amnestie aus Uebel ärger. Das Parlement wollte den Engländern den Vortheil von der Handlung ungebührlich allein zuwenden, die Amerikaner kaum als Factors gelten lassen, und ihren billigen Beschwerden nicht hinlänglich abhelfen, war auch in seinen Grundsätzen unbeständig. Und die Amerikaner trieben ihre Beschwerden zu hoch, hatten eigentlich nicht Ursachen genug, sich der großbritannischen Herrschaft zu entzie-

hen;

hen; ihre Häupter sahen aber mehr auf ihren einträglichen Schleichhandel, als auf Recht und Billigkeit, und werden neben dem sonst berühmten Franklin bey der Nachwelt nicht als gute Unterthanen erscheinen.

Als das erstemal auf dem Congreß zu Philadelphia die Rede von der Unabhängigkeit war, stimmten für dieselbe: 1) Massachusetsbay, 2) Konnektikut, 3) Neuhampshire, 4) Pensylvanien, 5) Virginien, 6) Südkarolina und 7) Rhodeisland; gegen dieselbe aber: 1) Neuyork, 2) Neujersey, 3) Maryland, 4) Nordkarolina und 5) die Delaware-Grafschaften. Pensylvanien aber gieng zurück; Georgien war noch nicht mit dabey, und es wurde damals noch nichts entschieden.

Den vierten Julius 1776 wurde vom Generalcongreß endlich durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen und bekannt gemacht, daß die vereinigten Provinzen seyn, und von Rechtswegen seyn sollen: freye und unabhängige Staaten; daß sie von allem Gehorsam gegen die brittische Krone los sind; daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem Staate von Großbritannien ganz und gar getrennt ist und getrennt seyn soll, und daß sie als freye und unabhängige Staaten das volle Recht haben, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Bündnisse zu machen, Handlungseinrichtungen zu treffen, und alle andere Dinge zu thun, welche freye Staaten von Rechtswegen thun können. Hierauf erfolgte den vierten October 1776 diese nähere und vollständigere Einrichtung und Verfassung der neuen Republik, z. B.

„1) Die dreyzehn benannten Staaten ver„binden sich unter dem Titel der vereinigten „Staaten von Amerika.

„2) Sie

»2) Sie machen durch gegenwärtigen Ver»trag unter sich einen Freundschaftsbund zu »ihrer Vertheidigung, Aufrechterhaltung ihrer »Freyheiten und zu ihrem allgemeinen und »wechselseitigen Vortheil, und verbinden sich, »einander gegen alle Gewalt beyzustehen, und »sich den Eingriffen, welche der Religion, der »Unabhängigkeit, der Handlung ꝛc. wegen ge»sie gemacht würden, zu widersetzen.

»3) Jeder Staat behält sich das Recht vor, »eine innerliche Regierungsform zu bestimmen, »und Gesetze zu geben.

»4) Kein Staat soll für sich Gesandtschaf»ten abordnen, oder empfangen, Staatshand»lungen vornehmen, Bündnisse mit Königen, »Fürsten oder fremden Mächten schließen, ohne »Genehmigung der vereinigten, auf dem Ge»neralcongreß versammelten, Staaten. Kei»ner, der unter der Autorität der vereinigten »Staaten ein Amt bekleidet, soll von Königen »oder Fürsten weder Amt noch Titel annehmen. »Weder die Generalversammlung der Staaten, »noch sonst ein einzelner Staat für sich, soll »einen Adelsbrief ertheilen.

»5) Zwey, oder mehrere von besagten Staa»ten, sollen nicht Macht haben, Verbindungen, »oder Privatallianzen unter sich, ohne Zustim»mung der auf dem allgemeinen Congreß ver»sammelten Staaten, zu machen.

»6) Kein Staat soll Impositen oder Abga»ben errichten, wodurch die Artikel der in Zu»kunft mit Königen, Fürsten, oder fremden »Mächten, von der Versammlung der verei»nigten Staaten zu schließenden Bündnisse,

unmit-

»unmittelbar, oder in der Folge, könnten ab-
»geändert werden.

»7) Kein Staat für sich soll mehr Fahrzeuge
»oder Kriegsschiffe halten, als die Staaten zur
»Vertheidigung dieses Staates und der Hand-
»lung für nöthig befinden. Auch sollen zu Frie-
»denszeiten keine Kriegsvölker über die be-
»stimmte Anzahl gehalten werden, wohl aber
»soll jeder Staat beständig eine wohl geübte
»und bewaffnete Landmiliz, eine hinlängliche An-
»zahl Feldstücke, Gezelte, Pulver und Bley ꝛc.
»in Bereitschaft halten.

»8) Wenn einer der einzelnen Staaten zur
»allgemeinen Vertheidigung Völker wirbt, sol-
»len die Officiers, vom Obersten an und weiter
»herab, von der gesetzgebenden Versammlung
»dieses Staats ernannt, auch die erledigten
»Stellen von derselben besetzt werden.

»9) Alle Kriegskosten, und andere für das
»allgemeine Beste zu machende Ausgaben, sol-
»len aus den Gefällen eines allgemeinen Scha-
»tzes bezahlt werden. Dieser allgemeine Schatz
»soll von den Abgaben gesammlet werden, wel-
»che jeder der einzelnen Staaten, nach der An-
»zahl seiner Einwohner (außer den Indianern,
»welche frey sind), geben muß; und um die
»Summe dieser Abgaben zu bestimmen, sollen
»die Einwohner alle drey Jahr gezählet wer-
»den; die gesetzgebenden Glieder jeden Staats
»aber machen die Anlagen, und heben die Gel-
»der in der von der Versammlung der Staa-
»ten bestimmten Zeit.

»10) Jeder der einzelnen Staaten muß sich
»den Ausspruchen der versammelten Staaten

„in allen Sachen, welche dieser Versammlung „durch den gegenwärtigen Vertrag vorbehalten „sind, unterwerfen.

„11) Kein einzelner Staat soll sich, ohne „Miteinwilligung der vereinigten Staaten auf „dem Congreß, in einen Krieg verwickeln; es „sey denn, daß eine indische Nation ihn angrei„fen wollte, und die Zeit, andere Staaten um „Rath zu fragen, zu kurz wäre; auch soll kein „einzelner Staat Commissionen für Kaper, „Kriegsschiffe, oder Repressalienbriefe ertheilen, ehe die Versammlung der vereinigten „Staaten eine Kriegserklärung heraus gegeben hat.

„Endlich, im Fall Kanada willig seyn sollte, „diesem Bündnisse beyzutreten, soll es zugelas„sen werden, und an allen Vortheilen derselben „Theil nehmen; aber keine andere Kolonie soll „ohne Bewilligung der andern Staaten zuge„lassen werden.

„Diese vorstehenden Artikel (der Raum ge„stattet nicht, sie alle anzuführen) sollen von „den einzelnen Staaten untersucht, und, wenn „sie gebilliget worden, von ihren Abgeordneten „in der Generalversammlung ratificiret werden; „worauf diese Artikel von allen und jeden der „Staaten unverletzlich beobachtet werden sollen; „es soll auch in Zukunft keine Veränderung in „diesen Artikeln gemacht werden, wenn sie nicht „vorher von der Generalversammlung beschlos„sen und bestätiget worden ist.“

Es wurden ferner von dem Congreß an mehrere europäische Mächte Abgeordnete gesandt, um denselben von allem diesem Nachricht zu ertheilen, und sie zu bewegen, diese neue Republik für einen unabhängigen

Staat

Staat zu erkennen. Anfangs wollte sich kein europäischer Staat hierzu geneigt finden lassen; doch that Frankreich allerley Schritte, welche Großbritannien unangenehm waren, wollte auch, wie Großbritannien es verlangte, die amerikanischen Abgeordneten an seinem Hofe nicht fortschaffen. Indessen wurde in Amerika einigemal versucht, den Frieden wieder herzustellen; aber vergeblich. Der Krieg wurde also mit abwechselndem Glücke fortgesetzt, bis der großbritannische General Burgoyne sich im October 1777 mit seinem ganzen Corps an die Amerikaner zu Kriegsgefangenen ergeben mußte.

Dieses machte, daß im Jahr 1778 im März bey dem großbritannischen Parlement eine Bill zu Stande kam, den König zu autorisiren, daß er Commissarien ernennen möge, mit der Vollmacht, über die Mittel zu tractiren, die in einigen nordamerikanischen Kolonien entstandenen Unruhen beyzulegen; nur war es zu spät damit. Denn um eben diese Zeit brach Frankreich völlig los, und erkannte nicht nur die Unabhängigkeit der vereinigten nordamerikanischen Provinzen, sondern schloß auch einen Freundschafts- und Handlungstractat mit denselben, und gab dem großbritannischen Gesandten selbst Nachricht davon, worauf dieser Gesandte abgerufen, und beyderseits mit Thätigkeit angefangen wurde, bis es zum völligen Kriege ausbrach. Im Julius 1779 that Spanien ein gleiches, ohne jedoch die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Provinzen förmlich zu erkennen, mit Großbritannien. Frankreich erkannte auch den amerikanischen Abgeordneten als einen förmlichen Gesandten, und schickte ebenfalls einen an die vereinigten Provinzen. Alle Versuche von Großbritannien, die Ruhe in Amerika wieder herzustellen, waren fruchtlos, und der Friede konnte nicht bewirkt

werden. Da die beyden genannten Mächte in diese Geschichte ein sehr wichtiges Interesse mit einmischen; so wollen wir dieser Epoche noch mit ein paar Worten näher gedenken.

England hätte leicht denken können, daß, da es den ersten Schritt gethan und seine Kolonien feindlich behandelt hatte, es auch nothwendig sogleich Frankreich den Krieg ankündigen mußte. Unterdessen ließ Frankreich in aller Eil alles zum Kriege zubereiten, in ihren Magazinen war kein Platz mehr zu neuen Seemunitionen; in den Häfen sah es am meisten kriegerisch aus, und England ahndete, oder wollte es dennoch nicht für Ernst, der sehr nachtheilig wurde, annehmen, bis Frankreich den vierzehnten März öffentlich bekannt machen ließ, daß es die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt habe.

Diese Erklärung war auch zugleich eine Kriegserklärung, allein dieses blutige Schauspiel wurde doch nicht sogleich eröffnet. Indessen gieng von Toulon eine Flotte aus, um die Engländer in Nordamerika anzugreifen, und im Jahr 1778 den siebzehnten Junius war das erste Gefechte zwischen zwey Fregatten. Frankreich eröffnete den Krieg mit sehr viel Vortheilen. Ort, Zeitpunkt, und alle Umstände, waren günstig zu diesem Unternehmen. Die Siege waren meistens auf ihrer Seite, die englische Flotte lief noch mehr Gefahr, als die einzelnen Schiffe; ja, sie wurde so sehr ruiniret, daß sie fast gänzlich verloren gewesen wäre. In der Trunkenheit dieses Glückes schien Frankreich beynahe sein Hauptinteresse aus den Augen zu lassen, nämlich dem Einlaufen der englischen Schiffe Hindernisse in den Weg zu legen, allein es geschah nicht; vielmehr wurde die französische Handlung in beyden Welt-

theilen

theilen angegriffen und aller Orten gestöret. In England dachte man anders, da wurde der Werth der Handlung gefühlt und beschützt: der Erfolg zeigte auch, welche von beyden Seemächten recht gehandelt hatte.

England litt sehr viel Unglücksfälle in der neuen Welt, allein ein noch mächtigerer Feind drohete ihm mit weit größern in der alten. Spanien erklärte die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, und warf sich zum Wiederhersteller der Ruhe in beyden Welttheilen auf. Die Vermittelung wurde angenommen, sowohl von Frankreich, dessen Voreiligkeit nicht die glücklichsten Folgen hatte, als auch von England, welches sich fürchtete, mit einem neuen Feinde in Streit zu gerathen. Karl III. spielte die Rolle, die er übernommen hatte, mit Würde. Sein erster Vorschlag war, die Waffen sollten niedergelegt werden; beyde streitende Partheyen sollten die Länder, die sie zur Zeit der Conventionen im Besitz hätten, behalten; es sollte ein Congreß niedergesetzt werden, von welchem die wechselseitigen Ansprüche entschieden werden sollten, und kein Theil sollte den andern eher von neuem angreifen, als bis er es ihm nicht ein Jahr vorher bekannt gemacht hätte. Frankreich nahm diesen Aussöhnungsplan nicht an. Auch England konnte sich nicht entschließen, die Unabhängigkeit der Amerikaner sogleich anzuerkennen. Kaum hatte das englische Ministerium seine Erklärung abgegeben, so trat der Madridter Hof auf die Seite Frankreichs, und folglich auch der Amerikaner. Spanien hatte damals 63 Linienschiffe, und noch bauete man neue. Frankreich besaß 80, und mehrere auf dem Stapel; die vereinigten Staaten hatten nur 12 Fregatten, aber eine große Anzahl Kapers. Niemals ist wohl eine Allianz auf einem festeren Grund

gebauet worden, als die zwischen Frankreich und Amerika, und die Fortschritte, die sie gemacht har, waren beneidenswerth. Diese beyden Länder waren nur in Beziehung auf England gegen einander Feinde. Sie hatten ursprünglich keine Ursache zum Streit, wenn es nicht das Interesse Englands betraf, welches Amerika wider Frankreich bewaffnete. Damals glaubten die Amerikaner, die von der ganzen Welt durch einen ungeheuern Raum getrennt und in allen Vorurtheilen ihrer Beherrscher eingewiegt waren, es sey ihre Schuldigkeit, so zu handeln, wie man es ihnen vorsagte. Auf diese Art bestrebten sie sich, Eroberungen zu machen, nicht zu ihrem, sondern zu ihrer Herren Vortheile, die sie dafür nicht zum besten behandelten.

Im J. 1780 fand man in England bey einem amerikanischen Kriegsgefangenen den Entwurf eines Tractats zwischen den vereinigten Provinzen, wobey sonderlich ein Bürgermeister von Amsterdam interessirt war. Die Generalstaaten wollten die, dieser und anderer Sachen wegen, von Großbritannien verlangte Genugthuung nicht geben; worüber Großbritannien im J. 1781 den Krieg gegen die vereinigten Niederlande erklärte: diese hingegen im Jahr 1782 die Unabhängigkeit der nordamerikanischen vereinigten Provinzen erkannten, und einen Gesandten von ihnen annahmen, der aber von den übrigen von europäischen Mächten im Haag anwesenden Gesandten nicht dafür erkannt wurde.

Endlich sah sich der König von England im J. 1782 genöthiget, sein bisheriges Ministerium zu ändern, und sowohl Frankreich, als den vereinigten nordamerikanischen Provinzen, Friedensvorschläge zu thun; beyde letztern aber wollten sich in keine besondere Friedensunterhandlungen einlassen, und Frank-

reich

reich bestand auf der Unabhängigkeit besagter Provinzen. Das Ministerium äußerte anfänglich seinen Beyfall, und es war nur noch darum zu thun: ob die Erkennung derselben noch vor dem Frieden, oder erst durch den Frieden geschehen sollte? Als aber eine nochmalige Veränderung im Ministerio vorgieng, und Großbritannien zur See glücklich war; so wurde erklärt, daß gedachte Kolonien zwar ein freyes und von dem großbritannischen Parlement unabhängiges Volk seyn, dabey aber doch dem Könige und der Krone von Großbritannien unterwürfig bleiben sollte. Allein in der Folge sah sich Großbritannien durch sein widriges Glück im Kriege, ingleichen durch die übersteigende Schuldenlast, genöthiget, zu Ende des Jahres 1782 mit seinen bisherigen Kolonisten den schon oben angeführten Tractat zu schließen, darin es dieselben als einen ganz unabhängigen Staat erkannte; welcher Tractat durch den im J. 1783 zwischen Großbritannien, Frankreich und Spanien geschlossenen Präliminarfrieden seine vollkommene Verbindlichkeit erhielt: und nach dem geschlossenen Frieden wurde auch zugleich von dem Congreß beschlossen, daß künftig das Wappen dieses neuen Staats aus dreyzehn weißen Sternen im blauen Felde, die Flagge aber aus dreyzehn rothen und weißen Streifen, bestehen soll.

Nachdem nun die vereinigten Staaten eine unabhängige Republik geworden sind: so muß und wird ihre Handlung in Vielem eine ganz andere Gestalt gewinnen, theils zu ihrem Vortheil, theils zu ihrem Schaden. Denn einer Seits fallen zwar die vormaligen Einschränkungen in Ansehung Großbritanniens hinweg; anderer Seits hingegen verlieren sie den Handel mit den großbritannischen Kolonien in Westindien auf eigenen Schiffen, der ihnen nicht

mehr gestattet wird. Im J. 1783 wurde aus London berichtet: wie sehr die amerikanischen Provinzen durch den Krieg gelitten haben, kann man unter andern aus der Quantität Tabak wahrnehmen, die zu Friedenszeiten bloß in Virginien gemacht worden, und die sich im J. 1744 auf 139000 Orthöfte belief. Im J. 1780 betrug sie nur 71000 Orthöfte, und wenn man noch das abrechnet, was die Kaper gewonnen haben, so hat diese Provinz gewiß die Hälfte ihres Eigenthums verloren. Ferner, auf die erhaltene Nachricht vom Frieden sind sogleich, wie es scheint, in Amerika die amerikanischen Erzeugnisse, z. B. Eisen, Tabak, Indigo, Flachs, allerhand Arten von Getreide, Mehl ꝛc., um Funfzig vom Hundert im Preise gefallen. Im Junius 1783 wurde aus Philadelphia geschrieben, daß daselbst ein so grosser Vorrath von europäischen Waaren sey, daß man eine Auction nach der andern anstelle, worin Waaren 25 Procent wohlfeiler als in Europa verkauft würden. Im Julius gedachten Jahres meldete man aus Holland, man machte sich schlechte Hoffnung, bey den Amerikanern viel zu gewinnen; denn fremde Waaren sind daselbst im Ueberfluß und wohlfeilen Preis, weil sie, wegen Armuth des Landes, nur das Nothwendigste kaufen; ihre Landesprodukte aber sind in doppeltem Preis. Noch ist zu gedenken, daß, seitdem diese Staaten sich für unabhängig erklärt haben, verschiedene Handlungstractate von ihnen geschlossen worden sind.

V.

Alt- und Neumexiko

nebst

Kalifornien.

V.

A. Altmexiko.

Der gegenwärtige Zustand des großen Reiches Mexiko, oder Neuspanien, hat seit der Zeit, da es unter Spaniens Herrschaft stehet, die erste ursprüngliche Beschaffenheit dieses Landes immer mehr und mehr verändert, und die folgende Beschreibung wird zeigen, zu welchem Grad des Wohlstandes Mexiko, ungeachtet des ungeheuern Verlustes, den ihm fremde Feinde verursacht haben, ungeachtet der innern Unruhen, die so oft seinen Busen zerrissen haben, sich geschwungen hat.

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

a) Land.

Als die Spanier dieses Land, welches den Namen Neuspanien bekam, betraten; so war ihnen nicht unbekannt, daß es zu der nördlichen Hälfte von Amerika gehörte, und als sie die Eroberungen desselben in den Stand gesetzt hatten, genauere Nachrichten davon zu sammlen, sahen sie bald, es liege zwischen dem 263sten und dem 294sten Grade der Länge. Seine stärkste Ausdehnung, nämlich von Nordwest gegen Südwest, erstrecke sich auf mehr als sechshundert Meilen; seine Breite hingegen, welche aber sehr verschieden ist, wenigstens auf zweyhundert und funfzig. Sie erfuhren, es stoße gegen **Norden** an die weitläufige Landschaft, die sie **Neumexiko** benennten, ingleichen an das von den Franzosen also benannte Louisiana; gegen **Mittag** an die Südsee und gegen **Abend** an die Purpursee. Weil sie auf der **Ostseite** ins Land gekommen waren; so wußten sie sehr wohl, es habe selbst das Meer, welches man den mexikanischen Seebusen benannte, nebst dem damals schon entdeckten darischen schmalen Landstrich, zu Gränzen.

Nach-

Nachdem das große Cordillerasgebirge ganz Südamerika durchschnitten hat, so wird es in der Erdzunge von Panama niedriger und schmäler; zieht sich in der nämlichen Gestalt durch die Provinz Costa Riccia, Nicaragua, Guatimala; dehnt sich aus und erhebt sich im übrigen Mexiko, ohne jedoch der erstaunlichen Höhe, zu der es in Peru steigt, sich jemals zu nähern. Die Ufer sind daselbst sehr tief, und zeigen nur sehr nahe am Lande einigen Grund; während daß man im Nordmeer solchen auf eine sehr große Entfernung vom festen Lande findet. Daher sind die Rheden in dem ersten dieses Meers eben so gut und so häufig, als sie in dem andern selten und schlecht sind.

Das Klima einer fast ganz in dem heißen Erdgürtel gelegenen Gegend ist abwechselnd feucht und heiß. Diese Abwechslungen sind in den niedrigen und morastigen, mit Wäldern angefüllten und ungebauten östlichen Gegenden fruchtbarer und häufiger, als in denjenigen Rheden des Reiches, die eine wohlthätige Natur günstiger behandelt hat. Eben so ist die Beschaffenheit des Bodens sehr verschieden. Hin und wieder ist er mager, bald fruchtbar, nachdem er bergicht, eben oder versunken ist.

Die Landschaft Mexiko genießt, im Ganzen genommen, einer gemäßigten Luft, so daß man, wie gewisse Reisende sagen, fast immer Kälte und Hitze zugleich empfindet: Kälte im Schatten und Hitze an der Sonne; deshalb ist das ganze Jahr hindurch weder die eine, noch die andere, übermäßig. Unterdessen, da die Einwohner nichts weniger als hart gewöhnt sind; so kömmt ihnen, vom März bis in den Heumonat, die Morgenluft sehr scharf vor, eben so, wie sie hingegen die Hitze des Tages als sehr beschwerlich fühlen. Zu Ende des Heumonates wird

die

die Luft hier eben so, wie in den Gegenden Ostindiens, welche eine ähnliche Lage haben, durch häufige Regen abgekühlet, und vom Herbstmonat bis in den Märzmonat werden sie nicht nur seltener, sondern auch schwächer. Die gelinden Nächte, welche mit den Wintermonaten anfangen und bis in den Hornung fortdauern, belegen die Indier mit dem Namen des Winters, oder der kalten Jahreszeit, und gleichwohl ist eben diese Jahreszeit diejenige, dabey die Europäer sich am besten befinden.

Die hiesigen Erndten zeugen von der Güte des Bodens, denn es gehet kein Jahr ohne dreymalige Einsammlung der Früchte vorbey. Die erste geschieht im Brachmonat, von der Saat im Weinmonate, und heißt Riego oder Wassererndte. Die zweyte heißt el temporale, oder die zeitige, und geschieht im Weinmonate von der im Brachmonate ausgestreueten Saat. Die dritte nennt man Aventurera, oder die zufällige, weil sie nicht so ganz gewiß erfolget. Die Erfahrung lehret, daß der Mais, welches die hauptsächlichste Nahrung der Einwohner ist, weit mehr trägt, wenn er zwischen dem März und Maymonate gesäet wird; und weil eben in dieser Zeit die Feuerberge, deren es in Neuspanien eine große Menge giebt, am heftigsten wüthen: so glaubt man, es sey sodann der Erdschwefel in einer für diese Frucht vortheilhaften Bewegung begriffen.

Unter den Land- und Seewinden befinden sich in dem mexikanischen Seebusen dreyerley Stürme, die man durch die Benennung der Nords, Süds und Orkane von einander unterscheidet, und stellen sich gemeiniglich zu ihrer gewöhnlichen Jahreszeit allemal ein; ja, die Erfahrung hat auch sogar einige Merkmahle gelehret, woraus man ihre Ankunft einige Stunden vorher wissen kann. Die Nords sind

erstaun-

erstaunliche ungestüme Winde, welche sich zwischen dem Winter- und Märzmonat sehr oft in dem Seebusen erheben. Die ungewöhnliche starke Ebbe und die Aengstlichkeit der herumirrenden Seevögel, welche Höhlen suchen, sind die sichern Vorboten des Sturmes. Der jedesmalige sicherste Anzeiger ist eine ganz schwarze Wolke in Nordwesten, welche etwa zehn bis zwölf Grad über dem Gesichtskreis emporsteigt: sie bleibt etliche Tage ohne Bewegung stehen, und dann erhebt sich ein schrecklicher Sturm, der wenigstens vier und zwanzig Stunden anhält. Auch die Süds sind nicht weniger sehr gewaltsam, aber die Orkane sind die entsetzlichsten, denen der mexikanische Busen, nebst allen antillischen Inseln überhaupt, unterworfen sind.

b) Produkte. 1) Aus dem Pflanzenreiche.

Die Spanier waren nicht sobald Herren dieser reichen und weit ausgedehnten Gegend, als sie sich alle Mühe gaben, an denjenigen Orten, die ihnen die besten geschienen, zur Unterstützung ihrer Herrschaft, und die ihnen größere Vortheile von ihren Eroberungen versprachen, Städte zu erbauen. Diejenigen Europäer, welche sich daselbst niederlassen wollten, erhielten eine ziemlich große Besitzung, aber sie waren genöthiget, Feldarbeiter zu suchen, die ihnen die Regierung nicht gab.

Eine andere Einrichtung wurde bey den Feldern beobachtet; sie waren meistentheils unter die Eroberer zur Belohnung ihres Blutes oder ihres Dienstes vertheilet. Das Land hatte zum Unterhalt seiner neuen Einwohner, zum Ackerbau und zu dem andern, von einer ein wenig zusammengesetzten Gesellschaft unzertrennlichen, Bedürfnisse kein einziges der erforderlichen Thiere. Man ließ selbige von den, Castilien bereits unterworfenen, Inseln, die solche selbst erst kaum von unserer Halbkugel erhalten hatten, dahin kom-

kommen. Sie pflanzten sich mit unglaublicher Geschwindigkeit fort, und viele von ihnen kamen sehr gut fort. Die Vermehrung der Heerden zog nun eine Vermehrung des Feldbaues nach sich, und nebst dem Mais bauete man die Getreidearten unserer Gegenden. Anfänglich schien diese Unternehmung fruchtlos zu seyn, denn ihr Saamen, der auf gut Glück in die Gesträuche geworfen worden, brachte anfänglich nichts als dickes und mageres Gras hervor. Ein zu schnelles und zu starkes Wachsthum ließ ihnen nicht Zeit, zu reifen, noch auch sich zu gestalten; allein dieser Ueberfluß an Säften verminderte sich nach und nach, und endlich gedieh der größte Theil unserer Getreidearten, unseres Gemüßes und unserer Baumfrüchte.

Die Beschreibungen von der Lage des Landes, so wie die einstimmigen Urtheile der Reisenden, kommen alle dahin überein, daß dieses weitläufige Land eines der angenehmsten und fruchtbarsten Länder unserer Erde sey. Man kann auch leicht erachten, daß Spanien alles gethan hat, die Fruchtbarkeit des Landes zu erhöhen, und es ist außer allem Zweifel, daß diese reine Luft und Himmelsgegend diesen Versuchen zu Statten kommt. Diejenigen Gewächse, welche diesem Lande eigen sind, oder doch durch ihre besondere Vortrefflichkeit sich daselbst hervorthun, sind erstens:

Der **Cacaobaum**, welcher die erste Stelle mit allem Rechte verdienet; theils weil er nicht nur seinen eigentlichen Ursprung aus Mexiko herleitet; theils auch unter die größten Schätze dieses Landes gehöret. Ob es zwar ein Gewächse ist, welches in Europa ziemlich bekannt geworden, so ist doch die Art und Weise, wie ihn die Mexikaner ziehen, vielleicht nicht sehr bekannt, und bedarf also einer kleinen Anzeige. Sie legen nämlich die Cacaokörner mit aufwärts gekehrtem

kehrtem Keime in ein warmes und feuchtes Land, und bedecken sie sehr wohl. Nach vierzehn Tagen zeiget sich schon die junge Pflanze, bedarf aber wohl zwey ganzer Jahre, ehe sie zu der Höhe von zwey Spannen gelanget. Sodann versetzt man sie nebst ihrer Wurzelerde nach einer gewissen Entfernung von einander und versiehet sie mit einer Stütze, und weil sie den Schatten liebet, so müssen in ihrer Nähe Ahorn- oder andere fruchtbare Bäume stehen. Damit der Stamm desto höher empor steige, so schneidet man seine Schößlinge sehr fleißig ab, sucht es vom Unkraut zu reinigen, und überhaupt vor aller Kälte und allen schädlichen Insekten zu schützen. Mit dem fünften Jahre sind sie sieben Spannen hoch und eine Hand dicke. Alsdann tragen sie das erstemal. Ihr Laub kommt dem Laube der Kastanienbäume ziemlich gleich, die Blüthe bricht auch gleich, wie am Jasmine, sowohl am Stamme als an den Aesten heraus: allein es bleibt kaum der vierte Theil daran hängen; es wird eine Schote daraus, welche einer Aehre vom indianischen Korne gleicht, vor der Zeitigung eine grünliche, hernach gemeiniglich eine braune, zuweilen auch eine gelbe, weiße oder blaue Farbe hat. In dieser Schote liegen die Mandeln oder Cacaokörner in einem schleimichten Wesen, welches ihnen zur Nahrung dienet. Ihre Erndte geschiehet kurz vor dem Neumonde; man öffnet die Schote mit einem Messer, nimmt die Frucht heraus, und leget sie erstlich drey Tage in den Schatten, hernach eben so lange an die Sonne, und wechselt so lange damit ab, bis sie gänzlich getrocknet sind. Man hat wahrgenommen, daß die Cacaobäume der Luft mehr schädlich als nützlich sind, allein man kann noch nicht mit Gewißheit sagen, worin der Hauptschade ihrer bösartigen Ausdünstung sichtbar geworden wäre.

Nächst dieser Pflanze gehört der Vanille der folgende zweyte Platz, welches eine Pflanze ist, die sich, gleich dem Epheu, um die Bäume, die ihr im Wege stehen, schlinget, sie beynahe gänzlich bedeckt, und durch ihre Hülfe in die Höhe steiget. Ihr Stengel, von der Stärke eines kleinen Fingers, ist von Farbe grünlich, fleischicht, beynahe rund, absatzweise knochicht, und wie die Weinrebe rankicht. An jedem Knoten sitzt wechselsweise ein Blatt, das ziemlich dicke, eyförmig, acht Zoll lang und drey Zoll breit ist. Er treibt auch Wurzeln, welche durch die Rinde der Bäume dringen, und daraus hinlängliche Nahrung ziehen, damit die Pflanze einige Zeit bey Kräften bleibt, wenn auch durch Zufall der untere Theil des Stengels beschädiget, oder gar von der Hauptwurzel getrennt würde. Wenn dieser Stengel eine gewisse Höhe erreicht hat, so treibt er Aeste, breitet sich auf die Seiten aus, und bedeckt sich mit Büscheln ziemlich großer Blumen, die von innen weiß, von außen aber grünlicht sind. Fünf Abtheilungen ihres Kelches sind lang, schmal und wellenförmig; die sechste, die weiter innen steht, ist gewunden. Der Stengel, den sie umgeben, trägt einen einzigen Staubfaden. Er wird nach der Zeitigung zu einer fleischichten Frucht, die eine Schote sieben bis acht Zoll lang bildet, welche sich in drey Hülsen zertheilet, an welchen sehr feine Saamen hängen. Diese Pflanze wächst ohne alle Cultur an ungebauten Oertern, die allezeit feucht, öfters überschwemmt und mit großen Bäumen bedeckt sind, woraus man abnehmen kann, daß eben das der beste Boden ihres Fortkommens sey. Um sie fortzupflanzen, darf man nichts thun, als unten an den Bäumen etliche Ranken anzustechen, damit sie Wurzel fassen, welche hernach in kurzer Zeit empor kommen. Einige Pflanzer befestigen sie auch an die Bäume, um sie vor der

Fäulniß zu bewahren, und diese Pflanzen treiben sehr bald Fasern, welche gerade herunter steigen, sich in die Erde senken und daselbst Wurzeln treiben. Die Einsammlung der Schoten fängt gegen das Ende des Herbstmonates an, und dauert ohngefähr drey Monate. Das Gewürzhafte, das ihnen eigen ist, erhält man erst durch die Zubereitung, welche darin bestehet, daß man verschiedene Schoten an Fäden fasset, und sie einen Augenblick in siedendes Wasser eintaucht, um sie zu bleichen. Man hängt sie hernach an einem Orte auf, wo sie der freyen Luft und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Es fließt sodann aus ihrem untern Theil eine schleimige, überflüßige Feuchtigkeit, deren Ausgang man durch einen leichten Druck befördert, welcher täglich zwey- bis dreymal wiederholt wird. Um die Austrocknung aufzuhalten, welche sehr langsam geschehen muß, beschmiert man sie zu verschiedenen Zeiten mit Oel, welches sie weich erhält und vor Ungeziefer bewahret. Man umwickelt sie auch mit baumwollenem Garn, um zu verhindern, daß sie nicht aufspringen. Wenn sie hinlänglich getrocknet sind, so zieht man sie durch Hände, die mit Oel beschmieret sind, und legt sie in glasürte Geschirre, um sie frisch zu erhalten. Dieses ist alles, was man von der Vanille weiß, die besonders zur Würzung der Chokolade bestimmt ist, deren Gebrauch die Spanier von den Mexikanern, und von jenen die übrigen Völker gelernt haben.

Die Reisenden sind ferner wegen eines sehr vortrefflichen mexikanischen Gewächses mit einander nicht einig. Einige geben es für das auf Hispaniola also genannte Maghey aus; andere hingegen behaupten, ohngeachtet es nicht wenig Eigenschaften mit der genannten Pflanze gemein hat, es sey doch wesentlich von ihm unterschieden. Man nennt es Metk,

und soll um Mexiko gerade am besten wachsen; auch ist es der Sage nach eine Staude, die man, wie in Europa, gleich dem Weinstocke pflanzet und wartet. Es hat beynahe vierzig Blätter, jedes ist von dem andern unterschieden, und sind zu vielerley Gebrauche dienlich. Sind sie noch jung, so macht man Confect, Papier, Garn, Mäntel, Matten, Schuhe, Gürtel, Seile, Wein, Weinessig und Branntewein daraus. Sie sind mit erstaunlich scharfen und starken Dornen bewaffnet, daß man Sägen zum Holzschneiden daraus verfertigen kann. Die Rinde, wenn sie geröstet wird, heilet die Wunden, und das Harz, welches aus den Aesten schwitzt, ist ein heilsames Mittel gegen alle Arten des Giftes. Man sagt ferner, daß man aus seinem Laube nicht nur überhaupt Zwirn, sondern auch Spitzen und ausnehmend feine Arbeit verfertige. Wenn die Pflanze sechs Jahr alt ist, so schneidet man die mittelsten Blätter aus, und verursachet dadurch eine Höhlung, die sich mit einem Safte anfüllet. Diesen schöpfen die Indianer alle Morgen fleißig aus, und verwahren ihn in allerley Gattungen von Gefäßen. Wenn aber diese Fruchtbarkeit einen Monat lang gewähret hat, so verdorret die Pflanze, und treibt Schößlinge; schneidet man sie aber nicht ab, so treibt sie einen Stamm, der nicht dicker ist, als eine Ruthe, und untaugliche Früchte trägt. Der erwähnte Saft hat fast die Stärke und Eigenschaft des Meths, und ist ein vortreffliches Mittel gegen viele Krankheiten der Mexikaner.

Die Atalle, oder Anate, ist eine rothe Blume, welche auf einer kleinen Staude gleiches Namens wächst, und nicht nur zu der Chokolade der Mexikaner, sondern auch zu noch einem andern Getränke und zur Färberey gebraucht wird. Sie wächst hauptsächlich in Neuspanien, besonders in den Gegenden

bey Guatimala, aus welchen sie sich nicht nur auf dem festen Lande, sondern auch bis in die Inseln ausgebreitet hat. Die Staude wird etwa sieben oder acht Schuh hoch, die Blüthe wirft man, wie den Indigo, in einen Trog voll Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß weder Stiel noch Knopf an ihr ist, indem sie von selbst von der Knospe abfällt.

Der **Silvester** ist der Saamen eines mexikanischen Baumes, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Cochenillebaume hat. Die Blüthe ist gelb und die Frucht roth. Nach der Zeitigung springt die Frucht auf, und weil sie mit besagten Saamen oder Körnern, welche eben so roth als sie selbst sind, ganz angefüllet ist, so fallen sie bey dem geringsten Erschüttern heraus. Deshalb breiten die Indianer ein Tuch unter den Baum, oder setzen Schüsseln hin und schütteln ihn; doch geben acht bis zehn Früchte nicht mehr als eine Unze Saamen. Die Farbe dieser Frucht gleicht fast vollkommen der Farbe von der Cochenille, wiewohl man sie dennoch der letztern nicht gleich achtet.

Mexiko hat eigentlich die Ehre der Erfindung der **Cochenille** und ihres Gebrauches, und ob es auch lange Zeit für ein Geheimniß gehalten wurde, so weiß man jetzt doch, daß es ein Ungeziefer ist, das in einer gewissen Frucht wächset. Die Staude dieser Frucht ist mit Dornen bewachsen und etwa fünf Schuh hoch, übrigens gleicht sie dem stachlichten Birnbaume, hat aber breitere Blätter und eine grössere Frucht. Oben an dem Wipfel schlägt eine rothe Blüthe aus, diese legt sich, wenn sie ihre Vollkommenheit erreicht hat, über die Frucht, welche eben um selbige Zeit aufzuspringen beginnet, und bedeckt sie so genau, daß weder Regen noch Thau in ihr Inwendiges dringen kann. Etliche Tage hernach, wenn

die Blüthe abgefallen ist, welche von der Sonne sogleich austrocknet, springt die Frucht wohl zwey Zoll breit auf, und wimmelt von einem kleinen rothen Ungeziefer, welches ungemein kleine Flügel hat. Da diese Thiere ihren Ursprung in der Frucht genommen, jetzt aber ausgefressen haben, so würden sie Hungers sterben, wenn sie nicht, sobald die Frucht aufspringt, von den Indianern, welche diese Blume in Menge pflanzen, heraus genommen würden. Man breitet deshalb ein großes Tuch unter den Baum, schüttelt hernach die Aeste mit Stecken, und nöthiget dadurch die Thierchen; daß sie auffliegen und um den Baum herum schwärmen, allein sie werden von der Sonnenhitze im Augenblicke matt, fallen auf das untergebreitete Tuch herab und sterben. Hierauf werden sie einige Tage lang getrocknet, und nach dem Herabfallen verwandelt sich ihre rothe Farbe in eine schwarze, und nach der Austrocknung in eine weiße, wiewohl sie hernach wieder eine andere Farbe annehmen. Von diesem Ungeziefer kommt also die schöne rothe Farbe, welche Scharlach genannt wird, und welche die Indianer in erstaunlicher Menge erzeugen. Dieses reiche Erzeugniß würde wahrscheinlich in verschiedenen Gegenden wohl fortkommen; allein immer ist es beynahe die Provinz Oaxaca allein, die sich ernstlich damit abgiebt.

Der **stachlichte Birnbaum**, oder die Raquette, ist eine Pflanze, deren Blätter eyrund, und nach ihrer völligen Größe sieben bis acht Zoll lang und drey bis vier Linien breit sind. Ihr Oberhäutchen ist grün, zart, und an den Orten, wo keine Dornen stehen, glatt. Ihr inwendiges Mark ist weißlicht, zähe, und hat eben dergleichen Wesen, als ein welker Rettig, nur mit Ausnahme einer kleinen Bitterkeit, welche im Munde zurück bleibet, gar keinen

Geschmack. An den Rändern stehen Büsche von geraden und kurzen Dornen, eben dergleichen auch auf der Unter- und Oberfläche des Blattes. Jeder Busch bestehet aus sieben bis eilf Dornen, darunter die mittelsten einen Zoll lang sind, die übrigen aber immer kleiner werden, je weiter sie sich von dem Mittelpunkt entfernen. Hat der Stamm die Höhe von drey Schuh erreicht, so treiben Blätter oder Tatzen an ihrem Ende eine Frucht heraus, welche einer Birne oder vielmehr einer Feige an Gestalt gleicht. Einige Tage nach dem Aufspringen der Frucht hat sie gar keine Festigkeit mehr, sondern gleicht einer flüßigen Sulze, wo man sie hernach mit Löffeln speiset. Ihr Saft macht Flecken, färbt auf der Haut, und ist, im eigentlichsten Verstande, selbst den Kranken eine Labung. In ihr findet man ebenfalls ein Ungeziefer, welches man Cochenille nennt, und die Gestalt einer großen Wanze hat, die aber an Schönheit der Farbe jenen nicht gleich kommen, ob sie sich gleich eben so häufig erzeugen.

Ein anderer Baum, welcher Neuspanien ganz eigen ist, gleicht dem Nußbaume und wird Aguacate genannt. Seine Frucht trägt mit ihm einerley Namen, und gleicht einer Birne, zuweilen auch einer Limonie. Sie hat äußerlich eine grüne, inwendig aber eine grün und weiße Farbe, mit einem grossen Kern in der Mitte. Man ißt sie sowohl gekocht als roh, und selbst Europäer haben sie so vortrefflich am Geschmack gefunden, daß ihr keine Frucht in Europa gleich kommen soll.

Eine andere, auch sehr wohlschmeckende, Frucht heißt Sapotier, doch hat man vielerley Gattungen von ihr, und ihre Haupteigenschaft soll seyn, daß sie den Schlaf erwecken solle.

Die

Die von den Spaniern genannte **Granadilla** wächst in Mexiko auf einer dem Epheu ähnlichen Pflanze, die sich um irgend einen Baum schlingt und ihn mit ihrem Laube gänzlich überdeckt. Die Frucht selbst hat die Größe eines Hühnereyes, ist auch eben so glatt, äußerlich aber gelb und grün, innerlich weißlicht; ihre Kerne gleichen den Körnern der Weinreben. Sie vereinigt mit ihrer Süßigkeit zugleich eine angenehme Säure, und behaget deswegen den Frauenspersonen ungemein.

Die Frucht, welche den Namen **Nuchtli** trägt, woraus die Mexikaner, wie man glaubt, Tenuchtlitlan gemacht haben, ist zwar heut zu Tage in ganz Amerika bekannt; sie kommt aber ursprünglich aus Neuspanien her, oder ist doch wenigstens hier gemeiner und besser, als in jedem andern Lande. Sie gleicht einer Feige, hat auch viele, nur aber größere, Körner, als eine Feige, in ihrem Fleische. Ihre Krone gleicht der Krone von einer Mispel, und man hat verschiedene Gattungen von ihr, die sowohl an Farbe als an Güte unterschieden sind. Ihre Haupteigenschaft ist, daß sie sehr kühlen, und deshalb in der Sommerhitze ein sehr angenehmes Produkt sind.

Der **Cocospflaumenstrauch** wächst vorzüglich in Yucatan und Honduras sehr häufig, hat etwa sieben bis acht Schuh in die Höhe, eine schwarze Wurzel und weit ausgebreitete Aeste. Sein Laub ist ziemlich groß, eyrund, und dunkelgrün von Farbe. Die Frucht gleicht an Größe einer großen Pflaume, ist aber ganz rund, und man hat sowohl weiße als schwarze und röthliche, die sämmtlich wohlschmeckend sind, wenn der Baum auf dem platten Lande und nicht am Seeufer stehet.

Der neuspanische **Weinstock**, wenigstens derjenige Baum, welcher eine Traubengattung trägt,

hat zwey bis drey Schuh im Umkreise. Der Stamm wird sieben bis acht Schuh hoch, und treibt in dieser Höhe eine Menge Aeste mit großen dicken Zweigen. Sein Laub gleicht zwar dem Epheulaube ziemlich viel, ist aber dichter und größer. Die Frucht hat die ordentliche Größe einer Weinbeere, und wächst an allen Orten des Baumes traubenweise heraus. Bey der Zeitigung wird sie schwarz, ungeachtet sie inwendig eine röthliche Farbe hat. Die Größe ihres Kernes läßt zwar wenig Fleisch übrig, doch ist es angenehm und gesund.

Der Baum, welchem die Spanier den Namen eines mexikanischen **Apricosenbaums** beygelegt haben, ist größer als unsre höchsten Eichen. Am Laube gleicht er dem wilden Lorbeerbaume und an der Rinde dem Birnbaume. Seine Frucht ist zwar, so viel ihr Fleisch betrifft, von einer Apricose wenig unterschieden, gleicht ihr aber nicht im geringsten an der Gestalt. Sie hat die Größe einer Melone, nebst einer dicken, harten Schale. Für die Spanier hat diese Frucht sehr viel Wohlgeschmack, sie pflanzen diesen Baum in großer Menge und legen die Frucht mit Zucker ein.

Der **Molle** ist ein sehr beliebter Baum in Mexiko, dem man große Vorzüge beyleget. Man sagt zwar, er stamme eigentlich aus Peru her; unterdessen kommt er hier sehr gut fort, und ist so häufig, daß man ihn für inländisch ansiehet, und die Erfahrung lehrt, daß er sich in Neuspanien noch besser fortpflanze. Man zapft einen Wein oder Saft aus seinen Aesten und verwendet ihn zu mancherley Gebrauche.

Die Fichte trägt statt ihrer Frucht nur eine Gattung hohler Aepfel, welche an den Höckern, Knoten

und

und andern Ausgewächsen des Baumes zum Vorschein kommen. Die Blätter dieser Frucht sind bey dem Ausschlagen gleichsam in einander eingewickelt, bis sie sich endlich an der Spitze aus einander breiten. Sie sind ziemlich dick, zehn bis zwölf Zoll lang, und stehen so dicht beysammen, daß sie das Regenwasser zwischen sich halten. Man durchsticht zuweilen die Blätter mit einem Messer, fängt das ausrinnende Wasser mit dem Gefäße auf, und trinkt in großer Hitze ein kühlendes und labendes Wasser.

Die **Chicapotes** sind eine vortreffliche Frucht, und wachsen in den allerwärmsten Gegenden. Die Mexikaner bereiten daraus allerhand Säfte.

Die **Baumwolle** wächst in allen heißen Gegenden dieser Landschaft, sowohl auf kleinen Stauden, wie in Asien, als auch auf hohen Bäumen, wie ihrer schon an vielen Orten mit mehrerm gedacht worden ist.

Der **Quahtlalzin** soll ein sehr sonderbarer Baum seyn; sonderbar, weil, wenn seine Frucht die Reife erlangt hat, sie mit großem Geräusche aufspringt, und so weit wegspringt, als ob es der Schuß eines Gewehres sey. Der Baum ist hoch, seine Blätter gleichen dem Maulbeerlaube, der Stamm aber ist röthlich, die Frucht rund wie eine Melone, und ihre Körner sollen heilsame Mittel bey Krankheiten abgeben.

Der **Xahuali** ist ein sehr schöner Baum, und gleicht am Laube der Esche. Sein Holz ist hart und gelb gesprengelt; er trägt eine Frucht, welche dem Pfeffer gleicht, aber keine Krone hat, und nach der Reife sehr häufig gegessen wird. Die Indianer ziehen ein Wasser heraus, welches, wenn man die Haut damit wäschet, eine unauslöschliche Schwärze nach

sich läßt, und welches sie gemeiniglich dann zu thun pflegen, wenn sie in den Krieg gehen wollen.

Copal ist eine allgemeine Benennung, welche einem jeden Harze, oder wohlriechenden Gummi, von den Mexikanern beygelegt wird; hingegen aber, indem es bey ihnen eine große Anzahl dergleichen Bäume giebt, die eigentliche Gattung durch Zusätze unterschieden wird. Doch belegen sie ein gewisses weisses und durchsichtiges Harz, seiner Vortrefflichkeit wegen, schlechtweg mit dem Namen Copal. Es fließt selbiges aus einem Baume, dessen Blätter dem Eichenlaube ähnlich, nur aber länger sind. Seine Frucht ist rund, von röthlicher Farbe, und hat eben dergleichen Geschmack, als das Harz selbst, an sich. Zuweilen fließt es von freyen Stücken aus, zuweilen macht man zu dem Ende Einschnitte.

Die mittägigen Landschaften bringen eine gewisse Cedergattung in großer Menge hervor, wenigstens wird doch der Baum von den Spaniern für eine Ceder ausgegeben, ungeachtet er mit der Ceder auf Libanon wenig Aehnlichkeit hat. Sein Holz riecht sehr angenehm, und mag wahrscheinlich zu seiner Benennung Anlaß gegeben haben.

An der mittägigen Küste giebt es auch drey Arten **Manglebäume**, als schwarze, rothe und weiße. Es ist unmöglich, an den Orten, wo dieser Baum wächst, fortzukommen, wenigstens ist es sehr schwer, sich durch die vielen in einander geschlungenen Wurzeln durchzuarbeiten.

In der Landschaft Mechoacan wächst ein Baum, den die Einwohner **Chupiri**, das heißt, Feuergewächse nennen. Sein Laub ist größer als das des Mandelbaumes, seine Blüthen sind eine Art von Rosen, aber sein Saft ist erstaunlich scharf.

Die

Die Anzahl der heilsamsten Pflanzen und Kräuter ist hier so groß, daß es allen Raum übersteigen würde, wenn wir sie alle anführen wollten, und andern Theils sind auch die wenigsten bey uns kaum dem Namen nach bekannt, vielweniger daß ihre Wirkung mit unserm Körper übereinkommen würde. Hierher gehören z. B. das Kraut, Cianatl genannt; ingleichen die Pflanze Pehuame; ferner Tachuache, Mechoacan und Xalape, sind, nebst unzählig viel andern, sehr nutzbare Gewächse.

Ingleichen bringen einige Landschaften auch giftige Pflanzen hervor, deren Wirken schnell und langsam erfolget.

Der Seifenbaum, welcher eine Art kleiner Nüsse hervorbringt, deren Schaum eine gute Seife zum Waschen ist, wächst bey den Mistequen und Zapotecaern häufig.

Von der Seite von Calima, besonders in dem Gebiete von Acatlan, findet man eine Art von China. Die Frucht ist eine Beere, wie von der Myrthe, aber voller Saamen, und steht bey den Indianern in so großem Ansehen, daß sie dieselbe für eine Universalmedizin ansehen.

Die Landschaften, welche die Spanier unter Neugallicien verstehen, und an Kalifornien nebst Neumexiko stoßen, bringen alle Arten von Früchten, die man aus Europa dahin gebracht hat, weit glücklicher hervor, als die andern. Man findet daselbst erstaunlich große Bäume, vornehmlich den Zeybo, welcher ein sehr weiches Holz hat, und eine Art Hülsen trägt, welche feine Wolle enthalten, die in der Luft verflieget. Auch bringt die Landschaft Vera-Paz eine Art Rohr, von einer sonderbaren Größe

hervor,

hervor, welches einige hundert Fuß hoch, und so dick ist, daß es von einem Knoten bis zum andern eine Arobe Wasser, wie es die Spanier nennen, fassen kann, und die Indianer bedienen sich desselben Rohres zu ihren Gebäuden.

Unter die Pflanzen von Neuspanien muß man auch den Tabak rechnen, welcher im Jahr 1520 in der Provinz Jucacan zuerst entdeckt zu seyn scheint, und welchen die Spanier daselbst noch mit so vielem guten Erfolge bauen, daß sie einen Theil von demjenigen dahin ziehen, den man de la Havane nennet.

Die Jalappe ist eins derjenigen Reinigungsmittel, die in der Arzeney am häufigsten gebraucht werden; sie führt ihren Namen von der Stadt Xalapa, in deren Gegend sie häufig wächst. Ihre Wurzel, die allein gebraucht wird, ist knollicht, dick, länglicht wie Rüben, von innen weiß, und voll eines milchartigen Saftes. Die Pflanze, von welcher sie kommt, ist lange Zeit unbekannt gewesen. Gegenwärtig aber weiß man, daß sie eine Winde ist; ihr Stengel ist steigend, eckig, und ein wenig haarig. Ihre Blätter stehen wechselsweise, sind ziemlich groß, oben sammtartig, unten gerunzelt, zuweilen ganz herzförmig. Die Blumen, welche büschelweise längst an den Stengeln stehen, haben einen Kelch, welcher tief, fünfspaltig, und von zwey Deckblättern begleitet ist. Sie pflanzet sich leicht fort; das Gewicht von Wurzeln steigt von zwölf Pfund bis zu zwanzig. Man schneidet sie in Scheiben, um sie auszutrocknen, hernach werden sie braun, und von einem harzigen Ansehen. Ihr Geschmack ist etwas ekelhaft und scharf. Europa soll jährlich von dieser Wurzel gegen 7500 Centner, welche es mit 972000 Livres bezahlet, erhalten.

Vor der Spanier Ankunft hatten die Mexikaner keine Küchengärten, selbst der Kaiser und die Caciquen, welche in den großen Gärten die Blumen und Kräuter so sorgfältig warten ließen, hatten keine Gewächse und Wurzeln darin für ihre Tafeln. Sie bekamen von ihren Unterthanen einen Theil dieser Gewächse, welche mit unter der Steuer begriffen waren, und das andere erhielten sie von den öffentlichen Märkten. Nach dem Maiz aber wurden die Wurzeln und Küchengewächse meist auf freyem Felde gebauet; ohne zu gedenken, was die Natur von selbst hervorbrachte, wo hier die beständige Vereinigung der Hitze und Feuchtigkeit allen diesen Gewächsen ungemein beförderlich war.

Wenig Nationen empfinden übrigens so wenig für die Schönheit und den Geruch, also auch nicht für ihre Fortpflanzung, als die Mexikaner. Man hat gesehen, daß die Gärten des Kaisers Motezuma über tausend Menschengestalten gezeuget, die von Blättern und Blumen künstlich gemacht waren. Diese Neigung ist nun auch wirklich auf die Spanier gekommen, und das vorzüglich in den Klöstern aller Orten. Unter die vornehmsten mexikanischen Blumen setzt man die Blüthe eines Baumes, welchen die Spanier Floripondio genannt haben, und der keine andere Früchte trägt. Sie sind etwas gröſser als die Lilien, fast von eben der Gestalt, blendend weiß, und haben große Zäserchen, wie die Lilien; ihr Geruch ist des Morgens am angenehmsten.

Die Spanier nennen auch die Blüthe eines andern Baumes, Flor de la Oreja, weil sie in der That die Gestalt eines Menschenohres an sich hat; sie ist inwendig purpurfarben, und von außen grün; auch ihr Geruch ist sehr angenehm.

Heut zu Tage erzeugt jede Landschaft alles, was in Spanien wächst, und zwar in einigen besser, in andern schlimmer, und also sind die sämmtlichen, nun fast einheimisch gewordenen Produkte aus dem Pflanzenreiche: Roggen, Gerste, nebst allen Arten von Hülsenfrüchten; Lactucken, Kohl, Rüben, Zwiebeln, Knoblauch, Petersilie, Rettige, Pastinaken, Scarollen, Spinat, Erbsen, Bohnen, Linsen; kurz, alles, was die Natur nützliches vermag. Unter den Bäumen, die mehrere Früchte getragen, sind die Orangen-, Limonien- und Citronenbäume, denn man sah sonst ganze Wälder davon, doch wachsen sie auf den Gebirgen nicht, sondern man verpflanzt sie aus den Thälern und von den Seeküsten dahin. Die Feigen, Pfirsichen, Aprikosen und Granaten selbst, haben die Gunst des besten Klima eben so vortheilhaft empfunden. Allein mit den Aepfeln verhält es sich nicht so, auch nicht mit den Birnen, Pflaumen und Kirschen, entweder weil sie nicht gut gewartet, oder weil in einer großen Gegend, wo eine ungleiche Himmelsluft ist, man diejenigen nicht genug unterschieden hat, die sich für sie schickten. Indessen findet sich ein sehr großer Ueberfluß von Quitten daselbst, daß man funfzig Stück für einen halben Real erhält. Die übrigen Baumfrüchte werden aus Spanien hieher gebracht, und überhaupt sind die Mexikaner nach ihrem Genuß nie lüstern.

2) Aus dem Thierreiche. Man hat lange Zeit einer sehr ungegründeten Behauptung Glauben beygemessen, daß nämlich unter allen vierfüßigen Thieren, welche aus der alten Welt in die neue versetzt worden wären, sehr viele gar nicht, andere nur sehr schlecht fortgekommen, und unter den letztern vorzüglich das Kameel. Allein, wenn man dasselbe auch in Europa thun, das

heißt,

heißt, sie in kältere Gegenden versetzen wollte, so läge die Schuld nicht an dem Klima, sondern an denen, die sie dahin versetzten. Man hat in Spanien denselben Versuch gemacht, und zwar mit einem noch schlechtern Erfolge, obgleich Spanien eins der wärmsten Länder in Europa ist.

Eben so ist es auch falsch, daß sich das europäische Rindvieh unter dem schädlichen Klima von Amerika verschlimmert haben soll: denn dafür streitet schon ihre erstaunliche Vermehrung. Der P. Acosta erzählt, z. B. auf der Flotte, mit welcher er im Jahr 1787 von Mexiko nach Spanien zurückkehrte, habe man aus diesem Lande 64360 Ochsen- und Kühhäute nach Europa gebracht. Es giebt bis jetzt noch Besitzer von fünftausend Stück Vieh, und nichts beweiset den Ueberfluß am Rindvieh im spanischen Amerika augenscheinlicher, als der ungemein wohlfeile Preis desselben, obgleich daselbst, wegen der Menge des Geldes, alles theuer ist. In der volkreichen Gegend der Hauptstadt Mexiko kauft man ein gutes Paar Ochsen zum Pflügen um zehn Dukaten, und einen einzelnen Stier um sieben Thaler; ja an andern Orten ist es noch weit wohlfeiler. Sie sind eben so groß, und fast größer als die europäischen, wie man an ihren Häuten, die jährlich in Menge nach Cadix und Lissabon kommen, sehen kann. Man hat auch wilde Kühe, von denen wir weiter unten etwas sagen werden. Selbst Büffon hat Unrecht, wenn er sagt, kalte Länder seyn dem Rindvieh zuträglicher als warme, denn in Neuspanien gedeiht es, z. B. in den wärmern Gegenden, besonders am Meer, am besten. Das dasige Rindfleisch wird so werth geschätzt, daß man es 250 und 300 italiänische Meilen weit in die Hauptstadt schickt.

Von den Schafen kann man sagen, daß sie in den wärmern Ländern nicht so gut gedeihen, als in den gemäßigten und kalten, wie dieses auch in der alten Welt geschiehet. Sie haben sich in den gemäßigten und kalten Gegenden von Neuspanien z. B. noch mehr als das Rindvieh vermehret. Ihre Wolle ist daselbst in vielen Gegenden so fein, als in Spanien, und ihr Fleisch so gut, als das beste in Europa. Es giebt Leute die siebenzig- bis achtzigtausend Schafe besitzen, und einzelne Landgüter mit vier-, fünf- auch siebenmal hunderttausend Stück Schafen; und was ihre Größe betrifft, sagt man, es gäbe gar keine größere, als in Mexiko. Es fällt ihnen auch bey der Wahl unzähliger gemeinschaftlicher Weiden, wo ein jeder die Freyheit hat, seine Heerden hin zu treiben, nicht schwer, sie zu ernähren. Die Wolle würde ein Reichthum für Europa seyn, wenn die Eigenschaft des Grases, das sehr hoch und oft sehr hart ist, diesen Vortheil nicht fast unnütze machte. Man hat ihn auf lange Zeit verabsäumet, sogar daß man alle Wolle verderben lassen, welche gar zu trocken und zu grob zum Verarbeiten zu seyn schien. Endlich aber haben die Spanier die Kunst gefunden, Zeuge und Decken daraus zu machen, die jedoch nur den Indianern dienen, und nicht verhindern, daß man nicht die spanischen Zeuge sehr theuer verkauft. Der Hauptnutzen jedoch ist, daß man von diesen unzähligen Heerden das Fleisch, die Milch und den Käse sehr wohlfeil erhalten kann.

Auch die Ziegen kommen sehr gut fort, und vermehren sich besser als in Europa. Ebenfalls auch die Schweine, und auf der Insel Cuba z. B. giebt es eine Art, die noch einmal so groß sind.

In vielen Ländern, ja in dem größten Theil der neuen Welt, gedeihen die Pferde sehr wohl, und

man

man trifft Orte an, die den besten spanischen Pferden an Schönheit im Laufen, und in Duldung der Strapatzen, nichts nachgeben. Ihre Vermehrung ist sehr groß, man kauft z. E. in Mexiko ein gutes Pferd um fünf Dukaten, ein Maulthier um drey, und anderwärts sind sie weit wohlfeiler. Sie sind so groß als in Europa, und es ist eine Seltenheit, ein kleines anzutreffen. Sie sind dauerhaft und stark, daß es etwas Gewöhnliches ist, siebenzig und mehrere italiänische Meilen an einem Tage mit ihnen zurückzulegen, ohne unter Weges mit ihnen zu ruhen; auch sind die Reitpferde meistens Wallachen.

Die Maulthiere braucht man in ganz Mexiko zum Ziehen und zum Lasten tragen, und sind nichts kleiner als die gemeinen spanischen. Sie tragen eine Last von fünf Centner, und machen zwar, nach der Gewohnheit der Fuhrleute, des Tages nur zwölf bis vierzehn italiänische Meilen, doch sind die Reisen oft tausend, oft funfzehnhundert Meilen lang. Die zum Ziehen bestimmt sind, laufen, wie die Postpferde in Europa, auf sehr langen Reisen, wenigstens dreyßig Meilen des Tages, obgleich die Wagen sehr belastet sind. Auf langen Reisen bedient man sich meistens auch der Maulthiere zum Reuten. Es ist etwas Gemeines, die Reise von Mexiko nach Guatimala, welches ohngefähr tausend Meilen beträgt, und meistens durch bergichte und schlechte Wege geht, auf einem und demselben Maulthier, und jeden Tag dreyßig und noch mehrere Meilen zu machen.

Eine der sonderbarsten Erzählungen, und der man lange Zeit Glauben beygemessen hat, ist diese, daß man behauptet hat, so bald die Hunde aus Europa nach Amerika kommen, verlieren sie in den meisten Gegenden dieses Erdtheiles ihre Stimme,

und hören auf zu bellen. Allein es ist keine einzige Provinz bekannt, wo dieses vorkäme. So viel ist gewiß, daß es in Mexiko eine Art Hunde giebt, welche man Techichi nennt, und ihrer Natur nach nicht bellen; allein sie sehen nur den Hunden ähnlich, gehören aber keinesweges zu diesem Geschlechte.

Auch die Katzen haben sich sehr vermehret, und ihre schöne Farben beybehalten. Dasselbe muß man auch vom guinesischen Schweine und vom Kaninchen sagen. Ueberhaupt, alle diese Thiere, die von der alten Welt in die neue versetzt worden sind, haben sich, außer dem Kameel, nicht nur über alle Maßen vermehret, sondern auch ihre Gestalt, Größe und Stärke, sammt den übrigen Eigenschaften ihrer Stammthiere, beybehalten.

Wenn man das Thierreich von Mexiko recht genau beschreiben will, so muß man eigentlich sagen, daß es dreyerley Thiere giebt; nämlich solche, die man aus Europa dahin gebracht, oder solche, die man daselbst gefunden, und andere, die dem Lande eigen sind. In die erste Klasse gehören die Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel, Hunde und Katzen.

Man unterscheidet von den zahmen Kühen die wilden, die sich in den Gebirgen und Wäldern aufhalten, wo sie unter das Wild gerechnet werden, welches demjenigen zugehört, der es fängt oder erleget. Man trifft sie oft bey tausenden auf den Feldern an, und die Spanier bekriegen sie bloß um des Felles willen. Die Art, sie zu erlegen, verdient eine kleine Beschreibung. Man hat hierzu besonders abgerichtete Pferde, welche mit so viel Geschicklichkeit anrücken und weichen, daß der Reuter fast gar keine Mühe hat, sie zu lenken. Das Gewehr ist ein Ei-

sen, in Gestalt eines halben Mondes, dessen Schneide sehr scharf ist, und von einer Spitze zur andern sechs oder sieben Zoll breit ist. Dieses Eisen wird auf einen vierzehn bis funfzehn Fuß langen Schaft gesteckt und fest gemacht. Der Jäger legt seinen Spieß auf den Kopf des Pferdes, das Eisen vorwärts, und rennet dem Thier nach. Wenn er es erreichet, so stößt er es mit seinem Eisen auf eines von seinen Vorderfüßen. Dieser Stoß wirft es über den Haufen, alsdann darf er nur absteigen und seinen scharfen Dolch, womit alle Jäger bewaffnet sind, benutzen. Der erste Stoß mit der langen Lanze dient eigentlich dazu, die Sehnen an den Schenkeln des Thieres zu zerschneiden, um es zu lähmen, wobey das Pferd gleich nach dem Stoße die geschickteste Wendung macht, den Schnitt recht tödtlich zu machen; auf die Art erlegen sie viel Thiere an einem Tage. Der Krieg, welchen man beständig gegen diese Thiere führet, hat sie so wild gemacht, daß es für einen Menschen allein gefährlich ist, sich in die ebenen Gefilde zu wagen. Die alten Stiere, welche schon einmal verwundet worden sind, warten nicht allezeit so lange, bis sie angegriffen werden, um sich auf ihren Feind zu stürzen. Wenn man sich einer solchen Heerde nähert, so stellen sich alle gleichsam in Schlachtordnung, und halten sich im Vertheidigungsstande. Die alten stehen an der Spitze, darauf folgen die Kühe, und das junge Vieh steht hinten. Wendet man sich zur rechten oder linken Seite, so schwenken sie sich ebenfalls zu gleicher Zeit, und bieten dem Jäger die Stirne; deshalb man sie auch fast niemals in der Heerde angreifet.

Die Spanier behaupten, es hätten sich hier, vor ihrer Ankunft, keine Löwen, Tyger, Bäre, Eber, Hirsche und Füchse befunden. Die mexikanischen

Löwen sind nicht roth, sie haben nicht die Mähne, womit man die von unserm festen Lande vorstellet. Ihre Farbe ist grau, und anstatt daß sie die Grimmigkeit der afrikanischen hätten, so lassen sich diese vielmehr in einem Kreise von Menschen, wo man sie ohne Mühe einschließen kann, fangen, zu Tode steinigen und schlagen. Werden sie von den Hunden verfolgt, so nehmen sie ihre Zuflucht auf die Bäume, wovon sie der furchtsamste Jäger leicht herabschießen kann. Die Tyger haben die Farbe der afrikanischen, und sind wegen ihrer Grausamkeit eben so gefährlich, aber nicht so groß. Die Bäre sehen den unsrigen ähnlich, und sind auch eben so wild; doch sind sie nicht häufig, sie verbergen sich in die Erde, und suchen ihr Futter nur bey Nacht. Die Eber, welche die Mexikaner Sainos nennen, sind nicht so groß, als die in Europa, und von ihnen noch durch eine sehr seltsame Eigenschaft unterschieden, daß sie nämlich den Nabel auf dem Rücken haben. Sie gehen schaarenweise in den Gehölzen, ihre Zähne sind schneidend, und sind um so viel furchtbarer, weil sie, ohne Angriff, selbst anfallen. Hirsche hat Mexiko, an Gestalt wie die unsrigen, ob sie gleich von einigen anders beschrieben worden sind. Die Füchse sind nicht viel größer als unsere Katzen, sie haben weiß und schwarzes Haar, und einen sehr schönen Schwanz. Wenn sie verfolgt werden, stehen sie einen Augenblick im Laufe still, und lassen einen sehr stinkenden Harn von sich, welcher hundert Schritte umher die Luft erfüllet.

Unter die eigenen Landthiere gehört erstens das Beori, welches die Spanier Dante, oder die mexikanische Kuh genannt haben. Es ist ein Thier ohne Hörner, von der Größe einer kleinen Kuh, und ihre Haut wird deshalb sehr hochgeschätzt, weil sie sehr

hart

hart ist, und nichts sie durchdringen kann. So findet man auch ein anderes Thier, Sibole genannt, welches die Größe einer Kuh hat, dessen Haut wegen seiner sanften und langen Haare gleichfalls beliebt ist. In der Landschaft Vera-Paz hat man ein wildes Thier, welches so groß als ein Bär ist, schwarz von Haar, einen langen Schwanz, Menschenähnliche Hände und Füße, ein breites Gesicht ohne Haare, voll Falten, mit einer stumpfen Nase, dessen Name noch nicht festgesetzt ist. In der Landschaft Guatimala findet sich eine Art Gemsen, denen die Natur zwey Magen gegeben hat; den einen zum Verdauen der Speise, den andern zum Behältnisse für verschiedene Arten von faulem Holze, und das Fleisch dieses Thieres dient den Indianern zur Speise, ob es gleich eigentlich sehr ungesund seyn soll.

Das **Squache** ist ein vierfüßiges Thier, viel größer als eine Katze, und dessen Kopf dem von einem Fuchse gleicht. Es hat kurze Ohren und eine lange Schnauze. Seine Füße sind mit scharfen Klauen bewaffnet, die ihm dienen, auf die Bäume zu klettern. Seine Haut ist mit kurzen, feinen, gelblichen Haaren bedecket. Sein Fleisch ist gesund und von gutem Geschmack. Dieses Thier lebt auch nur von den vortrefflichsten Früchten, besonders von Sapotillen, auf deren Bäume es sich gemeiniglich begiebt. Fängt man sie jung, so kann man sie leicht zahm machen, und kommen in ihren wunderlichen Possen den Affen sehr nahe.

Der **Ameisenbär** ist ein anderes vierfüßiges Thier, so groß wie ein mäßiger Hund; er hat braune Haare, die ins Schwarze fallen, kurze Beine, eine lange Schnauze, kleine Augen, einen sehr kleinen Rachen und eine so dünne Zunge als ein Erdwurm, fünf bis sechs Zoll lang. Dieses Thier frißt Ameisen,

und man findet es nur bey den Ameisenhaufen. Es legt seine Schnauze auf die Erde am Rande des Weges, auf welchem die Ameisen laufen, streckt solche über den Weg, die Ameisen halten sich alsdann dabey auf, und im Augenblick ist sie damit bedecket, die er alsdann alle mit der Zunge herein ziehet, um sie zu verschlingen, und wiederholt diese Uebung so oft, bis er satt ist. Diese Thiere haben einen starken Ameisengeruch, ihr Fleisch aber kann man essen. Sie sind auf dem festen Lande von Mexiko und an den Küsten des Südmeeres sehr gemein.

Das Sloth, ein anderes vierfüßiges Thier, hat braune Haare, es ist nicht gar so groß, als der Ameisenbär, auch nicht so borstig. Es hat einen runden Kopf, kleine Augen, eine kurze Schnauze, sehr spitzige Zähne, kurze Beine und lange, scharfe Klauen. Es lebt von Blättern, doch weiß man nicht, ob es alle ohne Unterschied, oder nur die von einigen Bäumen, liebet. Es beweget sich so langsam, daß, wenn es alle Blätter von einem Baume abgefressen hat, es fünf bis sechs Tage braucht, wieder herunter zu kommen, um einen andern zu beklettern; und ob es gleich sehr fett ist, wenn es den ersten verläßt, so kommt es doch mager auf den andern. Es verläßt einen Baum niemals, ohne ihn ganz abgefressen zu haben, und auch ihr Gang ist so erstaunlich langsam, daß es wohl ein und dasselbe Thier mit demjenigen ist, welches wir unter dem Namen Faulthier kennen.

Das Armadillo von Neuspanien hat, so wie der auf der Insel Hispaniola, seinen Namen daher, weil er gewissermaßen bewaffnet ist, es hat aber einen längern Leib, und ist so dick wie ein Spanferkel. Seine Schale bedecket ihm den ganzen Rücken, und kommt unter dem Bauche zusammen, wo nur zu den

vier Pfoten Oeffnung bleibet. Es hat einen kleinen Kopf, einen Schweinrüssel und einen ziemlich langen Hals. Wenn es geht, läßt es seinen Kopf völlig sehen; bey der geringsten Furcht aber versteckt es solchen unter seine Schale, worunter es auch die Füße einziehet, und so unbeweglich bleibt, als eine Landschildkröte. Seine Schale ist auf dem Rücken kreutzweise getheilet, und diese Gelenke dienen ihm, sich zu wenden. Seine Füße gleichen der Landschildkröte Füßen, es hat sehr scharfe Nägel, womit es, wie die Kaninchen, in die Erde gräbt. Sein Fleisch wird hoch gehalten.

Das **Tlaquazin** ist wie ein kleiner Hund gestaltet, welches eine lange und unbehaarte Schnauze, einen kleinen Kopf, sehr zarte Ohren, kleine und schwarze Augen, ziemlich lange Haare am Leibe, die bis auf die Spitzen weiß, an denselben aber schwarz sind, und einen runden, acht bis neun Zoll langen, Schwanz hat, welcher tygerfarbicht und so biegsam ist, daß es sich desselben bedient, um sich an alles dasjenige zu hängen, was es umschlingen kann. Das Weibchen trägt vier bis fünf Junge auf einmal, und kaum hat es geworfen, so stecket es solche in einen Sack von Haut, den ihnen die Natur gegeben hat, wo es dieselben leicht mit seiner Milch ernähret. Dieser Sack ist so gut verwahret, daß man die Oeffnung desselben nicht leicht entdecket. Sie steigen ungemein leicht auf die Bäume, und suchen, gleich dem Fuchse, das zahme Geflügel zu erhaschen.

Die **Tygerkatze**, welche in der Landschaft Yucatan sehr gemein ist, ist ein wildes Thier, und groß wie ein Hund; nach dem Kopfe, den Haaren und der Art, den Raub zu verfolgen, gleicht sie sehr dem Tyger. Ihre Anzahl ist so groß, daß sie in manchen Landschaften den Einwohnern fürchterlich seyn

würden, wenn sie nicht die jungen wilden Kühe zur Nahrung hätten.

Unter die sonderbaren Thiere gehören eine Art Kühe, welche die Gehölze in der Nachbarschaft der großen Flüsse bewohnen. Sie sind von der Größe eines zweyjährigen Stieres, und am Leibe wie eine Kuh gestaltet; ihr Kopf aber ist viel dicker, stärker, runder und ohne Hörner. Ihre Schnauze ist kurz, die Augen sind rund, voll und ungeheuer groß. Sie haben dicke Lefzen, und längere, aber nicht so starke, Ohren, als die gemeinen Kühe, einen starken und kurzen Hals, noch kürzere Füße als unsere Kühe, einen ziemlich langen und nicht sehr behaarten Schwanz, einen ganz mit groben und dünnen Haaren bedeckten Leib und eine zwey Zoll dicke Haut; ihr Fleisch ist roth und ihr Fett weiß, soll auch eine sehr gesunde und wohlschmeckende Speise abgeben. Einige von diesen Thieren wiegen bis sechshundert Pfund, sie leben von einer Art Gras oder langem Moos, welches im Ueberfluß an den Ufern der Flüsse anzutreffen ist. Sind sie satt, so legen sie sich an eben dem Orte nieder, das geringste Geräusch aber erweckt sie: alsdann springen sie ins Wasser, wenn es auch noch so tief ist, nicht um darin zu schwimmen, sondern auf den Grund zu sinken, wo sie wie auf einem trocknen Erdboden gehen.

Außer den gemeinen Ziegen, so aus Spanien gekommen zu seyn scheinen, findet man noch eine sehr sonderbare Art, welche die Spanier **Corneras del Terra** genannt haben, und deren Ankunft einige denen zuschreiben, die in Chili eben so heißen, von da sie hergebracht seyn können. Diese Thiere haben ein majestätisches Ansehen, und wenigstens vier und einen halben Fuß Höhe; sie werden auch so leicht zahm, daß man ihnen einen Zaum anlegen kann,

und

und sie zwey starke Menschen auf ihrem Rücken tragen. Sie haben gewundene Hörner, die sie jährlich ablegen, und die an dem Ort ihres Aufenthaltes herumliegen, weil man sie noch zu nichts nützen kann. Ihr Hals gleicht dem der Kameele, und sie tragen ihn gerade wie ein Schwan. Die Brust ist breit, und der Rücken wie der Rücken eines Windspieles. Ihre Schenkel sind der Gemsen ihren nicht ungleich. Sie haben gespaltene Klauen wie die Schafe, mit einem Sporn inwendig von der Größe eines Fingers, welcher eben so spitzig ist, als bey dem Adler. Dieser Sporn, der etwa zwey Zoll breit über dem Ort stehet, wo das Horn an dem Fuße sich theilet, dienet ihnen, auf die Felsen zu klettern, und sich in allen Stellungen fest zu halten. Man soll diese Thiere sehr gut in den Bergwerken nutzen können, denn sie dienen ihnen, das Erz in die am Meere gelegenen Städte über sehr jähe Felsen oder abgebrochene Oerter zu tragen, welches weder durch Menschen, noch durch andere Thiere geschehen könnte. Man führt sie, der Erzählung zu Folge, beladen bis an diese unwegsamen Oerter, woselbst ihre Herren sie sechzehn Meilen allein gehen lassen, da sie selbst über funfzig Meilen einen Umweg nehmen müssen, zu Ende dessen sie die Thiere wieder finden. So sagt man auch, daß man sie an gewissen Orten, wo man das süße Wasser in der Entfernung holen muß, dazu abrichte, ohne Führer Wasser zu holen; sie giengen nämlich, mit zwey großen Geschirren auf dem Rücken, so tief in den Fluß hinein, daß ihre Geschirre voll werden, und brachten sie alsdann zu ihren Herren.

Man weiß, daß der vornehmste Schmuck der Mexikaner aus den schönsten Federn besteht, welche sie nicht allein benutzen, sondern aus denen sie auch Zeuge und Gemälde machen, deren Schönheit alle

Beschreibung übertreffen soll. Den ersten Rang giebt man dem **Sonsulte**: dieser Vogel hat bey seinen schönen Federn einen so angenehmen Gesang, daß man geglaubt hat, man könne ihn nicht besser vorstellen, als durch seinen Namen, welcher fünfhundert Stimmen heißt. Er ist nicht völlig so groß als eine Drossel, und von einer sehr glänzenden Aschfarbe, mit sehr ordentlichen Flecken auf dem Flügel und Schwanze.

Nicht weniger bewundert man das schöne Schwarz in der Farbe des **Gorion**, bey der Annehmlichkeit seines Waldgesanges, vornehmlich des Männchens, welches so groß wie ein Sperling ist.

Der **Cardinal** singt zwar auch, er wird aber mehr seiner Gestalt wegen hochgeschätzt. Er hat die Größe einer Waldlerche, seine Federn und sein Schnabel haben das schönste Roth, das man nur sehen kann, und sein Kopf ist mit einem sehr schönen Busch von eben der Farbe gezieret. Außer diesen genannten giebt es noch manche andere Gattung Vögel, die sich durch ihren schönen Gesang, wie durch die Schönheit ihrer Federn, auszeichnen.

Auch findet man verschiedene schöne Arten von **Papageyen**; einige, welche ganz grün sind, und andere von eben der Farbe, aber nur von der Größe einer Drossel; noch andere von der Größe einer Taube. Ihre Farbe ist eine Vermischung von fleischfarbichten, grünen und gelben Federn, nebst einem sehr schönen Schwanze von der Länge eines Fasanenschwanzes, welche aber nie reden lernen.

Der Vogel, welchen die Mexikaner **Vicicili** nennen, scheint von demjenigen wenig unterschieden zu seyn, welchen die Europäer an andern Orten Rene und in Peru Tomincios genannt haben. Sein Kör-

per

per ist sehr klein und von der Größe einer Wespe. Sein Schnabel ist lang und sehr dünne. Er nährt sich von dem Thau und dem feinsten Blumensafte, um welchen er stets herum flieget, ohne sich zu setzen. Sein Gefieder ist eine Art von Dunen, aber bunt von verschiedenen Farben, die ihn sehr angenehm machen. Er steht bey den Indianern in sehr großer Achtung, sie verarbeiten ihn in Gold, und hängen ihn an den Hals und auf die Brust. Er entschläft im Weinmonate auf einem Zweige, woran er mit den Füßen angeklammert bleibt, bis auf den April, als die vornehmste Blumenzeit, dann erwacht er wieder; und deshalb hat er auch seinen Namen, welcher so viel als auferwecken heißt, erhalten.

Der Cozquauhtli, welcher insgemein Aure heißt, ist ein großer Vogel, der sehr gemein und von der Größe eines indianischen Huhnes ist. Alle Federn seines Leibes sind schwarz, außer am Halse und auf der Brust, wo sie ins Rothe fallen. Seine Flügel sind gegen die Gelenke zu schwarz, übrigens aber von Aschgrau, Gelb und Purpur vermischt. Er hat sehr krumme Klauen, einen Papageyenschnabel, der an der Spitze schwarz ist, sehr dicke Nasenlöcher, gelbe Augäpfel, röthliche Augenlieder, eine blutrothe und in Runzeln gefaltene Stirne, die er nach Belieben aus einander und zusammen ziehet. Sein Schwanz, der dem eines Adlers gleicht, ist halb schwarz, halb aschfarben. Er nährt sich von Schlangen, Eydechsen und Koth, und fliegt mit so viel Stärke, daß er dem heftigsten Winde widerstehet.

Man findet auch eine Art Hühner, die den unsrigen gleich kommen, nur daß sie etwas kleiner sind, und in den Gehölzen halten sich eine große Menge wilder calecutischer Hähne auf. Auch zählt man verschiedene Arten Drosseln, von verschiedener

Farbe.

Farbe. Ingleichen **Grünspechte**, von der Größe einer Taube, die aber einen Schnabel haben, der so lang als sein Körper ist. Der **Blumensauger** ist ein kleiner Vogel, den man gleichfalls ohne Aufhören um die Blumen in Bewegung siehet und von ihrem Safte lebet, und seine Federn dienen den Indianern zu ihren schönen Arbeiten.

Man nennt eine Art von Krähen, die von der Größe einer Taube sind, **Subtilen**. Ihre Federn sind schwärzlich, die Spitzen an ihren Flügeln aber und der Schnabel fallen ins Gelbe. Sie bauen ihre Nester auf eine außerordentliche Art. Sie hängen an den Zweigen der größten Bäume, und sogar an den äußersten Enden der allerobersten, die sich am meisten von dem Stamme entfernen. Das Sonderbarste dabey ist, daß man sie stets zwey bis drey Fuß von dem Zweige siehet, an welchem sie hängen, und haben die Gestalt eines mit Heu angefüllten Korbes. Die Fäden, welche das Nest an die Zweige heften, und das Nest selbst, bestehen aus einem langen Grase, welches sehr künstlich zusammen gewebt, nahe an den Zweigen dünne, gegen das Nest zu aber viel dicker ist. An der Seite des Nestes siehet man ein Loch, welches der Eingang des Vogels ist, und es ist nichts Seltenes, an einem einzigen Baume zwanzig bis dreyßig solcher Nester hängen zu sehen.

Ferner findet man drey Arten von **Enten**: die einen sind kleiner als unsere, und wohnen auf alten dürren Bäumen, und kommen nur des Fressens wegen herab; die andern heißen Pfeifenten, weil ihre Flügel eine Art von Gepfeife bey ihrem Fluge machen, und sitzen auch, wie die ersten, auf den Bäumen; die dritte Art, die sich nie auf die Bäume setzt, ist den europäischen gleich, und haben alle sehr gutes Fleisch.

Der

Der **Fischerfalke** gleicht an Gestalt und Farbe unsern kleinen Falken, er hat dergleichen Schnabel und Sporen. Man findet ihn gemeiniglich auf dem Stamme der Bäume oder der dürren Aeste sitzen, die nahe am Meere oder an den Flüssen nach dem Wasser zu gehen. Sobald er einen Fisch wahrnimmt, so fliegt er dicht über dem Wasser dahin, hackt ihn mit seinem Sporn an, und schwingt sich schnell wieder in die Luft, ohne das Wasser mit seinen Flügeln zu berühren.

Man hat den Namen des **Wendekreisvogels** einem Vogel gegeben, den man wirklich nur um diesen Kreis, entweder auf dem Meere oder an den Küsten, siehet, wo er nistet. Er ist so groß wie eine Taube, ganz weiß, etliche Federn im Flügel ausgenommen, welche hellgrau sind. Sein Schnabel ist gelb, dick und kurz. Auf dem Rücken hinten hat er eine lange Feder, oder vielmehr eine Röhre, gegen sieben Zoll lang, welche ihm statt des Schwanzes dienet.

Man hat eine merkwürdige Erzählung von dem Aufenthalte der **Boubien** und der **Krieger**, welches Wasservögel sind, nebst einer andern Gattung, von der Größe eines Eyes, an der Küste Jucatan, gegen den drey und zwanzigsten Grad Norderbreite. Die nördlichsten von diesen Eylanden werden von einer ungeheuern Anzahl dieser Vögel bewohnt. Eine jede Art hat ihr eigenes Stück Land für sich. Die Boubien nehmen mehr Land ein, als die andern, weil ihrer eine größere Anzahl sind. Obgleich die eygroßen Vögel auch sehr zahlreich sind; so bedürfen sie doch weit weniger Raum, jedoch herrschen sie in ihrem kleinen Raum allein, und werden von ihren Nachbarn nicht beunruhiget.

Auch die übrigen Thiere, deren wir noch in etwas gedenken müssen, sind hier häufig, als zum Beyspiel die **Schlangen.** Sie sind durch so viele Namen unterschieden, daß man, zu Vermeidung einer Menge barbarischer Wörter, sie mit einigen Reisebeschreibern in vier Hauptgattungen theilen muß; nämlich in die **gelben, grünen, braunen** und in die **weiß und gelb gefleckten.** Die ersten haben die Dicke eines Menschenbeines und sechs bis sieben Fuß Länge, sie sind aber so träge und verzagt, daß sie sich nicht von ihrem Ort entfernen, wenn sie daselbst von Eydexen oder andern Thieren leben können, die in ihren Aufenthalt kommen. Indessen macht doch der Hunger, daß sie zuweilen auf die Bäume steigen, um große Vögel und andere Thiere zu haschen, die sich dahin begeben. Man versichert, sie hätten in dieser Stellung die Stärke, eine Kuh, die sich dem Baume nähert, aufzuhalten; und indem sie sich zugleich um einen Zweig und um eins der Hörner schlingt, so bemeistert sie sich ihres Raubes. Sie sind jedoch so wenig giftig, daß man ihr Fleisch als eine sehr schmackhafte Speise genießt.

Eine von den abscheulichsten Schlangen ist die, welche die Indianer Teuthlacozauhquin, die Spanier aber **Viper** nennen, bloß aus der Ursache, weil ihr Biß ohnfehlbar den Tod befördert; sie gleicht aber der Viper nur dem Kopfe nach. Gemeiniglich ist sie sechzehn Zoll lang und von mittelmäßiger Dicke. Sie haben einen weißgelblichten Bauch, an den Seiten eine Art weißer Schuppen mit schwarzen Linien, und einen tygerfarbenen Rücken mit braunen Linien, die bis auf den Rückgrad gehen. Man hat verschiedene Arten, die sich aber der Farbe nach unterscheiden. Sie bewegt sich sehr langsam zwischen den Felsen oder dem Mauerwerke, und noch langsamer auf

der

der Ebene, daher ihr die Mexikaner den Zunamen Ocozoalt gegeben haben. Alle Jahre bekommen sie am Ende des Schwanzes eine Art von Schelle, die sich als ein Ring zu denjenigen füget, die schon da sind, sie folgen, wie die Gelenke am Rückgrad, auf einander, und geben einen Klang von sich, wenn sie sich beweget. Ihre Augen sind schwarz und von mittler Größe, sie hat zwey Zähne in dem obersten Kinnbacken, wodurch sie, wie man glaubt, ihr Gift ausläßt, und an jeder Seite der Kinnbacken fünfe, die man sehen kann. Die Gebissenen sterben in den entsetzlichsten Schmerzen nach vier und zwanzig Stunden. Wird sie gereitzt, so schüttelt sie ihre Schellen, und man sagt, die Landschaft Panuco habe die größten Arten von dieser Schlangengattung. Dennoch essen die Indianer ihr Fleisch, und die Aerzte wissen verschiedene Theile von ihr zu heilsamen Mitteln anzuwenden.

Der Kreis Ipalcos in der Landschaft Guatimala bringt **Scorpionen** hervor, so groß wie Kaninchen, und Kröten, die dieselbe Größe haben sollen, wenn anders die Reisenden nicht etwas zu dieser Größe hinzugesetzt haben. Eben so gäbe es hier auch eine Art großer Ameisen, welche die Einwohner essen und auf öffentlichen Märkten verkaufen.

Eine andere Art großer **Spinnen** findet man in vielen Landschaften, welche zwanzigmal so dick als die unsrigen sind, und haben Zähne, die die Indianer bey sich tragen.

Obgleich die Theile von Neuspanien, welche nach dem Nordmeer gehen, den Ueberschwemmungen oft ausgesetzt sind; so sind sie doch voller verschiedenen Arten **Ameisen**, die man in große und kleine und in schwarze und gelbe eintheilet. Der Stich der schwarzen

soll

soll eben so gefährlich seyn, als vom Scorpion, und die kleinen sind nicht weniger schädlich; doch stechen sie selten, wenn sie nicht gereitzt werden, und halten sich meist auf den Bäumen auf; ihre Eyer sind auch die Speise für die Hühner.

Man findet auch **Bienen** allhier, die sich nie aus den Gehölzen entfernen, wo sie sich in den hohlen Bäumen ihre Wohnungen errichten. Man hat ein Mittel gefunden, eine Gattung zu zähmen, indem sie Baumstämme ausgegraben, die ihnen zu Bienenstöcken dienen. Die Privatbienen sind den unsrigen gleich, bloß mit dem Unterschied, daß sie etwas brauner sind, und ihr Stachel nicht so stark ist, die Haut eines Menschen zu durchstechen; doch fallen sie mit eben dem Zorn auf die, so sie beunruhigen, ihr Stich aber ist sehr erträglich. Sie geben viel Honig, und die Farbe desselben ist weiß.

Das **Crocodil**, so hier angetroffen wird, soll, nach der Meinung einiger, eine Abweichung von der gewöhnlichen Art seyn, so daß es einige für ein ganz anderes Thier halten; indessen zeigt die Beschreibung, daß der Unterschied schwer zu finden ist. Man findet es nie über sechzehn Schuh lang, oder stärker als ein junges Füllen; seine Gestalt ist die Gestalt einer Eydexe, dunkelbraun von Farbe, hat einen dicken Kopf, lange Kinnbacken, dicke und starke Zähne, wovon zwey sehr lang sind, und am Ende der Unterkinnbacke, wo sie am schmälsten ist, auf jeder Seite einer sich befindet. In der obern sind zwey Oeffnungen, in welche sie hineingehen, damit es den Rachen schließen kann. Seine vier Füße sind kurz, sein Schwanz ist lang, sein Rücken ist mit harten Schuppen bedeckt, die durch eine sehr dicke Haut zusammengefüget sind. Ueber den Augen hat es zwey harte und mit Schuppen bedeckte Buckeln, und von

dem

dem Kopf bis auf den Schwanz sind überall ähnliche Knoten, die sich nicht bewegen. Es wendet sich mit einer ungemeinen Geschwindigkeit und schleppt seinen langen Schwanz hinter sich her; sein Fleisch giebt einen starken Muskusgeruch, welches nur in dem äussersten Nothfall gegessen wird.

Da man, überhaupt genommen, die Naturgeschichte dieses Landes weit weniger, als von Seiten der Goli- und Silberbergwerke, zu erweitern gesucht hat; so weiß man auch nicht, wie viel verschiedene Gattungen von **Fischen** die vielen Flüsse enthalten mögen. Man kennet keinen merkwürdigern Fisch, als den die Mexikaner **Axolotl** und die Spanier Ingute de Agua nennen. Er hat eine sehr ebene Haut, die unter dem Bauche mit kleinen Flecken gesprengt ist, deren Größe von der Mitte des Körpers bis an den Schwanz abnimmt. Er ist ohngefähr so lang, als eines Mannes Hand breit ist, und zwey Finger dicke, hat auch vier Füße, gleich der Eydexe. Sein Schwanz ist lang und am Ende sehr dünn; seine Füße, die ihm zum Schwimmen dienen, sind in vier Finger getheilet, gleichwie bey den Fröschen, und hat noch einen viel dickern Kopf, als es die Größe seines Körpers erfordert. Sein Fleisch ist sehr gut und von Wohlgeschmack.

Es giebt eine große Art **Schildkröten**, die an den beyden großen Küsten von Mexiko besonders groß sind, und in grüne, Terapeten, Hecaten, und dergleichen, eingetheilt werden, die zwar alle einander gleich sind, sich aber jedoch in etwas von einander unterscheiden. Es ist ohne Zweifel gewiß, daß Mexiko noch manches seltene Naturprodukt aus dem Thierreiche enthält, welches den Ausländern aber so lange verborgen bleiben wird, so lange man den Durst

nach Golde für die einzige nützliche Befriedigung ansehen wird.

3) Aus dem Mineralreiche.

Vor der Ankunft der Spanier hatten die Mexikaner kein anderes Gold, als das die Bäche aus den Gebirgen mit sich führten; sie hatten noch weniger Silber, weil die Zufälle, die solches in ihre Hände bringen konnten, unendlich seltner waren. Diese Metalle waren für sie kein Tauschmittel, sondern dienten bloß zu Zierrathen, oder gar nur zur Neugierde. Sie bekümmerten sich wenig darum, daher verschwendeten sie anfangs das wenige, das sie davon hatten, an eine fremde Nation, die daraus ihren Götzen machte; daher warfen sie es ihren Pferden vor, die ihnen durch ihr Käuen am Gebiß sich davon zu nähren schienen. Allein nachdem die Feindseligkeiten unter den beyden Völkern angefangen hatten, und so wie sie heftiger wurden, wurden auch diese ungetreuen Schätze zum Theil in die Seen und Flüsse geworfen, um derselben einen unversöhnlichen Feind, der nur wegen ihres zu erlangenden Besitzes über so viele Meere gekommen war, zu berauben. Dieses that man vorzüglich in der Hauptstadt und in derselben Nachbarschaft. Nach ihrer Unterwerfung durchlief der Eroberer das Reich, um seine Leidenschaft zu sättigen. Die Tempel, die Palläste, die Privathäuser, ja die geringsten Hütten, wurden durchsucht und geplündert. Nach Erschöpfung dieser Quelle mußte man an die Bergwerke kommen.

Diejenigen Bergwerke, welche die meiste Ausbeute lieferten, waren die reichen Silberbergwerke zu Pachuca, 1568 in dem größten Glanze. In der eigentlichen Landschaft Mexiko haben die Gebiete von Tuculula und Tlapa gegen Süden eine Menge Goldadern; die von Tlasco und Maltepeque gegen Westen sind wegen ihrer Silbergruben berühmt, so

auch

auch Guarimango an der Nordseite wegen der seinigen. Zu Mestitlan findet man Eisenwerke und Alaungruben, und zwey und zwanzig Meilen von Mexiko sind einige gute Bleygruben. In der Landschaft Guaxaca liegt ein Gebirge, Cocola genannt, worin man viel Gold- und Silbergruben, so wie auch Bergcrystall, Vitriol und verschiedene Arten Edelsteine, findet: und so giebt es noch viele Provinzen, in welchen die Schätze der Erde theils erschöpft worden sind, theils noch täglich eine reiche Ausbeute an Spanien liefern, wie wir weiter unten anzeigen werden.

Unter die seltenen Mineralien dieses Landes rechnet man eine Art Jaspis, welche die Mexikaner Ezteti nennen; sie hat eine Grasfarbe mit einigen kleinen blutrothen Flecken. Ingleichen giebt es in der Nachbarschaft von Mexiko große Salzbrunnen, woraus die Einwohner vortreffliches Salz machen. Ingleichen findet man auch gesunde Quellen, sowohl kalt als warm, welche in verschiedenen Krankheiten viele Dienste leisten. Auch ist die Anzahl der Höhlen, feuerspeyenden Berge und anderer Seltenheiten der Natur nicht geringe, die wir an einem andern Orte wiederfinden werden, und wir können von den mineralischen Schätzen aus Mexiko nicht umständlicher handeln, da die Nachrichten zu ungegründet sind, und der Raum uns gebietet, etwas Vollständiges von den Einwohnern zu sagen.

c) Einwohner.

Man findet in allen spanischen Geschichtschreibern, daß Mexiko anfänglich von Wilden bewohnt gewesen, welche ihre Wohnungen in den Gebirgen aufgeschlagen, und weder Ackerbau, weder Gottesdienst, noch ordentliche Einrichtung gehabt haben; sondern von der Jagd lebten, und auch die Weiber beschäftigten sich auf dieselbe Weise, während daß sie ihre Kinder an die Bäume banden; und wirklich giebt es

ihrer noch heut zu Tage, die sich auf dieselbe Weise ernähren. Es ist nichts seltenes, daß solche Völker ihren Ursprung mit Fabeln, Wundern und prächtigen Erzählungen ausschmücken, um dadurch ihr hohes Alter anzuzeigen. Dem zu Folge rechnen sie von der Zeit einer gewissen Ueberschwemmung, in welcher ein einziger Mann nebst seiner Frau erhalten wurden, und welche die Stammältern der jetzigen Nachkommenschaft seyn sollen. Ihre Familie vermehrte sich sehr stark, und sie beschlossen, aus einander zu gehen, wodurch ihr Land bevölkert worden ist. Einer von diesen herumziehenden Familien befahl ihr Götze Vitzilipuztli, da eine Stadt zu bauen, wo sie einen Adler auf einem Feigenbaume sitzend antreffen würden. Ihre Priester fanden bald einen solchen Ort, und so wurde der Grund zu der Erbauung von Mexiko gelegt, weshalb noch bis gegenwärtig im mexikanischen Wappen ein Adler zu finden ist, der mit ausgebreiteten Flügeln in die Sonne siehet, in der einen Klaue eine Schlange hält, mit der andern aber auf einem Zweige des indianischen Feigenbaumes ruhet. Diese und noch unzählig andere Fabeln durchweben den Ursprung dieses Volkes, die wir hier weder nachsagen, noch länger beschreiben wollen.

Man muß nie vergessen, daß Mexiko und seine Einwohner das jetzt nicht mehr ist, was es vor der Eroberung der Spanier war; und ob sie auch in einigen Stücken ihren ursprünglichen Sitten und Charakter treu geblieben sind, so hat doch die spanische Herrschaft sehr viel davon abgeändert; deshalb kommt es, daß die Geschichtschreiber, oder Reisende, welche nicht zu einer Zeit lebten, in ihren Beschreibungen sehr oft von einander abgehen. Die Bevölkerung dieses weiten Reiches ist eben so mannichfaltig, als sein Boden. Seine vornehmsten Einwohner sind

die

die vom Hofe zur Bekleidung der Regierungsstellen geschickten Spanier. Des Ministeriums vorzügliche Geneigtheit gegen die in Europa gebornen Spanier hat die spanischen **Kreolen** auf eine untergeordnete Rolle herabgesetzt. Die **Nachkommen von Cortez Gefährten** sind von allen etwas wichtigen Ehrenämtern ausgeschlossen, und haben das mächtige Triebwerk, das ihre Väter unterstützt hatte, schwach werden gesehen. Die Gewohnheit einer ungerechten Verachtung, die sie erlebten, hat sie endlich wirklich verächtlich gemacht. Sie haben jene Standhaftigkeit mit Trägheit verwechselt. Die **Mestizen**, als die dritte Classe, sind noch schlechter. Die **Schwarzen** sind in Mexiko nicht in sehr großer Anzahl. Da die Landeseingebornen verständiger, arbeitsamer und geschickter als die von andern Kolonien sind, so hat man nur so viel Afrikaner dahin gebracht, als zu dem Hausdienst der Reichen gehörten. Die ersten Eroberer sagen, die Volksmenge war unzählig. Einwohner bedeckten die Felder, die Bürger erfüllten die Städte, das Kriegsheer war sehr zahlreich. Welches aber auch die Volksmenge von Mexiko gewesen seyn mag; so zog doch die Eroberung der Hauptstadt die Unterwerfung der Provinzen nach sich, und manche erhielten dadurch Abnahme, andere Zuwachs an der Bevölkerung.

Die allerersten Berichte geben die Mexikaner für Leute von mittelmäßiger Größe und mehr dicker als hagerer Leibesgestalt aus. Sie geben ihrem Gesichte eine Farbe, als Löwenhaar zu haben pflegt; große Augen, eine breite Stirne, sehr weite Nasenlöcher; dicke, glatte und auf mancherley Weise gestutzte Haare; keinen, oder doch sehr wenig Bart, weil sie die Haare entweder ausrauften, oder die Haut mit einer Salbe, welche das Wachsthum derselben ver-

hinderte, beschmierten. Es war eine allgemeine Gewohnheit, sich am ganzen Leibe zu bemahlen, ingleichen den Kopf, die Augen und Beine, entweder mit Vogelfedern oder Fischschuppen, oder mit Tyger- und andern Thierhäuten zu bedecken. Einige Knochen, oder kleine goldne Zierrathen, nachdem der Rang war, hiengen an ihrer Nase und ihren Ohren.

Das weibliche Geschlecht war weder an Leibesgröße, noch an Farbe, von den Männern unterschieden; nur ließen sie die Haare lang wachsen, und suchten sie mit allerhand Salben und Pulver so schwarz als möglich zu färben. Die Frauen schlungen ihre Haare um den Kopf, und knüpften vorn an der Stirne einen Knoten, nur die unverheiratheten liessen die Haare ungebunden herumfliegen. In der Zurichtung ihres Haars bestand ihre vornehmste Pracht.

Die gemeinen Mexikaner giengen am ganzen Leibe nackend, nur die Soldaten hiengen, um ein desto fürchterlicheres Ansehen zu haben, die völlige Haut irgend eines Thieres um sich, und zogen sogar den Kopf desselben über den ihrigen. Zu diesem Putz kam noch ein Halsgehänge von Menschenherzen, Nasen und Ohren, nebst einem daran hängenden Todtenkopf, welches ein so gräßliches Ansehen gab, daß ihre Feinde den Muth beym Anblick verloren. Auf dem Kopfe hatten sie nichts als Federn, die mit dünnen Riemen festgemacht waren, und an den Füßen eine Art dünne Sohlen, ebenfalls durch Riemen befestiget. Sonst giengen sie alle, bis auf den Kaiser, nackend; und alle Vornehmen hatten kein anderes Gewand um sich, als einen Mantel, oder vielmehr nur ein viereckichtes Stück baumwollnen Zeug, das über der rechten Achsel zusammen geknüpft war. Die gemeinen Frauen giengen gleich-

falls

falls fast nackend, doch hatten diese ein Hemde; mit Aermeln, welches bis auf die Knie reichte und an der Brust offen war; übrigens aber kannten sie keinen andern Putz, als ihre Haare.

Der Pallast des Fürsten und der Großen war zwar groß genug und von Steinen gebaut, hatte aber weder Bequemlichkeit, noch Schönheit, nicht einmal ein Fenster. Der gemeine Mann wohnte in Hütten, die von Erde aufgeführt und mit Baumzweigen bedeckt waren. Es war ihm verboten, solche höher als ein Stockwerk zu bauen, und mehrere Familien waren oft unter dem nämlichen Dache zusammen gehäuft.

Die Hausgeräthschaft war der Bewohnung würdig. Meistens fand man statt der Tapeten bloß Decken, statt des Bettes Stroh, statt eines Stuhles geflochtene Palmblätter, statt des Geschirrs irdene Gefäße. Baumwollene Tücher und Tapeten, die mehr oder weniger fleißig gearbeitet waren, und zu Verschiedenem gebraucht wurden, machten den Unterschied zwischen reichen und gemeinen Häusern aus.

Wenn die Künste der allerersten Nothwendigkeit in Mexiko schon so unvollkommen waren, so muß man billig schließen, daß die Künste des Vergnügens es noch weit mehr waren. Die Form und Bearbeitung der wenigen Gefäße, des goldenen oder silbernen Geschmeides, die bis zu uns gekommen sind, ist gleich barbarisch. Die nämliche Roheit herrscht in den Gemählden, von denen die Spanier mit so vieler Bewunderung sprechen, und die man mit Federn aller Arten zusammen setzt. Diese Mahlereyen sind nicht mehr vorhanden, oder wenigstens sehr rar, doch hat man sie noch in Kupfer gestochen. Der Künstler ist unendlich tief unter seinem Gegenstande, er mag

Pflanzen, Thiere oder Menschen vorstellen. In seiner Arbeit ist weder Licht noch Schatten, weder Zeichnung noch Wahrheit. Auch die Baukunst hat keine größere Schritte gemacht. Man findet im ganzen Reiche nicht ein altes Denkmahl von einiger Majestät, nicht einmal Trümmer, die das Andenken einer vergangenen Größe erneuerten. Mexiko kann jetzt auf nichts stolz seyn, als auf die Straßendämme, die zu seiner Hauptstadt führen, und auf die Wasserleitungen, welche Trinkwasser von einer beträchtlichen Entfernung herbey führen.

In den Wissenschaften war man noch weiter zurück, als in den Künsten, und zwar aus einer ehr natürlichen Folge des gewöhnlichen Ganges des menschlichen Geistes. Es war beynahe nicht möglich, daß ein Volk, dessen Aufklärung nicht alt war, und das von seinen Nachbarn keine Anleitung erhalten können, nur irgend ausgebreitete Kenntnisse haben sollte. Alles, was man aus seinen gottesdienstlichen und Staatsverrichtungen schließen konnte, war, daß es einige Fortschritte in der Sternkunde gemacht hatte. Wie viele Jahrhunderte hatte es zu seiner Aufklärung nöthig gehabt, da es der Hülfe der Schreibekunst beraubt war, da es noch bey der Unvollkommenheit der Hieroglyphen von diesem mächtigen und vielleicht einzigen Mittel zu Einsichten so weit entfernt war.

Es waren Gemählde, die auf Baumrinden, auf falbe Thierhäute, auf baumwollene Zeuge gezeichnet, und zu Erhaltung des Andenkens an Gesetze, Glaubenslehren und Staatsveränderungen bestimmt waren. Die Anzahl, die Farbe, die Stellung, die Figuren, alles wechselte nach den Gegenständen, die sie vorstellen sollten, ab. Ob diese unvollkommene Zeichen gleich den großen Zug, welcher allen vernünf-

tigen

tigen Zweifel ausschließt, nicht heben konnten, so kann man doch denken, daß sie durch Hülfe der Reichs- und Familiensagen mit den vorgefallenen Begebenheiten einigermaßen Bekanntschaft verschaffen. Ihre Sprache ist, wie man sagt, eben so arm an Worten, als es ihre übrige Erfindungskunst an Ideen ist. Deshalb findet man auch von den Sprachen dieser Nation nicht die geringste Erklärung; ja, man soll selbst von einer Provinz zur andern eine so unregelmäßige Aussprache beobachtet haben, daß man sagen könnte, es wären eben so viel Sprachen als Provinzen.

Man weiß bis jetzt die Einrichtung dieses Reiches nicht. Zwar sagen uns die castilianischen Geschichtschreiber manche Seltenheiten, die aber noch mancher Prüfung unterworfen sind.

Für die Erziehung und das künftige Glück ihrer Kinder hatten sie übrigens einen sehr lobenswerthen Eifer. Bey jedwedem Tempel war eine Schule, in welcher die Knaben Unterweisung erhielten. Sie lernten nicht nur Religionserkenntnisse und die Gesetze, sondern auch alle Leibesübungen, welche der Nation nützlich seyn konnte, als z. B. Tanzen, Singen, Bogenschießen, den Wurfspieß, Degen und Schild zu regieren. Sie mußten öfters auf hartem Boden schlafen, wenig essen und sich stark bewegen. Die Kinder der Vornehmen waren in einer besondern Schule. Ihre Lehrer waren lauter alte Ritter, die sie nicht nur zu den allerhärtesten Uebungen anhielten, sondern auch ihre Unterweisungen mit den besten Beyspielen verbanden.

Auch für die Erziehung der Mädchen waren die Mexikaner besorgt. Schon vom vierten Jahre ihres Alters gewöhnte man sie in der Einsamkeit zu allerley

weiblichen Arbeiten und zu einem sittsamen Betragen; eine Gewohnheit, wenn sie auch wirklich nichts mehr als Gewohnheit gewesen wäre, die mancher Stadt in unserm Europa ein Wink seyn könnte. Die Sitten der Mexikaner bey der Mahlzeit werden von einigen für sehr unreinlich angegeben; jedoch leben sie sehr mässig. Sie essen wenig Fleisch, besonders bezeigen sie einen Ekel vor dem Lamm- und Ziegenfleische. Sie leben hauptsächlich von Mais, entweder gebacken, oder auf allerley andere Weise bereitet. Hierzu kommen noch allerhand Gattungen Kräuter, ohne Unterschied, nur die holzartigen und übelriechenden ausgenommen. Ihr liebstes Getränk besteht in Wasser und Cacaomehl, nebst etwas darunter gemischtem Honig. Nebst diesem hatten sie noch einige andere, die aber nicht berauschten. Alle starke Getränke waren so scharf verboten, daß ohne besondere Erlaubniß des Landesherrn, oder der Obrigkeit, kein Mensch dergleichen trinken durfte. Niemand aber bekam diese Erlaubniß, als alte oder kranke Personen, und es war kaum ein Laster so verächtlich, als die Trunkenheit.

Ihre Lieblingsvergnügungen bestanden im **Tanzen** und **Spielen**, unter welchem letztern sich folgendes sehr auszeichnet. Das Spiel hieß Tlachtli, und die Bühne, wo diese Uebung vorgenommen wurde, war einem Ballhause ähnlich, und das Werkzeug war eine Kugel von dem Harze eines gewissen, in warmen Ländern wachsenden, Baumes. In diesen Baum werden Einschnitte gemacht, wornach ein dicker, weißer Saft heraus kommt, aber sogleich gerinnt, und durch geringe Mühe so schwarz als Pech wird. Ungeachtet nun dieser Harzball hart und schwer ist, so fliegt er doch eben so leicht als ein gewöhnlich aufgeblasener. Man sucht den Ball an eine Mauer zu schlagen, welches die Gegenparthey

zu verhindern sucht. Die Prämien bey diesen Spielen sind entweder Federarbeit, oder Gold, Silber und dergleichen.

Eben so sind sie auch große Liebhaber von der Musik, ob sie gleich ehedem sehr plumpe Instrumente hatten. Seit der Zeit ihrer Ueberwindung haben sie ihr natürliches Gefühl zur Musik durch den Gebrauch angenehmerer Instrumente sehr erhöhet. Sie hatten ehedem, bey aller Unvollkommenheit der Instrumente, dennoch eine Art von Konzert: sie kamen in dem Vorhofe des Kaisers zusammen, und spielten mit aller ihnen möglichen Uebereinstimmung, wobey sich der Monarch ungemein ergötzte.

Ihre Art, zu tanzen, gieng von der Weise anderer Völker gänzlich ab. Gemeiniglich tanzten sie nach der Mahlzeit, wobey man eine große Matte auf die Erde breitete, auf welche man zwey große Trommeln stellte. Beyde Instrumente, begleitet von Singstimmen, machten die ganze Musik aus, wo der Inhalt ihrer Gesänge gemeiniglich das Leben und die Thaten ihrer alten Könige in sich faßte. Vor dem Kaiser tanzte niemand als die Vornehmen des Reiches, welche dabey kostbar geschmückt waren, und Rosensträucher oder mit Gold durchwebte Federfächer in der Hand hatten. Einige bedeckten ihr Haupt mit einem Adler- oder Tygerkopfe, noch andere trugen kostbare Federn auf den Armen und Schultern. Bey öffentlichen oder Stadtlustbarkeiten stieg die Anzahl der Tänze auf tausende, und jeder Vornehme mischte sich ohne Bedenken mit in diese Lustbarkeiten ein. Vor dem Tanz geschahen erst feyerliche Prozessionen, und Tänze beschlossen hernach wieder. Allein ihre Tänze waren auch weiter nichts, als Luftsprünge und ein wechselseitiges Händeaufheben, zuweilen einige allein, zuweilen alle zusammen: jene sangen, diese

ant-

antworteten; und waren sie in großer Anzahl, so machten die hintersten einen Kreis, damit sie einander gegen über kamen.

Eine andere Art des Tanzes, welchen sie Mitate heißen, geschah in den Tempelhöfen, und hatte so viel Feyerliches, daß die Kaiser selbst ohne alles Bedenken an diesem Tanze Antheil nahmen. Man schloß nämlich zwey große Kreise, und stellte die Instrumente in die Mitte. Der innere Kreis bestand aus den Großen des Landes und aus den Aeltesten. Zu dem zweyten Kreise gehörten die Angesehensten unter dem gemeinen Manne, die sich mit Federn und anderm Geschmeide nach Möglichkeit putzten. Manche standen auf dem Bilde eines Menschen oder Thieres, oder auf einer Säule; in dieser Stellung sangen und tanzten sie mit großer Richtigkeit und Anmuth, ohne weder in ihren Bewegungen noch im Tone aus der Ordnung zu kommen. Andere stiegen auf Stöcke, und machten dabey mit Händen und Füßen allerley lustige Wendungen. Noch andere legten ihre Hände unter die Fußsohlen, bogen sich rund zusammen, bewegten sich mit erstaunlicher Hurtigkeit, schwangen sich in die Luft und fielen auf den Boden herab. Noch eine Menge andere Tänze hatte Montezuma erfunden, die meistens in widersinnigen Bewegungen, oder in sclavischen Stellungen bestanden.

Die wenigsten Ceremonien werden bey ihrer ehelichen Verbindung vorgenommen. Das Alter zum Verheirathen ist bey dem männlichen Geschlechte gemeiniglich das zwanzigste Jahr, und bey dem weiblichen das funfzehnte. Die Ceremonie selbst wird durch einen Priester vollzogen. Er nimmt beyde Personen bey der Hand und fragt sie um ihre Entschließung, wobey die Erlaubniß der Eltern, wie auch des Hauptmanns des Stadtviertheils, wo sie

woh-

wohnen, mit in Betracht kommt. Die Mutter empfiehlt hierbey der Tochter eine gute Aufführung in ihrem Hauswesen, und ein gleiches thut der Vater des jungen Mannes, seine Frau zu lieben.

Ihre Sitten, Gebräuche, Gesetze, und dergleichen, sind nicht in jeder Landschaft ein und dieselben, und zwar aus dem Grunde, weil immer eine Landschaft nach der andern dem Reiche einverleibt wurde. Das einzige Stück, in welchem eine völlige Gleichheit herrschte, war der Gottesdienst; wiewohl die Ursache davon vielmehr in der Staatsklugheit der Kaiser, als in der Neigung der Unterthanen, oder in der Ueberredung zu suchen war. Mexiko war zwar ein Wahlreich, und einige Könige, oder Kaziken, waren die Wahlfürsten; allein man beobachtete auch zuweilen die Erbfolge, nur sah man allemal darauf, daß derjenige erwählt wurde, der am meisten Ruf für sich hatte. Man ließ ihn schwören, daß, so lange er den Thron besitzen würde, so sollte der Regen zur rechten Zeit fallen, die Flüsse keine Verheerung anstellen, die Felder nicht unfruchtbar seyn, und die Menschen nicht an den Wirkungen einer ansteckenden bösen Luft sterben sollten. Dieser Gebrauch konnte mit der theokratischen Regierungsform, wovon man noch Spuren fast bey allen Völkern in der Welt findet, in Verbindung stehen. Man hatte die schönsten Gesetze gemacht, um es dahin zu bringen, daß die Krone nur dem Verdienstvollsten ertheilt werden möchte, jedoch der Aberglaube gab den Priestern oft einen großen Einfluß auf die Wahlen.

Sobald der Kaiser eingesetzt war, mußte er Kriege führen, und den Göttern Gefangene bringen. Ob er gleich ein Wahlfürst war, herrschte er doch sehr unumschränkt, weil keine geschriebenen Gesetze vorhanden waren, und weil er die eingeführten Ge-

setze verändern konnte. Es waren fast alle gerichtliche Förmlichkeiten und Hofgebräuche durch die Religion geheiliget. Die Gesetze straften die Verbrechen, aber die Priester halfen den Missethätern oft durch. Es gab zwey Gesetze, die geschickt waren, viele Unschuldige ums Leben zu bringen, und welche wachen mußten, daß das drückende Joch des Despotismus und des Aberglaubens recht schwer auf den Mexikanern lag. Zum Adel gelangte man nur durch Beweise des Muthes, der Frömmigkeit und der Geduld. Die Prüfungszeit in den Tempeln war härter, als bey dem Heere; hernach aber widmeten sich diese Edeln den niedrigsten Geschäften in dem Pallast des Kaisers.

Wir haben schon angeführt, daß Montezuma eigentlich die sclavische Verehrung aufs höchste trieb, und wir können sie hier, bey der Beschreibung seiner Hofhaltung, kürzlich beweisen. Er hatte zum Beyspiel eine doppelte Leibwache: die erste bestand aus Soldaten, und hielt die sämmtlichen Höfe des Pallastes besetzt; die zweyte bestand aus zweyhundert Edelleuten, und besetzte alle Morgen die Gemächer des Pallastes; übrigens mochte die Landschaft so entlegen seyn, als sie wollte, so mußten sie doch zu diesem Dienste erscheinen. Ihre hauptsächliche Stelle war in den Vorgemächern, und hier wurde ihnen, was von der kaiserlichen Tafel abgetragen wurde, vorgesetzt. Nur zuweilen gab ihnen der Kaiser die Erlaubniß, in sein Zimmer zu treten. Oeffentliches Gehör ertheilte er nur selten, und allemal waren die Anstalten dazu sehr prächtig. Wer Gehör haben wollte, meldete seinen Namen gewissen hierzu bestellten Beamten, und jeder mußte barfuß, mit niedergeschlagenen Augen und tiefen Neigungen erscheinen. Wer an diesen Ceremonien das allergeringste versah,

der

der wurde auf der Stelle nach aller Schärfe dafür gestraft, und es stand der Scharfrichter allemal schon vor der Thüre.

Der Kaiser speisete allezeit allein, zuweilen öffentlich, aber allemal mit großer Pracht. Gemeiniglich wurden ihm zweyhundert Gerichte vorgesetzt, und ehe er speisete, besah er sie allemal, zu welchem Ende sie auf besondere, rings um den Saal gestellte, Tische gesetzt wurden. Hiervon wählte er aus, was ihm beliebte, das übrige bekamen die Edelleute, welche die Wache hatten. Nach der Mahlzeit schlief er, wenn er sich erst durch Tabakrauchen, welcher mit Ambra vermischt war, dazu vorbereitet hatte; alsdann traten Musici ins Gemach, und sangen unter Begleitung der Instrumente einige Verse, deren Inhalt die Thaten des Monarchen, oder Landesgeschichten war.

So groß der Aufwand eines solchen Monarchen war, so überstieg er dennoch nicht die Einkünfte des Landes; die Festungen wurden wohl besetzt, und zwey bis drey mächtige Heere waren stets bereit, im Felde zu erscheinen. Diese Einkünfte kamen aus der übergroßen Ausbeute der Gold- und Silberbergwerke, aus den Salzwerken, aus den Reichsabgaben, und besonders aus den neuen Auflagen, die Montezuma erstaunlich vermehrte. Ja, der Bauer mußte den dritten Theil von dem Ertrage seines angebaueten Landes abgeben, dasselbe mußte auch jeder Handwerker von seinem Verdienste entrichten, und alle diese Abgaben wurden mit der schärfsten Strenge eingetrieben, so daß ein mitleidiger Steuereinnehmer dieselbe Strafe zu erwarten hatte, die einem Straßenräuber oder Diebe widerfuhr. Jeder, der ein öffentliches Amt verwaltete, war alle Augenblicke in der größten Gefahr, denn Montezuma versuchte alles, um

sich

sich furchtbar zu machen. Er ließ die Richter durch fremde Personen auf eine Weise, die ihnen nicht verdächtig seyn konnte, mit Geld bestechen, um zu sehen, ob sie es annehmen würden; und geschah es, so ward ihre Strafe augenblicklich aufs schärfste vollzogen.

Der Reichsrath bestand bloß aus sechs Wahlfürsten, und führten die seltsamsten Titel, als z. B. Wurfspießfürst, Menschenhauer, Blutvergießer, Beherrscher des schwarzen Hauses, u. s. w. Die dermalige vornehmste Stelle ist die eines Viceköniges, eine der ansehnlichsten, welche der König in Spanien zu vergeben hat, und vielleicht die reichste in der Welt, welche ein Unterthan erhält. Aber die bürgerliche Regierung sowohl, als die militärische von Mexiko, ist in der größten Unordnung. Der König in Spanien hält einige Truppen in Mexiko, und hat zu ihrem und der Festungen Unterhalt jährlich eine beträchtliche Summe bestimmt. Dennoch sind der Soldaten nur wenige, und auch diese wenigen sind übel gekleidet, werden schlecht besoldet, und noch schlechter disciplinirt.

So grausam und schrecklich die politische Regierung war, nach derselben Form war auch ihre Religion eingerichtet; kurz, sie sah gerade so aus, wie sie von Mexikanern erfunden werden konnte. Völker von gleichem Grade der Wildheit und von gleich ungebautem Verstande haben stets ähnliche Religionsgrundsätze gehabt. Der Aberglauben, der ihnen Form und Gestalt giebt, ist nicht sowohl ein Geschöpf der Priester, wie man ihnen Schuld giebt, sondern ein Kind der Unwissenheit. Es ist wahr, die Mexikaner hatten nichts Barbarischeres als ihren Aberglauben, und ihre Priester machten von dieser Leichtgläubigkeit manchen Mißbrauch. Sie erkannten

zwar,

zwar, wie alle gesittete Völker, ein höchstes Wesen, ein zukünftiges Leben mit seinen Strafen und Belohnungen; aber diese Lehren waren wieder mit Sätzen vermischt, die dieselben unglaublich machten. In ihrer Religion erwartete man das Ende der Welt allemal am Ende eines jeden Jahrhunderts, und dieß Jahr war im Reiche eine Zeit der Trauer und Trostlosigkeit. Sie riefen niedre Mächte an, wie die andern Nationen dergleichen unter den Namen Genius, Kamis, Manitu, Engel, Fetische u. s. w. angerufen haben. Jede, auch die geringste, dieser Gottheiten hatte ihren Tempel, ihre Bilder, ihre Verrichtungen, ihre besondere Gewalt, alle aber thaten Wunder. Sie hatten auch ein geheiligtes Wasser, womit man Besprengungen machte, und wovon zuweilen der Kaiser trinken mußte. Wallfahrten, Umgänge, Geschenke, welche den Priestern gegeben wurden, waren als gute Werke anerkannt; und ihre Aussöhnungen bestanden in Büßungen, Fasten und Kasteyungen.

Unter andern hatten sie eine verabscheuende Lehre, welche verlangte, daß alle Jahre ein Sclave erwählt werden mußte, welchen man im Tempel einschloß, ihn anbetete, ihm räucherte, zu ihm Gebete richtete, und zuletzt mit feyerlichen Gebräuchen erwürgte. Ein anderer Aberglaube war, die Priester kneteten an gewissen Tagen eine Statue von Teig, die sie backen ließen. Diese setzten sie auf den Altar, wo sie zum Gott ward. Hierbey versammlete sich gemeiniglich eine große Anzahl Volks; die Priester schnitten die Statue vor, und gaben einem jeden der Umstehenden ein Stück zu essen, worauf sich jeder für heilig hielt.

Diese Gewohnheit hätte keinen Schaden angerichtet, aber sie opferten auch Kriegsgefangene im Tempel des Gottes der Schlachten. Man sagt, die

Priester aßen hernach diese Gefangenen, und schickten Stücke davon an den Kaiser und die vornehmsten Herren des Reichs. Hatte der Friede einige Zeit gedauert, so ließen die Priester dem Kaiser sagen, „die Götter stürben Hungers," und man fieng bloß in der Absicht, Gefangene zu machen, den Krieg an. Diese Religion war in allem Betracht schrecklich und grausam, alle ihre Ceremonien waren traurig und blutig, sie hielt den Menschen unaufhörlich in Furcht, sie machte die Menschen unmenschlich und die Priester allmächtig.

Ihr vornehmster Götze wurde unter dem Namen Vitzilipuztli verehret. Es war ein hölzernes Bild in menschlicher Gestalt, und saß auf einer himmelblauen Kugel, welche wiederum auf einer Baare ruhete. An jeder Ecke der Baare kroch eine hölzerne Schlange heraus. Das Bild war auf der Stirne blau bemahlt, und noch ein anderer Strich von gleicher Farbe gieng ihm von einem Ohr bis zum andern über die Nase weg. Der Kopf war mit großen und an der Spitze sehr schön vergoldeten Federn bekrönt. In der linken Hand hatte er einen weißen, runden Schild, mit fünf kreutzweise gestellten Fichtenäpfeln, und darüber eine Art von einer goldnen Krone mit vier Pfeilen, welches alles, nach der Mexikaner Vorgeben, vom Himmel herab gekommen war: in der rechten Hand hielt er eine blaue Schlange. Er war der Kriegesgott, auf ihm folgten dann andere.

Es ist etwas schwer, von den mexikanischen Tempeln eine richtige Vorstellung zu geben; alle Geschichtschreiber stimmen damit überein, sie hätten etwas ganz Besonderes an sich gehabt, dergleichen man im Heidenthum nirgends findet. In der Hauptstadt fanden sich sehr viele und hatten alle ihre Thürme, die

man

man vermittelst einer Treppe bestieg. Auch sah man nicht nur viele Altäre mit geschnitzten und gemahlten Götzen, sondern auch Kapellen, worin die Vornehmen begraben wurden, so wie das Aeußere des Tempels den Gottesacker der übrigen Einwohner ausmachte. In der Bauart kamen sie einander fast alle gleich, nur daß der eine größer oder prächtiger als der andere war. Der Tempel des oben angeführten Kriegesgottes wird zwar als ein außerordentliches Gebäude angegeben, dessen Ausschmückung alle Glaubwürdigkeit übersteigt; allein es ist dieses vielleicht nur eine Uebertreibung, und unwerth, sie umständlich nachzusagen.

Obschon die zum Opfer bestimmten Personen zum Theil im Tempel abgeschlachtet worden seyn sollen (oder vielleicht geschah es außerhalb demselben), und hernach, ihrem Gebrauche zu Folge, verzehrt worden wären; so hoben sie doch die Köpfe davon auf, entweder als ein Denkmahl, oder, wie sie selbst sagen, um sich der Sterblichkeit zu erinnern. Der Ort, wo diese Schätze verwahrt wurden, lag eines Steinwurfes weit von dem Hauptthore des Tempels, und wo man hinsah, erblickte man aufgehäufte Menschenköpfe, theils auf der Erde, theils in pyramidenförmiger Gestalt. Die Art, wie man die zum Opfer der Götter bestimmten Unglücklichen hinrichtete, war folgende. Man stellte sie in eine lange Reihe, von einer Wache begleitet, hierauf stieg ein Priester vom Tempel herab, in seinen Armen trug er ein Götzenbild aus Mehl bereitet, und er selbst hatte allemal einen feyerlichen Anzug. Indem er den Gefangenen den Götzen vorgezeiget hatte, führte man die Schlachtopfer zum Tempel, und einige hielten dem Opfer die Hände und Füße, andere den Mund zu, andere schnitten ihm den Leib auf, um das Herz aus dem

Leibe zu reissen, welches die ehrenvolleste Handlung für den, der sie vollzog, war.

Auch feyerten sie ihren Götzen zu Ehren Feste, und das vornehmste, welches dem Vitzilipuztli gewidmet war, fiel im Maymonat. Man machte einen Götzen aus Teig, schmückte ihn prächtig, trug ihn in Prozession herum, und besonders hatten die jungen Mädchen dabey die meiste Ehre und die meisten Verrichtungen. Außer diesem hatten sie noch andere, als z. B. alle vier Jahr ein Ablaßfest, und alle Jahr ein Fest der Kaufleute. Nebst den sechs Priestern an dem großen Tempel, welche ihr Amt an ihre Kinder vererbten, hatte jeder Tempel und jeder Theil der Stadt seine eigenen Priester, welche zu diesem Amt entweder durch die Wahl berufen wurden, oder sich durch eine Gelübde von Jugend auf dazu widmeten. Ihre Verrichtung war, daß sie vor den Göttern räucherten: dieß geschah des Tages viermal, wobey allemal im Tempel laute Musik erscholl. Man sagt zwar, daß die Priester sich dabey allerhand Bußübungen unterzogen hätten, als nämlich das Peitschen des Leibes bis aufs Blut; allein da sie diese Bußübung nur allemal an einem geheimen Orte verrichteten, wobey sie keine Zeugen hatten, so weiß man nicht, ob sie diese Ceremonie nicht lieber an ihren abergläubischen Anhängern, als an sich selbst, ausüben sahen. Sie hatten auch zu Mexiko in der Hauptstadt zwey große Klöster, eins für Mädchen, das andere für Knaben vom zwölften bis dreyzehnten Jahre, welche besonders dem Dienst des Tempels gewidmet wurden.

Ueberhaupt mischten sich die Priester in alles, auch was außer ihrem Dienste lag. Zu ihrem Dienste aber gehörte auch noch die Besorgung, wie die Verstorbenen begraben werden sollten, welches aber

nicht

nicht auf einerley Weise, sondern allemal nach dem Range oder Vermögen geschah. Einige ließen sich auf die Gebirge begraben, andere in ihre Gärten, noch andere wurden verbrannt, und die Asche in den Tempel gesetzt. War der Verstorbene ein Cacique, so wurden wenigstens zwanzig Menschen im Augenblick ums Leben gebracht, wenigstens seine Leibeigenen, oder seine Bedienten, weil man glaubte, er müsse in jener Welt auch Bedienungen haben. Starb der Kaiser, dann waren die Zubereitungen zum Begräbnisse außerordentlich. Man gab ihm einen sehr kostbaren Stein in den Mund, breitete kostbare Decken über ihn, ohne die andern Kostbarkeiten zu gedenken, die sie ihm mit gaben. Erst wurde der Oberhofbeamte, welcher die Sorge für die Lampen und das Räucherwerk im Pallast gehabt hatte, geopfert, damit der Monarch seine Reise nicht im Finstern verrichten sollte. Hierauf wurde die Leiche mit allem Schmuck auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt, die Anwesenden warfen gleichfalls ihre Kostbarkeiten hinein, und dann folgte die Anzahl der Schlachtopfer, die, um es recht feyerlich zu machen, wenigstens zweyhundert betragen mußten, denen man das Herz aus dem Leibe riß, es ins Feuer warf, ihre Körper aber wurden begraben. Endlich wurde die Asche gesammlet, und die Priester trugen sie auf einen Berg zu der Anzahl seiner Vorgänger. Gegenwärtig hat auch die Religion eine andere Gestalt angenommen. Die Priester, Mönche und Nonnen von allerley Arten machen den fünften Theil aller Weißen aus. Sie sind aber zu unwissend, als daß sie durch ihre Predigten unterrichteten, oder durch ihr Beyspiel besserten. Der vornehmste Theil ihres Unterrichts bestehet in theatralischen Vorstellungen der evangelischen Geschichte in ihren sehr schönen Kirchen, die mit Musik und lustigen Liedern begleitet

werben. Doch hat das Volk auch seine bestimmte Zeit der sogenannten Bußtage.

Nach dem, was wir bereits über das mexikanische Reich und seinen ältesten Zustand gesagt haben, wird bey unsern Lesern wahrscheinlich die Frage entstanden seyn: „was ist aber Mexiko unter der spanischen Herrschaft geworden? Zu welchem Grade der Vollkommenheit hat es sich empor geschwungen, und was hat es für Vortheile von seiner Unterjochung?“

Wir haben schon oben gesagt, die Spanier waren nicht sobald Herren dieser reichen Gegend, als sie sich alle Mühe gaben, den Boden tragbar zu machen und Städte zu erbauen. Ingleichen wurde bey den Feldern eine andere Einrichtung gemacht, denn diese wurden meistentheils unter die Eroberer zur Belohnung gegeben. Die Ausdehnung dieser Kronbesitzungen, die nur für zwey oder drey auf einander folgende Geschlechter zugestanden wurden, stand mit dem Stand und der Gunst im Verhältniß. Man verband damit eine größere oder geringere Anzahl von Mexikanern als Knechte. Cortez hatte deren 23000 in den Provinzen Mexiko, Tlaskala, Mechoacan und Oaxaca, und zwar mit dem Vorrecht, daß sie seiner Familie stets verbleiben sollten; und die Unterdrückung muß in diesen Erdbesitzungen nicht so groß gewesen seyn, als in dem übrigen Reiche, da man im Jahr 1746 daselbst noch 15940 Indier, 1800 Spanier, Metis oder Mulatten und schwarze Sclaven zusammen gegen 1600 zählte.

Man glaubt gemeiniglich, daß sich die ersten Eroberer ein Spiel daraus gemacht haben, die Indianer zu ermorden, und daß die Priester sie zu dieser Grausamkeit reitzten. Ohne Zweifel wurde von den Soldaten oft Blut, selbst ohne scheinbaren Beweggrund ver-

vergossen; ohne Zweifel widersetzten sich ihre schwärmerischen Missionarien diesen Barbaren nicht so, wie sie sollten: gleichwohl aber war dieß nicht die rechte Quelle, oder der Grund von der Entvölkerung von Mexiko. Sie war vielmehr das Werk einer langsamen Tyranney und des Geitzes, der von seinen unglücklichen Einwohnern eine härtere Arbeit forderte, als ihr Temperament, ja selbst ihr Klima verlangt. Die heutigen Mexikaner sind nicht so unglücklich, als man vielleicht glaubt. Unsere Früchte, unser Korn und unsre vierfüßigen Thiere haben ihre Nahrung gesunder, angenehmer, auch reichlicher gemacht. Ihre Häuser sind besser gebaut, besser eingerichtet und besser mit Hausrath versehen. Schuhe, Unterhosen, ein Hemde, ein baumwollener Rock, ein Kreutz und ein Huth, oft auch noch mehr, machen jetzt ihre Kleidung aus. Man hat sie gelehrt, haushältiger und arbeitsamer zu seyn. Freylich ist dieser Wohlstand nicht ganz allgemein; ja, er ist in der Nachbarschaft der Bergwerke, der Städte und der großen Straßen, wo die Tyranney selten einschläft, nur sehr selten: aber man findet gewiß auch Gegenden in Mexiko, wo die Einwohner den Unterschied ihrer jetzigen Lebensart gewiß um nichts mit der Lebensart ihrer Väter vertauschen würden.

Es unterscheiden sich z. B. die Einwohner der Provinz Chiapa sehr merklich vor allen übrigen; denn sie übertreffen ihre Landesleute nicht sowohl an Leibesgröße, sondern auch an Geistesstärke; auch ihre Sprache hat eine besondere Lieblichkeit. Ihr Gebiet ist, ohne besondern natürlichen Vorzug zu besitzen, viel reicher an allen Arten von Produkten. Sie sind Mahler, Tonkünstler und zu allen Künsten geschickt; kurz, man kann hieraus den sichern Schluß machen, daß die Mexikaner zu allem Guten und

Nützlichen fähig sind, wenn sie nur das Glück gehabt hätten, unter die Herrschaft eines Eroberers zu kommen, der Mäßigung und Kenntniß genug gehabt hätte, um die Fesseln ihrer Knechtschaft nachzulassen, anstatt sie enger zusammen zu schmieden.

Die Beschäftigungen dieses Volkes sind sehr mannichfaltig. Die verständigsten und wohlhabensten legen sich auf die im ganzen Reiche zerstreueten Manufakturen der ersten Nothwendigkeit. Einige, die das Glück nicht zu vornehmen Verrichtungen berufen, leben von der Viehzucht, und man hat oben gehört, wie arm sie zu der Zeit der Entdeckung gewesen sind. Man zählt das Hornvieh zu Tausenden, dessen Häute ein beträchtlicher Gegenstand der Ausfuhre geworden sind; kurz, alles hat sich vermehret und die Vortheile des Lebens näher gerückt. Der Weinstock und Oelbaum haben eben die Abnahme erfahren. Ihre Pflanzung war anfangs in der Absicht, den Waaren des Mutterlandes einen Weg zum Absatz zu lassen, verboten gewesen. Man ertheilte aber im Jahr 1706 den Jesuiten, und bald hernach dem Marquis del Valle, Kortezens Abkömmling, die Erlaubniß, sie zu bauen; zwar sind die Versuche nicht glücklich gewesen, und in der Folge hat niemand neue Mühe anwenden wollen. Die Baumwolle, der Zucker, die Seide, der Cacao, der Tabak, das europäische Korn, kommen alle vortrefflich fort, und man wird zu der dazu erforderlichen Arbeit durch das Glück aufgemuntert, welches die Spanier gehabt, Eisenbergwerke zu entdecken, die den Mexikanern gänzlich unbekannt waren, und Bergwerke, deren Kupfer hart genug ist, um zum Ackerbau zu dienen. Indessen sind alle diese Gegenstände nur auf den innern Umlauf eingeschränkt, und nur die Vanille, Indigo und Cochenille kommen

mit

mit in den merikanischen Handel außerhalb ihres Landes.

Man sagt, daß die merikanischen Münzen jährlich ungefähr fünf und sechzig Millionen Livres ausmachen, wovon der sechste Theil in Golde, das übrige in Silber gepräget wird. Die Hälfte davon geht nach Europa, der sechste Theil nach Ostindien, ein Zwölftheil nach den spanischen Inseln; das übrige bleibt entweder im Lande, oder zertheilt sich an andere Kolonien, und dienet zu dem Handel und zur Bezahlung der Auflagen, die sehr beträchtlich sind. Alle Auflagen an Kopfgeld, von verkauften Gütern, der Zehnte u. s. w., wurden stets geduldiger ertragen, als die Unterdrückung auf Salz in den letztern Zeiten, die auch zugleich den Tabak mit betraf. Alle Völker, die ihre Uebel ohne Murren erduldeten, wurden durch diese Neuerungen aufgebracht. Die eine schien ihnen dem Naturrecht so sehr entgegengesetzt zu seyn, und die andere lief einer ihrer lebhaftesten Neigungen so sehr zuwider, daß sie, obgleich von weitem her zum Joch gewöhnt, sich aufgelehnt haben. Das grausame Betragen der Pachter hatte das Mißvergnügen sehr vergrößert. Es erscholl von einem Ende des Reiches bis an das andre; Mäßigungsmittel haben jedennoch das Uebel nicht aus dem Grunde geheilt, sondern die Gemüther sind beständig in einer solchen Gährung geblieben, die das Hauptland schwerlich ohne einige Aufopferung stillen wird. Eine der angenehmsten für seine Kolonien würde die vom Stempelpapier seyn, zu der sie sich am wenigsten verbunden fühlen.

Die Quelle liegt in den Finanzen, welche ein Raub einer Menge überall zerstreuter Gevollmächtigten sind, ingleichen in den der Corregidors, welche die Provinzen zu verwalten haben; in den der Befehlshabern

der Festungen, dreyer Obern unter dem Namen Audiencia bekannte Justizkollegien; derer, die völlige Gewalt haben; oder Subalternen, die das Vertrauen der vornehmsten Bedienten gewinnen. Ein Theil dieses Raubguts geht nach Europa; der andere dient dem Stolz, der Faulheit, dem Luxus, der Ausgelassenheit einer kleinen Anzahl Städte in Mexiko, und insbesondere seiner Hauptstadt, zur Nahrung.

Wäre der Handel mit den andern Theilen von Amerika nicht zu sehr eingeschränkt, so würden die Vortheile ungleich auffallender seyn, denn ihre Verbindung mit dem übrigen Amerika ist größer, als man sich einbildet. Durch das Nordmeer bekommen sie, von Marakaibo und Karakas, Cacao, der weit besser ist als der ihrige, und Negern durch die Havana und Karthagenia, wofür sie Mehl und Silber geben. Weit nützlicher, obgleich nicht beträchtlicher, sind die Verbindungen mit der Südsee. In den ersten Zeiten war es Peru erlaubt, nach Neuspanien jährlich zwey Schiffe zu schicken, deren sämmtliche Ladungen nicht über 1010000 Livres werth seyn durften. Diese Schifffahrt ward kurz nachher auf die Hälfte herabgesetzt. Man schaffte sie im Jahr 1636 gänzlich ab, unter dem Vorwand, daß sie durch den Ueberfluß der ostindischen Waaren, die sie einführte, den Handel des Hauptlandes zu Grunde richtete.

Diejenige Verbindung, welche Mexiko mit Europa unterhält, geschieht durch seine Flotte, welche in dem Hafen von Vera-Cruz-Nueva anlangt, und Mexiko mit europäischen Waaren versiehet. Man fertiget sie alle zwey, drey oder vier Jahre, nach Beschaffenheit der Umstände, von Kadiz ab. Sie besteht gemeiniglich aus funfzehn oder zwanzig Kauffartheyschiffen, die von zwey, oder, wenn die Politik

es erfordert, von einer größern Anzahl Kriegsschiffe bedeckt werden. **Wein, Brannrwein** und **Oel** sind der Theil der Ladung, welcher den größten Raum einnimmt. Die **Gold- und Silberstoffe**, die **Galonen**, Tücher, Leinwand, Seidenwaaren, Spitzen, Hüthe, Kleinodien, Edelsteine und Gewürze machen den reichsten Theil derselben aus.

Die Flotte geht aus Europa im Julius, aufs späteste in den ersten Tagen des Augusts ab, um die Gefahren zu vermeiden, worein sie durch die Heftigkeit der Nordwinde auf der offenbaren See, besonders bey den Ladungen, gerathen würde, wenn sie in einer andern Jahreszeit abgienge. Sie nimmt im Vorbeygehen zu Porto-Succo Erfrischungen ein, begiebt sich nach Vera-Cruz, und von dort wird ihre Ladung nach Xalapa gebracht. In dieser, zwölf Meilen vom Hafen, rückwärts an einem Berge liegenden Stadt wird eine Messe gehalten, welche die Gesetze auf sechs Monate einschränkt, zuweilen auch verlängert wird. Das Verhältniß der Metalle gegen die Waaren bestimmt den Gewinn oder Verlust beym Umsatz. Ist einer von diesen Gegenständen häufiger als der andere, so entsteht daraus großer Schade für den Kaufmann und Verkäufer. Vormals wurde der königliche Schatz aus der Hauptstadt nach Vera-Cruz geschickt, um daselbst die Flotte zu erwarten. Seitdem dieser Schlüssel der neuen Welt im Jahr 1683 durch Seeräuber geplündert worden ist; seitdem erwartet er die Ankunft der Schiffe, und bleibt zu los Angelos, welches fünf und dreyßig Meilen davon entfernt ist. Sind die Geschäfte geendiget, so bringt man das **Gold, Silber**, die **Cochenille**, das **Leder**, die **Vanille**, das **Kampescheholz**, und einige andere weniger erhebliche Gegenstände, die Mexiko liefert, an Bord. Die Flotte

nimmt

nimmt alsdann den Weg nach der Havana, wo sich einige nach verschiedenen Häfen abgefertigte Registerschiffe mit ihr vereinigen, und alsdann geht sie durch den Kanal von Bahama nach Kadiz.

In der Zwischenzeit von einer Flotte zur andern läßt der spanische Hof zwey Kriegsschiffe auslaufen, die man Azogues nennt, um das zur Bearbeitung der merikanischen Bergwerke erforderliche Queckſilber nach Vera-Cruz zu bringen; man zog es ursprünglich aus Peru. Die Uebersendungen waren so ungewiß, so langsam, so oft mit Unterschleifen begleitet, daß es im Jahr 1734 für zuträglicher gehalten wurde, sie aus Europa selbst zu veranstalten. Die Azogues, denen man zuweilen zwey oder drey Kauffartheyschiffe zugiebt, die nur spanische Früchte führen können, nehmen den Preiß der seit dem Abgang der Flotte verkauften Waaren, oder das Produkt derer, die auf Credit gegeben worden, zur Rückfracht ein. Im Jahr 1782 wurde in den öffentlichen Blättern berichtet, Spanien negotiirte zu Lissabon ein Anlehen von vierzig Millionen Crusaden gegen Zwölf vom Hundert Zins. Diese Summe soll von verschiedenen Einkünften aus Meriko abgetragen werden, und die portugiesischen Schiffe können in Zukunft sich unter ihrer eigenen Flagge nach Vera-Cruz begeben und daselbst Silberstangen hohlen, bis das Geborgte bezahlt ist.

Die Gründe, weshalb Meriko zu keinem beträchtlichen Wohlstand empor gekommen ist, sind unter andern wohl diese. Die Trägheit der Völker ist eine der vorzüglichsten Ursachen, die den Wohlstand dieser berühmten Gegend aufgehalten hat; doch ist sie nicht die einzige, auch die Schwierigkeit der Communication muß zu dieser Trägheit hinzugesetzt werden. Der Umlauf wird durch alle die Beschränkungen,

kungen, die eine ungerechte und strenge Verwaltung hat ersinnen können, aufgehalten. Es giebt aufs höchste zwey Flüsse, die schwache Kähne tragen können, und keiner derselben hat diese nützliche Eigenschaft zu allen Jahrszeiten. Man sieht keine Spur von einer Straße, außer bey großen Städten, sonst muß man überall die Lebensbedürfnisse fahren, oder die Waaren auf Mauleseln mit führen. In den meisten Provinzen bestimmt die Polizey, was der Reisende für die Herberge, die Pferde, die Wegweiser und für die Leibesnahrung bezahlen muß. Indessen steht zu erwarten, daß, wenn der Hof von Madrid fortfährt, das auszuführen, was er sich vorgesetzt hat; so kann Mexiko mit der Zeit seinem Wohlstande immer näher gebracht werden, ob es gleich sehr langsame Schritte sind, die zu diesem Zwecke führen.

Einzelne Statthalterschaften.

Nach dem, was wir über den politischen Zustand dieses Reiches kürzlich, aber doch hinlänglich, angeführt haben, eilen wir, nun auch unsern Lesern die Uebersicht der geographischen Lage darzulegen, so viel als die noch sehr mangelhaften Nachrichten Stoff darzu anbieten.

Die Spanier haben dieses Land in drey Statthalterschaften abgetheilet, welche sie **Audiencias** oder **Governations** nennen. Alle diese begreifen zwey und zwanzig Landschaften oder Bezirke unter sich, stehen aber alle unter einem einzigen Unterkönige. **Mexiko** ist die erste Statthalterschaft, sie liegt zwischen den übrigen beyden, und begreift sieben Bezirke in sich, nämlich Mexiko, alsdann Mechoacan, Panuco, Tlascala, Guaxaca, Tabasco, Jucatan. Die zweyte Statthalterschaft **Guadalajara** liegt nordwestlich von Mexiko, und begreift ebenfalls sieben Bezirke in sich, als Guadalajara, Loszacatecas,

Nueva-

Nueva-Biscaja oder Neubiscaja, Cinaola, Culiacan, Chiametlan, Xalisco oder Neugallizien. Die dritte Statthalterschaft heißt **Guatimala**, und liegt südöstlich von Mexiko; sie begreift acht Bezirke, als Soconusco, Chiapa, Vera Paz, Guatimala, Honduras oder Hibueras, Nicaragua, Costarica und Veragua.

1) Die Statthalterschaft Mexiko.

Man würde die Statthalterschaft Mexiko, welche aus mancherley Ursachen den ersten Rang einnimmt, nicht hinlänglich beschreiben, wenn man nicht die Beschreibung und den Abriß des berufenen Sees, welcher den hauptsächlichsten Thaten des Cortez gleichsam zur Wahlstatt diente, zu Hülfe nehmen könnte. Er liegt in dem östlichen Theile eines beynahe ganz flachen Thales, dessen Länge vom Mittag gegen Mitternacht vierzehn, die Breite sieben und der Umfang etwa vierzig spanische Meilen betragen soll. Dem Gebirge, welches diesen See umgiebt, legt man eine Höhe von mehr als hunderttausend Schuhen bey; der See selbst bestehet aus zwey Hälften, welche durch einen sehr schmalen Raum von einander getrennet sind. Die erste Hälfte hat süßes und ruhiges, dabey sehr fischreiches, Wasser, das höher steht als das Wasser des zweyten Sees, sich auch darein ergießt; die zweyte Hälfte hat gesalzenes Wasser und gar keine Fische, ist auch sehr gewaltsamen Bewegungen unterworfen. Alle beyde zusammen haben ungefähr sieben Meilen in die Länge und eben so viel in die Breite, obgleich diese Maaße, wegen der unordentlichen Gestalt des Sees, mancherley Veränderungen leiden. Die Ursachen der seltsamen Beschaffenheit dieses Sees haben noch nicht hinlänglich erforscht werden können. Einige behaupten, es habe sowohl das süße als das gesalzene Wasser einerley Quelle, welche aus einem großen, hohen, südwestlich von Mexiko gele-

gelegenen, Gebirge entspringt; und daß ein Theil des Sees gesalzen sey, komme bloß von dem vielen auf dem Grunde befindlichen Salze her. Es ist auch gewiß, daß von diesem Wasser alle Tage Salz gemacht, und nicht nur die ganze Landschaft damit versorgt, sondern auch alle Jahre eine große Menge davon in die philippinischen Eylande verschickt wird. Andere geben dem See zwey Quellen, eine süße und eine gesalzene; doch kann man von keiner Muthmassung die wahre Ursache angeben; genug, er ist in seiner Art einzig, und war ehedem, wegen seiner Ueberschwemmungen, durch das vom Gebirge herabschiessende Wasser nicht nur der Hauptstadt, sondern auch allen an seinem Ufer gelegenen Städten nachtheilig, weshalb die alten Könige mit unglaublichem Aufwande und Arbeit Dämme erbaueten, die diesem Uebel Einhalt thaten. Man hat von Zeit zu Zeit Pläne und auch oft den Anfang gemacht, diesen See abzuleiten, oder um die Hauptstadt auszutrocknen; allein es haben entweder plötzliche Ueberschwemmungen die Arbeit wieder verhindert, oder man dachte, es werde in der Folge nicht so gefährlich seyn als gegenwärtig, und so ist es stets beym guten Willen geblieben; so wie es jetzt ebenfalls der Entwurf des Hofes ist, den großen See, der Mexiko umgiebt, auszutrocknen: es scheint beschlossen zu seyn, und der Anschlag, den neuen Entwurf glücklich auszuführen, ist von Kunstverständigen auf 8,100000 Livres gemacht worden.

Mexiko, das bey den Indianern Tenuchtitlan hieß, gleichwie die dazu gehörige Landschaft Chemistitan, liegt an dem nördlichen Ufer des gesalzenen Sees, doch so, daß die ganze Stadt, sowohl wegen ihrer Größe als wegen der Menge ihrer Kanäle, ungefähr auf gleiche Weise in den See gebauet zu seyn scheinet, wie etwa Venedig ins Meer. Die Benen- Mexiko.

nung

nung Meriko, welches so viel als Wasserquelle anzeiget, und der Stadt von den Spaniern beygelegt wurde, kam eigentlich nur einer Hälfte derselbigen zu, da hingegen die andere Hälfte Tlateluco, d. h. Insel, genannt wurde. Einige leiten die Benennung dieser Stadt von ihrem ersten Erbauer her, andere von der mexikanischen Benennung der Cochenille; noch andere wollen, Meriko sey ursprünglich der Name der ganzen Stadt gewesen, nachher aber nur einer Hälfte derselben beygelegt worden. Meriko, das einige Zeit zweifeln konnte, ob die Spanier wirklich bloß, um zu erobern, gekommen wären, sah sich durch die grausamen Kriege, deren Schauplatz hier war, fast gänzlich zerstört. Cortez säumte nicht, es wieder aufzubauen, und vieles ist größer und schöner geworden, ob man gleich seltsame Beschreibungen von dem ehemaligen Zustande macht.

Wenn man den Spaniern Glauben beymessen darf, so war Meriko, dessen sie sich nach einem drittehalb monatlichen lebhaften und ordentlichen Angriffe, mit Hülfe von sechzig- oder hunderttausend Indianern und durch die Stärke ihrer Kriegszucht, ihrer Waffen und ihrer Schiffe, bemeistert hatten, eine prächtige Stadt. Seine Mauern schlossen 30000 Häuser, eine unermeßliche Volksmenge und schöne Gebäude in sich. Der von Marmor und Jaspis erbauete Pallast des Oberhauptes des Staats war unermeßlich groß. Bäder, Springbrunnen und Bildsäulen verschönerten ihn. Er war mit Gemählden angefüllt, die, wenn sie gleich von Federn gemacht waren, doch alle Schönheit und Wahrheit der Mahlerkunst an sich hatten. Die meisten unter den Caziken hatten, wie der Kaiser, Thiergärten, wo alle Thiere der neuen Welt gesammlet waren. Ihre Gärten waren mit Pflanzen von allerley Gattungen

besetzt.

besetzt. Alles, was der Boden und Himmelsstrich Seltenes und Glänzendes hatte, gab bey einem reichen Volke, wo die Natur schön und die Künste unvollkommen waren, einen Gegenstand der Pracht ab. Die Tempel waren in großer Menge und größtentheils prächtig, aber mit Blut gefärbt, und mit den Köpfen der Unglücklichen, die man geopfert hatte, ausgezieret. Eine der größten Schönheiten dieser bezaubernden Stadt war ein Platz, wo sich gewöhnlich mehr als hunderttausend Menschen befanden, der mit Zelten und Waarengewölben bedeckt war, wo die Kaufleute alle Schätze des Landes und der Geschicklichkeit der Mexikaner vor Augen legten. Vögel von allen Farben, glänzendes Muschelwerk, Blumen ohne Zahl, Schmelzwerk und Goldarbeiten machten diesen Markt zu einem schönern und glänzendern Anblick, als die reichsten Messen in Europa kaum haben können.

Unaufhörlich giengen zehntausend Boote vom Ufer nach der Stadt, und von der Stadt an das Ufer. An dem See lagen über funfzig Städte und eine Menge Dörfer und Flecken. Die Stadt erhebt sich aus der Mitte eines großen Sees, dessen Ufer glückliche Anlagen haben, welche sogar reitzend seyn würden, wenn die Kunst der Natur etwas zu Hülfe kommen wollte. Auf demselben See erblickt das Auge mit Verwunderung und Vergnügen schwimmende Inseln. Es sind Flösse, die aus Schilfrohr geflochten und stark genug sind, Erdenbette und selbst leicht gebaute Wohnungen zu trägen. Einige Indianer halten sich da auf und pflanzen auch Gemüß im Ueberfluß. Diese sonderbaren Gärten bleiben nicht immer an demselben Platz, sie verändern ihre Lage, so oft ihre Besitzer es für gut befinden. Breite und auf Grundpfähle gebaute Dämme führen zur

Stadt, und durch fünf oder sechs Kanäle bringt man alle Landeserzeugnisse bis mitten in die Stadt und ihre schönsten Quartiere. Ein gesundes Wasser, das man von einem nur fünf- bis sechshundert Klaftern entfernten Berge herleitet, wird in alle Häuser, und selbst in ihre verschiedene Stockwerke, durch sehr große Wasserleitungen ausgetheilet. Die Luft, die man hier athmet, ist sehr gemäßigt. Die Straßen sind breit, gerade und durchschneiden sich rechtwinklicht. Die Häuser darin sind ziemlich geräumig, doch ohne Auszierungen und Bequemlichkeiten. Keines der öffentlichen Gebäude, die man den Reisenden mit vieler Prahlerey zeigt, erinnert den Geist an die schönen Tage der Baukunst. Nicht alle Einwohner sind reich, aber mehrere sind es vielleicht mehr, als an irgend einem Orte unserer Erde. Die so sehr schnell aufgehäuften Reichthümer hatten bald einen bemerkenswerthen Einfluß. Was an andern Orten aus Eisen und Kupfer bereitet wird, war da größtentheils von Gold und Silber. Diese glänzenden Metalle wurden, wie auch Perlen und Edelsteine, zum Schmuck der Bedienten, der Pferde, der allergemeinsten und zum schlechtesten Gebrauch bestimmten Geräthschaften verwendet. Die Sitten, die immer dem Lauf der Ueppigkeit folgen, stimmten sich gleichfalls nach dem Ton dieser romanhaften Pracht. Das weibliche Geschlecht wurde in ihren Pallästen durch Sclaven zu tausenden bedient, und zeigten sich öffentlich nicht anders, als unter einer Begleitung, die bey uns nur Königen zukommt. Das männliche Geschlecht vermehrte diese Verschwendungen durch noch größere Verschwendungen für die Negerinnen, die sie öffentlich neben ihren rechtmäßigen Frauen ernährten. Diese mehr als unvernünftige Pracht überstieg bey den geringsten Festen alle Schranken; der allgemeine Stolz war da allemal in Bewegung gesetzt,

setzt, und jeder verschwendete desto mehr, um den seinigen zu rechtfertigen. Verbrechen, die nothwendig wurden, um diese Rasereyen auszuhalten, waren schon im voraus erlaubt: der Aberglaube erklärte jeden, der der Kirche viel schenkte, für heilig und gerecht. Alles nahm das Gepräge einer bis dahin auf beyden Halbkugeln unbekannten Prahlerey an. Die Bürger begnügten sich nicht mehr mit einer ordentlichen Wohnung auf breiten und nach der Schnur angelegten Straßen, größtentheils mußte man Palläste haben, die wenigstens ihrem Geschmacke nach schön waren. Man vermehrte die öffentlichen Gebäude, die öffentlichen Plätze hatten aber alle einen übel gewählten Geschmack. Unter den fünf und funfzig Klöstern, die eine erbarmungswürdige Leichtgläubigkeit gestiftet hatte, sieht man sehr wenig, die nicht durch Baufehler mißfielen. Den unzähligen Tempeln, in denen die Schätze der ganzen Erdkugel aufgehäuft zu seyn schienen, fehlte doch das Eigentliche, nämlich die Würde eines solches Gebäudes. Unter der Menge von Pallästen und Seltenheiten waren nur zwey Denkmahle würdig, die Aufmerksamkeit eines Reisenden an sich zu ziehen. Das eine ist der Pallast des Viceköniges, in welchem sich auch die Staatskollegien versammeln, wo man münzet, und der die Niederlage des Queckfilbers ist. Ein Volk, das der Hunger zur Verzweiflung brachte, verbrannte ihn im Jahr 1692; man hat ihn aber nach einem bessern Entwurfe wieder aufgebauet. Es ist ein Viereck, welches vier Thürme, eine Länge von 750 und eine Breite von 690 Schuh hat. Die 1573 zu bauen angefangene und 1667 vollendete Domkirche würde auch den besten Künstlern Ehre machen; ihre Länge ist vierhundert und ihre Breite 195 Schuhe, ihre Erbauungskosten sollen gegen 9,460800 Livres gekostet haben. Es ist schon vorhin erwähnt worden,

daß Mexiko durch häufige Ueberschwemmungen beunruhiget worden ist, und daß zu verschiedenen Malen Versuche angestellt wurden, durch Anlegung neuer Kanäle diesem Uebel Einhalt zu thun. Der durch die verschiedenen Meinungen und dabey verursachten Unruhen ermüdete Hof beschloß dahero im J. 1631, daß Mexiko verlassen und anders wo eine neue Hauptstadt erbaut werden sollte; allein es blieb, wie bey jeder Unternehmung, nur beym Wollen, und es giengen mehr denn hundert Jahr dahin, ohne daß die Regierung im Ernst daran dachte, den Unglücksfällen der Unterthanen einen Ausweg zu verschaffen. Endlich fieng man damit an, daß man im Jahr 1763 einen Berg abtrug, das heißt, wo man sich begnügte, bloß einige Aushöhlungen zu machen, und seitdem haben die Gewässer alle den Ablauf bekommen, den die öffentliche Sicherheit verlangen konnte. Allein Mexiko bleibt allezeit der Wuth des Wassers ausgesetzt, und die Furcht vor Ueberschwemmungen hat seine Bevölkerung sehr vermindert. Die meisten Geschichtschreiber versichern, daß sie vormals über 200000 Seelen stark gewesen und jetzt bis auf 50000 herabgesunken sey. Die Einwohner sind Spanier, Mestizen, Indianer, Neger, Mulatten, und so viel verschiedene Geschlechter, vom Weißen bis zum Schwarzen, machen unter dem Volke eine wunderliche Vermischung der Gesichter und Farben.

Wir übergehen die große Anzahl von Klöstern, Kirchen und andern Gebäuden, ingleichen die Pracht und den Aufwand, welchen die Reichen durch ihren Anzug und in der Menge ihrer Sclaven täglich bezeigen; fügen aber noch zu der Beschreibung der Hauptstadt hinzu, daß der König dem Unterkönige gewöhnlich für die ganze Zeit seiner Regierung, die meist auf fünf Jahr gesetzt ist, hunderttausend Du-

caten

caten von seinen Einkünften zur Besoldung anweiset. Allein die meisten erhalten bey dem indischen Staatsrathe, durch wichtige Geschenke, eine Verlängerung ihres Amtes bis auf zehn Jahr. Da es ihnen nun frey stehet, an der Handlung Theil zu nehmen, so fehlt es ihnen nicht an Gelegenheit, große Schätze zu erwerben, zu geschweigen, daß sie die Unterstatthalter in den Städten und Landflecken einsetzen, und für die Ertheilung dieser Aemter, oder auch dafür, daß sie ernannte Personen nach verstrichener Zeit noch länger beym Amte lassen, nicht geringe Summen erhalten. Diese Gewalt ist zwar nicht uneingeschränkt, sondern es hat die Regierungskammer, welche aus zween Präsidenten, sechs Beysitzern und einem Fiscal besteht, die Macht, sich gegen alles, was wider die Gesetze und das gemeine Beste läuft, zu setzen; allein da das eigene Beste dieser Beamten zugleich erfordert, ihrem Oberhaupte keinen Verdruß zu machen, so gebrauchen sie ihre Gewalt zu weiter nichts, als daß sie nebst demselben alle bürgerliche und peinliche Fälle abthun.

Die Landschaft Mexiko begreift nun noch viele andere Städte in sich, welche gemeiniglich ihre vor der Eroberung gewöhnlichen Namen noch immer tragen, und besonders geschiehet dieses bey denen am See gelegenen. Anstatt aber daß sie heutiges Tages volkreicher und blühender als zu derselben Zeit seyn sollten, hat vielmehr die allzu schwere Arbeit, dazu man die Indianer zwang, ihre Anzahl ungemein vermindert, folglich diese Städte zu einer Wüste gemacht, und die allerbesten gleichen etwa einem guten Flecken, der kaum so viel Einwohner, als der Anbau des daran stoßenden Landes erfordert, aufweisen kann. In Tezcuco z. B., welches ehemals Tezcuco. groß und in einem blühenden Zustande war, wohnen

jetzt etwa hundert Spanier und dreyhundert Indianer, und ihr Reichthum kommt von dem Verkaufe des Obstes und Gemüße, welches sie täglich nach
Tacuba. Mexiko schaffen. Eben so ist Tacuba weiter
Piedad. nichts mehr als ein gutes Dorf, und Piedad ebenfalls. Die Spanier haben es an dem neu angelegten gleichnamigen Damme sehr ordentlich angelegt, und nachher hat die Andacht der Mexikaner gegen ein daselbst befindliches Gnadenbild U. L. Frau, dem sie unaufhörlich opfern, zu seiner Aufnahme vieles
Toluco. beygetragen. Der Flecken Toluco liegt gegen Mittag, und treibt starken Handel mit Schinken und ein-
Escapuzalco. gesalzenem Schweinfleische. Escapuzalco ist zwar wegen des Pallastes seiner ehemaligen Caciquen noch berühmt, übrigens aber nur ein Dorf, welches noch schlechter seyn würde, wenn nicht das daselbst stehende Dominicanerkloster den Einwohnern einige Nahrung verschaffte. Kurz, es sind unter dreyßig Städten, Flecken und Dörfern, die man jetzt noch am See antrifft, kaum sechs, wo man über sechshundert Häuser findet.

Zu dieser Landschaft rechnen noch alle Reisenden
Acapulco. den berühmten Hafen Acapulco, ungeachtet er achtzig französische Meilen weit von der Hauptstadt und an dem Ufer des Südmeers, das ist, etwa so weit als der Hafen Vera Cruz von Mexiko, liegt. Die Ursache, so man angiebt, ist keine andere, als weil er durch die jährlich aus den philippinischen Inseln und aus Peru ankommenden Schiffe alle Schätze, welche Ostindien und das südliche Amerika liefern kann, empfängt, folglich den allerwichtigsten Platz in ganz Neuspanien vorstellt, und daher dem dasigen Unterkönige billig unmittelbar unterworfen seyn muß. Von der Stadt aber sagt man, sie gleiche mehr einem Dorfe, als dem Hauptmarkte am ganzen Südmeer

meer und der Niederlage aller chinesischen Waaren. Die Häuser sind schlecht, nur von Holz, Leimen und Stroh zusammengesetzt. Der Ort liegt am Fuße eines sehr hohen Gebirges, das ihn zwar an der Morgenseite deckt, dagegen aber vom Wintermonate bis in den May große Krankheiten unter den Einwohnern verursachet. Die Hitze soll im Januar eben so groß seyn, als in Europa zur Zeit der Hundstage, aus Ursache, weil es nicht nur in diesen Monaten nicht regnet, sondern auch in den übrigen des Jahres nicht so viel Regen, als zum Abkühlen der Luft nöthig ist, fällt; dieses und der schlechte Boden machen daher auch alle Lebensmittel, die von weitem her in die Stadt gebracht werden müssen, sehr theuer. Die Stadt wird bloß von Schwarzen und Mulatten bewohnt, und nur sehr selten sieht man aus dem Lande selbst geborne olivenfarbige Leute daselbst. Die spanischen Kaufleute begeben sich anders wohin, sobald die Handlung mit den philippinischen und peruvianischen Schiffen zu Ende gehet; ein gleiches thun auch alle königliche Beamten, ja der Befehlshaber des Schlosses selbst.

Das Beste ist der Hafen, er wird von einem Schlosse beschützt, das vierzig Kanonen und sechzig Mann zur Besatzung hat. Es trägt dieser Ort dem dasigen Statthalter, welcher zugleich dem Amte eines Alcaldemajors vorstehet, alle Jahre zwanzigtausend Piaster ein, und seinen vornehmsten Beamten fast eben so viel. Weil jährlich an diesem Orte für viele Millionen Piaster Waaren umgesetzt werden, so gewinnt jeder, er treibe was für Handlung er wolle, sehr viel. Ungeachtet der Unfruchtbarkeit des benachbarten Gebirges giebt es doch Hirsche, Kaninchen und viele andere Thiere in großer Menge, sonderlich Papageyen, wilde Enten und Turteltauben,

die etwas kleiner als die unsrigen sind, gefärbte Flügelspitzen haben, und ohne Scheu in die Häuser der Einwohner kommen.

Die neuen Nachrichten melden, in Mexiko habe am achten April 1787 ein allgemeines, gewaltiges Erdbeben geherrscht, wodurch besonders die Stadt Oaxaca sehr gelitten hat, indem sie fast ganz zum Steinhaufen geworden ist. Die Hauptstadt Mexiko ist noch ziemlich verschont geblieben, und das Südmeer, das von diesem Tage ganz außer Gleichgewichte war, und bald weit von den Gestaden sich entfernte, bald wieder mit ungeheuern Wogen ins Land stürzte, hat, so viel man weiß, noch keine Oerter verschlungen, wie man es von Acapulco und mehrern Städten befürchten mußte. Die südöstliche Richtung des Erdbebens läßt übrigens vermuthen, daß der Feuerberg bey Neuguatimala, der seit einiger Zeit keine gehörige Oeffnung hatte, die Ursache dieser Erschütterung gewesen ist.

Die Verwüstung, die dieses physische Uebel verursacht hat, macht den dermaligen unglücklichen Zustand der mexikanischen Provinz nur noch trauriger. Der Mißwachs in den drey letzten Jahren und die hartnäckigen epidemischen Krankheiten, welche darauf gefolget sind, und die noch jetzt viele Menschen hinraffen, haben das Land sehr entstellt und entvölkert.

Die zweyte Landschaft der ersten Statthalterschaft liegt Mexiko in Nordosten, hat achtzig Meilen im Umkreise, und wird **Mechoacan** genannt. Sie ist sehr fruchtbar an Seide, Honig, Schwefel, Leder, Indigo, Wolle, Baumwolle, Cacao, Vanille, Obst, Wachs, Silber- und Kupfergruben. Uebrigens findet man hier die besten Künstler in der Federarbeit.

arbeit, welche von allen Reisenden einstimmig bewundert wird. Die Sprache dieser Landschaft ist die zierlichste im ganzen Reiche, gleichwie auch die Einwohner es den andern Indianern sowohl an Wuchs und Stärke, als an Verstand und Geschicklichkeit, zuvor thun. Der Umfang erstreckt sich bis an das Südmeer, indem, ohne die Häfen S. Antonio und S. Yago, welche sehr gesund sind, zu rechnen, noch einige andere zu ihr gehörige Städte, z. B. **Colima** und **Sacatula**, an dem Ufer desselben liegen. Die Hauptstadt hieß ehedem Mechoacan, ist aber von den Spaniern **Valladolid** genannt worden. Es ist ein reiches Bisthum. **Pascuar**, **S. Miguel** und **S. Philippo** sind drey volkreiche und gute Städte, welche mitten im Lande liegen.

Colima. Sacatula. Pascuar. S. Miguel. S. Philippo.

Die dritte Landschaft heißt **Panuco**, sie hat ihren Namen von einer alten indianischen Stadt, welchen sie noch immer beybehält, ungeachtet ihr die Spanier, nachdem sie den Titel einer Hauptstadt des Landes erhalten hat, einen andern, nämlich San Stilvara del Puerto, beygelegt haben. Sie liegt in einer sehr schönen Gegend an einem ebenfalls Panuco benannten Flusse. Dieser stürzt sich nachher in den mexikanischen Seebusen, davon die Stadt einige Meilen weit entfernt ist. **Tampice**, **S. Yago de los Valles**, ingleichen einige andere in der Landschaft befindliche Orte, sind nicht erheblich, wenigstens verdienen sie nicht den Namen der Städte.

Tampice. S. Yago de los Valles.

Die vierte Landschaft **Tlascala**, welches Land sich wegen des Beystandes, den Cortez von den Einwohnern empfieng, in der spanischen Geschichte berühmt gemacht hat, erstreckt sich sehr tief ins Land hinein. Es stößt mit seiner nordöstlichen Seite an den mexikanischen Seebusen, und geht bis nach Mechoacan und bis an das Gebirge, womit die mexi-

kanische See umgeben ist. Die vornehmsten Städte dieses Landes sind **Puebla de los Angelos**, welche der alten Stadt Tlascala den Titel der Hauptstadt weggenommen hat; ferner **Cholula**, Tlascala, Goacocingo, Segura de la Frontera, Tepeaco, Xalappa und Vera Cruz, der beste Hafen von ganz Neuspanien am mexikanischen Seebusen.

Puebla de los Angelos.

Cholula.

Angelos ist, seitdem der bischöfliche Sitz von Tlascala dahin verlegt wurde, zu einer ansehnlichen Stadt erwachsen. Sie liegt fünf und zwanzig Meilen von Mexiko und drey Meilen von Tlascala in einem sehr angenehmen Thale, das etwa zehn Meilen weit von einem sehr hohen und beständig mit Schnee bedeckten Gebirge entfernt ist. Die Gebäude der Stadt sind zwar sämmtlich steinern und geben denen zu Mexiko nichts nach, allein zur Zeit der letztern Nachricht waren ihre Gässen noch sehr schlecht und ohne Pflaster. Der große Marktplatz ist auf drey Seiten mit gleich hohen und bedeckten Gängen, darunter viele kostbare Waaren zum Verkaufe stehen, eingefaßt. Die vierte Seite wird von der Domkirche, welche ein prächtiges Portal und sehr hohe Thürme hat, ausgefüllet. Man kann ihre Güte aus den Einkünften der Geistlichkeit abnehmen, denn der Bischof hat jährlich achtzigtausend Piaster für seine Person; jeder von den zehn Domherren fünftausend, der Archidiaconus und Schatzmeister eben so viel. Ehedem zählte man gegen zehntausend Einwohner; diese Zahl ist aber vermehrt worden, seitdem die Ueberschwemmungen in Mexiko viele Einwohner hierher getrieben haben. Die Luft, so man hier athmet, ist sehr gesund. Man verfertiget Tücher, welche dem segorischen gleich geachtet werden, ingleichen Hüthe und Glas, und die Handlung mit letzterm ist viel einträglicher,

licher, weil man in der ganzen Gegend keine andere Glashütte hat. Das allereinträglichste aber für die Stadt ist ihre Münze, darin die Hälfte von allem Silber aus den Gruben zu Zacatecas, gleichwie die andere Hälfte zu Mexiko vermünzt wird. Der umliegende Boden ist fruchtbar an allerley Getraide, Hülsenfrüchten und an Zuckerrohr.

Tlascala liegt an einem Flusse, der auf dem Berge Atlancatepeque entspringt, den größten Theil dieser Landschaft bewässert, und sich nachher bey Zacatulan in den Meerbusen ergießt. Die indianischen Einwohner der Stadt wurden nach der Eroberung von dem Kaiser Karl V. von allen Abgaben auf immer befreyet; allein, ungeachtet dieses Vortheils, ist der Zustand nichts blühender geworden. Die Stadt hat vier schöne Gassen, einen großen Marktplatz und viele schöne Häuser. Es giebt hier viel Goldarbeiter, Federschmücker und Töpfer, welche sämmtlich Indianer sind. Uebrigens hat jetzt dieser, ehedem so fürchterliche und berühmte, Staat nicht mehr als acht und zwanzig Flecken, darinnen gegen hundert und funfzig tausend Familien wohnen, welche eine Mischung von Spaniern und Indianern sind. Die umliegende Gegend liefert ihnen Getraide und Obst, die Wälder geben, zwischen den höchsten Bäumen, vortreffliches Gras für ihr Vieh. Tlascala.

Guacocingo liegt etwas nördlicher, zwischen Tlascala und dem Gebirge, dadurch diese Landschaft von der mexikanischen abgesondert wird. Der Ort hat gegen fünfhundert Indianer und hundert Spanier zu Einwohnern. Segura de la Frontera wurde, um den Weg zwischen Vera Cruz und Mexiko für die Spanier offen zu halten, von Cortez erbauet. Sie hat eine sehr vortheilhafte Lage im Südwesten Guacocingo. Segura de la Frontera.

von

von Tlascala, und kann die ganze umliegende Gegend bestreichen. Es bringt diese Ebene alle Gattungen von Lebensmitteln und Obst im Ueberflusse hervor. Man zählt etwa tausend Einwohner, sowohl Spanier als Indianer in der Stadt. Tepraca und Culhua sind zwey alte Flecken, an denen sich, weil sie keine andere als indianische Einwohner haben, wenig verändert hat. Xalappa ist der letzte Ort dieser Landschaft, auf der Seite gegen Vera Cruz, davon er nur fünf bis sechs Meilen entfernt ist. Die Stadt hat einen Bischof, aber nicht über zweytausend Einwohner. Obgleich das Bisthum nur ein abgerissenes Stück von dem zu los Angelos ist: so trägt es zehntausend Ducaten, weil es in einer an Waizen, Mais, Cochenille und Zucker ungemein fruchtbaren Gegend liegt. Um die Stadt herum liegen viele Dörfer, welche durch ihre starke Zucht an Mauleseln und anderm Vieh zur Nahrung der Einwohner vieles beytragen. Vera Cruz oder St. Jean d' Ulua ist ein Hafen, den nicht sowohl die Schönheit, als seine Handlung berühmt machet; so ist diese Stadt nicht die erste, welche Cortez bey seiner Ankunft an dieser Küste bauete, sondern sie wurde erst nach der Eroberung sechs Meilen weit von jener, welche jetzt in schlechtem Zustande ist, und eine sehr geringe Anzahl Einwohner hat, angelegt.

Tepraca, Culhua.

Xalappa.

Vera Cruz.

Vera Cruz hat eine eyrunde Gestalt, an dem südlichen Theile aber eine größere Breite, als an dem nordwestlichen. Die Länge beträgt eine halbe englische Meile, die Breite nur halb so viel. Die Gassen sind gerade, und die Häuser sehr regelmäßig, wiewohl meistentheils, so wie die Kirchen, nur von Holz erbauet, obgleich letztere mit vielem Silberwerke, und jene mit chinesischem Porcellan und Geräthe ausge-

ausgeschmückt sind. Ungeachtet viele Feuersbrünste diese elenden Wohnungen zu wiederholten Malen aufgezehret haben, sind sie doch stets wieder auf dieselbe Art erbauet worden. In Südost läuft ein Fluß, welcher Süden entspringt, seinen Weg dicht an der Stadt nach Norden nimmt, und sodann gegen Nordost mit zwey Armen, die an seiner Mündung eine kleine Insel bilden, ins Meer fällt. Die Stadt liegt auf einer sandigen, unfruchtbaren, mit Gebirge umschlossenen Ebene. Jenseits der Berge findet man Wälder voll wilder Thiere, und Auen voll Vieh. An der Südseite sind Moräste, welche zur ungesunden Luft sehr viel beytragen. Es finden sich hier sehr reiche Kaufleute, und die Anzahl der Spanier beträgt nicht über dreytausend, und meistens nur Mulatten, jedoch legen sie sich den Namen der Weißen bey, um sich von den Indianern und den schwarzen Leibeigenen zu unterscheiden.

Vera-Cruz ist nicht nur der vornehmste, sondern auch, genau zu reden, der einzige Hafen, den ganz Neuspanien an dem mexikanischen Meerbusen hat. Man findet in allen Ländern der spanischen Krone, ja vielleicht auf dem ganzen Erdboden, keinen Ort, der eine dermaßen weitläuftige Handlung triebe, als dieser. Denn erstlich kommen mit den philippinischen Acapulcofahrern alle ostindische Schätze dahin; ferner ist er von Natur der Mittelpunkt aller amerikanischen Reichthümer; und über das alles liefert ihm die altspanische Flotte alle Jahre Waaren von unsäglichem Werthe. Eben die Handlung mit Mexiko, und durch Mexiko mit Ostindien, ingleichen mit Peru, den Inseln des Nordmeeres, u. s. w. macht diese kleine Stadt dermaßen reich, daß sie für den Mittelpunkt aller Schätze und Bequemlichkeiten beyder

Indien

Indien gehen kann. Alle Waaren, so aus Europa hier ankommen, werden auf Pferden, Mauleseln, oder auf Wagen mit Ochsen bespannt, von hier nach Mexiko, und in die übrigen Orte des Landes verführet.

Die fünfte Landschaft der mexikanischen Statthalterschaft liegt in Südosten, und heißt nach ihrer Hauptstadt Guaxaca. Sie begreift viele Städte in sich; die vornehmsten davon sind: Antequera, Nixapa, Sanyago, Aguatulco, Capalita und andere. Das Land ist sehr fruchtbar an Waizen, Mais, Cochenille und Cacao; seine am Südmeer gelegene Häfen verschaffen ihm die Handlung mit Peru, und nebst dem hat es auch Gold-, Silber- und Crystallgruben. Die Städte in dieser Landschaft sind: Atlizco, sie liegt in einem Thale, das sieben Meilen im Umfange hat, und eben diesen Namen führet, und wegen seiner großen Fruchtbarkeit, sowohl Mexiko, als viele andere Städte mit Vorrath versorget. Tasco ist ein Flecken von etwa fünfhundert Einwohnern, welche mit ihren Nachbarn einen starken Baumwollenhandel treiben. Zumpango, wo ebenfalls starker Handel mit Baumwolle, Zucker und Cochenille getrieben wird. Guaxaca wird für die Hauptstadt des Landes gehalten. Sie ist nicht nur der Sitz des Bischofs, sondern auch des Alcaldemajors, dessen Gewalt sich bis in die entlegensten Seeplätze erstreckt. Die Stadt liegt sechzig Meilen von Mexiko, in einem schönen Thale, welches funfzehn englische Meilen in die Länge, und zehn in die Breite hat, auch von einem sehr fischreichen Fluß bewässert wird. Man hat hier Ueberfluß an Vieh, besonders Schafe, Pferde ꝛc. Ihren Zucker und ihr Obst schätzt man sehr hoch. Die Anzahl der Einwohner rechnet man nicht über zweytausend. Die Stadt ist

Guaxaca. Antequera, Nixapa, ꝛc.

offen,

offen, sie hat sechs Klöster, welche sämmtlich reich sind. Copalita und Aguatulco sind zwey ziemlich große Städte in einer sumpfichten Gegend, wo man starke Viehzucht treibet und vortreffliches Obst zeuget. Tecoantepeque ist ein Seeplatz, in dessen Hafen die kleinen Fahrzeuge einlaufen.

Die sechste Landschaft führt den Namen der einzigen bekannten Stadt, die sie hat. Sie liegt an dem mexikanischen Seebusen, und man giebt ihr eine Länge von vierzig Meilen, nebst einer eben so großen Breite. Man rühmt ihre Fruchtbarkeit, besonders an Cacao, darinnen auch ihr hauptsächlichster Reichthum bestehet; dagegen ist die Luft wegen des neunmonatlichen Regenwetters allzu feuchte. Die Stadt Tabasco, wovon sie den Namen hat, war die erste, Tabasco.
welche die Spanier an dieser Küste eroberten; daher legten sie ihr auch eine eigene Benennung bey und hießen sie Nustra Signora della Victoria. Ihr Fluß führt den Namen gleich der Stadt.

Die siebende Landschaft der mexikanischen Statthalterschaft ist Yucatan, eine Halbinsel, und wurde schon im Jahr 1517, folglich noch eher als Neuspanien, durch Hernand von Cordua entdeckt. Sie liegt zwischen der Campeche- und Hondurasbay. Ihre Hauptstadt, Merida genannt, der Sitz des Be- Merida.
fehlshabers und des Bischofs von dieser Landschaft, liegt zwölf Meilen weit vom Meer, und wird von Spaniern und Indiern bewohnt. Die übrigen Städte heißen Campeche, Valladolid und Si- Campeche.
mancos. Die erste, welche auch den Namen S. Valladolid.
Francisco führt, ist wegen ihres Handels mit Farbe- Simancos.
holz berühmt. Sie liegt auf der Ostküste der Campechebay, und ungeachtet sie von den Spaniern befestiget wurde, so überfielen sie doch die Freybeuter zu verschiedenen Malen, verwüsteten und verbrann-

ten

ten sie. Zwischen dem Vorgebirge Cotocho und der Insel Cozumel liegt eine kleine Insel, wo die Spanier bey dem Anfange der Bevölkerung ihre Weiber so lange ließen, bis sie weiter hin einen bequemen Wohnplatz für sich fanden; und um dieser Ursachen willen gaben sie ihr den Namen Weiberinsel. Am Vorgebirge Concedebo fängt die Campechebay an; sie ist eine sehr ansehnliche Vertiefung, die an der Ostseite jetzt genanntes Vorgebirge, an der Westseite aber eine aus dem bergichten Striche S. Martin hervorragende Spitze zur Gränze hat. In diesem Raume, der etwa hundert und zwanzig Meilen beträgt, giebt es einige große, schiffreiche Flüsse, Seen, und einen Salzteich, der den Einwohnern sehr viel Vortheile verschafft.

Campeche liegt in einer kleinen Vertiefung am Meer, ist nicht nur eine schöne Stadt, sondern auch auf der ganzen Küste, zwischen dem Vorgebirge Cotocho und Vera Cruz, die einzige. Sie ist von schönen Steinen aufgebaut, die ihr Ansehen sehr verschönern. Man verfertiget viel baumwollene Zeuge, welche von Spaniern und Indiern getragen, und außerhalb des Landes zu Segeltüchern genommen werden. Ingleichen ist der Handel mit Farbeholz, welches von hier den Namen Campecheholz erhalten hat, ziemlich beträchtlich.

Honduras, Yucatan und Campeche.

Diese weitläuftige Gegend scheint uns einer etwas umständlichern Beschreibung werth zu seyn, die wir hier unsern Lesern mittheilen wollen. Es nimmt diese Gegend an den Küsten hundert und achtzig Meilen ein, und erstreckt sich ins Land hinein bis an sehr hohe, mehr oder weniger vom Ocean entferntere, Berge.

Das Klima dieser Gegend ist gesund und ziemlich gemäßigt. Ihr Boden ist gewöhnlich von guter

Be-

Beschaffenheit, wohl gewässert, und scheint zu allen, zwischen den Wendezirkeln gepflanzten, Erzeugnissen tauglich. Daselbst ist man jener häufigen Trockenheit, jenen schrecklichen Orkanen nicht ausgesetzt.

Das Land wird vorzüglich durch die Mosquiten bewohnt. Diese Indianer waren ehedem sehr zahlreich, allein die Kinderblattern haben ihre Volksmenge sehr vermindert. Man glaubt nicht, daß gegenwärtig ihre verschiedenen Stämme mehr als neun- oder 10000 Männer unter die Waffen stellen können.

Eine noch kleinere Nation wohnt in den Gegenden um das Vorgebirge Gracias a Dios. Dieses sind die Samboes, die auf einem Schiffe von Guinea, das ehemals in diesen Gewässern Schiffbruch litt, hier ans Land gekommen sind. Ihre Farbe, ihre Gesichtszüge, ihre Haare, ihre Neigung, gestatten beynahe nicht, ihnen einen andern Ursprung zuzuschreiben. Die Engländer sind die einzigen Eroberer, die sich in diesen wilden Orten niederließen. Ihre erste Besitzung war gegen das Jahr 1730, etwa sechs und zwanzig Meilen gegen Osten vom Vorgebirge von Honduras errichtet. Ihre Lage am äußersten Ende der Küste und am Flusse Bloak, der an seiner Mündung nur sechs Fuß Wasser hat, wird vielleicht alle weitere Fortschritte verhindern.

Vier und funfzig Meilen von dieser Pflanzstadt liegt Gracias a Dios, dessen durch einen Arm des Meeres gebildete Rhede unermeßlich groß und ziemlich sicher ist. Ganz nahe bey diesem Vorgebirge haben sich die Engländer an seinem schiffbaren Flusse, dessen Ufer sehr fruchtbar sind, niedergelassen.

Siebenzig Meilen weiter hin hat diese Nation zu Blewfield große und fruchtbare Ebenen, einen zu-

gänglichen Fluß, einen bequemen Hafen und eine Klippe.

Die drey Factoreyen beschäftigten im J. 1769 nicht mehr als etliche hundert Weiße, eben so viel Mulatten und neunhundert Sclaven. Ohne die Maulesel und einige andere nach Jamaika geschickten Waaren, sendeten sie alle Jahre nach Europa 800000 Schuh Mahagonyholz, 200000 Pfund Sassaparill und 100000 Pf. Schildkrötenschaalen. Die Handlungszweige sind seitdem vermehret worden. Man hat Zuckerrohr gepflanzt, deren erster Zucker von einer besondern Beschaffenheit gefunden worden ist. Niemals hatte Spanien diese Völker unterjochen können, und 1670 ergaben sie sich freywillig unter englische Herrschaft. Auf ihr Ansuchen schickte der Hof von London im Jahr 1741 ein Corps Truppen in ihr Gebiet, und bald folgte eine bürgerliche Staatsverwaltung nach. Wenn man nach dem Frieden von 1763 die Miliz und Staatsbedienten daraus zurück nahm; wenn man die zur Sicherheit, sowohl der Wilden als ihrer Vertheidiger, errichteten Befestigungen schleifte: so geschah dieses aus Unwissenheit des Ministeriums, das sich bereden ließ, das Land der Mosquitos mache einen Theil der Hondurasbay aus. Nach Aufdeckung dieses Irrthums aber wurde im Anfang des Jahres 1776 aufs neue eine ordentliche Regierung in diesen Gegenden errichtet.

Die Halbinsel Yucatan ist hundert Meilen lang und zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen breit. Das Land ist durchaus gleich, man siehet da weder Fluß noch Bach; aber überall ist das Wasser so nahe an der Oberfläche der Erde, überall sind die Muscheln in solcher Menge vorhanden, daß dieser große Raum ehedem ein Theil des Meeres gewesen zu seyn scheinet. Die ersten Spanier, die an diesen Küsten erschienen,

fanden da eine sehr seltene Gewohnheit, die darin bestand. Die Männer trugen Spiegel bey sich von einem sehr glänzenden Steine, in dem sie sich stets betrachteten, während daß sich die Weiber nichts daraus zu machen schienen; und während daß die Männer müßig gehen und die Ruhe lieben, die Weiber genöthiget sind, die Arbeiten zu verrichten.

Yucatan, Honduras und Campesche hatten für die Spanier nicht die reichen Metalle, wegen deren sie sich so viele Mühe gaben, deshalb vernachlässigten, ja verachteten sie sogar diese Gegenden; wenige derselben ließen sich daselbst nieder, und die da blieben, verfielen bald in die Trägheit der Indianer. Niemand gab sich damit ab, Erzeugnisse, die der Ausfuhre würdig waren, anzupflanzen, sondern sie lebten von Cacao und Mais, zu welchen sie noch die leicht zu erhaltende Nahrung vom Vieh dazu fügten. Um ihre Kleidung, die sie nicht selbst machen konnten oder wollten, und einige andere Waaren von geringem Werthe, die ihnen Europa lieferte, zu bezahlen, hatten sie eigentlich keine andere Quelle, als ein Farbeholz, das an allen Orten unter dem Namen des Campescheholzes bekannt ist.

Dieser Baum (Haematoxylon campechiarum, L.) ist sechzehn bis zwanzig Fuß hoch, und hat wechselsweise stehende Blätter, die aus acht Seitenblättchen bestehen; herzförmig und in zwey Reihen an eine gemeinschaftliche Rippe der Länge nach angefügt sind. Seine kleinen und röthlichen Blumen wachsen in traubenförmigen Büscheln an den äußersten Spitzen der Bäume. Der innere Theil des Holzes, der anfänglich roth ist, wird, nachdem das Holz gefällt worden ist, schwarz, und nur das mittlere des Baumes färbt schwarz oder violet. Man fand stets an diesem Holze einen großen Wohlgefallen, und es verschaffte einen

ansehnlichen Vortheil, doch brachte es, bis zur Niederlassung der Engländer auf Jamaika, Spanien allein Nutzen. Unter der Menge Kaper, die täglich von dieser berühmt gewordenen Insel ausliefen, giengen viele hin und kreutzten in beyden Bayen und an den Küsten der Halbinsel, um die Schiffe, die dahin giengen, aufzufangen.

Als der zwischen ihrer Nation und Spanien geschlossene Tractat ihren Gewaltthätigkeiten Schranken gesetzt hatte, legten sich viele auf das Fällen des Holzes. Anfangs lieferte ihnen das Vorgebirge Cotocho solches im Ueberfluß. Seitdem sie aber merkten, daß es da abnahm, ließen sie sich zwischen Tabasco und dem Fluß Champeton, um den Trauersee und auf der nahe dabey gelegenen Ochseninsel nieder. Im Jahr 1673 waren daselbst ihrer zweyhundert und sechzig. Ihr anfangs außerordentlicher Eifer erkaltete sehr geschwind. Die Gewohnheit am Müssiggang gewann wieder die Oberhand. Da sie meistentheils vortreffliche Schützen waren, ward die Jagd ihre stärkste Leidenschaft, und ihre alte Neigung zum Rauben ward durch diese Uebung wieder rege. Bald fiengen sie an, Streifereyen gegen die indischen Dorfschaften vorzunehmen, aus welchen sie die Einwohner wegschleppten: die Weiber mußten ihnen aufwarten, und die Mannsleute wurden zu Jamaika oder in andere Inseln verkauft. Die durch diese Unterdrückung aus ihrem Schlummer aufgeweckten Spanier überfielen diese Räuber mitten in ihrer Schwelgerey, und hoben sie meistentheils in ihren Hütten auf. Sie wurden als Gefangene nach Mexiko gebracht, wo sie ihr Leben in den Bergwerken beschlossen.

Diejenigen, die entgangen waren, flüchteten sich in den Meerbusen von Honduras, wo sich eine Menge Land-

Landstreicher aus dem nördlichen Amerika zu ihnen gesellten. Mit der Zeit kamen sie so weit, daß sie ein Corps von funfzehnhundert Mann ausmachten. Diese erndteten die größten Vortheile von ihrer Arbeit ein; denn abgleich die Tonne, die bis neunhundert Livres war bezahlt worden, sehr tief herabgekommen war, so hielten sie sich doch an der Menge des Holzes für den Preis schadlos. Dieser immer verbotene Handelsverkehr wurde im Jahr 1763 erlaubt. Man hat Großbritannien die Freyheit versichert, Holz da schlagen zu lassen, nur darf es keine Festungswerke hier aufführen lassen.

2) Die Statthalterschaft Guadalajara.

Die zweyte Statthalterschaft, **Guadalajara** genannt, nebst den zu dieser Statthalterschaft gehörigen Bezirken, sind nicht nur den Ausländern, sondern auch den Spaniern selbst, nicht sonderlich bekannt. Die nördliche Lage lockt die Reisenden nie an, sie zu besuchen, und also sind auch die Nachrichten hiervon nicht häufig; jedoch wollen wir sie so genau als möglich anzugeben suchen.

Die erste Landschaft, welche ihren Namen von der Hauptstadt empfängt und ihn wiederum der ganzen Statthalterschaft mittheilet, wird als ein gesundes, fruchtbares, auch mit einigen Silbergruben gesegnetes, Land vorgestellet. Die Stadt **Guadalajara** liegt an dem Paraniafluße, welcher sechzig Meilen weiter unten in das Südmeer fällt. Sie ist der Sitz des Statthalters, ingleichen auch eines unter dem Erzstifte Mexiko stehenden Bischofes. Von Mexiko ist sie etwa neunzig Meilen entfernt. Guadalajara.

Die zweyte Landschaft hat ihre Benennung von ihren ehemaligen Einwohnern, doch trägt die Hauptstadt, in welcher ein Bischof und des Landes Oberhaupt sitzt, auch den Namen des heil. Ludwig von

Zacatecas. Zacatecas. Die übrigen Städte sind Xeres de la Frontera, Erena Nombre de Dios und Avino, das wegen seiner Silbergruben bekannt ist. Das Land ist trocken und voll Berge, hat aber doch fruchtbare Thäler und wegen seiner Silberbergwerke großen Reichthum, und reicht von der Landschaft Guaxaca bis an den mexikanischen Seebusen.

Die dritte Landschaft, Nueva Biscaja oder Neubiscaja genannt, stößt an Neumexiko, ein ungemein weitläuftiges, mitternächtliches Land, dessen Gränzen nicht genau bekannt sind, wahrscheinlich aber an den Quivira und das Westmeer stoßen. Man sagt, das Land habe Silbergruben, und die Durango. Hauptstadt sey Durango. Die übrigen Städte heißen Barros, S. Barbara und S. Juan. Ein großer Theil des Landes wird von dem Flusse Nassas bewässert.

Die vierte Landschaft Cinaola ist die allernördlichste in ganz Neuspanien; weil sie an das kalifornische Meer stößt, so gränzet sie auch an Neumexiko, und hat eben wegen dieser Entfernung sehr wenig spanische Einwohner, ungeachtet übrigens die Luft sehr gesund ist, auch die Fruchtbarkeit des Bodens an Obst, Gemüße und Baumwolle sehr gerühmet wird. S. Xago und S. Philippo. Doch giebt es zwey spanische Städte, S. Xago und S. Philippo genannt, davon man aber nichts mehr als den Namen weiß.

Die fünfte Landschaft Culiacan ist eben so wenig bekannt als die vorige, doch giebt man ihr einige Silbergruben und zwey Städte, nämlich die Hauptstadt Culiacan und S. Miguel. Da sie ebenfalls an das kalifornische oder Purpurmeer gränzet, so findet man, was ihre Küsten betrifft, einige umständliche Nachrichten.

Culiacan u. S. Miguel.

Die sechste Landschaft liegt an dem jetzt erwähnten Meer, und hat beynahe keine andere als indianische Einwohner. Gleichwohl haben die Spanier zwey Städte, S. Sebastian, welches die vornehmste ist, und Aguacera, im Lande. Sie wurden alle beyde, weil die Fruchtbarkeit des Bodens und das dasige Wachs und Honig, absonderlich aber die Silbergruben sehr gerühmt wurden, im J. 1554 angelegt. S. Sebastian und Aguacera.

Die letzte Landschaft hat ihren alten Namen Xalisco beybehalten. Sie stößt zum Theil an das Südmeer. Die Hauptstadt Compostella Nueva wurde im Jahr 1531 von Nugnez Gusman, welcher einen Theil von diesem Lande eroberte, angelegt. Ehedem war ein Bischof hier, wegen der schlimmen Luft aber verlegte er seinen Sitz nach Guadalajara, welches etwa dreyßig Meilen davon liegt. Xalisco und Purification sind zwey andere Städte dieser Landschaft. An das andre Ende dieser Landschaft muß man den feuerspeyenden Berg der spanischen Stadt Colima setzen; er ist ungemein hoch, liegt sechs Meilen weit vom Meer und mitten in einem angenehmen Thale. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem benachbarten Thale, und wird als das angenehmste und fruchtbarste in ganz Mexiko gerühmet. Seine Breite an der See beträgt wenigstens zehn Meilen, und hat eine kleine Bay. Die Stadt soll groß, reich und eine der vornehmsten im Lande seyn. Nicht weit davon liegen noch einige andere spanische Städte: die beste ist Sallagua, in Westen der Colimabay; sie hat einen kleinen Hafen. Compostella Rueva. Xalisco und Purification. Colima. Sallagua.

Die dritte Statthalterschaft, Guatimala genannt, bestehet ebenfalls wieder aus einzelnen Bezirken. 3) Die Statthalterschaft Guatimala.

Den ersten Rang in der Landvogtey giebt man der Landschaft Soconusco, welche gegen Norden an Chiapa, gegen Osten an Guatimala, gegen Süden an das Südmeer und gegen Westen an Guaxaca stößt. Ihre Länge beträgt etwa fünf und dreyßig Meilen und die Breite fast eben so viel. Ohngeachtet das Land eben und flach ist, so weiß man doch
Soconusco. nichts von einer andern Stadt, als von Soconusco. Conevatlan ist ein kleiner Hafen, und Schutepeque ein großes indianisches Dorf inwendig im Lande.

Die zweyte Landschaft Chiapa hat auch zwey vorzügliche Städte, die ihren Namen entweder selbigen beygelegt, oder von ihnen empfangen hat. Der Spanier Aussage nach ist sie zwar die allerschlechteste, weil man bisher weder in ihren Bergen Metalle, noch in ihren Flüssen Goldsand gefunden hat: nichts desto weniger soll sie jeder andern Landschaft gleich seyn, und wohl gar an Größe und Güte mancher andern zuvorkommen. Sie wird in drey Bezirke abgetheilet, welche Chiapa, Leszoques und Leszeldales heißen. Der erste begreift die
Chiapa. beyden Städte Chiapa; ferner alle in Norden und an den Gebirgen in Westen gelegene Flecken und Dörfer, und endlich das große Thal Capanabastla, das sich bis nach Soconusco erstrecket, und von einem schönen, auf dem Gebirge entspringenden, Flusse bewässert wird. Die erstaunliche Menge Vieh, die man in diesem Thale ziehet; die Fische, davon der Fluß voll ist, auch von Crocodilen; das Wildpret und Geflügel, das Obst, nebst dem vielen Honig, Tabak und Zucker, das man hier gewinnet, setzen seine Einwohner in große Vortheile. Spanisch Chiapa, oder Ciudad Real, ist eine von den kleinsten Städten in Amerika. Sie besteht aus etwa vierhundert Familien und ungefähr hundert Häusern,

welche

welche die Vorstadt ausmachen. Die meiste Handlung besteht in Cacao, Baumwolle, auch Cochenille. Sie haben ihre Buden auf einem einzigen Platze bey der Domkirche, wo die Indianer gleichfalls allerley Spezerey und gebrannte Wasser verkaufen. Chiapa los Indos hingegen verdienet eine größere Empfehlung. Sie ist unter allen Städten, welche die Indianer in Amerika bewohnen, eine der größten, man zählet wenigstens viertausend Hausväter darinnen, und es haben die spanischen Könige den Einwohnern ganz besondere Vorrechte ertheilet. Ungeachtet aber die Stadt durch geborne Indianer regieret wird, so steht sie doch unter dem Statthalter von Chiapa el Real: dieser setzet die indianischen Beamten und giebt auf ihr Verhalten Acht. Weil sie an dem Ufer eines großen Flusses liegt, so wird sie zu einem Schauplatze, darauf die Einwohner ihre Künste und ihren Muth zeigen. Sie rüsten ganze Flotten von Fahrzeugen aus, liefern einander eine Schlacht, sie greifen an, vertheidigen sich mit vieler Geschicklichkeit, und verstehen ein Lager aufzuschlagen. Sie bauen Städte und Schlösser von Holz, bekleiden sie mit gemahlter Leinwand und belagern sie. Die Stadt ist wegen ihrer Handlung und der Geschicklichkeit ihrer Künstler sehr reich. Den allerbesten Theil der ganzen Landschaft macht der Bezirk des Zoques aus, er stößt auf einer Seite an die Landschaft Tabasco. Ihre Dörfer sind zwar nicht groß, aber wegen des starken Seidenbaues, und weil sie die beste Cochenille in ganz Amerika haben, sehr reich. Sie verfertigen Teppiche von allerley Farben, die man nach Spanien verführt. Gegen Tabasco hin ist das Land sehr heiß, hingegen genießt die inwendige Gegend einer gemäßigtern Luft. Es wächst wenig Weizen, wohl aber Mais im Ueberfluß, darinnen. Hinter diesem Bezirke liegt ein anderer, der

Zeldales heißt; er ist sehr groß, und in ihm wohnen noch einige Indianer, die das spanische Joch noch nicht empfinden. Die vornehmste Stadt heißt Ococingo, und dienet zu einer Vormauer gegen die Indianer. Ungeachtet das Land meistens sehr hoch und bergicht ist, so liegt doch die Stadt in einem schönen Thale, darinnen viele Bäche zusammen kommen. In diesem großen Raume liegen noch eine Menge indianische Dörfer, die wir nicht alle anführen können, sondern nur des einzigen Izquintenango gedenken wollen, welches an der südlichen Gränze des Thales Capanabastla liegt, eins der schönsten und vielleicht der reichesten in der ganzen Landschaft. Weil die Landstraße nach Guatimala vorbey geht: so reisen die Krämer, die mit ihren Mauleseln im Lande herum ziehen, unaufhörlich durch, und bereichern es zum Theil mit Waaren, zum Theil mit Gelde aus den entlegensten Landschaften. Es giebt hier vortreffliche Früchte, besonders Ananas. Ungeachtet der Fluß nicht weit davon auf dem cuchumatlanischen Gebirge entspringt, so ist er doch in diesem Theile des Thales schon ziemlich breit und tief, und es tragen die Fahrzeuge, darinnen man die Reisenden übersetzt, den Einwohnern nicht wenig ein. Die Bequemlichkeiten, womit man sich zu dieser Reise über das Gebirge versorgt, sind ein Maulesel, ein Bette in einem ledernen Felleisen; ein Indianer, welcher den Reisevorrath an Chocolade, nebst dem zu ihrer Bereitung erforderlichen Geräthe, trägt; und endlich noch drey andere Indianer, welche vor Gefahren zu schützen suchen. Man findet verschiedene Dörfer darauf, als z. B. St. Martin und St. Andreas, welches schon wieder im Thal liegt, nebst einer Menge anderer, die mehr oder weniger an Größe oder Naturprodukten von einander abweichen.

Die

Die dritte Landschaft heißt **Vera Paz**, und soll fünf und dreyßig Meilen in die Länge und eben so viel in die Breite haben. Sie stößt gegen Norden an Yucatan, gegen Osten an Honduras und die Landschaft Guatimala, gegen Süden an Soconusco und gegen Westen an Chiapa. Obgleich der Boden voll Berge und Wälder ist, so bringt er dennoch Mais und alles, was zum Lebensunterhalt nöthig ist, hervor. Sie erhielt ihren Namen daher, weil sie sich den Spaniern ohne Widerstand unterwarf; unterdessen giebt es doch noch zwischen dieser Landschaft und Yucatan eine große Menge Wilde, welche von den Spaniern noch nicht bezwungen worden sind, ungeachtet ihnen die Unterwürfigkeit dieser Leute einen nicht geringen Vortheil brächte. Die Hauptstadt heißt **Coban**, sie wird von einem Alcaldemajor regieret, der zwar von dem spanischen Hofe abgeschickt wird, gleichwohl aber unter der königlichen Regierung zu Guatimala steht. Es giebt in der ganzen Landschaft keine einzige Stadt mehr, wohl aber ansehnliche Flecken, welche den Namen einer Stadt wohl verdienen, absonderlich auf dem sacatepequischen oder Grasgebirge, das die Bezirke Vera Cruz und Guatimala von einander scheidet. Die besten unter den besagten Flecken sind St. Yago, hat über fünfhundert Haushaltungen; S. Peter, sechshundert; S. Johann, eben so viel; S. Domenico de Sonaco, dreyhundert. Die beyden ersten haben kalte Luft, die letztern aber eine wärmere, und es wird in ihrer Gegend viel Weizen und Mais gebauet. Coban.

Die vierte Landschaft heißt **Guatimala**; sie gehört unter die größten und reichsten in ganz Neuspanien. Sie enthält, den Nachrichten zu Folge, von der Hauptstadt, welche eben denselben Namen führet und der Sitz der Regierung ist, gegen Süden auf

drey-

dreyhundert Meilen weit. Von Tecoantepeque in Guaraca bis an den Dreyfaltigkeitshafen hat die Küste eine Länge von hundert und zwanzig Meilen, aber keinen einzigen Hafen. Nichts destoweniger ist diese ganze Küste wegen des Indigo, welcher nach der Hondurasbay und sodann nach Spanien gebracht wird, ingleichen wegen der starken Viehzucht, ungemein reich. Ohne die Hauptstadt sind die besten Städte im Reiche S. Salvador, S. Miguel, die Dreyfaltigkeit, Miro, Pinnola, und andere. Auf der Seite von Chiapa, d. h. von Nordost, muß man über das Gebirge reisen; der Boden ist rauh, und hier geht die Straße nach Comyagua, Nicaragua und Golfo Dolce. Die beyden zunächst an der Stadt und dem Thal gelegenen Berge nennt man Feuerberge, ungeachtet der eine ein Wasserberg ist; der andere aber brennet immer und wirft Feuer aus. Sie stehen an beyden Seiten des Thales beynahe schnurgerade gegen einander über. Der Wasserberg hat seine Stelle auf der Südseite, und hängt beynahe über die Stadt; der Feuerberg ist etwas niedriger, und der Vor- oder alten Stadt näher. Der erste ist höher als der andere, und wegen seines beständigen Grünes sehr angenehm für das Auge. Er ist nicht nur mit indianischem Korn angebauet, sondern auch bis an seinen Gipfel mit vielen Dörfern besetzt, wo man Rosen, Lilien und andere Blumen, nebst einem Ueberfluß vortrefflicher Früchte, findet.

So angenehm der Wasserberg ist, einen so fürchterlichen Anblick macht hingegen der Feuerberg. Er liegt über und über voll Asche und verbrannter Steine, niemals aber erblickt das Auge eine Spur des kleinsten Gräschens auf ihm. Dagegen hört man Tag und Nacht ein fürchterliches Getöse, gleich dem Donner. Es schlägt nicht nur ohne Aufhören eine

Flamme

Flamme heraus, sondern es ergießen sich auch beständig brennende Schwefelbäche, die einen tödtlichen Dampf von sich geben, aus dem Berge. Dennoch sind wenig Landschaften als diese so gesegnet und reich an allen Gattungen Vieh, Geflügel, Wildpret, Fischen, und andern Naturprodukten. Die neue Stadt Guatimala liegt an der alten, und man zählt in derselben gegen siebentausend Haushaltungen. Alle umliegende Landschaften stehen unter der Kanzeley oder dem Regierungsrathe von Guatimala. Es bestehet dieser Rath aus dem Statthalter, zweyen Präsidenten, sechs Räthen und einem Fiscal. Der Statthalter hat eben so große Gewalt, als der Unterkönig in Neuspanien oder Peru, ob er gleich nicht diesen Titel führet. Die Stadt hat zwar nur eine Pfarrkirche, aber viel Klöster, worunter einige sehr prächtig sind. Noch sollen in dieser Landschaft viele Flüsse angetroffen werden, welche Goldsand bey sich führen; ingleichen viele und große Dörfer. Guatimala.

Die fünfte Landschaft heißt sowohl Honduras als Hibueras, und liegt an der Bay gleiches Namens; man sagt, sie sey hundert und funfzig Meilen lang und achtzig breit: allein sie hat in Vergleichung ihrer Größe gar keine Einwohner, obschon sehr viel Mais und Vieh angetroffen wird. Als Columbus auf seiner vierten Reise sie das erstemal entdeckte, war sie eine der allervolkreichsten Landschaften in ganz Amerika, und wurde bloß durch die Grausamkeit der Spanier von Einwohnern entblößt. Gleichwohl haben die Spanier einige Städte angelegt; die vornehmsten heißen Truxillo, Comayaga, ein bischöflicher Sitz, St. Pedro, Grenada, und andere. Die erste liegt nicht weit vom Meer auf einer Anhöhe. Das Land ist voll Berge und Wälder, beschwerlich zu reisen, arm und ohne Waaren. Ihre Truxillo. Comayaga. S. Pedro. Grenada.

gewöhnliche Speise ist Cassave, die so hart ist, daß sie nicht eher genossen werden kann, bis sie zuvor in Wasser erweicht ist; nächst dieser essen sie Suppen und trinken Wein. Die Stadt hat nicht über fünfhundert Einwohner, doch haben sich in der Gegend um sie viele Indianer niedergelassen, welche das Feld bauen.

Die sechste Landschaft heißt **Nicaragua**, und ist eine der angenehmsten; nur die Hitze ist dermassen groß, daß man des Sommers bey Tage nicht reisen kann. Es regnet sechs Monate lang, die übrige Zeit ist es sehr trocken; gleichwohl schadet es dem Ueberflusse am Wachse, Honig und Obste nichts. Rindvieh giebt es sehr wenig. Die Hauptstadt heißt
Leon. **Leon**; die übrigen am Südmeer sind **Grenada**,
Masava. **Masava**, **Jaen**, und andere. **Leon** liegt an einem See, welcher die Landschaft in ihrer größten
Jaen. Länge durchstreicht, und sich endlich ins Nordmeer ergießt. Die Häuser der Stadt sind zwar schön, aber niedrig, weil man vor den Erdbeben nicht sicher ist; ihre Anzahl beträgt gegen tausend und etliche hundert. Die Handlung nach beyden Meeren verschaffet alles im Ueberflusse, und die Einwohner leben sehr prächtig. Schöner und volkreicher ist **Grenada**, auch die Einwohner sind noch reicher, so wie der Boden noch fruchtbarer ist.

Die siebente Landschaft heißt **Veragua**; sie stößt an den darischen schmalen Landstrich, und liegt, gleich der vorigen, zwischen dem Süd- und Nordmeer; man giebt ihr von Osten nach Westen etwa funfzig Meilen, und von Norden nach Süden vier und
Conception. zwanzig. Ihre vornehmste Stadt ist **Conception**, welche die Hauptstadt ist, und einen ansehnlichen Hafen am Nordmeer hat. Ferner inwendig im
Trindad. Lande liegt **Trindad** am Südmeer, der kleine Hafen

Car-

Carlos und noch ein anderer, Parita genannt, der seinen Namen dem Busen, daran er liegt, giebt. Die inwendige Beschaffenheit des Landes ist den Ausländern wenig bekannt. Auf der ganzen Küste, d. h. in dem ganzen Striche bis an die Hondurasbay, giebt es eine Gattung Affen, die Faulen genannt; denn so lange ein Blatt auf dem Baume ist, bleiben sie beständig auf demselben.

Am Vorgebirge Gracias a Dios findet man eine indianische Nation, welche unter dem Namen der **Mosquitos** in den Nachrichten der Engländer sehr berühmt ist. Man sagt, sie leben in einer vollkommenen Freyheit, ohne irgend einen Oberherrn zu erkennen. Werden sie mit andern Indianern in einen Krieg verwickelt, gleichwie zum großen Nachtheil ihrer Vermehrung sehr oft geschiehet, so erwählen sie zu ihrem Anführer allemal den Geschicktesten und Tapfersten unter ihren Kriegesleuten, als z. B. einen Mann, der lange Zeit unter den Freybeutern gedienet und das Lob einer großen Vorsichtigkeit und eines unerschrockenen Muthes erlanget hat; allein seine Gewalt hat mit der Schlacht zugleich ihr Ende. Das Land, so sie besitzen, erstreckt sich nicht über vierzig bis funfzig Meilen weit, noch die Anzahl ihrer Einwohner über etliche hundert Mann. Sie sind gleichsam in zwey Völkerschaften getheilt, eine wohnt am Vorgebirge, die andere in der Gegend, welche eigentlich Mosquito heißt. In beyden Gegenden giebt es viele, theils freye, theils leibeigene Schwarze, deren Vorältern, durch einen Zufall, aus Guinea dahin versetzt wurden.

Man weiß nicht, ob sie Begriffe von Gott haben; nur so viel hat man erfahren, daß ihre Voräl-

tern den Göttern opferten, und sie überlieferten ihren Priestern alle Jahre einen Leibeigenen, der ihre vornehmste

nehmste Gottheit vorstellte. Erstlich wurde er gebadet, nachher mit dem Gewande und dem Schmucke des Götzenbildes ausgezieret, auch mit dem Namen desselben belegt, und ein ganzes Jahr angebetet. Er hatte stets eine Leibwache von zwölf Mann um sich, damit ihm alle mögliche Verehrung angethan werden sollte. Sein Aufenthalt war im Tempel, wo ihn die Landeseingebornen zuweilen besuchten. Unter andern seltsamen Gebräuchen war auch der, eine Frau mußte ihrem verstorbenen Mann funfzehn Monden lang Essen und Trinken auf das Grab setzen, sodann seine Gebeine ausgraben, abwaschen, zusammen binden, und eben so lange, als sie im Grabe gelegen hatten, auf dem Rücken herum tragen. Nachher wurden sie auf den Gipfel der Hütte gelegt. Auch verachteten diese Leute alles, was wir Reichthümer und Glück nennen, sondern überlassen sich bloß ihren natürlichen Empfindungen.

Unter allen Inseln, welche man zwischen dem weißen Vorgebirge und dem panamischen Busen an der Küste des Südmeers antrifft, sind die Quiboeylande diejenigen, davon die vornehmste sieben Meilen in die Länge und ihre Breite vier Meilen beträgt. Das Land ist überall, ausgenommen nur am nordöstlichen Ende, niedrig. Man findet auf ihr allerley hohe Bäume, vortreffliches Wasser, an der Ost- und Nordseite einiges Wild, und viele große, schwarze Affen, die sehr oft gegessen werden.

Noch sieht man theils in Südwesten, theils in Nord und Nordwesten der letzterwähnten, viele andere Inseln, als z. B. Quicaro, eine ziemlich große in Südwesten, in Norden aber Xancheria, darauf eine Gattung Bäume, Palma Maria genannt, zu finden ist. Es ist dieser Baum sehr gerade und hoch, hat aber mit dem Palmbaume nichts ähnliches,

als den Namen. Die Cannales und Cantarras sind nur sehr kleine Inseln in Nordosten, und bey Rancheria sind Durchfahrten, wo man Anker werfen kann. Man begreift sie sämmtlich unter der allgemeinen Benennung der Quibischen Eylande.

Geschichte.

Man muß gestehen, daß die Geschichte von Mexiko große und wichtige Begebenheiten enthält, unter denen die Eroberung der Spanier eine Hauptepoche ausmacht. Eben so wahr ist es, daß die Einnahme dieses Landes eine der mühevollsten gewesen ist, der sich jemals ein Eroberer unterzogen hat, und es giebt wirklich wenig Eroberer, die sich mit diesem Spanier **Cortez** in Vergleichung stellen lassen. Seine Lage war, wie wir in der Folge sehen werden, eine der beschwerlichsten, denn er war gleichsam zwischen zwey Welten gestellt, die sich wider ihn verbunden hatten, und beyde hatten keine andere Absicht, als seinen Untergang zu bewirken. Eben zu der Zeit, als er eine erstaunliche Menge Indianer zu bekämpfen hatte, wurde er genöthiget, seine Waffen gegen Europäer zu richten, und hatte dabey so viel Glück, daß es ihm gelang, diese letztern zu besiegen, sie auf seine Seite zu bringen, und wieder zu seinen Eroberungen zurückzukehren. Nach zwanzig Schlachten, nach Eroberung oder Unterwerfung von funfzig Städten, nach der hartnäckigsten Belagerung einer ungemein volkreichen Hauptstadt, die durch Kunst und Natur vertheidiget wurde; führte er dennoch sein Unternehmen mit zwölfhundert Mann in weniger als drey Jahren aus, und Mexiko unterwarf sich ruhig seinen Gesetzen.

So heroisch diese That scheint; so muß man jedoch auch sagen, daß hier viel Dinge zusammen wirkten, welche die Eroberung von Mexiko erleichterten. Das Erstaunen der Indianer, als sie die

Schiffe der Spanier, die sie für Ungeheuer hielten, ankommen sahen; das Schrecken, welches ihnen der Donner der Kanonen einjagte, welches ihr Ohr nie gehört hatte: ferner die Furcht bey dem Anblicke der Pferde und Reuter, die nach ihrem Begriffe nur ein Wesen ausmachten; das Vorurtheil, welches ihnen die Spanier als Götter vorstellte, gegen die alle Gegenwehr neues Vergehen seyn würde; ingleichen eine Tradition unter dem Volke, welche sagte, daß ihr Reich durch die Kinder der Sonne, die vom Morgen her kommen würden, zerstöret werden sollte: alles dieses trug natürlicher Weise viel bey, den Waffen der Spanier den Sieg zu erleichtern; jedoch gehörte dennoch ein kluger und kühner Mann dazu, der aus diesen günstigen Umständen die erforderlichen Vortheile ziehen und den gefährlichen Widerwärtigkeiten Muth entgegen stellen konnte.

Die zuverlässigen Begebenheiten der Geschichte von Mexiko nehmen eigentlich erst da ihren Anfang, als Spanien den Plan entwarf, seine Macht auch in einem der entlegensten Welttheile auszubreiten. Zwar hatte Colomb diesen vierten Welttheil entdeckt; allein die Spanier erstreckten ihre Eroberungen nicht so weit, sondern schränkten sie bloß auf die Inseln S. Domingo, Cuba, S. Jean de Portorico und Jamaica ein. In diesen Gränzen war alles enthalten, was unter dem Namen von Westindien begriffen wird, welcher Name ihm von den ersten Eroberern beygelegt wurde; denn diese Inseln wurden von ihnen zuerst Westindien genannt, weil die Entlegenheit und der Reichthum derselben ihnen eine Aehnlichkeit mit Ostindien zu haben schien, welches, wie bekannt, seinen Namen vom Flusse Indus erhielt.

Als Karl V., König von Spanien, zur Krone gelangte, wurden die Anschläge auf Eroberungen in

der

der neuen Welt ernstlicher. Ehe diese entsetzenvolle Auftritte die ersten von den Spaniern in der neuen Welt entdeckten Gegenden gänzlich verheerten, hatten einige Abentheurer dieser Nation minder beträchtliche Besitzungen auf Jamaika, Portorico und Cuba angelegt. Velasquez, der Stifter der letztern, wollte, daß sein Pflanzort mit dem auf S. Domingo den Vortheil, Entdeckungen auf dem festen Lande zu machen, theilen sollte, und er fand den größten Theil derjenigen, die ein thätiger und unersättlicher Geitz auf seine Insel geführet hatte, sehr geneigt, seine Absichten zu unterstützen. Es schifften sich hundert und zehn Personen den 8ten Februar 1517 auf drey kleinen Fahrzeugen zu S. Jago ein, steuerten gegen Westen, und landeten nach und nach auf Jucatan und Campesche. Allein sie wurden an beyden Küsten als Feinde empfangen, giengen in großer Menge durch die gegen sie geschehenen Anfälle zu Grunde, und erreichten in größter Unordnung wieder den Hafen, aus dem sie einige Monate zuvor mit so schmeichelhaften Hoffnungen ausgereist waren.

Bis auf gegenwärtigen Zeitpunkt hatte die neue Welt den Spaniern nichts als hülflose, unbekleidete, herumirrende Wilde, ohne Kunstfleiß, ohne Regierung, gezeiget; jetzt wurden ihre Entdeckungen interessanter. Sie sahen nun Häuser, gekleidete Menschen, und in eine ganze Nation vereinigte Völker, welche in den Künsten, die kostbarsten Metalle in Gefäße zu verarbeiten, schon ziemlich weit gekommen waren. Diese Entdeckung mußte zwar Furcht vor neuen Hindernissen erregen; allein sie zeigte auch den Reitz nach einer reichen Beute, und zweyhundert und vierzig Personen bestiegen vier Schiffe, die das Oberhaupt der Kolonie auf seine Kosten ausrüstete. Sie machten den Anfang damit, das, was die vor-

hergehenden Abentheurer bekannt gemacht hatten, wahr zu finden; kamen in der Folge ihrer Schifffahrt bis an den Fluß Panuco, und glaubten überall noch entscheidendere Merkmahle gesitteter Völker anzutreffen. Sie landeten zu verschiedenen Malen, und wurden mit einer fast göttlichen Verehrung behandelt; zuweilen fanden sie lebhafte Gegenwehr, und konnten doch, bey einigen Anlässen, das Gold der neuen Welt gegen einige Kleinigkeiten der alten Welt vertauschen. Was konnten sie also lieber wünschen, als Niederlassungen in diesen schönen Gegenden anzulegen; ihr Befehlshaber Grijolva aber suchte diese Unternehmung abzulenken, und nahm seinen Weg wieder zurück nach Cuba, woselbst er von allem dem, was er gesehen und was er von dem mexikanischen Reich in Erfahrung gebracht hatte, Bericht abstattete, der, im Ganzen genommen, manches Uebertriebene und Romanhafte enthielt.

Sogleich wurde die Eroberung dieser großen und reichen Gegend durch Velasquez beschlossen, allein die Wahl des Werkzeuges zu dieser Ausführung blieb etwas schwerer, bis er den **Ferdinand Cortez** seines Vertrauens werth hielt. Der Ruhm dieses Mannes, seine Entschlossenheit bey großen Unternehmungen, waren schon sattsam bekannt, und niemand zweifelte, daß die Wahl an den rechten Mann gekommen sey. Dieser gieng mit so viel Thätigkeit und Eifer bey der Zurüstung dieses Vorhabens zu Werke, daß der ohnedem argwöhnische Statthalter mißtrauisch zu werden anfieng, ob er nicht eine Schlange in seinem Busen nährte, und beschloß, einen andern zu wählen. Allein jener säumte nicht, sein Vorhaben auszuführen, und ehe der Statthalter zum Widerruf gelangen konnte, segelte dieser schon den 10ten Febr. 1519 mit 109 Matrosen, 508 Soldaten, 16 Reutern, drey-

dreyzehn Musqueten, 32 Armbrüsten, einer großen Menge Degen und Piken, 4 Falkonets und 10 Feldstücken ab.

So schwach diese Mittel waren, so gab sie demohngeachtet die Regierung nicht her, sondern lieh diesen Entdeckungsversuchen und Besitzungen nichts als ihren Namen. Einzelne Privatpersonen unterstützten diesen Plan, und der Durst nach Golde mit Rittergeist, der damals noch herrschte, unterstützte allein diese Thätigkeit. Diese beyden Bewegungsgründe waren aber so mächtig, daß Leute vom höchsten und niedrigsten Stande in die neue Welt eilten, und manche unter ihnen keine andere Absicht hatten, als ihre Schätze, auf welchem Wege es auch geschehen möchte, zu vermehren. Daher zeichnete sich auch die Spur dieser ersten Eroberer durch so viel Schattenseiten und außerordentliche Handlungen aus, deshalb war ihre Begierde grausam und ihre Tapferkeit riesenmäßig.

Mexiko wurde durch den **Montezuma** beherrscht, als die Spanier an den Küsten dieses Reiches landeten, und wie seine eigenen Unterthanen aussagten, hatte er einen unerträglichen Stolz, der ihn bey allen Nachbarn verhaßt machte, und seine eigene Unterthanen bloß durch Furcht in Gehorsam zu erhalten suchte. Allerdings war seine Macht jetzt sehr groß, und die Ankunft der Spanier konnte nicht anders als schreckhaft für ihn seyn, weil er sehr wohl einsah, daß sie nicht freundschaftliche Gesinnungen gegen ihn hegten. Sein Reich hatte damals den Gipfel seiner Größe erreicht; indem alle bisher entdeckte Länder des nördlichen Amerika entweder durch Statthalter, oder zinsbare Caciquen, regieret wurden. Seine Größe betrug von Morgen gegen Abend über fünfhundert Meilen, und seine Breite von Mit-

tag gegen Mitternacht ungefähr zweyhundert. Gegen Norden die atlantische See von Panuco bis an Jucatan heran, welches eine erstaunliche Weite ausmacht. Auf der Abendseite war das sogenannte asiatische Meer, seine Gränze gieng von dem Vorgebirge Mindorin bis an das Aeußerste von Neugallizien. Die mittägige Seite bestand aus der weitläuftigen Küste zwischen Acapulco und Guatimala, daran die Südsee und bey Nicaragua die darische Landenge stößt. Die Nordseite reichte bis an Panuco, und begriff diese ganze Landschaft in sich. Allein, die Gränze wurde hin und wieder durch Gebirge, darinnen die Chichimegues und Otomies wohnten, eingeschränkt.

Das mexikanische Reich hatte, wie alle andere, einen geringen Anfang gehabt, und seine damalige Größe nur erst vor hundert und dreyßig Jahren erreichet. Da die Mexikaner von Natur zu den Waffen geneigt waren, so bezwungen sie allmählich viele andere zu diesem Theil der neuen Welt gehörige Landschaften. Ihr erstes Oberhaupt war zwar nur ein bloßer Hauptmann gewesen: er hatte aber durch seinen Verstand und Tapferkeit die Kriegszucht auf einen guten Fuß gesetzt, und gute Soldaten gebildet. Nachgehends hatten sie den Tapfersten von ihnen zum Könige gewählt, und zwar aus dem Grunde, weil sie von keiner andern Tugend als der Herzhaftigkeit wußten, und also aus eben dem Grunde allemal dem die Krone aufsetzten, welcher der Tapferste unter ihnen war; wobey weder seine Geburt, noch irgend eine Frage dabey in Erwägung kam. Wenn aber mehr als einer von gleicher Würdigkeit vorhanden war, dann gaben sie dem königlichen Geblüte den Vorzug.

Montezuma war, der Geschichte zu Folge, ihr eilfter König, und ob zwar sein Vater vor ihm den Thron besessen hatte, so war doch seine Erhebung bloß das Werk seiner natürlichen und großen Eigenschaften, welche aber auf einer langwierigen Vorstellung beruheten. Er äußerte, sobald er Kaiser geworden war, ganz andere Leidenschaften, als vorher, unter welchen der Hochmuth die Oberhand hatte, welches ihm den ersten Haß unter seinen Hofleuten zuzog. Seine Unterthanen konnten ihn nur sehr selten sehen. Er erfand neue Ehrenbezeigungen und besondere Stellungen, wenn man sich seiner Person nähern wollte. Er erhöhte die Auflagen und erfand neue: kurz, er zeigte überall, daß er gefürchtet seyn wollte; allein so sehr es ihm darin glückte, so allgemein war auch der Haß, den sie gegen einen Tyrannen empfanden. Viele Landschaften fielen von ihm ab, und ob er auch gegen sie zu Felde zog, so war er hierin nicht glücklich; denn noch hatte er bis jetzt die Landschaften Mechoacan, Tlascala und Tepeaca nicht wieder zum Gehorsam bringen können. Zwar sagte er aus Stolz, er hätte sie nicht bezwingen mögen, und bloß deshalb, damit er doch etliche Feinde hätte, und Sclaven, die er den Göttern opfern könnte.

Nach solchen Grundsätzen hatte er nun schon vierzehn Jahr regieret. Der Monarch erfuhr sehr geschwind die Ankunft der spanischen Fremdlinge, aber, wie gesagt, nicht ohne Bestürzung. In diesen weiten Beherrschungen gaben von Ort zu Ort gestellte Läufer dem Hof von allem, was in den entferntesten Provinzen vorgieng, schnelle Nachricht. Ihre Briefschaften bestanden in Stücken baumwollner Zeuge, worauf die verschiedenen Umstände der Dinge, welche die Beobachtung der Regierung verlangten, vorgestellt waren. Die Figuren waren mit hieroglyphi-

schen Zeichen untermengt, die das ersetzten, was die Mahlerkunst nicht auszudrücken vermocht hatte. Ein Fürst, der durch seine Tapferkeit zum Thron gelangt war, und durch seine Eroberung das Reich erweitert hatte; der zahlreiche und kriegerische Heere unterhielt; ein solcher Fürst, hätte man glauben sollen, würde eine Handvoll Abentheurer, die sich unterstanden, sein Gebiet anzufallen, sogleich vernichten. Allein es geschah nicht, und die Spanier suchten die Erklärung einer der Denkungsart des Monarchen so sichtbarlich entgegengesetzten, und den Umständen, worin er war, so schlecht angemeßnen, Aufführung sogar in einem Wunder. Das Natürliche aber bey der Sache war wohl, daß Montezuma nicht mehr der Fürst war, der er gewesen, ehe er zum Throne gelangte. In dem Schooß der Weichlichkeit verachtete er seine Unterthanen und unterdrückte seine Zinspflichtigen. Die Ankunft der Spanier gab dieser verdorbenen Seele keinen neuen Trieb. Er verlor die Zeit mit Unterhandlungen, die er zu Gefechten anwenden sollte, und wollte Feinde, die er hätte ausrotten sollen, mit Geschenken zurückschicken.

Cortez, dem diese Trägheit sehr willkommen war, that alles, um sie zu erhalten. Seine Reden waren Reden eines Freundes; seine Sendung hatte, wie er sagte, keinen andern Zweck, als den mächtigen Herrn von Mexiko von Seiten des großen Monarchen Orients zu sprechen. Auf jedes Zudringen, das in ihm geschah, um seine Abreise zu beschleunigen, antwortete er allezeit, man hätte niemals einen Gesandten zurückgeschickt, ohne ihm Gehör zu ertheilen. Als dieser Eigensinn die Abgesandten Montezumas, ihren Aufträgen zu Folge, genöthiget, es mit Drohungen zu versuchen, und die Schätze und die Macht ihres Landes zu rühmen, wandte sich Cortez

zu

zu seinen Soldaten, und sagte: „das ist eben, was wir suchen, große Schätze und große Gefahren.“ Er war auch jetzt in seinen Erkundigungen und Zubereitungen dahin gekommen, daß er den festen Entschluß, zu siegen oder zu sterben, sichtbar machte, indem er alle seine Schiffe verbrannte, und mit Gewalt auf die Hauptstadt des Reiches los eilte.

Auf seinem Wege befand sich der Freystaat Tlascala, der von je her mit den Mexikanern, die ihn ihrer Herrschaft unterwerfen wollten, in Feindschaft gelebt hatte. Cortez versprach sich hier eine günstigere Aufnahme, als er wirklich fand, denn als er um einen freyen Durchzug und um ein Bündniß anhalten ließ, wurde ihm beydes abgeschlagen; aber Cortez dachte diesen Feind lieber mit Güte als mit Gewalt zu behandeln, und brachte es nach allerhand Vorstellungen endlich wirklich dahin, daß sie in ein Bündniß mit den Spaniern willigten, und ihm Truppen gaben, die seinigen zu verstärken.

Mit diesem Beystand rückte Cortez auf Mexiko los, durch ein reiches, mit Flüssen durchströmtes, mit Städten, Waldungen, bebauten Feldern und Gärten bedecktes Land. Allein so reizend diese Gegenden waren, so sahen doch die Spanier wenig auf die natürlichen Schönheiten; sie sahen vielmehr darauf, daß das Gold zum Schmuck in den Häusern und in den Tempeln zur Zierrath diente, daß es die Waffen, das Hausgeräth und ihre Personen schmückte, und dieses war eigentlich der Gegenstand ihrer Betrachtungen. Es waren noch zwey Meilen von dem Damme bis zur Hauptstadt übrig, und Cortez hatte sich vorgenommen, den folgenden Morgen seinen Einzug in die Hauptstadt zu halten. Sie gelangten ohne Widerstand zu ihrem Vorhaben, und sahen an gedachtem Morgen die große, schöne und mit präch-

tigen Gebäuden gezierte Stadt vor Augen, die sich als der Wohnort eines mächtigen Monarchen darstellte.

Montezuma, den seine Unzuverlässigkeit, und vielleicht die Furcht, seinen ehemaligen Ruhm einer Gefahr bloßzustellen, verhindert hatten, die Spanier bey ihrer Ankunft anzugreifen, sich nachher mit den kühnern Tlascalanern zu vereinigen, und endlich Sieger, die durch ihre eigene Triumphe ermattet waren, anzugreifen; Montezuma, dessen Bewegungen bloß darin bestanden hatten, den Feind von der Hauptstadt abzuhalten, beschloß jetzt, ihm selbst entgegen zu gehen und ihn hinein zu führen. Dreyßig Fürsten, deren verschiedene ganze Heere auf die Beine stellen konnten, standen unter seinem Gebiete; seine Schätze waren unermeßlich und seine Macht unumschränkt.

Ein Haufe von mehr als viertausend Mann, welcher aus dem Adel und den Gewaltigen der Stadt zu bestehen schien, kam hier dem General entgegen; und ob gleich ihre Begrüßung nur in einer bloßen Verbeugung bestand, die ein jeder machte, indem sie hinter einander vor dem Heere vorbey giengen, so hielt ihn diese Ceremonie doch sehr lange auf. Mexiko war von der Seite des Einzuges durch ein steinernes Bollwerk vertheidiget, welches es bedeckte, so breit der Damm war, und dessen Pforte auf ein anderes Ende des Dammes gieng, das sich mit einer Zugbrücke endigte, worauf man eine zweyte Befestigung fand, welche eigentlich den Eingang in die Stadt ausmachte. Sobald der mexikanische Adel über die Brücke war, stellete er sich zu beyden Seiten, um den Eingang frey zu lassen. Sodann kamen zweyhundert Bediente des Kaisers, alle in einerley Tracht, mit großen Federbüschen von einerley Gestalt und Größe;

Größe; der Zug gieng paarweise, baarfuß und mit niedergeschlagenen Augen. Als sie an die Spitze des Heeres kamen, stellten sie sich längst den Mauern, damit man in der Entfernung einen andern weit zahlreichern und prächtiger gekleideten Haufen sehen möchte, in dessen Mitte Montezuma auf den Schultern seiner Günstlinge in einem Sessel von Golde getragen wurde, dessen Glanz durch eine Menge prächtiger Federn hervorleuchtete. Viere der Vornehmsten giengen an beyden Seiten, und trugen über seinem Haupte einen Himmel von grünen Federn, die mit so viel Kunst zusammen gesetzt waren, daß sie einer Art von goldgewirktem Zeuge nicht unähnlich schienen. Einige giengen mit goldenen Stäben vor ihm her; und sobald diese mit ihren Stäben ein Zeichen gaben, fiel alles Volk nieder und beugte das Gesicht; niemand durfte die Augen aufheben, wenn er nicht als ein Verbrecher angesehen seyn wollte.

Endlich näherte sich der Kaiser mit aller Ernsthaftigkeit, gieng einige Schritte dem Cortez entgegen, und dieser erwartete ihn gleichfalls mit allen Zeichen der Achtung. Montezuma war in einem Alter von etliche vierzig Jahren, übrigens ein Mann, dessen äußere Pracht die Lebhaftigkeit seines Geistes erhöhete. Die goldnen Kleinodien, die Perlen und Edelsteine, womit er bedeckt war, verdienten eher den Namen einer Last, als einer Zierrath. Seine Krone war eine Art von goldner Bischofsmütze, und seine Schuhe waren gleichfalls von dichtem Golde. Die Höflichkeit, die Montezuma dem Cortez bewies, und die man ihn noch niemals hatte ausüben sehen, schien bey ihm desto erstaunlicher, da er seine Götter kaum eines Grußes würdigte. Das Betragen des Kaisers und seine ungewöhnliche Herablassung that auf die Gemüther der Einwohner, zum Vortheil der

Spanier, einen desto tiefern Eindruck, weil sie von ihrem Gebieter ganz andere Begriffe hatten.

Dieser Fürst vergaß, was er sich selbst und seiner Krone schuldig war, und zeigte nicht den geringsten Muth, nicht die geringste Einsicht. Indessen er die Spanier mit seiner ganzen Macht, ungeachtet des Vortheils ihrer Kriegeszucht und ihrer Waffen, hätte müde machen können, wollte er lieber Treulosigkeit gegen sie gebrauchen. Zu Mexiko überhäufte er sie mit Geschenken, mit Ehrenbezeigungen und Liebkosungen, und Vera Cruz, ein Pflanzort, den die Spanier angelegt hatten, um sich einen Rückzug zu versichern, oder um Beystand zu erhalten, ließ er angreifen. Als Cortez seinen Gefährten diesen Vorfall erzählte, setzte er hinzu: „wir müssen diese Barbaren in Erstaunen setzen; ich habe beschlossen, den Kaiser in Verhaft zu nehmen und mich seiner Person zu bemächtigen.“ Dieser Vorschlag wurde gern angenommen, und sogleich gieng er unter Begleitung seiner Officiere nach dem Pallast des Montezuma, und sagte ihm, er solle ihm folgen, oder sich entschließen, zu sterben. Dieser Fürst, durch eine der Kühnheit seiner Feinde gleiche Niederträchtigkeit, ergiebt sich in ihre Hände. Er wird gezwungen, seine Feldherren, die bloß seinen Befehlen gehorcht hatten, am Leben bestrafen zu lassen; und was den Schandfleck aufs höchste treibt, er huldigt sogar dem König von Spanien für sein Reich.

Mitten in diesem Glück erfuhr Cortez, daß Narvaez mit achthundert Fußgängern, vier und achtzig Reutern und zwölf Kanonen von Cuba angelangt sey, um ihm die Befehlshaberstelle zu nehmen. Diese Macht war durch den Velasquez abgesandt, der mißvergnügt war, daß die Abentheurer, die durch seinen Beystand abgereiset waren, aller Verbindung mit

ihm

ihm entsagt; daß sie sich von seiner Gewalt unabhängig erklärt, und daß sie Abgeordnete nach Europa gesandt hatten, um die Bestätigung der selbst sich angemaßten Gewalt zu erlangen. Ob aber Cortez gleich nicht mehr als zweyhundert und funfzig Mann bey sich hatte, so gieng er doch auf seinen Nebenbuhler zu, nahm ihn gefangen, zwang die Besiegten, sich in seinen völligen Schutz zu begeben, und gab ihnen ihre Gewehre erst alsdann wieder, als sie ihm den Eid der Treue und Dienstleistung abgelegt hatten. Seine Beredsamkeit gewann auch gar bald die Herzen aller Soldaten, sie traten unter seine Fahnen, und mit ihnen gieng er wieder nach Meriko, wo er nur 150 Mann zurückgelassen hatte, um den Kaiser zu bewachen.

Es waren Unruhen unter dem merikanischen Adel, der die Gefangenschaft seines Fürsten mit Zorn und Scham ansah; und der unbedachtsame Eifer der Spanier, die bey einem öffentlichen Feste, zu Ehren der Götter des Landes, die Altäre umwarfen, und Priester und Anbeter ermordeten, hatte das Volk gereitzt, zu den Waffen ihre Zuflucht zu nehmen. Bey seiner Zurückkunft nach Meriko fand Cortez seine Leute in dem Quartier, wo er sie gelassen hatte, um den Kaiser zu bewachen, belagert. Dieses war ein ziemlich großer Raum, um die Spanier und ihre Bundesgenossen zu fassen, mit einer dicken Mauer und Thürmen, die in einer gewissen Entfernung von einander standen. Man hatte das beste Geschütz darauf gepflanzt, und der Dienst geschah mit eben so viel Regelmäßigkeit und Wachsamkeit, als in einem belagerten Platz, oder in einem der Gefahr ausgesetzten Lager. Der General drang in diesen einer Festung ähnlichen Ort erst nach vielen Hindernissen, und als er durchdrang, dauerten die Gefahren doch noch immer fort. Die

Blut-

Blutgierigkeit der Landeseingebornen war so groß, daß sie versuchten, durch die Schießscharten in diese Freystatt einzudringen.

Um sich aus dieser gefährlichen Lage zu ziehen, nahmen die Spanier ihre Zuflucht zu Ausfällen. Sie waren zwar glücklich, aber nicht entscheidend. Die Mexikaner bewiesen jetzt einen außerordentlichen Muth, denn sie giengen ihrem sichern Tode mit sichtbarer Freude entgegen; sie stürzten sich nackend und schlecht bewaffnet in die Glieder der Spanier, um ihre Waffen unnütz zu machen, oder um sie ihnen wegzureissen. Aller Losung war, sterben, um ihr Vaterland von den Fremden, deren Joch ihnen weit lästiger schien, zu befreyen. Das blutigste Gefecht fiel auf einer Anhöhe vor, der sich die Amerikaner bemächtiget hatten, und von wo aus sie mit mehr oder weniger mörderischen Pfeilen alles, was sich ihnen näherte, abtrieben. Der zu ihrer Vertreibung befehligte Haufe wurde dreymal zurückgeschlagen, und Cortez beschloß, hier alles zu wagen, auch bey allen empfangenen Wunden dennoch den Angriff selbst zu übernehmen. Kaum war er im Besitz dieses wichtigen Posten, als zwey junge edle Mexikaner ihre Waffen wegwarfen und zu ihm als Ueberläufer kamen; hierauf aber ergriffen sie ihn, und sprangen in der Stellung eines Bittenden, in der Hoffnung, ihn mit sich herunter zu reissen und so ums Leben zu bringen, herab. Seine Stärke oder seine Behändigkeit rettete ihn dieses mal von ihren Händen, und sie starben als Opfer einer fruchtlosen, aber edelmüthigen, Unternehmung.

Diese That und tausend andere eben so muthige machten, daß die Spanier wünschten, man möchte Mittel und Wege zu einer Aussöhnung finden. Endlich willigte Montezuma, der noch immer gefangen war,

war, darein, das Werkzeug der Sclaverey seines Volks zu werden, und zeigte sich auf dem Wall mit allem Glanz des Thrones, um seine Unterthanen zu bereden, daß sie mit den Feindseligkeiten aufhören sollten. Ihr verachtungsvoller Unwille zeigte ihnen, daß sein Reich ein Ende habe, und die Pfeile, die sie gegen ihn abdrückten, schlugen ihm eine tödtliche Wunde.

Auf diese traurige Begebenheit folgte eine neue Ordnung der Dinge, denn die Mexikaner sahen am Ende, daß ihr Vertheidigungsplan, so wie ihr Angriffsplan gleich schlecht sey, und sie schränkten sich also darauf ein, einem Feind, dem die Uebermacht seiner Kriegszucht und seiner Waffen unüberwindlich mache, die Lebensmittel abzuschneiden. Kaum merkte Cortez ihre Absichten, so dachte er darauf, sich zu den Tlascalanern zurückzuziehen. Die Ausführung dieses Unternehmens aber erforderte eine große Behändigkeit, ein undurchdringliches Geheimniß, wohlüberdachte Maaßregeln. Sie setzten sich gegen Mitternacht auf den Marsch, die Armee rückte ganz in der Stille und in Ordnung auf einen Damm, als ihr Hintertreffen mit Heftigkeit von einem zahlreichen Corps und ihre Flanken durch Kähne, die an den beyden Seiten des Dammes vertheilt waren, angegriffen wurde. Wenn die Mexikaner, die mehr Mannschaft hatten, als sie brauchen konnten, die Vorsicht gebraucht, und einen Theil derselben an das Ende des Dammes, den sie weislich abgebrochen, gestellt hätten, so wären ohne Zweifel alle Spanier und ihre Bundesgenossen in diesem blutigen Treffen umgekommen. Ihr Glück wollte, daß ihr Feind sich seinen Vortheil nicht ganz zu Nutze zu machen wußte, und sie kamen endlich in die Ufer des Sees, nach unglaublichen Gefahren und Ermattungen. Die

Unordnung, worin sie sich befanden, setzte sie noch einmal einer gänzlichen Niederlage aus. Ein neuer Fehler half ihnen aus der Noth. Kaum verstattete des Tages Anbruch den Mexikanern, das von ihnen behauptete Schlachtfeld zu entdecken, als sie einen Sohn und die beyden Töchter des Montezuma unter den Todten gewahr wurden, die die Spanier mit einigen andern Gefangenen fortschleppten. Dieses Schauspiel machte ihr Blut starrend, die Vorstellung, daß sie die Kinder ermordet hatten, nachdem der Vater schon durch ihre Hand gefallen war, war zu wichtig, als daß schwache, und durch die Gewohnheit an einen blinden Gehorsam entnervte Seelen, ihn hätten aushalten können. Sie scheueten sich, Gottlosigkeiten auf den Königsmord zu häufen, und schenkten daher eiteln Trauerfeyerlichkeiten eine Zeit, die sie der Vertheidigung des Vaterlandes schuldig waren.

Während dieser Zeit setzte sich die geschlagene Armee, die ihr Geschütz, ihre Munition, ihr Gepäcke, ihre Beute, fünf bis sechshundert Spanier, zweytausend Tlascalaner verloren hatte, und bey der fast kein Soldat war, der nicht verwundet gewesen wäre, wieder auf den Marsch. Man eilte, sie zu verfolgen, zu beunruhigen, und sie endlich im Thal Otumba zu umringen. Das Gewehr der Spanier hinderte die nackten Indianer nicht, sich zu wehren, sich zu nähern, und sich mit vieler Heftigkeit über ihre Feinde herzuwerfen. Schon wollte der Muth der Anzahl weichen, als Cortez das Glück dieses Tages entschied. Er hatte gehört, daß in diesem Theile der neuen Welt das Schicksal der Schlachten von der königlichen Fahne abhienge. Diese Fahne, deren Gestalt merkwürdig war, und die man nur bey sehr wichtigen Gelegenheiten vortrug, war nicht gar weit

von

von ihm. Er stürzte sich mit seinen tapfersten Gefährten auf sie los, um sie wegzunehmen, einer von ihnen ergriff sie, und trug sie in die Glieder der Spanier. Die Mexikaner ließen sogleich den Muth sinken, warfen ihre Waffen von sich, und ergriffen die Flucht; so setzte Cortez seinen Weg fort, und gelangte ohne Hinderniß zu den Tlascalanern.

Cortez hatte weder die Hoffnung, noch das Vorhaben aufgegeben, das mexikanische Reich zu bezwingen, aber er mußte behutsam dabey zu Werke gehen, und deshalb hatte er einen neuen Entwurf dazu gemacht; er wollte nämlich einen Theil der Einwohner dazu gebrauchen, um sich den andern desto leichter unterwürfig zu machen, mit welchem Entwurfe die ganze Regierungsverfassung, die Beschaffenheit der Gesinnungen, die Lage von Mexiko, übereinstimmte. Er glaubte, es würden sich unter der Menge von Vasallen in Mexiko gewiß welche finden, die das Joch gern abschütteln, und sich zu den Spaniern schlagen würden. Er hatte ferner gesehen, wie sehr die Mexikaner von den kleinen, von ihrem Reich abhängenden, Nationen gehaßt wurden, und wie hart die Kaiser ihre Macht fühlen ließen. Er hatte ferner bemerkt, daß die meisten Provinzen die Religion der Hauptstadt verabscheuten, und daß in Mexiko selbst die Edlen und Reichen, bey denen der Geist der Geselligkeit die wilden Vorurtheile und Sitten des Volks milderte, fast nichts als Gleichgültigkeit gegen diese Religion hegten, und viele unter den Edeln fühlten einen Widerwillen, daß sie die niedrigsten Verrichtungen bey ihren Herren besorgen mußten.

Stillschweigend brachte Cortez nach etlichen Monaten seinen Entwurf zur Reife, er verließ seinen

Zufluchtsort, von fünfhundert und neunzig Spaniern, zehntausend Tlascalanern und einigen andern Indianern begleitet, mit vierzig Pferden und etlichen Feldstücken. Sein Zug, gegen den Mittelpunkt der merikanischen Staaten, gieng leicht und schnell von statten. Die kleinen Nationen wurden ohne viele Mühe überwunden, oder sie ergaben sich freywillig, und verschiedene Völkerschaften, welche die umliegenden Gegenden der Hauptstadt des Reichs bewohnten, wurden ebenfalls gezwungen, seiner Gewalt nachzugeben, oder sie thaten es von selbst.

Man hätte denken sollen, daß diese glückliche Erfolge, wenigstens in den Herzen der Spanier, nichts als Erstaunen und neuen Muth zu neuen Gefahren hätten hervorbringen sollen, und gleichwohl wurden die spanischen Soldaten unter sich selbst zaghaft, und gegen ihren General treulos. Sie hatten sich nämlich unter einander verschworen, ihren General umzubringen, und die Anführung einem Officier zu übertragen, der Entwürfe, die ihnen ausschweifend schienen, fahren lassen, und für ihre Erhaltung sichere Maaßregeln ergreifen würde. Man war in diesem treulosen Vorhaben wirklich schon dahin gekommen, daß der Augenblick festgesetzt war, wenn sie die That ausführen wollten; als glücklicher Weise einem von diesen Treulosen die That zu grausam schien, sich zu den Füßen des Cortez warf, und die ganze Verschwörung entdeckte. Es konnte hierauf nichts anders erfolgen, als daß der Haupturheber, Villasagna, gefangen genommen und am Leben bestraft wurde; doch hatte Cortez die Klugheit beobachtet, sich eine genaue Liste von den Mitschuldigen geben zu lassen, die er aber wohlbedächtig verschwieg, und vorgab, der Verräther habe sie unter

keiner-

keinerley Marter anzeigen wollen. Seine Hauptbemühung gieng nun vielmehr dahin, die Unruhen, welche diese Entdeckung verursachen konnte, zu zerstreuen, und ließ seinen Soldaten keine längere Zeit, über das Vorgegangene nachzudenken; sondern er eilte, den großen Gegenstand seines Zieles, nämlich Mexiko, anzugreifen; wobey ihm neue Schwierigkeiten entgegen kamen.

Gebirge, die größtentheils eine Höhe von tausend Fuß hatten, umgaben eine Ebene von ungefähr vierzig französischen Meilen, und dieser große Raum war größtentheils mit unter sich zusammenhängenden Seen bedeckt. An dem nördlichen Ende des größten war auf einigen kleinen Inseln die ansehnlichste Stadt, die in der neuen Welt vor ihrer Entdeckung durch die Europäer erbauet worden war. Alles war seit langer Zeit zu einem hartnäckigen Widerstande vorbereitet. Die Vertheidigungsanstalten waren durch Quetlavaca, der an Montezumas, seines Bruders, Stelle gekommen war, getroffen worden; allein ein Sclave von Narvaez hatte die Blatterkrankheit hierher gebracht, und diese hatte auch den Regenten weggerafft; es regierte also, da die Belagerung anfieng, ein junger Fürst, mit Namen Guatimozin.

So jung dieser Fürst noch war, so klug und heldenmüthig waren dennoch alle seine Handlungen. Er machte seinen Feinden den Boden, jeden Fuß breit, streitig, und er verließ ihn nie einen Zoll breit, wenn er nicht mit den Leichnamen seiner Soldaten überdeckt, und mit dem Blute seiner Feinde gefärbt war. Schon waren fünftausend Menschen, die aus allen Theilen des Reichs zur Vertheidigung ihrer Herren und ihrer Götter herbeygelaufen waren, durchs

Schwerdt, oder durchs Feuer umgekommen; noch richtet der Hunger alle Tage unbeschreibliche Verwüstungen an: zu diesen Unglücksfällen kamen noch ansteckende Krankheiten hinzu, ohne daß jedoch Guatimozins Seele einen Augenblick erschüttert worden wäre. Die Stürmenden waren nach hundert mörderischen Gefechten und großem Verlust in den Mittelpunkt des Platzes gedrungen, als er noch nicht daran dachte, zu weichen. Endlich bewog man ihm einzuwilligen, daß er sich vom Schutt, der nicht mehr vertheidigt werden konnte, entfernen möchte, um den Krieg in den Provinzen fortzusetzen. Um aber diesen Rückzug zu erleichtern, wurden dem Cortez einige Scheinfriedensvorschläge gemacht; allein diese edle List hatte nicht den verdienten Erfolg, und eine Brigantine bemächtigte sich des Kahns, auf dem der großmüthige und unglückliche Monarch sich befand. Ein spanischer Finanzeinnehmer vermuthete, daß der Kaiser verborgene Schätze bey sich hätte, und, um ihn zu einem Bekenntniß zu zwingen, ließ er ihn über Kohlen ausspannen. Sein Günstling, dem ein Gleiches wiederfuhr, wandte sich an ihn mit traurigen Klagen, worauf der heldenmüthige und bewundernswürdige Monarch die heldenmüthige Antwort gab: „Ruhe ich etwan auf Rosen?“ Ein Ausdruck, der allen denen, welche die Geschichte der Bewunderung der Menschen hinterlassen hat, an die Seite gestellt werden kann.

Kaum sahen sich die Spanier in dem Besitz von Mexiko, als sie seine besten Ländereyen unter sich vertheilten, als sie das Volk, das solche urbar gemacht hatte, zu Sclaven machten, als sie dieselben zu Arbeiten verdammten, welche ihre natürliche Beschaffenheit nicht ertrug, und die sie nie gewohnt waren.

waren. So eine allgemeine Unterdrückung erregte nothwendig Unruhen. Es war nichts Verabredetes, kein Anführer, kein Plan, die Verzweiflung allein verursachte diesen großen Ausbruch; das Schicksal wollte, daß er sich gegen die unglücklichen Indianer selbst drehte. Ein gereitzter Eroberer eilte, mit Feuer und Schwerdt, schnell von einem Ende des Reiches an das andere, und hinterließ überall Spuren einer in die Augen fallenden Genugthuung, bey deren nähern Erzählung selbst die blutgierigsten Gemüther zittern würden. Unter den Soldaten herrschte ein barbarischer Wetteifer, wer mehr Schlachtopfer hinrichten würde, und vielleicht übertraf der General selbst an Wildheit alle seine Truppen und Officiere.

Inzwischen ärndtete Cortez doch von so vielen Unmenschlichkeiten die Früchte, die er sich davon versprochen hatte, nicht ein. Er fieng an, die Politik des Madrider Hofs anzunehmen, und denjenigen seiner Untergebenen, die sich durch eine wichtige Entdeckung ausgezeichnet hatten, nicht Zeit zu lassen, sich in ihrer Herrschaft fest zu machen, und das aus der gegründeten oder ungegründeten Furcht, sie möchten sonst darauf sinnen, sich von der Krone unabhängig zu machen. Wenn auch Mexikos Eroberer dieses System nicht angenommen hat, so ist er doch zum wenigsten selbst eins der ersten Opfer davon geworden. Man schmälerte ihm täglich seine unbeschränkte Gewalt, die er sonst gehabt hatte, und mit der Zeit erhielt sie so viel Abbruch, daß er freywillig das Privatleben einer eiteln Scheingewalt, die ohnehin mit so viel Hindernissen begleitet war, vorzog.

Seitdem Mexiko unter das Joch der Spanier gekommen ist, war diese große Gegend keinem Anfall

mehr ausgesetzt. Kein naher oder entfernter Feind beunruhigte seine Gränzen, und der Friede, dessen es nun genoß, wurde nur von außen her durch die Seeräuber gestöret: doch auch diese Räubereyen schränkten sich auf dem Südmeer bloß auf die Wegnahme einiger weniger Schiffe ein; aber gegen Norden plünderten sie Campesche einmal, Vera Cruz zweymal; oft breiteten sich auch ihre Verheerungen auf nicht so bekannte, nicht so reiche und wohlvertheidigte Küsten aus.

Während daß die Schifffahrt und die Ufer dieser reichen Gegend den Corsaren und den Geschwadern der über Spaniens Stolz aufgebrachten Mexikaner günstig waren, stören die Chichemecas die Ruhe des innern Landes. Dieses waren diejenigen Völker, welche, wenn man den Nachrichten Glauben beymessen darf, die besten Ebenen der Gegend vor der Ankunft der Mexikaner inne hatten. Um den Fesseln des Eroberers zu entgehen, flohen diese in Höhlen und Gebirge, wo ihre natürliche Wildheit zunahm, und sie ein bloß thierisches Leben führten. Alles, was sie von der neuen Staatsveränderung ihres alten Vaterlandes sahen, hatte auf sie keinen Einfluß, und was sie an dem Charakter der Eroberer wahrnahmen, bewirkte auch weiter nichts, als unauslöschlichen Haß gegen eine unterdrückende Nation zu nähren. Diesen Haß erfuhren vorzüglich diejenigen, welche in ihrer Nachbarschaft anfiengen, Bergwerke zu bauen, und man bemühete sich vergebens, Forte zu bauen, und Besatzungen an die Gränzen zu legen, denn ihre aufgebrachte Raserey war zügellos, und erst im Jahr 1592 brachte es der Kapitän Caldena dahin, daß die Feindseligkeit aufgehoben, und scheinbarlich wenigstens ein dauerhafter Friede geschlossen werden sollte.

Zu

Zu dem Ende ließ ihnen die Regierung Bewohnungen erbauen, suchte sie in mehrere Dorfschaften zu sammlen, und sandte vierhundert Tlascalanerfamilien unter sie, um sie, so viel wie möglich, in einigen Künsten und Feldarbeiten zu unterrichten, da sie bis itzt bloß von wildwachsenden Erzeugnissen gelebt, und, ohne alle Begriffe einer bessern Lebensart, sich von der Jagd ernährt, und mit Thierfellen bekleidet hatten. So gut gemeint dieser Anschlag war, so kam er doch nach manchen langen Hindernissen zu Stande, denn die Chichemecas wollten sich durchaus nicht an den neuen Unterricht gewöhnen, und waren bey der wohlgemeintesten Handlung gegen die Spanier mißtrauisch, ob es nicht nur der Weg zu neuen Bedrückungen seyn könnte, und so blieb es bis um das Jahr 1608.

Beynahe achtzehn Jahr nachher hatte Mexiko ein neues Schauspiel von seinen Eroberern zu sehen, welches aber nur wenig zur Empfehlung für die Spielenden beytrug. Sie sähen nämlich, wie sich die weltliche und geistliche Macht gegen einander stiessen. Ein tausend Verbrecher überführter Schandthaten suchten an den Füßen der Altäre die Befreyung der Strafe, die sie freylich nirgends leichter finden konnten. Der Vicekönig, Gelves, läßt sie da hinwegreissen; aber diese nothwendige Gerechtigkeitshandlung wurde itzt für einen Angriff der Gottheit selbst angesehen; und was konnte schneller erfolgen, als Bann und Rache? Unter dem Volke entstand eine Empörung, die Welt- und Ordensgeistlichkeit ergriff die Waffen, die dadurch in sehr unrechte Hände kamen. Jedoch wußten sie den Pallast des Kommendanten zu verbrennen, den Dolch in die Brust seiner Freunde und der Wache

zu stoßen; ihm selbst in Fesseln zu legen, und nach Europa zum Hochgericht zu schicken. Die Hauptperson eines so abscheulichen Aufruhrs war der Erzbischof, dessen Rache hierdurch noch nicht gesättiget war, sondern er folgte seinem Opfer persönlich nach, in der süßen Hoffnung, daß seine Gegenwart beym Gerichte sehr viel zur Sättigung seines Durstes beytragen würde. Es verfloß eine lange Zeit, ehe der Hof entscheiden konnte; allein der Ausspruch war doch der, daß sie sich für die Schwärmerey erklärten, und den Vertheidiger der Rechte des Throns und der guten Ordnung zu einer immerwährenden Vergessenheit verdammten, und seinen Nachfolger bevollmächtigten, alle Unternehmungen des Aberglaubens, und vorzüglich auch des Aberglaubens der Freystädte, feyerlich zu heiligen.

Im Jahr 1732 sahen die Mexikaner ein Unglück anderer Art, denn es verschlungen die Elemente eine der reichsten Flotten, die jemals aus diesem reichen Theile der neuen Welt gekommen waren. Die Verzweiflung darüber war auch in unserm Europa sehr sichtbar; allein, um den Zorn des Himmels wieder zu besänftigen, (denn an die Unerfahrenheit des Steuermanns, oder andere natürliche Ursachen, hätte man nicht gedacht) konnte also nichts besseres gethan werden, als ein Auto da Fe und dreyßig Unglückliche giengen als Opfer einer abscheulichen Verblendung zu Grunde.

Ein neuer Auftritt von einer besondern Art eröffnete sich in Mexiko etwa fünf und zwanzig Jahr später. In dieser wichtigen Besitzung war die Polizey so sehr vernachläßiget, daß es einer zahlreichen Bande Räuber gelang, sich aller Straßen zu bemächtigen, ja, ohne einen Paß von einem der Häup-

ser dieser Bande durfte kein Einwohner aus seinem Hause herausgehen, wenn er nicht sein Leben verlieren wollte. Bey dem allem that die Obrigkeit des Ortes nicht das mindeste zur Stillung dieses Uebels. Endlich trug der Hof von Madrid, geweckt durch das Geschrey des ganzen Volkes, dem Valesquez die Besorgung des öffentlichen Wohls auf, und wirklich war er gerade der Mann, der an diesen Posten gestellt werden mußte; denn die Erfahrung lehrte, daß dieses Unglück durch seine klugen Anstalten bald gehoben wurde, und seitdem die gute Ordnung nie wieder erschüttert worden ist.

Die letzte bemerkenswerthe Begebenheit, welche dieß Reich beunruhiget hat, war der Krieg gegen die Völkerschaften von Cinaloa, Sonora und Neunavarra; denn diese zwischen Alt- und Neumexiko gelegenen Provinzen gehörten nicht zu Montezumas Staaten. Inzwischen war es ein unumgänglicher Punkt, die Landeseingebornen entweder durch Beweise der Menschlichkeit zu gewinnen, oder aber durch Gewalt der Waffen zu zwingen. Allein die Gunst dieser Leute zu erwerben, war eine sehr seltene Zumuthung; denn sie wußten ihr Schicksal zu gut, daß sie entweder Lastthiere aus ihnen machen, oder sie lebendig in die Eingeweide der Erde begraben würden. Gleichwohl entschloß sich die Regierung wieder zur Gewaltthätigkeit, und nur die Unmöglichkeit des verschuldeten Staats verhinderte, diesen Aufwand zu machen, und deshalb wurde der Krieg verschoben. Man fand endlich im Jahr 1768 ein Anlehen von 1200000 Livres, und die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang. Einige Horden der Wilden unterwarfen sich nach einem leichten Widerstande, aber mit den Apachen, der kriegerischsten unter diesen Nationen, gieng es etwas anders. Man verfolgte sie

drey Jahr lang unaufhörlich mit dem Vorsatz, sie auszurotten. Die Entfernung der alten und neuen Eroberungen von dem Mittelpunkt der höchsten Gewalt machte, daß man urtheilte, sie würden so lange unthätig verbleiben, als man für sie nicht eine unabhängige Verwaltung bestimmte. Man gab ihnen deshalb einen besondern Befehlshaber, der zwar einen sehr einfachen Titel, als der eines Vicekönigs von Spanien war, aber die nämlichen Vorrechte hatte.

B. Neumexiko.

Neumexiko, gleichfalls eine der spanischen Krone unterwürfige Provinz, bietet uns weit weniger Stoff zu ihrer genauen Beschreibung dar, als die übrigen Provinzen dieses Landes. Alle Nachrichten stimmen darin übevein, daß man eigentlich von diesem Lande noch gar keine Nachrichten hat, darauf man sich hinlänglich verlassen darf; und deshalb werden auch wir in der folgenden kurzen Beschreibung allemal nur so viel davon anführen, als uns glaubwürdige Schriftsteller, oder Augenzeugen, Nachricht davon mittheilen.

Es ist eine spanische Provinz in Nordamerika, oberhalb dem alten Mexiko und Kalifornien, zwischen Louisiana gegen Osten und den unbekannten Ländern gegen Westen; von der noch sehr wenig bekannt ist, und man vermuthet nur, daß diese Provinz zwischen dem 28sten und 38sten Grade nördlicher Breite liegt. Wegen der Unbekanntschaft mit diesem Lande läßt sich auch seine Größe nicht angeben, nur die Gränzen bestimmt man gegen Norden an die sehr

hohen

hohen Berge und an das Land, oder die Länder, wohin noch kein Europäer gekommen ist; gegen Osten gränzt es an Louisiana; gegen Westen an das kalifornische Meer und den Fluß Colorada; gegen Süden endlich an das eigentliche Mexiko.

So viel man weiß, liegt Neumexiko größten Theils unter einem gemäßigten Himmelsstriche. Es ist daher sehr angenehm, und auch für die Europäer sehr erträglich; im Sommer zwar etwas warm, doch aber nicht ungesund; im Winter ist strenge Kälte, doch aber auch nicht übermäßig, noch, wie an andern Orten, mit zu viel Regen begleitet; sondern die Luft ist rein und gesund.

Aus dem Grunde, sagt man, sey der Boden der zu Neumexiko gerechneten Ländereyen sehr fruchtbar. Anhöhen und fruchtbare Ebenen wechseln auf eine angenehme Art mit einander ab. Sie sind mit Bäumen bedeckt, wovon einige Bauholz, andere verschiedene Früchte geben.

Zu dieser Fruchtbarkeit trägt die glückliche Bewässerung das ihre hinlänglich bey. Das Land ist mit größern und kleinern Flüssen, die ihren Ausfluß in das mexikanische Meer nehmen, schön durchzogen, obgleich wenige von ihnen sehr groß oder schiffbar sind, und nur der Rio Solado und Del-Norte bemerkt zu werden verdienen.

Die Produkte dieses Landes alle anzuführen, ist theils nicht möglich, theils sind sie von denen in Altmexiko, wo wir mit allem Bedacht so umständlich als möglich gewesen sind, nicht sehr unterschieden. Man findet z. B. alle Arten wildes und zahmes Vieh, besonders Kühe; vom Geflügel überaus viele Arten, und alle Flüsse sind voll von den schmackhaftesten Fischen. In dem Innern der Erde sollen Gold, Silber,

ber, Türkisse, Smaragden und andere kostbare Steine zu finden seyn.

Die **Einwohner** sind größtentheils Indier, deren Sitten, Religion und Denkart wir schon weiter oben, bey Florida und Louisiana, geschildert haben. Diese hier, sagt man, sind mager und bleich vom Angesicht, mittelmäßiger Größe, melancholischen Temperaments, einfältig, faul und abergläubisch; allein in wie weit diese, eben nicht vortheilhafte, Schilderung wahr oder ungegründet seyn mag, können wir nicht sagen.

In der **Religion** sind sie, wie alle andere Völker, ihres Ursprunges Heiden; da aber, wo die Spanier haben etwas abändern können, herrscht die römischkatholische Relizion.

Das Land hat einen **Gouverneur**, dessen Regierung gemeiniglich auf fünf Jahr festgesetzt ist. Auch sollen beständig sechshundert Reuter hier seyn, für deren jeden der König jährlich vierhundert und funfzig Stück von Achten bezahlet; es wird aber selten die Hälfte wirklich gehalten, und der Gouverneur vermehrt dadurch seine Reichthümer.

Einige theilen Neumexiko in funfzehn, andere aber in achtzehn Provinzen. An den Küsten, sagt man, sind einige Meerbusen, kleine Hafen und Buchten, aus welchen leicht vortreffliche Hafen gemacht werden könnten. Die beste und regelmäßig gebauete Stadt ist **Santa Fe**; sie ist die Hauptstadt, der Sitz eines Bischofs und des spanischen Generalgouvernements über ganz Neumexiko; die Einwohner sind meist Spanier. **Quivivira** ist eine Landschaft, welche ganz zu äußerst gegen Mitternacht liegt, und deswegen auch größtentheils unbekannt ist. Man hat auch wenig Hoffnung, die Landschaft näher ken-

Santa Fe.

nen

nen zu lernen, weil die Einwohner die wildesten Menschen sind. Sie leben bloß von der Viehzucht, und ihre und ihrer Hütten Bedeckung besteht aus Thierfellen, doch ohne alle Zubereitung. Aus den Knochen machen sie ihre Geräthschaften. Ania ist eine Landschaft, die gegen Asien zu liegt, und ebenfalls unbekannt ist. Auch diese Völker leben bloß von der Viehzucht.

Ueberhaupt sind, wie schon oben gesagt worden ist, die Urtheile über diese Landschaft verschieden; wir wollen einige davon anführen, welche das Wenige bestätigen können. Alles, was man von dieser unermeßlichen Provinz weiß (sagt Raynal), ist, daß man einige irrende Wilde darin ansäßig gemacht, ein wenig Anbau eingeführet, einige reiche Bergwerke schwach bearbeitet, und einen Pflanzort, Santa Fe, angelegt hat. Er sagt ferner, daß die Spanier hie und da an dem kalifornischen Meerbusen einige Völkerschaften gebildet, und denselben, ihrer Gewohnheit nach, den Namen Provinzen gegeben. Ihre Missionarien haben die Entdeckung weiter getrieben, verschiedene Ursachen aber haben sie lange Zeit unnütz gemacht, bis der Jesuit Consang im Jahr 1746, auf Befehl der Regierung, den ganzen Meerbusen von Kalifornien mit möglichster Sorgfalt und vielem Verstande durchreiset habe, wodurch man Hoffnung bekommen, unter einem gemäßigten und gesunden Klima ein neues und noch wichtigeres Reich, als das alte sey, zu stiften. Zu dem Ende habe man im Jahr 1768 getrachtet, die dasigen indianischen Nationen unter das Joch zu bringen, auch in drey Jahren es mit verschiedenen zu Stande gebracht, mit den Apaschen aber noch im Jahr 1771 zu thun gehabt, ohne Hoffnung, sie zu unterwerfen; daher man nur darauf bedacht gewesen ist, sie auszurotten, oder wenigstens von Neubiscaja zu entfernen.

Robertson sagt: die ungeheuer großen Königreiche, Neunavarra und Neumexiko, die sich von Kalifornien gegen Westen und Norden zu hinwenden, erkannten schon den Montezuma und seine Vorfahren nicht für ihre Herrschaft. Diese Länder, welche dem ganzen mexikanischen Reiche an Größe nichts nachgeben, sind mehr oder weniger vollständig dem spanischen Joch unterworfen. Sie erstrecken sich durch den anmuthigsten Theil des gemäßigten Erdgürtels; ihr Boden ist, überhaupt genommen, ungemein fruchtbar, und ihre sämmtlichen sowohl thierischen als Pflanzenprodukte sind in ihrer Art höchst vollkommen. Sie haben alle eine Gemeinschaft entweder mit der Südsee, oder mit dem mexikanischen Meerbusen, und werden von Strömen bewässert, die sie nicht nur fruchtbar machen, sondern auch die Handlung erleichtern und befördern können. Die Anzahl der in diesen weitläuftigen Ländern angesessenen Spanier ist zwar noch sehr geringe; ja, man kann sagen, sie haben dieselben noch zur Zeit mehr unterjocht, als besetzt; wenn aber die Bevölkerung in ihren ältern amerikanischen Besitzungen noch ferner anwächst, dann können sie sich noch über diese Länder ausbreiten, die sie, so anlockend sie auch sind, bis jetzt noch nicht haben besetzen können.

In der Geschichte heißt es: diese große Gegend war den spanischen Verheerern von Amerika lange Zeit unbekannt, und wäre es vielleicht noch länger geblieben, aber der Bekehrer Ruys kam zuerst im Jahr 1580 dahin. Ihm folgte bald der Capitain Espajo, und endlich Johann von Onate, welcher durch die 1599 angefangenen und 1611 geendigten Arbeiten ihre Absichten erreichte, Bergwerke aufzusuchen, die Heerden und Lebensbedürfnisse zu vermehren, und die spanische Herrschaft dauerhaft zu gründen. Inner-

liche

liche Unruhen brachten im Jahr 1652 die von ihm getroffene Einrichtung in Unordnung. Während dieser Feindseligkeiten wurde der Commendant Roses ermordet, und diejenigen unter seinen Freunden, welche seinen Tod zu rächen suchten, kamen ebenfalls um. Die Grausamkeiten dauerten bis zu der Ankunft des Pagnalosse fort. Dieser strenge und kühne Anführer hatte den Aufstand beynahe gedämpft, als in der Anwandlung eines gerechten Unwillens er einem aufrührerischen Mönche, der mit ihm auf eine grobe Art sprach, ja sogar sich unterstand, ihm zu drohen, eine Ohrfeige gab. Sogleich nehmen ihn die Franziskaner, welche Herren des Landes waren, in Verhaft. Er wird in Bann gethan, der Inquisition überliefert und zu beträchtlichen Geldbußen verurtheilet. Vergebens dringt er in den Hof, die in seiner Person beleidigte königliche Gewalt zu rächen, aber das Ansehen seiner Feinde siegt auch über seine besten Vorstellungen. Ihr Einfluß ließ ihn ein noch traurigeres Schicksal befürchten, und um diesem zu entgehen, flüchtete er nach England, und überließ die Regierung, wer sie übernehmen wollte. Dieser Rückzug stürzte die Provinz in neues Unglück, und erst nach zehn Jahren von Anarchie und Niedermetzeln kam wieder alles in Ordnung und Unterwürfigkeit.

Allein diese Unterwürfigkeit und Ordnung wurde im Jahr 1693 durch ein Gesetz, das den Indianern den Gebrauch der starken Getränke untersagte, aufs neue, und noch allgemeiner, gestöret. Das Verbot konnte die europäischen von einem nothwendigen gar zu hohen Preis nicht zur Absicht haben, da Leute, die beständig unterdrückt, beständig geplündert werden, davon niemals Gebrauch machen. Es war allein der Pulk, den die Regierung ihnen abzugewöhnen suchte.

Dieses

Dieses Getränk wird aus einer Pflanze gezogen, die in Mexiko unter dem Namen Maguey bekannt ist, und ihrer Gestalt nach einer Aloe gleicht, so wie wir sie oben unter den Produkten beschrieben haben. Der daraus geschöpfte Saft, versetzt mit Pomeranzen- und Zitronenschaalen, berauscht auf eine ausnehmende Weise; und es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Einwohner viele Tage dabey zubringen, oft ihren Unterhalt, sogar ihre wenigen Kleider verthun. Das spanische Ministerium wolite, auf die erhaltenen Berichte von diesen Ausschweifungen, ihren Lauf hemmen; allein das Hülfsmittel dazu war schlecht gewählt. Nichts reitzt mehr als ein Verbot, und so wurden auch hier die Aufrührer häufig, und die Gewaltthätigkeiten von einem Ende des Reiches zum andern wiederholet. Endlich mußte der Hof nachgeben, und das Verbot wurde zurückgenommen; jedoch wollte man, sie sollten das Geld für das Opfer, das sie hier brachten, entschädigen. Der Pulk wurde eine Auflage, die dem Kronschatz jährlich eilf- bis 1200000 Livres einträgt.

Man weiß zwar, daß die Spanier in den nordamerikanischen Landen noch verschiedene Provinzen besitzen, allein wegen der wirklichen Benennung, wegen ihrer Lage und dergleichen, ist man weder in der Beschreibung, noch auf den Charten einig. Es herrschen hier zahllose Widersprüche, und deshalb müssen wir uns nur mit ihrer Anzeige begnügen. Als z. B. Cibola soll, nach einiger Meinung, auch Neugranada heißen, und in der Hauptstadt gleiches Namens soll ein starker Handel mit den Landesprodukten getrieben werden. Tinquez, in eben dieser Provinz, sey wegen des schönen Collegii berühmt,

das

das die Jesuiten allda angelegt haben. Acoma hingegen sey ein kleiner Ort, der aber jedoch sehr volkreich ist. Wahrscheinlich ist es diejenige Provinz, die man auch Cinaloa nennt: diese und Sonora, nebst Neunavarra, sollen nie unter die Staaten des Montezuma gehört, und seinem Scepter stets widerstanden haben. Sie liegen zwischen Alt- und Neumexiko, wie schon in der Geschichte von Altmexiko angezeigt worden ist. Erst im J. 1540 drangen die Verheerer der neuen Welt unter der Anführung des Vasquez Coronado dahin durch. Sie fanden kleine Nationen, die an den Ufern des Meeres von der Fischerey und im Innern des Landes von der Jagd lebten, und die, wenn sie an diesen Bedürfnissen Mangel litten, keine andere Hülfsmittel als die wildwachsenden Erzeugnisse der Erde hatten. In dieser Gegend kannte man weder Kleider, noch Hütten; Baumzweige, um sich gegen die Regengüsse zu bedecken, das war alles, was die Bewohner gegen die Ungunst des Himmelsstriches ersonnen hatten. Während der strengen Kälte schliefen sie in freyer Luft bey angezündetem Feuer.

Dieses dem Anscheine nach so arme Land schloß dennoch Bergwerke in sich. Einige Spanier unternahmen es, sie aufzuthun. Sie wurden reich befunden, aber sie schienen ihnen noch nicht reich genug. Da man genöthiget war, von Vera Cruz auf dem Rücken der Maulesel, auf einem beschwerlichen und gefährlichen Wege von sechs- bis siebenhundert Meilen, das Queckfilber, die Zeuge, die meisten Lebensbedürfnisse, auch die nöthigsten Werkzeuge zu ziehen; so kamen diese Dinge an Ort und Stelle so hoch zu stehen, daß die glücklichste Unternehmung kaum ihre Bezahlung abwarf. Man mußte es dahero

ganz verlassen, oder andere Einrichtungen treffen, und man entschloß sich zu den letztern. Der Jesuit Ferdinand Consang bekam 1746 den Auftrag, den Meerbusen, dessen Ufer an diese großen Gegenden reichen, zu untersuchen. Nach dieser Untersuchung lernte der Madriver Hof die Küsten dieses festen Landes, die durch die Natur daselbst gebildeten Häfen, die sandigen und trockenen Oerter, die keines Anbaues fähig sind, und die Flüsse, welche durch die an ihren Ufern verbreitete Fruchtbarkeit darzu einluden, daselbst Völkerschaften ansäßig zu machen, kennen. Künftig sollte nichts mehr verhindern, daß die von Acapolica abgegangenen Schiffe, in das Scharlachmeer, in die Gränzprovinzen, Bekehrer, Soldaten, Bergleute, Lebensmittel, Waaren, kurz alles, was den Pflanzörtern nothwendig ist, ohne Mühe hinführten, und mit Metallen beladen wieder zurückgiengen. Güte oder Gewalt waren hierbey die einzigen streitigen Punkte, um die Landeseinwohner zu gewinnen, und wir haben bereits in der Geschichte von Altmexiko gezeigt, daß man leider zum letzten griff, obgleich der Erfolg weit schlechter ausfiel, als man sich geträumt hatte.

Eine andere Provinz, Namens **Neuandalusien**, wird ebenfalls hierher gesetzt, soll auf der Ostseite des kalifornischen Meerbusens liegen, und die Länder **Sonora** und **Cinaloa** enthalten, die schon bey Mexiko mit vorgekommen sind; auf den neuesten Charten aber wird dieses Land **Neunavarra** genannt. **Neugranada** soll auch Cibola heißen und einen Theil von Mexiko ausmachen; sonst aber rechnet man es zu der Provinz Terra Firma in Südamerika, es müßte denn zweyerley Neugranada geben. Den neuesten Nachrichten zu Folge, ist jetzt aus den Provinzen

vinzen Sonora, Cinaloa, Neunavarra und Kalifornien eine eigene, von dem Vicekönig zu Mexiko unabhängige, Statthalterschaft errichtet worden. Da wir aber weiter keine nähere Umstände oder Thatsachen davon erhalten haben, so muß uns eine bloße Anzeige genug seyn, und wir liefern dahero eine eigene kurze Beschreibung von Kalifornien, wie es in seinem ehemaligen Zustande beschaffen gewesen ist, der vielleicht bis auf den heutigen Tag keine andere Veränderung erfahren hat.

Kalifornien.

Kalifornien ist eigentlich eine lange Erdspitze, die aus den mitternächtlichen Theilen von Amerika hervorspringt, und zwischen Osten und Süden bis an die brennende Zone hervorragt. An beyden Seiten wird sie von dem stillen Meer begränzt. Der bekannte Theil dieser Halbinsel hält dreyhundert Meilen in die Länge, und gegen zehn, zwanzig bis vierzig in die Breite. Die Witterung ist nicht aller Orten gleich, und, weil wenig Waldungen, noch hohe Gebirge darin anzutreffen sind, der Winter nicht lang, noch die Kälte groß; doch hat man unter dem dreyßigsten Grade mehrere Male das Wasser in den Gefäßen gefrieren und Schnee fallen sehen, und in der Mission von allen Heiligen, die fast gar unter dem Tropico liegt, wurden die Trauben, wegen der aus dem Südmeer kommenden, fast immerwährenden, frischen Nebel und Winde, niemals zeitig. Dennoch gehört Kalifornien unter die sehr warmen Länder. Die größte Hitze fängt im Heumonat an und währet bis in die Mitte des Octobers. Auch ist die Küste an der Südsee, wegen der starken Nordwestwinde, allezeit frischer, als die gegen Osten. Von Frühling und Herbst weiß man nichts, als etwa drey bis vier Wochen, wo man etwas weniges Grünes siehet, welches von der Hitze bald wieder verdorret. Es ist fast kein Tag, wo nicht der Wind stark wehet, meist Nordwest oder Südwest. Es erheben sich des Morgens viele und dicke Nebel aus der Südsee, sonderlich an der Westseite; sie hindern aber die gleich darauf einfallende unerträgliche Hitze nicht. Im Ganzen genommen, ist es ein gesundes, in so fern angenehmes Land, weil man allezeit einen heitern Himmel hat; nur das Klima ist übermäßig trocken

und

und heiß, der Boden nackend, steinicht, bergicht, sandig und folglich unfruchtbar, zum Ackerbau und zur Viehzucht untauglich.

Unter der geringen Anzahl von Bäumen, welche man hier findet, ist der nützlichste der **Pitahaya**, dessen Früchte die Hauptnahrung der Kalifornier ausmachen. Sie ist eine Art Fackeldistel (Cactus pitajaya, L.), welche, wie die andern, ohne Blätter ist. Ihre Stengel sind gerade, haben Rinnen, und sind an den Seiten mit Stacheln besetzt; es entspringen aus ihnen unmittelbar weiße Blumen, die denjenigen gleich sind, die aus der Opuntine kommen, auf welcher die Cochenille lebt, sie sind aber viel länger. Die Früchte, welche auf diese Blumen folgen, haben auf ihrer Oberfläche Erhabenheiten, welche durch die Schuppen des bleibenden Kelches entstehen. Sie sind von der Größe eines Hühnereyes, von außen roth und inwendig voll eines weißen Marks, das sehr gut zu essen, auch süßer und angenehmer als dasjenige der gemeinen Feigen ist. Man findet in diesem Mark kleine schwarze und glänzende Saamenkörner. Wo man hingegen feuchtes Land antrifft, oder Wasser haben kann, da gerathen auch alle andere Früchte, selbst Citronen, Baumwolle, Granaten und Feigen; doch sind dieser Plätze sehr wenig.

Unter den einheimischen **Thieren** ist der **Taye**, und eins, welches einige Aehnlichkeit mit einem Auerochsen und Hirsche hat; übrigens kommen auch andere Thierarten fort. An Federvieh soll, außer denen dem Lande eigenen, an den Küsten ein Ueberfluß seyn von Pfauen, Trappen, Gänsen, Tauben, Lerchen, Nachtigallen ꝛc.

Das Meer, welches reicher ist als die Erde, liefert Fische von allen Arten, in der größten Menge

und von dem vortrefflichsten Geschmack; z. B. Lachse, Sardellen, Zungen, Austern, Hummern, u. a. m. An der Küste des stillen Meeres findet man einen kleinen Schalfisch, der vielleicht der schönste ist. Sein Glanz übertrifft den Glanz der schönsten Perle, und er wirft seine Strahlen durch einen durchscheinenden Firniß einer schönen lebhaft blauen Farbe. Man hat zwar behaupten wollen, es fänden sich auch reiche Bergwerke im Lande; allein noch ist kein Versuch geglückt. Aber was den kalifornischen Meerbusen merkwürdig macht, sind die Perlen, die zur günstigen Jahreszeit aus verschiedenen Provinzen von Mexiko herbeyziehen.

Dieser Meerbusen, welcher Kalifornien von der Südsee und dem übrigen festen Lande von Amerika scheidet, kann bey dem Vorgebirge St. Lucas, nach Angabe, hundert und funfzig Stunden breit seyn, wird aber gegen Norden zu schmäler. Einige nennen diesen Busen auch das kalifornische rothe Meer. Auf der Seite von Kalifornien ist dieser Busen mit Inseln von verschiedener Größe ganz bedeckt, unter denen einige noch in diesem Jahrhunderte bewohnt waren, jetzt aber fast alle öde sind, und durchgehends aus lauter kahlen Bergen und Steinklippen bestehen. Der vothe Fluß, welcher sich an der äußersten Spitze in den Meerbusen ergießt, ist von allen Flüssen der einzige, der den Namen eines Flusses verdienet; die andern sind kaum etwas mehr als Regenbäche, in denen sich dennoch viel Crocodille von merklicher Größe aufhalten.

Die Bevölkerung dieses Landes ist bis jetzt noch sehr geringe. Gegen das Ende des verflossenen Jahrhundertes erlangten die Jesuiten, welche sich durch die genauere Untersuchung dieses Landes, und

durch die Mühe, die sie sich um die Cultivirung der Einwohner gaben, ein großes Verdienst erwarben, unvermerkt eine eben so vollständige Herrschaft über dasselbe, als sie in ihren Missionen in Paraguay besaßen, und sie bestrebten sich, dieselbe Staatswirthschaft darin einzuführen, und die Eingebornen nach eben den Grundsätzen, wie die zu Paraguay, zu regieren. Die Reisebeschreibungen sagen, Kalifornien sey nur für dreyerley Art Leute: erstens für einige Priester, die aus Liebe Gottes und des Nächsten sich entschließen können, ihr Leben in diesen Einöden, unter allerley Gefahren und Ungemach, zuzubringen; zweytens für etliche wenige arme, in Amerika geborne, Spanier, die ihr Brod anders wo nicht finden können, und hier Soldaten und Kuhhirten werden; drittens für die Kalifornier selbst, die mit wenig Bedürfnissen bekannt sind. Im J. 1767 waren in allen Missionen des ganzen Landes nur etwa 12000 Seelen anzutreffen.

In Rücksicht ihres Aeußerlichen sind die Kalifornier wohl gestaltet und sehr stark. Kleinmüthigkeit, Unbeständigkeit, Faulheit, und ein großer Grad von Unempfindlichkeit, sind die Hauptzüge ihres Charakters; sie sind Kinder, bey denen die Vernunft noch nicht zur Reife gekommen ist. Ihre körperliche Farbe ist dunkler als die der Mexikaner, und dieser Unterschied scheint zu beweisen, daß das gesittete, gesellschaftliche Leben gänzlich die Ordnung und die Gesetze der Natur verändert, da man unter der gemäßigten Zone ein wildes Volk gefunden hat, das schwärzer ist, als die gesitteten Nationen unter der brennenden Zone.

Ehe man zu den Kaliforniern hingekommen war, hatten sie gar keine Religionsgebräuche, und ihre Regierungsform war so, wie man es von ihrer Unwissenheit erwarten mußte. Jede Nation war

eine gewisse, mehr oder minder große, Anzahl zusammen gebaueter Hütten, die alle unter sich durch Verwandtschaft verbunden waren, aber keine Anführer hatten. Selbst der kindliche Gehorsam war nicht einmal da bekannt, ob dieses Gefühl gleich im Stande der Natur, wo nicht lebhafter, wenigstens noch reiner ist, als in dem gesellschaftlichen. Der Unterricht der Väter bestehet in den Beobachtungen über die Spuren der Thiere, über die wildpretreichen Wälder, über die gelegenste Jagd- und Fischzeit. Erzählt der Alte einige besondere Umstände von seinen Kriegen oder seinen Reisen; bringt er die von ihm mit gelieferten Schlachten, die ausgestandenen Gefahren, die vermiedenen Fallstricke in Rückerinnerung; erhebt er sich zur Erklärung der gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur; zeigt er ihnen am Abend in einer sternvollen Nacht beym Eingange in seine Hütte den Lauf der Gestirne, die über ihrem Kopf glänzen, nach seinen eingeschränkten Kenntnissen: so wird er bewundert.

Man hatte der Eroberung von Kalifornien gänzlich entsagt, als die Jesuiten im J. 1697 verlangten, daß ihnen erlaubt seyn möchte, sie zu unternehmen. Sobald sie die Einwilligung der Regierung erhalten hatten, fiengen sie an, an der Ausführung eines Gesetzgebungsplans zu arbeiten, den sie nach genauen Kenntnissen der Beschaffenheit des Bodens, der Gemüthsart der Einwohner und des Einflusses des Klima entworfen hatten. Sie kamen zu den Wilden, die sie gesittet machen wollten, mit Seltenheiten, die zu ihrer Belustigung dieneten; mit Getreide, wovon sie sich nähren, und mit Kleidungsstücken, die ihnen gefallen konnten. Der Haß dieser Völker gegen den spanischen Namen widerstand diesen Zeichen von

Wohl-

Wohlwollen nicht. Sie erwiederten solche, so gut ihre wenige Empfindlichkeit und ihre Unabhängigkeit es erlaubte. Diese Fehler wurden durch ihre geistlichen Gesetzgeber, die ihrem Vorhaben mit dem ihrer Gesellschaft eignen Eifer und Hartnäckigkeit nachgiengen, zum Theil gebessert. Sie wurden Zimmerleute, Maurer, Leinweber, Ackersleute, und dadurch brachten sie es so weit, diesen wilden Völkern die Kenntniß und einigermaßen den Geschmack der ersten Künste beyzubringen. Im Jahr 1745 machten sie drey und vierzig von einander durch den unfruchtbaren Boden und den Mangel an Wasser getrennte Dörfer aus.

Der Unterhalt der Dörfer beruhet auf dem europäischen Korn und Gemüß, das man bauet, und auf den europäischen Früchten und Hausthieren, die man stets zu vermehren sucht. Die Indianer haben alle ihr Feld, und das Eigenthum von dem, was sie erndten; aber ihr Mangel an Vorsicht ist so groß, daß sie in einem Tage das verschleudern, was sie geerndtet hatten, wenn ihr Missionar es nicht über sich nähme, es ihnen zur rechten Zeit auszutheilen. Sie verfertigen schon einige grobe Zeuge, und was ihnen mangelt, wird mit Perlen erkauft, die sie im Meerbusen fischen; ingleichen mit Wein, der dem Maderawein ziemlich gleich kommt; sie verkaufen ihn nach Neuspanien und an die Gallionen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es höchst nöthig sey, ihnen den Gebrauch desselben zu untersagen. In Kalifornien sind weder hohe noch niedere Obrigkeiten, noch auch Familienhäupter, oder Hausväter von einigem Ansehen; wie sonst fast bey allen, auch den rohesten, Indianern.

Spanien hält in Kalifornien eine Escadron. Der Capitain ist zugleich königlicher Beamter, und setzet in außerordentlichen Verbrechen den Kalifforniern eine Strafe an. In jeder Mission aber steht ein Corporal mit einigen Soldaten zum Schutze derselben, welcher Corporal zugleich die gemeinen Missethaten der Kalifornier abstraft. So waren die Sachen beschaffen, als im Jahr 1767 der Hof von Madrid die Jesuiten aus Kalifornien jagte, so wie er sie aus seinen andern Provinzen vertrieb. Diese Bekehrer hatten den Plan entworfen, ihre Arbeiten über die beyden Ufer des Meeres bis an die Gebirgskette, welche Kalifornien mit Neuspanien verbindet, zu erstrecken. Sie wollten das Reich in Aufnahme bringen, dessen Unterthanen sie bis auf einen Grad der Macht brachten, der ihnen die Schifffahrt der Russen, und die Entdeckung der von den Engländern seit so langer Zeit in Nordwest gesuchten Straße, mit ruhigem Blick anzusehen erlaubte. Das spanische Ministerium aber ist so weit entfernt gewesen, diese Entwürfe fahren zu lassen, daß es vielmehr, wie man sagt, denselben eine noch größere Ausdehnung gegeben hat. Beyde Welttheile müssen solche bald ausgeführet sehen, wenn anders nicht unvorhergesehene Ereignisse unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Unterdessen, bis Spanien sich diesen weitläufigen Aussichten überläßt, dient Kalifornien den Schiffen, die von den Philippinen nach Mexiko segeln, zum Ablager. Das Vorgebirge St. Lucas, welches die mittäglichste Spitze der Halbinsel ausmacht, ist der Ort, wo sie ankern. Sie finden da einen guten Hafen, Erfrischungen, und Nachrichten, ob sich irgend ein Feind in diesen für sie gefährlichen Gewässern hat

sehen

sehen lassen. Im Jahr 1734 langte die Galliote da zum erstenmale an; ihre Befehle und ihre Bedürfnisse haben gemacht, daß sie seitdem immer wieder hingekommen ist. Nach Kalifornien kommt nichts als Pferde und Maulthiere, dürres Gemüß und welsches Korn, Schmalz, Holz, und der in mexikanischen Waaren bestehende Sold der Missionarien und Soldaten; und nichts gehet heraus, als etliche Ohmen Wein für die Missionarien in Cinaloa und Sonora, etliche Hirschfelle von Seiten der Soldaten, und etwas von den erhaltenen mexikanischen baumwollenen Zeugen und Leinwand, um besagte Pferde und Maulthiere dafür einzutauschen. Nahe beym Platze St. Lucas ist eine einzige kleine Stadt, von der man sagt, daß sie den Spaniern gehöre, und auch diese wird bloß zu einem Erfrischungsorte für die manillischen Schiffe und zur Hauptniederlage der Missionarien gebraucht. Alle in den Landcharten und Büchern beschriebene Städte und Plätze sollen in Kalifornien nirgends anzutreffen seyn. Die ganze Besatzung, nebst dem Officier in Loreto, bestehe in sechs oder acht, nie aber in mehr als zwölf Köpfen; sodann wohnen in zwey Reihen Hüttchen, aus Koth, etwa hundert und zwanzig Kalifornier, und außer den Kirchen und Wohnungen der Missionarien, Soldaten, Schiffer und Bergleute, ist nirgends etwas einer Stadt oder einem Dorf ähnliches zu finden.

Die Spanier haben, von der Zeit der Entdeckung Amerikas an, mehr als zehnmal versucht, Kalifornien dieser Krone unterwürfig zu machen, aber allemal vergeblich; mehr darum, weil sie keinen Lebensunterhalt fanden, als wegen des Widerstandes der Kalifornier, die sich doch zuweilen auch widersetzten. Man erklärte also in dem hohen Rathe zu Mexiko,

daß

daß mit diesem Lande nichts anzufangen sey, und wollte weiter keine Versuche, auch nur auf Privatkosten, gestatten. Drake, welcher Kalifornien entdeckte, soll zwar dieses Land im Namen der Königinn Elisabeth in Besitz genommen haben; allein es war nicht das eigentliche Kalifornien, und hatte auch weiter keine Folgen. Daß hernach in den Jahren 1697 und 1767 die Jesuiten allerhand Versuche zu einer neuen Reform angelegt haben, ist schon angemerkt worden, und von der ganz neuerlichen Abänderung, deren wir oben gedacht haben, schweigt bis jetzt noch die Geschichte.

VI. West-

VI.

Westindien

oder

die großen und kleinen antillischen Inseln.

IV

A. Die großen antillischen Inseln.

I. Die Insel Hispaniola oder St. Domingo.

1) Hispaniola oder St. Domingo.

Da wir uns gegenwärtig in eine umständliche Beschreibung der amerikanischen Inseln einlassen, so scheint es uns nothwendig zu seyn, zuvor etwas von der Entdeckung der neuen Welt überhaupt anzuführen, welches um so mehr Rechtfertigung verdienet, da es eine bekannte Sache ist, daß Columbus den Anfang seiner Entdeckungen bey diesen Inseln gemacht hat.

Es wollen zwar einige diesem berühmten Genueser den Ruhm der ersten Entdeckung streitig machen; wie es denn auch seinen guten Grund haben kann, daß Grönland, Terre neuf, und selbst Kanada, lange vorher den Europäern bekannt gewesen seyn muß, die ihre Schifffahrt dahin angestellt haben, wie die Geschichte der französischen Pflanzstädte bezeuget: indessen war diese Kenntniß in tiefes Dunkel verhüllet worden, und bedurfte eine ganz neue Unternehmung, um aus seiner Vergessenheit gerissen zu werden. Ueberdieß gieng die Absicht des Columbo gar nicht dahin, die nördlichen Landschaften von Amerika zu suchen, sondern seine Entdeckungen waren auf China und Japan gerichtet, das er von der andern Seite her zu entdecken hoffte. Sogar die Engländer maßten sich anfänglich dieser Ehre an; allein es schien bald sehr deutlich, daß diese Ehre ersonnen war, um den Italiänern

liänern und Spaniern diesen Ruhm streitig zu machen, und dadurch einen Vorwand des Eigenthums zu gewissen Ländern zu erhalten.

Die ersten großen Ideen des Columbus, die zu seinen großen und kühnen Entdeckungen den Grund gelegt hatten, waren theils seine vielen Reisen zur See, sein unermüdeter Fleiß in der Erdbeschreibung, Astronomie, nebst andern dahin einschlagenden Wissenschaften; theils, und vornehmlich, sein Aufenthalt in den azorischen und canarischen Inseln. Auf diesen Reisen hatte er bemerkt, daß von der Abendseite große Winde kamen, welche, einige Tage durch, eine ziemliche Gleichheit beobachteten, woraus er den Schluß machte, daß diese Winde von gewissen daselbst liegenden Ländern herkommen müßten. Diese Winde brachten oft allerley unbekanntes Holz, ja selbst menschliche Körper, die weder den Europäern, noch den Afrikanern ähnlich sahen, mit den Wellen an das Ufer besagter Inseln, welches ihn außer allem Zweifel setzte. Deshalb segelte er auch zu seiner weitern Bestärkung im Jahr 1477 hundert Meilen jenseits der Insel Thule.

Wahrscheinliche Gewißheit hatte er nun zwar erlangt; am Entschluß fehlte es ihm auch nicht, sein großes Vorhaben auszuführen; allein seine eigenen Mittel waren zu schwach, und seine Landesleute lachten über seinen Einfall, anstatt ihn zu unterstützen. Er wendete sich deshalb an den König Johann II. von Portugall; doch auch hier legte man seinen Absichten Hindernisse in den Weg. Er gieng deshalb an Ferdinand V., König von Spanien, und auch hier wurde sein Plan verlacht und abgewiesen. Glücklicher Weise hatte dieser Funke doch bey einigen Grossen Feuer gefangen; und ob auch der Hof anfänglich

mehr wider, als vor die Sache war; so kam es doch endlich dahin, daß dieser Plan mit mehr Kälte untersucht und die Vortheile genauer erwogen wurden. Man fand die Vorschläge vernünftig, und in Columbo den Mann, der diesem Unternehmen vorstehen konnte; also glückte es ihm, daß er in kurzem aus einem armen Steuermann zu einen Großadmiral und Unterkönig erhoben wurde, welche Stelle seinen Nachkommen erblich seyn sollte; ja es wurde ihm auch der zehnte Theil aus allen Einkünften, welche die Krone nach Abzug der Unkosten aus diesen Entdeckungen ziehen würde, versprochen.

Der Anfang zu dieser Zurüstung geschah in Palos, welcher Hafen die besten Seeleute hatte; und als es am Gelde gebrach, sagt man, sey die Königin Isabella so willig gewesen, ihren Schmuck und Kleinodien zu versetzen, nur daß dieser große Mann nicht in seinen Unternehmungen aufgehalten werden möchte.

Etwas mehr Mühe kostete es, die Gefährten für den Columb zu überreden; allein die Geistlichen brachten es durch ihre Beredsamkeit bald dahin, dieses kühne Unternehmen mit zu wagen. Drey Brüder, Namens Pinzon, welches die reichsten und erfahrensten Seeleute zu Palos waren, entschlossen sich endlich, so wohl ihre Personen, als auch einen Theil ihres Vermögens dieser Ausrüstung anzuvertrauen. Zwey Caravellen, welche die Stadt Palos zum Dienst des Königs halten mußte, wurden dem Columbo, nebst einem andern kleinen Schiffe, so er selbst bestieg, überlassen, und die beyden Pinzons commandirten die beyden Caravellen, die nebst dem andern Schiff nur hundert und zwanzig Mann, nebst Lebensmittel auf ein Jahr, hatten.

Im Jahr 1492, den dritten August, segelte also der neue Admiral von Palos ab. Er hatte auf seiner Reise manche seltsame Erscheinungen und Vorfälle, die wir hier nicht namentlich anführen können. Kurz, er sah sich auf einem ungeheuren Meer, das weder Grund noch Gränzen spüren ließ, wo sie jeden Tag mit neuen Wellen zu kämpfen hatten, die ihnen den Tod droheten. Schon wurde in ihnen der Entschluß rege, von ihrem Vorhaben abzustehen, und auf die Rückkehr zu denken. Das Murren der Seeleute wurde täglich stärker, sogar das Leben des Admirals kam in Gefahr, von seinen eigenen Gefährten geraubt zu werden, und dieser kühne Mann hatte alle Beredsamkeit anzuwenden, diesem Murren stärkere Gründe entgegen zu stellen.

Nach ohngefähr drey Monaten war er siebenhundert Meilen vor den Canarieninseln gekommen, hielt es aber jedoch sehr geheim, weil niemand glaubte, so nahe dabey zu seyn. Hier fieng das Mißvergnügen des Schiffvolkes wieder von neuem an, und man hatte wirklich beschlossen, den Admiral umzubringen, wenn man nicht in etlichen Tagen Land sehen sollte. Glücklicher Weise sahen sie am eilften October festes Land, und die Ruhe kehrte wieder zurück. Der abentheuerliche Mann, den man wenig Tage zuvor in die See hatte werfen wollen, wurde nun fast göttlich verehret und für etwas Uebernatürliches angesehen, man grüßte ihn als Admiral und Unterkönig, und that ihm die demüthigste Abbitte.

Das Land, so sie sahen, war die Insel Guanaham, eine der Lucayen, man hieß sie Sanfalvador; welche Benennung sie aber nicht beybehalten hat. Der Admiral war der erste, der mit entblößtem Degen in der einen und der königlichen Standarte in der andern Hand ans Land sprang. Er nahm in Gegenwart

genwart vieler Insulaner Besitz davon, und diese ließen es auch ohne Weigerung geschehen. An dem Ufer wurde ein Kreuz errichtet, und an selbiges das Wappen von Castilien befestiget. Die Einwohner brachten Baumwolle und Papageyen in so großer Menge an die Schiffe, daß alle drey davon angefüllt werden konnten, wofür sie ganz unbedeutende Kleinigkeiten, als Schellen und andere Spielsachen annahmen, und darüber ein großes Vergnügen empfanden. Man sah an den Eingebornen, daß sie ganz goldene kleine Platten an den Nasenlöchern trugen und erkundigte sich, woher sie dieses Metall bekämen. Diese antworteten, von Mittag her; dieß brachte die Seefahrer auf den Entschluß, weiter nach Mittag zu segeln, näherten sich auch den siebzehnten einer andern Insel, die sie Conception nannten, jedoch, ohne sich daselbst aufzuhalten. Man nahm frisches Wasses in Ferdinando, wo die Einwohner etwas zu seyn schienen. Von Saomoto, so Columb Isabella hieß, nahm er ebenfalls Besitz, und den acht und zwanzigsten kam er auf der großen antillischen Insel Cuba an, wo er das Land mit mehrerer Aufmerksamkeit durchsuchte. Die Einwohner waren über die unerwartete Ankunft der Europäer so sehr außer sich selbst gesetzt, daß sie ihre neuen Gäste als vom Himmel herabgestiegene ansahen. Auf die Frage aber, wo man Gold fände, wiesen die Einwohner stets gegen Morgen, und sagten allemal Bohio dabey, worüber jene sehr vergnügt waren, als sich diese besonders noch zu Wegweisern wollten gebrauchen lassen.

Hierauf lief er den fünf und zwanzigsten November in einen andern Hafen ein, den er S. Catharine nannte, und die Einwohner legten ihm das Wort Bohio aus, und wiesen ihm nach Häyti, woselbst

das Gold anzutreffen wäre. Da er nun, seiner Meinung nach, den chinesischen Gränzen nahe zu seyn glaubte; so beschleunigte er seine Abreise, und stieg zu Hayti in dem Hafen S. Nicolaus ans Land. Das Schiff Pinta trennte sich von ihm, und wollte die Goldmienen entdecken; er hingegen umschiffte die Insel und entdeckte die Insel Tortue, lief wieder in den Hafen Conception ein, und schickte etliche Castilianer aus, das Land von Hayti oder Hispaniola zu erkundigen. Sie fanden es vortrefflich; allein die Einwohner flohen für ihnen, auch sogar die entliefen ihnen, die sie von Cuba mit genommen hatten. Durch verschiedene kleine Geschenke erwarb man sich endlich die Zuneigung der Eingebornen, welche ihnen für Kleinigkeiten ihr Eigenthum vertauschten. Endlich liefen sie in einen Hafen ein, den man Cap françois nannte, woselbst einer von den Königen der Insel wohnte. Er bat den Admiral, bey ihm einzukehren, der aber auf der Fahrt dahin Schiffbruch litte; jedoch war es bey dem Hafen, den die Spanier nachher Puerto Real nannten. Die Goldadern in Cibao waren des Columbo einziges Besorgniß; der Cacike war auch sogleich Willens, seine Unterthanen auszuschicken, die bald Gold herbey brachten, und es gegen Münzen, Schellen, Nadeln, ja gar gegen zerbrochenes Glas und Topfscherben hergaben, eiligst wieder davon liefen, und besorgten, der Handel möchte die Spanier wieder gereuen.

Dieser erst erwähnte Schiffbruch gab Gelegenheit, die ersten Pflanzstädte zu Porto Real anzulegen, welche aus dreyßig Familien bestanden, so aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes eine Festung erbaueten, und Columb trat mit der andern Caravelle den vierten Januar 1493 seine Rückreise nach Spanien an. Die neuen Entdeckungen des

Admirals

Admirals und die daraus entspringenden Vortheile für die Krone erwarben dem kühnen Mann nicht wenig Ehre. Man war auch damals der Meinung, daß der Papst die Länder, so noch keinem christlichen Fürsten zustanden, auszutheilen hätte. Alexander der IV., ein Spanier, ward von dem König gebeten, die neu entdeckten Länder der Krone Castilien einzuverleiben. Die Portugiesen machten ebenfalls Ansprüche darauf, und damit nun der Papst beyde Theile vereinigen möchte, so befahl er, daß auf der Weltkugel von einem Pol zu dem andern eine Linie gezogen werden, und daß selbige sechs und dreyßig Grad an der Abendseite von Lissabon hin gehen sollte. Diese Linie sollte die Gränzen der Portugiesischen Eroberungen ausmachen. Die Linie gegen Abend sollte der Spanier, gegen Morgen aber der Portugiesen Antheil seyn. Nachher ist diese Linie wegen allerley Schwierigkeiten wieder abgeändert worden.

Nunmehro machte man Anstalten zu einer zwoten Ausrüstung, welche etwas ansehnlicher ausfiel; sie bestand in siebenzehn sowohl mit Geschütz, als Kriegs- und Mundvorrath wohl versehenen Schiffen. Ingleichen viel Pferde, mehr als funfzehnhundert freywillige Personen, zum Theil Edele, wurden eingeschifft, die die Reise theils auf eigene, theils auf der Königin Unkosten unternahmen. Man nahm allerhand Saamen, Bäume, Getreide und alles dasjenige mit sich, was zu einer dauerhaften Niederlassung erforderlich war.

Den fünf und zwanzigsten September lief die Flotte von Cadix aus, und kam am dritten November in die Gegend der Inseln Dominique, Desirade, Mortgalante, Guadalupe, Montserat, Antigoa, St. Christoph, kurz an lauter antillische Inseln,

die wir in der Folge anzeigen werden. Endlich den zwey und zwanzigsten November langten sie in der Bucht von Samana in Hispaniola oder St. Domingo an, welches hernach die Mutter aller spanischen Pflanzstädte in Amerika geworden ist.

Man muß wohl bedenken, daß der Zustand dieser Insel, von der wir hier insbesondere sprechen, nicht immer derselbe geblieben ist; sondern daß schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Insel Hispaniola viel von ihrem ersten Glanz verloren hatte. Kurz darauf wurden einige von ihren vornehmsten Städten durch ein Erdbeben umgeworfen. Im Jahr 1586 plünderten die Engländer die Hauptstadt. Fünf Jahr hernach wurde die Stadt Yaguana von den Seeräubern eben der Nation zu Grunde gerichtet. Vor dem Ende eben desselben Jahrhunderts wurden die Städte Salvatiera, la Savana und Porto Real von ihren Einwohnern verlassen. Der Verfall der Handlung, welcher dadurch das Verbot, Fremde aufzunehmen, verursachte, und die Hoffnung, mehr Glück in den Colonien des festen Landes zu machen, verursachten eben die Verlassungen und allen Theilen der Insel. Endlich zählte man daselbst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nur noch ungefähr vierzehnhundert Einwohner, und über zwölfhundert weggelaufene Negern hatten sich auf einem unzugänglichen Berge verschanzet, wo sie die Feinde sehr in Furcht setzten.

In solchem Zustande war die älteste Niederlassung der Spanier in Amerika beschaffen, als im 1625sten Jahre, bloß durch ein Ungefähr, zwey Schiffe, wovon das eine französisch, unter der Anführung eines normannischen Edelmannes, Namens Enambuc, das andere, ein engländisches, unter des Ritters Thomas Warners Führung, war, an einem

und

und demselben Tage an der Insel St. Christoph anlandeten. Die Spanier waren stets mehr mit den Besitzungen auf dem festen Lande beschäftiget, als mit der Besorgniß und Achtsamkeit auf die kleinen Antillen. Sie behaupteten zwar, daß sie sich den Besitz derselben durch verschiedene Handlungen versichert hätten: sie hatten aber niemals ernstliche Mühe angewandt, sich daselbst zu setzen. Die Franzosen und Engländer sahen alle die Vortheile wohl ein, die sie von diesem Posten ziehen konnten, und ohne sich darüber zu streiten, wer von ihnen zuerst daselbst angekommen wäre, verglichen sie sich, die Insel gemeinschaftlich zu besitzen, und ein jeder daselbst seine Colonie zu errichten. Dieses gute Verhältniß erhielt sich nicht nur in allen ihren Kriegen wider die Caraiben; sondern auch in der Theilung ihrer Eroberungen, und wurde nicht einmal durch einige nachfolgende Eifersucht und Mißhelligkeit gänzlich unterbrochen. Es dauerte noch um das Jahr 1630, da die Spanier, welche die Niederlassung der beyden Nationen in einem Lande, worüber sie sich alle Gerechtsamen zueigneten, nicht ohne Verdruß hatten ansehen können, sie mit einer mächtigen Flotte angriffen, und sie zwangen, einen Aufenthalt in andern Inseln zu suchen. Indessen war der Feind nicht sobald entfernt; so kehrte die doppelte Colonie wieder in ihre Besitzungen. Einige Verwegene von beyden aber, welche sich der Insel Hispaniola auf ihrer Flucht genähert hatten, fanden die nordliche Küste von den Castilianern beynahe verlassen, und ergriffen also die Parthey, sich daselbst zu setzen. Sie befanden sich daselbst mitten unter den Ochsen und Schweinen, womit die Holzungen und Gefilde angefüllet waren, sehr wohl. Da ihnen darauf die Holländer, die sich damals in Brasilien gesetzt hatten,

versprachen, sie mit allen andern Bedürfnissen zu versehen, und die Häute, die sie von ihren Jagden bekommen würden, zur Bezahlung dafür anzunehmen; so machte diese Versicherung den Entschluß desto fester, sich hier niederzulassen.

Die meisten von diesen neuen Ankömmlingen waren Normannen. Man nannte sie Bucanier, weil sie sich vereinigten, das Fleisch von denen Ochsen, die sie erlegt hatten, nach Art der Wilden zu bucaniren. Dieses Wort, welches man indianischen Ursprunges zu seyn glaubet, heißt kochen, oder vielmehr räuchern, im Rauche trocknen, und die Oerter, wo dieses geschiehet, heißen Bucane. In dieser Zeit, und ohne Zweifel bey dieser Gelegenheit, nahm man in Frankreich die Gewohnheit an, daß man der Insel Hispaniola den Namen St. Domingo gab, den nur ihre Hauptstadt führte.

Des Beystandes der Holländer ungeachtet, war es doch der neuen Colonie sehr unbequem, nur von ihren Händen so vielerley nöthige Dinge zu erhalten; allein sie wurde von dieser Verlegenheit bald befreyet. Die meisten Bucanier, die wenig Lust hatten, Rothwildpret zu jagen, legten sich auf Seeräuberey, und es schien ihnen alles, was sie bekommen konnten, ohne Unterschied der Parthey, eine willkommene Beute zu seyn. Außer denen zu St. Domingo hatte sich ein Haufe Engländer mit einigen untermengten Franzosen der kleinen Schildkrötenisel bemächtiget. Der Nutzen vereinigte sie, und gleich in eben dem Jahre fiengen sie an, sich unter dem Namen der Freybeuter, woraus man nachher Flibustier gemacht hat, berühmt zu machen. Ihr ordentlicher Sammelplatz war die Schildkrötenisel, wo sie nicht allein einen bequemen Hafen, sondern auch mehr Sicherheit wider die Unternehmung

der

der Spanier fanden. Die ganze nordliche Küste ist unersteiglich, die Südküste hat nur einen Hafen, dessen sich diese Räuber bemächtiget hatten. Die Abschilderung, die man davon macht, stellet ihn sogar nur als eine sehr sichere Rheede, zwey Seemeilen von der Ostspitze, vor. Die benachbarten Felder sind sehr gut, und man findet daselbst vornehmlich Ebenen von wundersamer Fruchtbarkeit. Alles übrige der Insel ist mit Gehölzen bedecket, deren Höhe man um so vielmehr bewundert, weil die Bäume zwischen Felsen wachsen, wo man nicht begreifen kann, wie sie die Nahrung zu ihren Wurzeln bekommen.

Die Schildkröten Insel ist nicht weniger, als acht Seemeilen lang, zwischen Osten und Westen, und zwey Meilen lang, gegen Westen und Süden, und der Canal, welcher sie von St. Domingo absondert, ist von eben der Breite. Die Luft ist daselbst sehr gesund, ob sie gleich keinen Fluß hat, und selbst die Brunnen sehr selten sind. Der stärkste springt in der Stärke eines Mannes Armes dicke, die andern aber sind so schwach, daß die Einwohner an den meisten Oertern das Regenwasser sammeln müssen. Die Insel ist wirklich wüste: unter der Regierung der Freybeuter aber zählte man daselbst sechs sehr bevölkerte Orte, das niedere Land oder Basseterre, Caquc, Milplantage, Ringot und die Mäuterspitze. Bloß der Mangel an süßem Wasser hat verhindert, daß man nicht auch den siebenten bewohnte, Cabesterre genannt. Alle Früchte, die auf den Antillen gemein sind, wachsen in den guten Gegenden der Schildkröteninsel. Der Taback ist daselbst in vorzüglicher Güte, und die Zuckerröhre von einer besondern Dicke und Güte. Man hat von St. Domingo Schweine und Federvieh dahin ge-

bracht, welches sich überaus vermehret hatte. Die Küsten, vornehmlich die Südküste, sind sehr fischreich. Als die Freybeuter sich der Rheede zu bemächtigen gedacht; so hatten sie fünf und zwanzig Spanier daselbst angetroffen, die sich auf die erste Aufforderung zurückbegaben.

Als man zu St. Christoph das, was an der Küste zu St. Domingo vorgieng, vernommen hatte; so giengen viele Einwohner von beyden Colonien hinüber nach der Schildkröteninsel, in der Hoffnung eines gewissen Gewinnstes, entweder wegen des leichten Handels mit den Fremden, oder durch die Räubereyen der Freybeuter. Einige legten sich auf den Ackerbau und pflanzten Toback. Nichts trug mehr zu dem guten Fortgange dieser kleinen Niederlassung bey, als der Beystand der französischen Schiffe, vornehmlich von Dieppe, welche anfiengen, sie zu besuchen. Sie führten Leute dahin, welche sie auf drey Jahre verkauften, und welche eben die Dienste leisteten, als die Negersclaven und Indianer.

Die neue Colonie bestand also aus sehr vermischten Arten von Einwohnern, nämlich Bucaniern, deren vorzüglichste Beschäftigung die Jagd war, Freybeutern, welche die Meere durchstrichen, Colonisten, welche das Feld baueten, und angenommenen Leuten, wovon die meisten bey den Bucaniern und Colonisten blieben. Aus dieser Vermischung bildete sich der Körper, dem man den Namen der Abentheuer gab. Sie lebten unter sich in großer Einigkeit, und ihre Regierungsform war eine Art von Demokratie. Eine jede Person hatte eine freye Gewalt in ihrem Hause. Ein jeder Hauptmann war eben so uneingeschränkt an seinem Borde, so lange er darauf Befehlshaber war. Diese Stelle konnte ihn aber durch

eine

eine Berathschlagung aller freyen Personen in der Kolonie genommen werden.

Eine Niederlassung von der Art machte den Spaniern mehr Unruhe, als die zu S. Christoph. Sie sahen gar wohl ein, daß man den Abentheurern die Schildkröteninsel wegnehmen müßte, wodurch ihre übrige Posten von selbst wegfallen würden. Der General der Gallionen erhielt Befehl, sie anzugreifen, und alle Einwohner umzubringen, ohne irgend eine Bedingung anzunehmen. Dieser ergriff die Zeit, da alle Freybeuter in See, und die meisten Bucanier in der Insel S. Domingo auf der Jagd waren. Die übrigen wenigen konnten keinen großen Widerstand leisten, und die allerkleinste Anzahl suchte sich durch die Flucht in die Gebirge und Gehölze zu retten, wo ihnen die Spanier auch wirklich nicht nachkamen. Dennoch war dieses Unternehmen nicht hinlänglich, den Spaniern die Schildkröteninsel zu versichern; man mußte daselbst auch eine Besatzung lassen, welche vermögend war, die abwesenden Abentheurer davon zu entfernen: auch bauete der spanische General zur Unzeit viel auf das Schrecken, welches er diesen Corsaren eingejagt zu haben glaubte. Seine einzige größte Sorgfalt war, die große Insel von den Bucaniern zu reinigen, deren Anzahl bereits sehr herangewachsen war. Er errichtete deshalb wider sie einen Haufen von fünfhundert Knechten, die ordentlicher Weise nur in Schaaren von Funfzigen marschirten, woher sie auch in der Folge die Funfziger genannt wurden. Dieses dauerte bis zu Ende des Krieges, das heißt, bis ein Prinz aus Frankreich zur spanischen Krone gelangte. Doch that er anfangs den Bucaniern nicht viel Schaden, theils weil sie sehr auf ihrer Hut waren, und theils, weil sich ihre Anzahl von Tag zu Tag vermehrte, so daß sie

sich

sich in kurzem wieder in dem Besitz der Schildkröteninsel sahen.

Ihre ganze Lage sagte ihnen, daß ihr Feind unversöhnlich sey, und die Umstände des Ganzen verlangten, daß sie sich ein Oberhaupt wählten, und diese Stelle trugen sie einem Engländer, Namens Willis, an; einem Mann, der Verstand und Klugheit genug hatte, diese Rolle zu übernehmen. Doch sie wurden bald in ihren guten Hoffnungen irre gemacht, weil die Franzosen bald bemerkten, daß dieser Fremde eine Menge Soldaten von seiner Nation an sich zog; und da sie den Verlust ihrer Gerechtsamen durch die ungleiche Anzahl befürchteten, so unternahmen sie auch gar bald, sich einen andern General zu wählen. Allein diese üble Vorausfehung kam schon zu spät, und Willis, welcher schon seine Parthey überstark gemacht hatte, sah diesem Unwillen ganz gelassen zu. Kurz, die Kolonie war für Frankreich verloren, ohne den Entschluß eines Franzosen, dessen Namen die Geschichte nicht aufbehalten hat. Dieser setzte sich in geheimen auf ein Schiff, welches nach St. Christoph gieng; und sobald er daselbst ankam, gab er dem Comthur von Poincy, Generalstatthalter, von der Obergewalt Nachricht, welche die Engländer auf der Schildkröteninsel ausübten. Der Comthur sah die Wichtigkeit dieses Uebels so leicht ein, als er die Schwierigkeiten einsah, die es erschwerten, Gegenwehre dafür anzufangen. Er hatte unter seinen Officieren einen Ingenieur, dessen Muth und Geschicklichkeit ihm gleich gut bekannt waren, und welcher Enambuken bey seiner ersten Unternehmung auf S. Christoph begleitet hatte. Dieser einsichtsvolle Mann, Namens le Vasseur, war noch dazu ein Protestant, und das Vertrauen, welches Poincy stets gegen ihn bezeiget hatte, wurde für eine den Catholiken

liken nachtheilige Gewogenheit gehalten, worüber er auch manchen Verweis vom Hofe deshalb erhielt. Man hält dafür, er habe sich, um diesen Officier unter einem rühmlichen Vorwande loszuwerden, entschlossen, ihn dem Willis entgegenzustellen. Er gab ihm die Statthalterschaft der Schildkröteninsel, und versprach ihm noch dabey die freye Religionsübung für ihn und alle, die ihn begleiten würden.

Die Anzahl derer, die den le Vasseur begleiteten, war nur gegen dreyßig Personen, allein er nahm keinen längern Anstand, diesen Vorschlag auszuführen; doch erlaubte ihm die Klugheit nicht, auf der Insel zu erscheinen, ohne mit den Bucaniern gesprochen zu haben. Anfänglich hielt er sich in einem kleinen Hafen zu S. Domingo auf, etwa sieben Seemeilen von dieser Insel, und brachte daselbst etliche Monate zu, Nachrichten einzuziehen. Endlich schlugen sich verschiedene Bucanier, meist von seiner Religion, zu ihm; und obgleich seine Macht der Engländer Macht noch nicht überlegen war, so machte dennoch die Hoffnung, bey seiner Ankunft von den Franzosen auf der Insel unterstützt zu werden, daß er den Entschluß ergriff, sein Vorhaben plötzlich auszuführen. Er kam zu Ende des Augusts auf der Rheede an, erstieg ohne Widerwillen das Land, stellte seine Mannschaft in Ordnung, und ließ dem Willis ankündigen, er sollte mit seinen Leuten in etlichen Stunden die Insel verlassen.

Dieser unerwartete Antrag, und dem in der That der Aufstand von allen Franzosen auf der Insel nachfolgte, machte den englischen General dergestalt verlegen, daß er auch nicht einmal in Erwägung zog, ob auch sein Gegner Macht genug habe, diese kühne Anforderung zu behaupten. Er ergriff die Parthey, sich auf eben den Fahrzeugen einzuschiffen, welche die

Fran-

Franzosen gebracht hatten; und le Vasseur sah sich nicht nur als Herrn von der ganzen Insel, sondern auch von einer Art Fort, welches die Engländer daselbst erbauet und mit etlichen Kanonen besetzt hatten.

Dieser kluge Mann sah wohl bald voraus, daß er große Anfälle, sowohl von Seiten derjenigen, die er vertrieben hatte, als auch der Spanier, auszustehen haben würde, die schon zu erkennen gegeben, wie verhaßt ihnen die Nachbarschaft der Franzosen war. Indessen vergaßen doch die erstern die Schildkröteninsel; allein dieses thaten die Spanier nicht, welche darauf bestanden, diese Insel und die Küste von S. Domingo von aller fremden Niederlassung zu befreyen. Im folgenden Jahre ließen sie von S. Domingo ein Geschwader von sechs Schiffen auslaufen, die fünf- bis sechshundert Mann führten. Es kam auf die Rhede mit der Gewißheit, eine Handvoll überfallene Einwohner zu überwinden, von denen man glaubte, daß sie ohne Verschanzung und ohne Geschütz wären; le Vasseur aber, welcher alle Theile der Kriegesbaukunst verstand, hatte sich schon in den Stand gesetzet, daß er jedem Anfalle muthig entgegen sehen konnte.

Etliche hundert Schritte vom Meer erhebt sich ein Gebirge, welches sich in eine Plattforme endiget, und die Mitte dieser Plattforme ist von einem auf allen Seiten steilen Felsen, dreyßig Fuß hoch, besetzet. Neun oder mehrere Schritte von diesem Felsen siehet man den einzigen Brunnen auf dieser Insel hervorkommen, der von einiger Stärke ist. Der Befehlshaber hatte auf dieser Plattforme regelmäßige Terrassen gemacht, die bis auf vierhundert Mann enthalten konnten. Er hatte sich selbst auf der Höhe des Felsens eine Wohnung genommen, woselbst er auch seine Vorrathshäuser hatte, und um hinaufzukommen,

kommen, hatte er einige Stufen, bis auf die Hälfte des Weges, einhauen lassen, den übrigen Weg erstieg man endlich auf einer eisernen Leiter, die man hinter sich nachziehen konnte; und zu desto mehrerer Vorsicht hatte er eine Röhre, gleich einem Rauchfang, machen lassen, wodurch man durch Hülfe eines Seiles auf die Terrasse kommen konnte, ohne gesehen zu werden. Eine so wenig zugängliche Wohnung wurde noch durch eine Batterie mit Stücken vertheidiget, und die Terrasse hatte eine andere, um die Einfahrt in den Hafen zu vertheidigen.

Die Spanier, welche nichts weniger erwarteten, als die Franzosen so wohl verschanzt zu finden, erstaunten nicht weniger über ihre Anzahl. Sie hatten sie anfänglich nicht wahrgenommen, weil sie ohne Widerstand hatten aussteigen können; ja, man ließ sie sogar bis auf einen halben Kanonenschuß weit anrücken. Hierauf aber ließ le Vasseur ein großes Feuer machen, ohne ihnen Zeit zu lassen, zu sich selbst zu kommen, und brachte sie bald in so große Unordnung, daß sie alle Mühe hatten, wieder nach ihren Schaluppen zu kommen, ihre Schiffe aufzusuchen und die Anker zu lichten. Den folgenden Morgen sah man sie etwas tiefer wieder zum Vorschein kommen, dem Quartier von Cayuc gegen über; auch hier stellete sich le Vasseur, als ob er sich ihrer Landung nicht widersetzte. Sie thaten solche frey, stellten ihre Truppen in Ordnung, und marschirten gegen das Fort, vermuthlich in dem Entschlusse, einen gewaltsamen Angriff zu thun; allein sie unternahmen nichts. Man hatte ihnen einen Hinterhalt geleget, wo ihnen die Franzosen zweyhundert Mann zu Grunde richteten; und da die übrigen nur auf die Flucht bedacht waren, so schiffeten sie sich schnell wieder ein und eilten davon.

Dieses Betragen, welches dem Befehlshaber sehr viel Ehre machte, schien dem Generalstatthalter einige Eifersucht zu erwecken: die Bewegungsgründe hierzu ließen ihn die Mittel aufsuchen, ihn abzusetzen, bevor ehe er sich ganz unabhängig machen könnte. Er schickte ihm seinen Neffen Lonvilliers, unter dem Vorwande, ihm wegen seines Sieges Glück zu wünschen, jedoch mit dem geheimen Befehle, sich der Regierung der Insel zu bemächtigen. Dieser angelegte Plan entgieng dem wachsamen Auge des le Vasseur nicht, und er wußte auch Mittel, dieser Schlinge zu entgehen. Man glaubt für gewiß, daß es mit der Schildkröteninsel für die catholischen Franzosen, und wahrscheinlicher Weise mit allen Niederlassungen der Abentheurer in der Insel S. Domingo, gethan gewesen, wenn er seine Kolonie mit eben so vieler Mäßigkeit regieret hätte, als er Aufführung und Tapferkeit bezeigte, sie zu vertheidigen. Allein da er sich vor den Gefahren von außen gesichert glaubte; so achtete er auch die Zuneigung derjenigen Franzosen für nichts, die unter seinem Befehle standen, und zog sich gar bald ihren Haß zu. Er that zuerst Eingriffe in die freyen Religionsübungen der Catholiken, er verjagte ihre Priester, und die Religionsverwandten wurden nicht viel besser behandelt. Alle Auflagen und Abgaben wurden erhöhet, und seine Neuerungen arteten endlich in förmliche Tyranney aus. Er wurde sogar erfinderisch in Erfindung der Strafen, denn er erfand einen eisernen Käficht, worin man weder aufrecht stehen, noch liegen konnte, welchem er den Namen einer Hölle gab. In dieses Gefängniß geworfen zu werden, war es schon genug, ihm zu mißfallen. Auch in dem Schloßgefängnisse war es nicht besser, und selbst die Lehrer seiner Religion konnten sich vor seiner Gewaltthätigkeit nicht sichern.

Indessen hatte er sich doch noch nicht zur Empörung bequemt; und ob er gleich die Befehle des Generalstatthalters schlecht ausrichtete, so hatte er dennoch stets einigen Außenschein des Wohlstandes gegen ihn beobachtet. Allein sobald er sich im Stande sah, sich furchtbar zu machen, so nahm er die Maske ab. Die Flibustier hatten in einem spanischen Schiffe, welches sie geplündert hatten, eine silberne Bildsäule gefunden, welche die Mutter des Heilandes vorstellte. Man brachte sie dem le Vasseur, und der Generalstatthalter, welcher davon Nachricht erhalten, ließ sie von ihm als eine Sache abfordern, die sich für die Catholiken besser als für die Protestanten schickte. Sogleich ließ le Vasseur eine ähnliche von Holz arbeiten, und überschickte sie ihm mit dem Bescheid, die Catholiken wären viel zu vernünftig, als daß sie sich an die Materie bey den Gegenständen ihrer Verehrung hielten, und er für sich hätte die Bildsäule so schön gearbeitet gefunden, daß er sich nicht entschließen könnte, ein so schönes Werk der Kunst wegzugeben. So lebhaft Poincy diesen Uebermuth empfand, so konnte er doch nichts dagegen einwenden, weil er sich damals in einem andern Handel verwickelt fand, an dem ihm noch weit mehr gelegen war. Der Hof hatte zu Ende des vorigen Jahres einen Generallieutenant der Insel ernannt, und seine Ankunft hatte unter den Franzosen eine Spaltung erreget. Diese Gelegenheit hatte le Vasseur ergriffen, einen Anschlag auszuführen, wovon man vermuthete, daß er schon lange darauf gewartet hatte. Ungeachtet der Härte seiner Regierung wußte er seine Unterthanen so sehr an das Joch zu gewöhnen, indem er sie die Schildkröteninsel als eine Zuflucht für alle die Franzosen ansehen ließ, die sich frey zu ihrer Religion bekennen wollten, daß sie einwilligten, ihn für ihren Fürsten zu erkennen.

Dieser eingebildete Titel, der zu seiner Gewalt nichts weiter hinzufügte, währte beynahe fünf Jahr; wenn er aber noch andere Absichten hatte, so wurden sie durch Hände, auf die er am wenigsten Mißtrauen hatte, in seinem Blute erstücket. Er hatte sein ganzes Vertrauen auf zwey Personen gesetzt, welche Gefährten seines Glücks gewesen waren, und die man sogar für seine Neffen hielt. Diese hatte er an Kindes Statt angenommen, und erklärte sie für seine einzigen Erben: sie hießen Thibault und Martin. Es waren eigentlich zwey Bösewichter, welche sich wider das Leben ihres Wohlthäters verschwuren; auch fehlte es ihnen nicht an Gelegenheit, ihren Entschluß auszuführen. Eines Tages, als le Vasseur von dem Fort heruntergieng, um ein Magazin zu besuchen, schoß ihn Thibault mit einer Flinte, wovon er aber nur ganz leicht verwundet wurde. Ob er gleich den Mörder noch nicht wahrnahm, so wollte er doch zu seinem Neger laufen, welcher ihm folgte und seinen Degen trug. Martin, der ihn begleitete, nahm ihn beym Leibe, und unterdessen, daß er sich bemühete, sich loszumachen, ließ ihn eine Bewegung mit dem Kopfe Thibaulten gewahr werden, welcher mit dem Degen in der Hand zu ihm eilte. Dieser Anblick machte ihn unbeweglich, er sah den Mörder an und sagte: So bist du es also, mein Sohn, der mich ermordet? Thibault aber ließ ihm nicht Zeit, weiter zu sprechen, sondern stieß ihm seinen Dolch ins Herz.

So gewiß die Herzen seiner Unterthanen mit heimlichem Widerwillen gegen ihn angefüllt gewesen waren, so schien es doch, daß sie es hier vergaßen, und mehr diese Grausamkeit, als jenes Unterdrückung, verabscheueten; demohngeachtet erfolgte weiter kein Aufstand. Die beyden Mörder setzten sich sogleich in die Gewalt ihres Vorgängers, und nahmen Besitz

von

von seinem Vermögen. Doch die Rache blieb nicht lange außen; denn Poincy, welcher den Vorsatz, die Schildkröteninsel wieder unter den Gehorsam zu bringen, nicht aus dem Gesicht verloren, hatte die Statthalterschaft dem Chevalier de Fontenay mit einer hinlänglichen Mannschaft übergeben, sich den Besitz zu erwerben, ehe er noch von diesem blutigen Vorfall Nachricht erhalten hatte.

Dieser große General hatte sich schon oft auf seinen Caravanen zum Dienst der Religion hervorgethan, und machte daher alle Zubereitungen mit dem Eifer eines geübten Befehlshabers, stets in der Meinung, er habe es mit dem le Vasseur zu thun, dessen Stärke und Geschicklichkeit er wohl kannte. Zuerst machte er bekannt, um ihn durch ein falsches Gerücht zu überfallen, die Zurüstung, welche zu S. Christoph gemacht würde, wäre wider die Spanier. Er kreutzte auch wirklich auf der Küste von Carthagena, wo er einige Priesen machte. Als er sich darauf nach l'Ecu, einem kleinen Hafen zu S. Domingo, begab, so stieß Freval, des Poincy Neffe, zu ihm. Dieser Hafen ist der Schildkröteninsel fast gerade gegen über, und Fontenay vernahm bey seiner Anlandung daselbst die vorgefallene Regierungsform. Er kannte den Werth der Eilfertigkeit, die beyden Fahrzeuge rückten bis in die Einfahrt der Rheede, wovon sie das Geschütz bald zu weichen nöthigte. Eiligst erhielt der Ritter Abgeordnete, welche ihm Friedensvorschläge thaten, weil die beyden Bösewichter wohl einsahen, daß die Unterthanen um ihrentwillen ihr Blut nie wagen würden. Man erbot sich, das Fort zu übergeben, und verlangte keine andere Gnade, als eine feyerliche, allgemeine Verzeihung, und den ruhigen Genuß aller Güter. Der Ritter bewilligte alles, das Fort wurde übergeben, und die Nachricht wurde nicht

sobald an den Küsten bekannt, als alle Catholiken, welche le Vasseur von der Insel vertrieben hatte, wieder dahin zurückkehrten.

Fontenay war nun der erste, welcher den Titel eines Statthalters für den König von dieser Insel an der Küste S. Domingo angenommen hatte, welche Ehre seine Nachfolger, auch nach Räumung dieser Insel, lange Zeit behalten haben. Seine erste Sorge war nun die Wiederherstellung der römischen Religion; alsdann suchte er seine Citadelle zu befestigen, und nun wurde die Bevölkerung der Insel sehr merklich verstärket, so daß man nicht Land genug fand, die Menge zu fassen, und deshalb eine Kolonie nach der Insel S. Domingo schickte. Diese neuen Ankommenden wählten zu ihrem Aufenthalte die Westküste; man war aber zu S. Domingo über diese neue Niederlassung nicht weniger beunruhiget, als wenn man schon die Franzosen vor den Thoren dieser Hauptstadt gesehen hätte. Einige bewaffnete Schaluppen wurden sogleich abgeschickt, um die Ankommenden von ihren Posten zu vertreiben, ehe sie Zeit hätten, sich fester zu setzen. Man verbrannte ihnen ihre Wohnungen, und man würde sie vielleicht alle vertrieben haben, wenn nicht ein Haufen Bucanier und Flibuster Beystand geleistet hätten.

Der königliche Befehlshaber sah wohl ein, daß, wenn er sich dieser unangenehmen Gäste gänzlich entledigen wollte, er zuerst auf die Quelle zurückgehen, sich der Schildkröteninsel bemächtigen, und sich mit einer Macht daselbst festsetzen müßte, die vermögend wäre, der Krone Spanien den Besitz davon zu versichern. Das Uebel wurde in der That für die spanische Handlung sehr dringend in der neuen Welt. Die Schildkröteninsel war das Behältniß aller Corsaren, deren Anzahl von Tag zu Tag stieg. Ferner,

die Einwohner ließen ihre Felder unbebaut liegen, weil ihnen die Streifereyen weniger Mühe kosteten; und da die Vortheile, welche der Statthalter davon hatte, ihm nicht erlaubten, sich denselben zu widersetzen, so fand sich die Insel zuweilen ganz verlassen. Diese Unordnung bot den Spaniern eine Gelegenheit an, die sie nicht verabsäumten; sie richteten nämlich ihren Angriff mit aller Klugheit und gutem Erfolge ein, daß der Ritter von Fontenay, welcher in seinem Fort überfallen wurde, sich genöthiget sah, solches mit anständigen Bedingungen zu übergeben, und nachmals sich vergebens bemühete, es wieder zu erhalten.

Nunmehr blieben die Spanier einige Jahr Herren davon; wenigstens scheint es nicht, daß die Abentheurer, welche nach der Rückkehr des Ritters Fontenay kein Oberhaupt mehr hatten, versucht haben, wieder dahin zu kommen. Sie halfen unter der Zeit den Engländern, sich von Jamaica Meister zu machen, und die Bucanier von S. Domingo hatten zu thun genug, sich gegen die spanischen Funfziger zu vertheidigen. In dem Jahr 1665 plünderten die Flibustier S. Jago, um den Tod einiger Franzosen zu rächen, welche von den Spaniern grausamer Weise waren ermordet worden; und dieß ist auch das Jahr, welches man eigentlich für die Denkzeit der Niederlassung der Franzosen in der Insel S. Domingo annimmt, so wie man den neuen Statthalter für den Vater und wahren Stifter der Kolonie angiebt.

Das Schicksal der Insel Domingo ist meist immer dem Schicksal der Schildkröteninsel gleich gewesen, und da diese kleine Insel wieder unter die Gewalt der Franzosen gekommen, welche sie seitdem nicht wieder verloren hatten, so nahmen die Pflanzungen auf der großen, die bisher noch schwankend und schwach

waren, gar bald eine bessere Gestalt an. Vor der Ankunft des neuen Statthalters war die beste französische Niederlassung nicht so viel werth, als die schlechteste der Spanier. Selbst auf der Schildkröteninsel zählte man nur zweyhundert und funfzig Einwohner, die sonst nichts thaten, als Tabak baueten. In dem Hafen Margat, welcher sieben Meilen davon entfernt ist, waren ihrer sechzig auf einer kleinen Insel von einer halben Meile im Umfange, und gegen über auf dem großen Lande war die Anzahl nur etwa hundert. Man hatte angefangen, den Friedenshafen, der Schildkröteninsel gegen über, umzuarbeiten; dieser Anfang eines neuen Wohnplatzes aber wollte noch sehr wenig sagen. Die Westküste hatte nur eine einzige Niederlassung. Die Holländer hatten die Spanier von da vertrieben, doch ohne sich festzusetzen. Man zählte gegen hundert Franzosen daselbst, deren vornehmste Stütze in dem Beystande zweyer Haufen bestand, welche den Spaniern in Indien schon viel Unruhe erweckten, und bald die entferntesten Provinzen dieses großen Reiches furchtsam machten. Dieß waren die Flibustier und Bucanier, die alle unter dem Namen der Abentheurer begriffen werden, und die wir hier noch etwas genauer zu schildern für nöthig erachten.

Die Bucanier hatten noch keine andere Niederlassung in der Insel S. Domingo, als diejenige, welche sie ihre Bucanen nannten. Dieses waren kleine, umgearbeitete Felder, wo sie Hürden hatten, das Fleisch zu bucaniren; einen Raum, die Häute auszubreiten, und Barraken, welche sie Acupae nannten, mit einem von den Spaniern entlehnten Worte, wovon man aber glaubt, daß es ursprünglich von den Eingebornen des Landes hergekommen sey. Die ganze Bequemlichkeit dieser Lage bestand darin,

daß

daß sie sich vor dem Regen und der Sonnenhitze bedeckten. Weil sie keine Weiber und Kinder hatten, so hatten sie sich selbst paarweise zusammen gesellet, damit sie mit einander leben und sich gegenseitige Hülfe leisten könnten. Daher waren alle Güter in einer jeden Gesellschaft allgemein, und blieben demjenigen von beyden, welcher den andern überlebte. Dieß nannten sie, sich immatelottiren.

Sie hatten gewisse Gesetze unter sich, als zum Beyspiel, die Aufrichtigkeit und Redlichkeit waren nicht allein unter den Gesellschaften, sondern auch von einer Gesellschaft gegen die andere so wohl befestiget, daß man nichts verschloß, und der kleinste Diebstahl als ein Vergehen angesehen wurde, welches man gar nicht verzeihen konnte, und weshalb jeder aus der Gesellschaft wäre gestoßen worden. Allein hierzu hatten sie auch fast gar keine Gelegenheit; bey ihnen war alles gemein; und was der eine nicht selbst hatte, das holte er bey seinem Nachbar, ohne weitere Umstände, als daß man sie um Erlaubniß darum bat, und diejenigen, zu denen man dieses Zutrauen hatte, sahen sich für beschimpft an, wenn sie das Ersuchen abschlügen. Ihre eigentlichen Gesetze waren weiter nichts, als eine seltsame Sammlung von Vergleichen, deren ganzes Ansehen das Herkommen machte, und wider welche man um so viel weniger Einwendungen zuließ, weil die Bucanier behaupteten, daß sie von aller vorhergehenden Verbindlichkeit durch die Seetaufe wären befreyet worden, die sie erhalten hätten, als sie über den Wendezirkel gegangen wären.

Selbst die Religion erhielt so wenig Rechte bey ihnen, daß sie sich kaum noch des Gottes ihrer Väter erinnerten, wobey man beobachtet, daß es nicht zu

verwundern sey, wenn man Mühe hat, einige Spuren von dem Gottesdienste verschiedener Völker zu entdecken, weil man nicht zweifeln kann, daß die Bucanier, wenn sie in diesem Zustande geblieben wären, endlich alle Begriffe verloren haben würden. Sie hatten sogar schon ihre Familiennamen verlassen, und dafür Scherz- und Kriegesnamen angenommen, wovon die meisten auf ihre Nachkommen gebracht worden. Indessen unterzeichneten sich doch einige, welche sich nachher verheiratheten, mit ihrem rechten Namen, weshalb es auf den Antillen zum Sprüchwort worden ist: Man kennet die Leute nicht eher, als zur Zeit, wenn sie heirathen.

Ihre Kleidung bestand in einem Hemde, das mit Blute von Thieren gefärbt war; ingleichen ein Paar noch schmutzigere Hosen, einen Riemen, der ihnen zum Gürtel diente, und woran eine breite Scheide hieng, in welcher eine Art von sehr kurzem Säbel, welchen sie Manchette nannten, und einige Messer steckten, einen Huth, der nur vorn einen Rand hatte, um ihn abzunehmen, kleine Strümpfe und Schuhe von Schweinsleder. Ihre Flinten hatten einen Lauf von vier und einem halben Fuß, und führeten Kugeln, deren sechzehn auf ein Pfund giengen. Von ihnen hat man den Flinten von dieser Art den Namen der Bucanier gegeben. Ein jeder hatte in seinem Gefolge eine gewisse Anzahl angenommener Leute und eine Kuppel von zwanzig bis dreyßig Hunden, worunter allezeit ein Brack oder Stöber war. Obgleich eigentlich nur die Ochsenjagd ihre liebste und fast einzige Beschäftigung war; so machten sie sich doch auch zuweilen eine Lust mit den Maronenschweinen. Endlich legten sie sich bloß nur darauf, und ließen das Fleisch von diesen Thieren mit der

Haut

Haut selbst bucaniren, welches ihnen einen wunderſamen Geſchmack gab.

Mit Anbruch des Tages giengen die Jäger ordentlicher Weiſe aus, und ihre angenommenen Gehülfen folgten mit den Hunden. Der einzige Stöberhund gieng voraus, und führte den Jäger oftmals durch abſcheuliche Wege. Sobald der Raub aufgetrieben war; ſo eilten alle Hunde hinzu und hielten das Thier dadurch auf, daß ſie um daſſelbe herum ſprangen, bis ſich der Jäger in Bereitſchaft geſtellet hatte, zu ſchießen. Sobald das Thier getroffen war; (denn leichte Verwundungen koſteten das Leben des Jägers) ſo wurde die Haut auf der Stelle abgezogen, der Herr nahm einen Knochen heraus, zerbrach ihn, und ſog das Mark heraus, welches eigentlich ſtatt ihres Frühſtückes diente. Die ſchwächern Knochen nahmen die übrigen Perſonen, wovon ſie ſtets einen zurückließen für den, der das Thier vollends abzog, und ein ausgeſuchtes gutes Stück mitnehmen mußte. Die übrigen ſetzten ihre Jagd fort, und zwar ſo lange, bis der Herr ſo viel Thiere erlegt hatte, als Perſonen in ſeinem Gefolge waren. Wenn ſie ja ihre Speiſen mit etwas anderm vermiſchten; ſo geſchah es nur mit etwas Piment und Orangenſaft. Ihr Tiſch war ein Baumſtamm mit einem Steine bedeckt. Waſſer war ihr Getränk und vom Brodte hatten ſie gar keine Begriffe. Die Art, wie ſie ſich einen Tag beſchäftigten, war auch die Unterhaltung für den andern, und ſie ſammelten ſo lange Häute, bis ſie ſo viel beyſammen hatten, als man den Kaufleuten zu liefern verſprochen hatte.

Bey ſo viel körperlicher Uebung und bey der täglichen Nahrung vom friſchen Fleiſche kannten ſie auch die Schwachheiten und Zufälle des menſchli-

chen Körpers wenig oder gar nicht. Waren sie ja einigen Krankheiten unterworfen; so waren es leichte Fieber von einem Tage, wovon sie den folgenden Tag nichts mehr wußten. Ihre vornehmsten Bucane waren die Halbinsel Samana, eine kleine Insel, die mitten in dem Hafen Bayaha liegt, der Hafen Margot, die verbrannte Savane gegen die Guaiver, l'Embarcadaire von Mirbalaix und die Insel Avache, außerdem aber durchstreiften sie noch die ganze Insel bis an die spanischen Wohnungen.

Dieß waren die Bucanier zu St. Domingo, als es die Spanier unternahmen, diese Insel davon zu reinigen. Der Anfang dieses Krieges war ihnen ziemlich günstig. Sie überfielen die Jäger in kleiner Anzahl auf ihren Streifereyen, oder bey Nacht in ihren Wohnungen. Viele wurden ermordet, andere gefangen genommen, und zu der grausamsten Sclaverey verdammet. Natürlicher Weise sammelte der übrige Haufe seine Kräfte, und rächte sich, wenn er Gelegenheit dazu fand, auf eine Art, die mehr als grausam genannt werden könnte. Besonders bedeckten sie diese Insel bey einem nächtlichen Ueberfalle mit sehr viel Blut, woher der Name Massacre entstand, den sehr viele Orte führen.

Weil indessen Spanien, zum Beystand seiner Colonie, Hülfsvölker von dem festen Lande und aus einigen benachbarten Inseln geschickt hatte; so fürchteten die Bucanier gleichwohl, sie möchten der Macht von so vielen doch nicht widerstehen können, und nach einem kleinen Berathschlagen ergriffen sie die Parthey, ihre Bucane in die kleinen Inseln zu verlegen, welche die Insel St. Domingo umgeben, sich alle Abende dahin zurückzubegeben, und künftig zahlreicher auf die Jagd zu gehen. Dieser Entschluß

setzte sie in den Stand, den Krieg mit einer Art von Gleichgültigkeit fortzusetzen; es geschah sogar, daß die neuen Bucanen, da sie weniger der Gefahr ausgesetzt waren, regelmäßigere Wohnungen erhielten, und dieser Veränderung hat die französische Niederlassung zu Bayaha ihren Ursprung zu danken. Hier ist übrigens der gereinigteste und schönste Hafen der Insel; eine kleine Insel, welche das Mittel derselben einnimmt, vertheidiget ihre Einfahrt, und die größten Schiffe können daselbst sehr nahe am Lande vor Anker liegen. Auch die Jagd war hier sehr reich, und die Bucanier konnten sich in wenig Stunden nach der Schildkröteninsel begeben, um daselbst ihre Häute zu verkaufen. Man ersparte ihnen sogar diese kurze Ueberfahrt bald, weil es den französischen und holländischen Schiffen viel bequemer zu seyn schien, zu Bayaha zu landen, woselbst sich auch unvermerkt ein zahlreicher Flecken bildete.

Sobald sich die Bucanier gesetzt hatten; so begaben sich die von einem und eben demselben Bucane des Morgens an den erhabensten Ort der kleinen Insel, um die Spanier zu beobachten, und nachdem sie mit einander den Ort verabredet hatten, wo sie sich den Abend versammlen wollten; so giengen sie nach der großen Insel hinüber, von da sie zu der bestimmten Stunde wieder zurückkamen. Eines Tages, als die Bucanier von Bayaha vier Mann vermisseten, faßten sie den Entschluß, sich alle zusammen den folgenden Tag zu vereinigen, und richteten zu S. Jage eine abscheuliche Niederlage an. Auch die Spanier rächeten sich zuweilen sehr empfindlich; doch dieser kleine Vortheil entschied niemals viel zum Ganzen. Endlich beschlossen die Spanier, sie wollten selbst allgemeine Jagden auf der Insel halten,

und

und beraubten also fast die ganze Insel von den so einträglichen Thieren. So viel bewirkte es jedoch, daß die Bucanier nun gezwungen wurden, eine andere Lebensart zu wählen, da ihnen die Handlung sowohl, als ihr eigener Unterhalt diese Pflicht lehrte. Einige fielen darauf, Wohnplätze anzulegen. Einige ackerten die Quartiere um, und die Niederlassung an dem Friedenshafen nahm bey dieser Gelegenheit sehr zu; einige aber, die sich an keine dieser Lebensarten gewöhnen wollten, vereinigten sich mit den Flibustiern, und diese Verstärkung machte ihren Haufen noch berühmter.

Es ist leicht zu erachten, daß unter den Flüchtlingen von der Schildkröteninsel, deren wir oben gedacht haben, eben nicht alle ehrliche Leute gewesen sind, welche der Flibuste den Anfang gaben, und nichts ist unvollkommener gewesen, als der Anfang dieser fürchterlichen Macht. Die ersten hatten weder Schiffe noch einigen Kriegesvorrath, die Kühnheit und ein günstiges Geschick allein ließen sie Mittel finden, solchem abzuhelfen. Anfänglich hatten sie sich mit einander vereiniget, um kleine Gesellschaften auszumachen, denen sie, wie die Bucanier, den Namen Matelottage gegeben hatten, unter sich selbst aber nannten sie sich Küstenbrüder. Eine jede Gesellschaft von Flibustiern kaufte ein Canot, jedes trug fünf und zwanzig bis dreyßig Mann. Mit dieser Bemannung wagten sie es anfänglich nur kleine Fischerbarken oder einige Fahrzeuge von eben der Art anzugreifen. Entsprach der Muth ihrer Kühnheit, so kehrten sie wieder nach der Schildkröteninsel zurück, um daselbst ihren Haufen zu vermehren.

Ehe sie eine ernsthafte Unternehmung wagten, wählten sie einen Hauptmann, dessen Gewalt darin bestand, daß er während dem Gefechte Befehle ertheilte, und bey der Theilung der Beute ein doppeltes Loos zog. Ob sie gleich anfänglich alles anfielen, was ihnen nur vorkam; so versichert man doch, daß die Spanier allein die vornehmsten Gegenstände ihrer Rache gewesen sind. Sie gründeten die Gerechtigkeit ihres Hasses darauf, daß solche ihnen in ihren Inseln die Fischerey und die Jagd verboten, und da sie ihr Gewissen nach diesen Grundsätzen bildeten; so giengen sie niemals zu Schiffe, ohne öffentliche Gebete anzustellen, worin sie dem Himmel den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung empfohlen, so wie sie auch nicht ermangelten, ihm nach erhaltenem Siege feyerlichen Dank abzustatten.

Wenn sie in den Krieg giengen, so waren sie in ihren Barken so dicht an einander, (wenigstens die erste Zeit,) daß sie kaum Raum genug hatten, sich niederzulegen. Sie waren Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten der Witterung ausgesetzt; und da die Unabhängigkeit, deren sie sich rühmten, sie zu Feinden alles Zwanges machte; so sangen die einen, wenn die andern schlafen wollten. Die Furcht, es möchte ihnen an Lebensmitteln fehlen, war niemals die Ursache, sie zu sparen, sie sahen sich auch öfters zu dem härtesten Hunger und Durst gebracht. Man kann leicht urtheilen, daß, da sie ein so beschwerliches Leben geführt, ihnen nichts zu beschwerlich fiel, sich mehr Raum zu schaffen. Der Anblick eines großen Schiffes erhitzte ihr Blut, und der Hunger verhinderte, daß sie die Gefahr nicht sahen, wenn es darauf ankam, daß sie sich Lebensmittel verschaffen mußten. Sie griffen, ohne sich zu berathschlagen,

an, ihre Art und Weise war, daß sie stets grade auf ihren Feind losgiengen. Oft würde eine einzige Lanze hinlänglich gewesen seyn, sie im Grund zu bohren: ihre kleinen Fahrzeuge aber ließen sich ohne Mühe regieren, und niemals zeigten sie ihnen etwas mehr, als den Schiffsschnabel, der mit Flintenschützen besetzt war, welche in die Schießlöcher schossen, wodurch sie die großen Schiffe irre machten. Wirklich hatten sie sich bey den Spaniern so furchtbar gemacht, daß ihnen sogleich aller Muth vergieng, wenn sie dieselben in der Nähe sahen, welche gemeiniglich die Parthey ergriffen, sich zu ergeben, indem sie um Quartier baten. War die Beute ansehnlich, so erhielten sie es, wurde aber ihre Habsucht nicht befriediget, so warfen sie die Ueberwundenen aus Verdruß in die See, ihre Beute aber führten sie nach der Schildkröteninsel, oder in einen Hafen in Jamaica. Vor der Theilung hob ein jeder die Hand auf und betheuerte, er habe alles, was er genommen hätte, zur ganzen Masse gebracht, und wurde jemand eines falschen Eides überführet; so unterließ man nicht, ihn bey der ersten Gelegenheit in eine wüste Insel auszusetzen, woselbst er dem elendesten Schicksal überlassen wurde. Waren Frankreich und Spanien mit einander in Frieden; so theilten sie ihren Raub an einem von dem Fort etwas entfernten Orte, und der Statthalter, dessen Befehl von keinem großen Nachdrucke war, der auch nicht Macht genug hatte, seine Befehle beobachtet zu sehen, ließ sich durch Geschenke bestechen. Nach geschehener Theilung dachte man auf nichts, als Lustbarkeiten, alsdann gieng man wieder in die See, und die Beschwerlichkeiten fiengen eben in der Absicht wiederum an, als die ersten gewesen waren.

Die Religion hatte wenig Theil an den Vorstellungen der Flibustier, indessen schienen sie doch zuweilen bey Gelegenheit wieder darauf zu kommen; sie ließen sich z. B. niemals in ein Gefechte ein, ohne sich vorher, mit allen Zeichen der Versöhnlichkeit, als Brüder zu umarmen. Sie gaben sich sogar große Schläge auf die Brust, als wenn sie sich bemühet hätten, ihre Versicherungen aus dem Herzen zu stoßen. Kamen sie aus der Gefahr; so geriethen sie wieder in ihre Ergötzlichkeiten und in ihre Räubereyen.

Die Küsten, welche die Flibustier am meisten besuchten, waren die von Cumana, Carthagena, Porto bello, Panama, Cuba und Neuspanien, die Rudnus des Chagre und die Gegenden von Laris, Maracaibo und Nicaragua. Sie liefen aber selten auf solche Schiffe aus, die von Europa nach Amerika giengen, weil diese Fahrzeuge nur mit Kaufmannsgütern beladen waren, und sie mit tausenderley Dingen Mühe gehabt haben würden, deren Abgang sie nicht leicht hätten finden können. Sie suchten sie bey ihrer Zurückkunft auf, wenn sie versichert zu seyn glaubten, Gold, Silber, Edelgesteine und alle kostbare Güter der neuen Welt darin zu finden. Sie folgten ordentlicher Weise den Gallionen bis zum Ausgange aus dem Canale von Bahama; und wenn ein großer Sturm, oder ein anderer Seezufall ein Schiff von einer Flotte zurückhielt; so war es eine Beute, die ihnen nicht entgieng. Einer von ihren Hauptleuten, Namens Peter der Große, aus Dieppe gebürtig, entführte durch diese List einen Viceadmiral der Gallionen, und brachte ihn nach Frankreich. Er hatte nur acht und zwanzig Mann und vier kleine Kanonen am Bord; als er aber das

spanische Schiff änderte, ließ er das seine zu Grunde sinken; und diese Kühnheit verursachte seinen Feinden ein solches Entsetzen, daß sich ihm niemand entgegen stellete, ihm den Weg streitig zu machen, und er also bis zu der Kammer des Viceadmirals kam, welcher spielte. Hier zwang er ihn, sich zu ergeben, und ließ ihn mit allen seinen Leuten an den Cap Tiburon, bey dem er in der Nähe war, an das Land steigen, und behielt nur so viel von der spanischen Mannschaft, als er zur Regierung des Schiffes bedurfte.

Die französischen Einwohner der Insel S. Domingo hatten auch ihre Zusammengesellungen. Man gab ihnen nach Verhältniß ihrer Anzahl mehr Land, und ob sie gleich nicht so sehr, als die andern Abentheurer, der spanischen Rache ausgesetzt waren; so fanden sich doch auch unter ihnen herzhafte Leute, wovon der Statthalter auf der Schildkröteninsel eine sehr wohl eingerichtete Landmiliz aufrichtete.

Mittelmäßige Kräfte würden hier nicht zugereicht haben, Leuten von einer so sonderbaren Denkart die Liebe zur Ordnung beyzubringen, und eine wohleingerichtete Colonie daraus zu schaffen. D. Ogron besaß diejenigen Kräfte im höchsten Grade, die sich zu diese großenm Unternehmen schickten, denn jedermann gab ihm das Zeugniß eines klugen, tapferen, weisen und rechtschaffenen Mannes, unter dessen Schutz seine Unterthanen, gleich unter der Vorsorge eines Vaters, lebten.

Die interessantesten Begebenheiten, welche noch zu Domingo im unauslöschlichen Andenken erhalten werden, sind die vornehmsten Stücke der Regierung, welche für die wahre Stiftung der Colonie gehalten

wird,

wird, und es würde dem Rufe des verdienstvollen Statthalters zu nahe getreten seyn, wenn man ihm nicht in seinem ganzen Lichte darstellete, um zu sehen, wie ein Mann, von so gutem Herzen und von so unbescholtenem Betragen, in jeder Lage seines Lebens zu handeln pfleget. Er war anfänglich gegen funfzehn Jahr als Hauptmann bey dem Regiment der Marine gewesen, als er die Parthey ergriff, sich mit zu der Gesellschaft zu begeben, welche im 1656sten Jahre für den Fluß Uatinigo auf dem festen Lande von Amerika errichtet wurde. Das folgende Jahr gieng er auf ein Schiff, nachdem er ein großes Vermögen auf die Zurüstung einer großen Niederlassung verwendet hatte. Als er zu Martinique ankam, mußte er erfahren, daß man seine Aufrichtigkeit gemißbraucht hatte; und da er den Entschluß faßte, sich in dieser Insel niederzulassen, so bat er den Eigenthümer und Statthalter um einen Strich Landes, den er auch sogleich erhielt, den er aber hernach mit einem andern verwechseln sollte. Die neue Untreue reitzte ihn so sehr, daß er sich von einigen Bucaniern bereden ließ, mit ihnen in die Insel St. Domingo zu gehen. Eine elende Barke nahm ihn und sein ganzes Gefolge auf, und führte ihn bis nahe an die Küste, wo er Schiffbruch litte; alle die Seinigen retteten sich, so gut sie konnten, allein der beste Theil seiner Waaren und von seinem Vorrathe gieng verloren, und dieses Unglück setzte ihn in die Nothwendigkeit, seine angenommenen Leute zu verabschieden; er selbst sah sich einige Zeit genöthiget, mit den Bucaniern zu leben, deren Achtung ihm seine Verdienste sehr zuzogen. Verschiedene neue Unglücksfälle zwangen ihn endlich, wieder nach Frankreich zurückzukehren, nicht aber aus Verdruß über die mißlungenen Unternehmungen;

nichts weiter zu thun, sondern er suchte alles auf, um ein neues Schiff mit Waaren nach Domingo zu bringen, und zwar mit allerhand starken Getränken beladen; allein auch diese Hoffnung schlug fehl, und er mußte noch einmal nach Frankreich zurück kehren. Dieses Mal brachte er eine große Anzahl Menschen mit nach Domingo, und fieng in dem Hafen Margat eine Pflanzung an, und selbst auf Jamaica legte er ihnen Wohnplätze an, ob er gleich ehedem den Engländern nicht günstig gewesen war; doch auch dieses Unternehmen verunglückte, und sein Vermögen verschwand in den großen Summen, die es ihnen kostete, diese Unternehmungen zu Stande zu bringen.

In diesem Zustande befand sich der große Mann, als ihn die westindische Compagnie für den erklärte, daß er die ganze französische Colonie verwalten sollte, und ihm zu seinem Aufenthalt die Insel S. Domingo anwies. So ausgebreitet sein Ruf während dieser Zeit geworden war, und durch diesen Posten täglich erneuert wurde; so erklärten sich doch die Einwohner der Schildkröteninsel, sie würden niemals von einer Colonie Gesetze annehmen; käme er aber im Namen des Königes, sie zu regieren, so würde er gehorsame Unterthanen finden, außer in einem Punkte, nämlich in dem Handel mit den Holländern, wovon sie alle Art des Beystandes zu einer Zeit erhalten hätten, da man in Frankreich noch nicht gewußt hätte, ob Franzosen auf der Schildkröteninsel, oder auf der Küste von S. Domingo wären. Der neue Statthalter war zu einsichtsvoll, um nicht nachzugeben, und suchte auf alle Weise den Handel zu befördern und zu erleichtern, kurz, seine Colonie in Ruhm zu bringen. Ob ihn gleich Frankreich ohne Unter-

stützung ließ, so nahm doch die Schildkröteninsel sowohl, wie Domingo, eine ganz neue Gestalt an. Er ließ, zu mehrerer Bevölkerung, Frauenspersonen aus Frankreich kommen, und bot in jedem Falle jedem Unterthan die Hand zu seinem fernern Fortkommen. Dieses väterliche Betragen machte, daß man von allen Seiten nach der Schildkröteninsel, oder der Küste von S. Domingo zueilte, um unter einer so sanften Regierung zu stehen. Die Angeviner machten die größte Anzahl aus, weil der großmüthige Mann von Anjou war. Unvermerkt fand sich dieses ganze Stück der nordischen Küste von S. Domingo, welches zwischen dem Hafen Margat und dem Friedenshafen ist, bevölkert. Der Krieg, welchen die Reichsveränderung in Portugall zwischen dieser Krone und Spanien angezündet hatte, gab dem Statthalter Gelegenheit, auch eine große Anzahl von den Flibustiern an sich zu ziehen, die bis itzt noch in der Unabhängigkeit geblieben waren, und seine Absicht gieng dahin, sie zu guten Bürgern zu bilden.

Um eben diese Zeit setzten sich die Engländer in demjenigen Theil von Florida, welchem sie den Namen Carolina gegeben, und D. Ogeron hatte schon verschiedene Mal Vorschläge gethan, daß es der Handlung großen Vortheil bringen würde, wenn Frankreich nicht gleichgültig dabey bleiben würde; allein der Hof schien für diesen Vorschlag nichts zu empfinden. Dafür wurde das Verbot der Handlung mit den Fremden im Jahr 1670 eine Quelle der Unruhen, welche viele Jahre dauerten, und der Colonie sehr schadeten. Die Truppen, welche der Hof dahin gehen ließ, trugen nicht so viel zu der Wiederherstellung der guten Ordnung bey, als die weisen Maaßregeln des Statthalters; und da er die Einwohner

wieder zum Gehorsam gebracht hatte, so suchte er von neuem Mittel, sie zu beschäftigen. Die Anzahl derjenigen, welche die Waffen führen konnten, belief sich damals über zweytausend. Er benutzte sie bey verschiedenen Unternehmungen, die nicht alle den glücklichsten Erfolg hatten. Im Jahr 1673 aber, als die Spanier der Krone Frankreich, Holland zum Besten, den Krieg angekündiget hatten, faßte er einen so großen Anschlag, dessen Ausführung sein einziger Gegenstand bis an das Ende seines Lebens war: er wollte nämlich den Spaniern alles dasjenige entziehen, was ihnen noch auf der Insel S. Domingo übrig war. Sein Entwurf wurde nach demjenigen gemacht, dem die Engländer gefolgt waren, sich Meister von Jamaica zu machen, d. h. er machte den Anschlag, sich aller der Häfen zu bemächtigen, die von den Spaniern besessen wurden, oder wenigstens ihnen die Einfahrt in dieselben zu verwehren. Er machte den Anfang damit, daß er zuerst eine Colonie gegen das Cap Tiburon an der Südseite schickte, und eine andere ließ er nach der Halbinsel Samana gehen, und diese beyden Niederlassungen ließen dem Feinde keinen andern Ausgang als S. Domingo nach der See zu. Die erste von diesen beyden Colonien hatte nicht Zeit, sich festzusetzen, und wurde bald gezwungen, ihren Posten zu verlassen, aber desto mehr giengen nun seine Hoffnungen auf die zweyte.

Samana ist eine Halbinsel in dem östlichen Theile von S. Domingo, und die Erdenge, welche sie an das große Land füget, ist nicht über eine Viertelmeile breit. Man giebt der Halbinsel ungefähr fünf Seemeilen in die Breite, und funfzehn- bis sechzehn in die Länge, welches gegen vierzig Seemei-

len im Umkreise ausmacht. Sie erstreckt sich in ihrer Länge nach Ostsüdost, und läßt an eben der Seite eine, vierzehn Seemeilen tiefe, Bay offen, wo der Ankergrund sehr bequem ist. Obgleich das Erdreich der Halbinsel nicht sehr eben ist; so ist es doch sehr fruchtbar, und seine Lage sehr vortheilhaft zur Handlung. Gleich zu Anfange hatten die Abentheurer darauf gedacht, sich an einem so guten Posteu zu setzen; die gar zu große Nähe von S. Domingo aber, welches nur zwanzig Seemeilen davon entfernt ist, und von da sie beständige Anfälle erwarten mußten, hatte sie die Insel la Tartüe, oder Schildkröteninsel vorziehen lassen.

Hier sollte nun, seinen Absichten nach, gleichfalls eine neue Colonie errichtet werden, dessen Oberhaupt ein gewisser Jamet seyn sollte; die neue Colonie bestand noch ganz aus lauter Männern. Die andern Absichten des Statthalters aber wurden durch die Errichtung einer neuen Compagnie unterbrochen, welche die Stelle der westindischen Compagnie, unter dem Namen der Gesellschaft der Pachter der Westomanien, einnahm, und sein Tod, der bald darauf erfolgte, zerstreuete den Entwurf zur Eroberung, wozu er die Einwilligung des Hofes stets erwartet hatte. Kurz zuvor war er nach Paris gereiset, ehe die neue Veränderung zu Stande kam, und starb daselbst mit alle dem Ruhm begleitet, den sein Eifer und sein unzuerschütternder Muth verdiente.

Nach seinem Tode fuhr die Colonie fort, denjenigen Grundsätzen zu folgen, die er sie gelehret hatte, und drey Jahr hernach unter der Statthalterschaft seines Neffen, der ihm folgte, fanden sich siebentausend Personen daselbst, wovon dreytausend zu den beschwerlichsten Unternehmungen gebraucht werden

konnten, und bey der Zählung im Jahr 1680 fand man ihrer siebentausend und achthundert, wovon mehr als die Hälfte fähig war, die Waffen zu tragen. Sie blieben in einer steten Wachsamkeit, aus Furcht vor den Spaniern, welche sie nicht anders als Corsaren ansahen. Etliche Jahr nachher machten einige Unordnungen, welche von der Vernachläßigung des gehörigen Gehorsams gegen die Obern entstanden, daß man bedacht war, die Verwaltung des Gerichtswesens auf einen andern Fuß einzurichten. Bisher hatten nur die Kriegesbedienten an jedem Orte in einer Art von Rathe, der unter der Gewalt des Statthalters errichtet worden, Gericht gehalten und Recht gesprochen; da sie aber nicht die geringsten Kenntnisse von Gesetzen hatten, so schlug man vor, man wollte der Colonie einen obern Rath und königliche Gerichtsstühle der vier Hauptvierteln geben, welche Leogane und klein Goave für die westliche Küste; der Friedenshafen und das französische Cap für die nordliche waren. Der obere Rath wurde zu klein Goave errichtet, und dieser Posten, so wie der zu Leogane und die beyden andern vorgeschlagenen für die Nordküste, erhielten jeder ihren königlichen Gerichtsstuhl. Der zu klein Goave erstreckte seine Gerichtsbarkeit über die Viertel von Nippes, Rochellois, die große Bucht und die Insel Avache. Der zu Leogane hatte alle Niederlassungen zu Arcahay und in den umliegenden Gegenden unter sich. Der in dem Friedenshafen fieng bey dem S. Nikolasdamme an, begriff die Schildkröteninsel mit, und endigte sich an den französischen Hafen, das übrige von der Küste stand unter dem französischen Cap.

Seit langer Zeit hatte sich die Handlung der Compagnie nur auf den Taback eingeschränkt, und

mehr als einmal hätte die Härte der königlichen Pächter beynahe den Untergang der ganzen Colonie befördert. Dieses bewirkte auch eine Empörung, weil sie sich nicht überreden konnten, daß der König von ihrem Elende unterrichtet wäre; die Colonie that allerhand Vorschläge freywilliger Abgaben, wenn diese Last von ihren Schultern genommen werden sollte; allein es blieb beym alten. Glücklicher Weise brachte nachher die Indigofabrik, welche sehr beträchtlich wurde, viel Geld ins Land, und setzte viele Personen in den Stand, Zuckerfabriken anzulegen. Die Baumwollenfabrik machte keinen so guten Fortschritt, und sie wurde bald aufgegeben; die Baumwollenbäume wurden ausgerissen, bloß aus der Ursache, weil ein Neger in einem Jahre nicht so viel Baumwolle spinnen konnte, daß er seinen Herrn wegen des Werthes, den er ihm kostete, und wegen des Aufwandes zu seiner Unterhaltung, schadlos hielt; ein Einwurf, der schwer zu begreifen ist; denn die afrikanischen Sclaven sollten in der Arbeit geübt seyn, und in dem größten Glanze der spanischen Colonie hatte die Baumwolle einen Theil ihrer vornehmsten Reichthümer ausgemacht. Man weiß nicht mit Gewißheit, zu welcher Zeit man angefangen hat, Cacaobäume zu pflanzen; allein ob sie gleich nachher, gleichfalls aus unbekannten Ursachen, wieder eingiengen, so giebt man vor, daß sie von allen Waaren, die man aus S. Domingo erhalten hat, am meisten beygetragen haben, die Colonie zu bevölkern. Endlich machte noch der Rocu eine von den größten Einkünften dieser Insel aus, und eben so viele Vortheile zogen sie von dem Gewinnst bey den Priesen der Flibustier.

So viel Sorgfalt D. Ogeron auf die Verbesserung und Aufrechthaltung der Schildkröteninsel ver-

wendet hatte; so erstaunte doch sein Nachfolger, daß die Insel fast ganz verlassen war. Er bemühete sich zwar, sie wieder zu bevölkern; allein vergebens, und sie ist noch bis gegenwärtig verlassen. Die Gegend des Friedenshafens zog den meisten Vortheil davon; denn dieser Posten, welcher der wichtigste von der Colonie war, erforderte ein Fort, welches die Verlassung der Schildkröteninsel zur Sicherheit des Canals, welcher sie von einander sondert, noch nöthiger machte.

Ein neuer Zuwachs entsproß der Insel S. Domingo damals, als im Jahr 1690 die Engländer Herren von der Insel S. Christoph wurden, wo ein Theil von den französischen Einwohnern nach Martinique, die andern nach S. Domingo versetzt wurden. Im Jahr 1691, unter der Regierung des Herrn dû Casse, kam man auf den Einfall, man wollte alle die Viertel, die damals von den Franzosen auf der Insel S. Domingo besessen wurden, mit denen auf der Insel Avache und dem französischen Vorgebirge vereinigen. Dieser Vorschlag, der von des Königs Lieutenant auf der Insel S. Croix kam, schilderte den Zustand der Colonie auf dem Cap françois mit den vortheilhaftesten Farben. Allein sie entsprach den Absichten des dû Casse nicht völlig, und es blieb nur dabey, daß man besorgt war, hie und da neue Colonien aufzubringen, bis gegen das Jahr 1701, da die Gelangung des Herzogs von Anjou zur spanischen Krone die Franzosen von Seiten der Spanier ruhig machte. Der Krieg, welchen die beyden Nationen darauf wider die Bundesgenossen des Hauses Oesterreich auszustehen hatten, wurde mit mancherley Veränderungen geführet, welche nicht hinderten, daß nicht 1704 eine Veränderung in der geistlichen Regierung der Colonie zu Stande kam.

Wir

Wir haben den Zustand der Religion unter den Bucaniern bis dahin geschildert, wo ein Theil von ihnen anfieng, von ihrer Wildheit zurückzukommen. Sie erhielten sogleich einen Pfarrer, der ihnen vernünftigere Grundsätze beybringen sollte, und hierauf kamen die meisten von denen gegen Norden in die Hände der Capuziner. Da aber die Luft des Landes der Kleidung und Lebensart der Religiosen von diesem Orden so zuwider war, daß sie fast alle starben, so erhielten sie Freyheit, sich wieder hinwegzubegeben. Auf sie folgten die Jesuiten, und nach ihnen die Dominikaner.

Die allgemeine Ruhe, welche im Jahr 1714 durch den Utrechter Frieden wiederhergestellt wurde, setzte die Kolonie zu S. Domingo in den Stand, sie ansehnlich zu bevölkern, und ihre Absichten auf bleibende Gründe zu bauen. Nunmehr ergriffen die Flibustier, welche zur Weichlichkeit herabgesunken waren, in großer Anzahl die Parthey, sich in die Wohnplätze zu vertheilen, und wurden auch durch ihre Arbeit der Kolonie nützlich. Die Statthalterschaft von der Schildkröteninsel und der Küste zu S. Domingo wurde zu einer Generalstatthalterschaft, unter dem Titel eines Generalstatthalters der Inseln unter dem Winde, mit drey besondern Statthaltern unter ihm, nämlich dem zu S. Louis für die Seeküste, dem zu Leogane für die ganze Westseite und dem zu S. Croix für das ganze nördliche Stück, erhoben.

Noch gegenwärtig ist die **Insel S. Domingo** zwischen den zwey Nationen, nämlich den Franzosen und Spaniern, getheilet, und es ist also nothwendig, daß wir uns zu dem jetzigen Zustand der Insel und zu ihrer natürlichen Beschaffenheit wenden. Diejenigen, welche die Insel besucht haben, sagen uns zu-

förderst überhaupt von ihr Folgendes. Das Klima dieser Insel ist überaus heiß, aber dennoch gesund. Sie wurde vom Columbus im Jahr 1492 entdeckt, und ist eine der größten Inseln, da man sie ohngefähr dreyhundert Meilen im Umfange, hundert und zwanzig in die Länge und gegen funfzig in die Breite rechnet, wiewohl sie auch an einigen Orten schmal ist. Die Produkte sind allerhand Früchte, Kräuter und Wurzeln. Insonderheit wächst viel Brasilienholz, Ingwer, Zuckerrohr, und seitdem europäische Bäume darauf verpflanzt worden sind, auch Feigen, Citronen, Pomeranzen und Oliven. Nur an Brenn- und Bauholz ist Mangel. Die Viehzucht ist sehr vortrefflich, und es giebt so viel Ochsen und Kühe, daß sie beynahe ohne Herren herumlaufen, die man auch meist nur um ihres Felles als des Fleisches wegen schätzet. Auch an Gold und allerhand andern Metalladern ist diese Insel nicht ganz leer. Sie hat eine glückliche Bewässerung, und die bekanntesten Flüsse heißen **Jahia**, dessen Sand sehr schön und goldartig ist, und **Ozama**, welcher schiffbar ist. Die oben genannten zwey Nationen haben sich dergestalt in den Besitz der Insel getheilet, daß die einen, nämlich die Spanier, gegen Morgen, die andern, oder Franzosen, gegen Abend die Oberherrschaft haben. Die letztern haben in den Schanzen ihre Commendanten, und die ganze Insel wird in fünf Landschaften eingetheilet, als 1) **Bainora**, 2) **Cajabo**, 3) **Casimu**, 4) **Cubabo** und 5) **Quacayatima**. Im französischen Theil ist **Leogone**, im spanischen die Festung **S. Domingo** der Sitz eines Gouverneurs, eines Erzbischofs und einer Universität. Auch gehören zum französischen Antheil die **Kuhinseln**: zum spanischen, die **Bexteninseln**.

Dieß ist also die flüchtige Uebersicht dieser grossen und in aller Betracht interessanten Insel; allein sie fordert noch eine etwas genauere Beschreibung, die wir unsern Lesern nicht versagen können. Die Beschreibung, so uns Herr Bütet davon in den ältesten Zeiten giebt, fällt doch schon in das J. 1716; er reisete in Geschäften nach S. Domingo, und nahm seinen Weg über S. Jago. Es ist ein offner Flecken ohne alle Befestigung, enthält etliche hundert Strohhütten und etliche dreyßig Häuser von Backsteinen, mit fünf ziemlich schlecht gebaueten Kirchen. Er liegt auf einer sehr steilen Höhe, an dessen Fuße der Fluß Jahia vorbey fließt, welcher ihn an der Süd- und Westseite umgiebt; gegen Osten und Norden ist eine große Ebene, die mit einem sehr hohen Gehölze besetzt ist. Die Gebirge Monte Christo sind zwey Seemeilen gegen Norden; Puerto di Plata sieben Seemeilen gegen Nordnordost; die Gebirge de la Porte fünf, und le Begue sieben Seemeilen gegen Ostsüdost. S. Jago.

Was die Luft zu S. Jago anlanget, so hält man sie für die beste in der ganzen Insel, und dieß schreibt man besonders dem Ostwinde zu, welcher fast nie aufhöret, daselbst zu herrschen; ja, es kommen sogar eine Menge Kranke hierher, um ihre Gesundheit wiederherzustellen. Es enthält aber doch die Stadt und die dazu gehörigen Ländereyen nicht über vierhundert Mann, welche vermögend sind, die Waffen zu tragen, wovon die meisten Mulatten, freye Neger oder Metisen sind. Der Befehlshaber führt den Titel eines Alcaldemajors, und wird von dem spanischen Hofe ernannt. Man pflanzt hieselbst Korn, und bauet jährlich für hunderttausend Thaler Tabak, welcher nach S. Domingo verführet wird; und da das Land außerdem sehr geschickt ist, Indigo, Cacao,

Baum-

Baumwolle, Rocu und Zucker daselbst zu bauen, so würde die Quelle der Reichthümer desto ergiebiger seyn, wenn die Insel mehr Einwohner hätte.

Auf dem Wege von S. Jago nach Begue siehet man, zwey Seemeilen gegen Nordost von diesem Dorfe, die Trümmern von der alten Stadt de la Vega, unter welchen noch das Kloster der Franziskaner fast ganz zu sehen ist, nebst zween Brunnen und einigen Ueberresten von den Festungswerken. Da diese Stadt, worin man mehr als vierzehntausend Menschen zählte, welche die Waffen führten, durch ein Erdbeben 1771 den 21sten September zerstöret worden, so haben einige der Unglücklichen, die ihr Leben retteten, zwey Seemeilen von ihren alten Mauern einen kleinen Flecken gebildet, welchen die Franzosen le Begue, von dem alten Namen Vega, nennen. Er liegt an dem Abfalle der Gebirge de la Porte, an dem rechten Ufer des kleinen Flusses Camon. Ob er gleich nicht über neun Strohhütten enthält, so ist sein Gebiet doch ansehnlich, und die Spanier halten daselbst zwey Compagnien Landmiliz, welche aus etliche hundert Mann bestehet.

Gegen Osten liegt ein anderer Ort, Namens le Cotuy, auf den ersten Höhen der Gebirge de la Porte, welche an diesem Orte zwölf Seemeilen Tiefe und jenseits des Flusses Jahia zwey Seemeilen haben, welcher aus eben dem Gebirge kommt und gegen Nordost läuft, eine sehr große Anzahl Bäche und kleine Flüsse einnimmt, und sich in der Bay von Samana in das Meer begiebt. Der Ort bestehet aus funfzig elenden Hütten, erstreckt aber jedennoch seine Gerichtsbarkeit auf fünf und zwanzig Seemeilen, da man gegen Osten längst den Gebirgen hinaufgehen kann. Zwey Alcalden haben daselbst nebst zween Hauptleuten von den Landtruppen zu befehlen,

deren

deren Compagnien höchstens hundert Mann ausmachen. Uebrigens hat dieß Gebiet nichts Merkwürdiges, als ein Kupferbergwerk zwey Meilen von dem Orte und Südost in den Gebirgen. Die vornehmste Handlung des Landes bestehet in Pökelfleisch, Unschlitt, und den Häuten, welche die Einwohner nach S. Domingo führen. Auch fangen sie in den Gebirgen eine Menge wilde Pferde, die sie an die französischen Einwohner verkaufen. Oben von den Gebirgen de la Porte, deren äußerstes Ende, welches man die Bischofsmütze nennet, gegen Südost bis ins Gesicht des französischen Vorgebirges fortgehet, und welches, da es gegen Osten ein Viertheil Südost wieder hinaufsteiget, sieben Seemeilen weit vom Cap Raphael ausgehet, entdecket man diejenige große und fruchtbare Ebene, wovon man zur Zeit der Entdeckung unter dem Namen **Vega de Real** geredet hat. Mitten in der Länge der Gebirge trifft man, drey Seemeilen weit von eben dem Orte, den Flecken **Monteplata** an, wo man höchstens dreyßig spanische Familien zählet. Nahe bey diesem Flecken liegt das Dorf **Boye**, der Aufenthalt des Caciquen.

Die größte Ebene der Insel nach Vega de Real ist die von S. Domingo: man rühmt aber ihre Güte nicht so, als die der vorigen. Von den Gebirgen de la Porte, welche sie gegen Norden hat, bis an das Meer, welches sie gegen Süden siehet, ist ihre Breite etwa acht bis zwölf Seemeilen. Man giebt ihr dreyßig Seemeilen in die Länge, nämlich von andern Gebirgen, die gegen Westen von der Stadt sind, bis an die östliche Küste der Insel.

Die Stadt S. Domingo mag ehedem vielleicht weit fester gewesen seyn; jetzt ist sie nur von einer Mauer ohne Graben und ohne das geringste Außenwerk befestiget. Diese Mauer ist an einigen Orten S. Domingo.

nur zehn Fuß hoch und drey Fuß dick. Auf der andern Seite der Stadt findet man eine Wiese, welche vierhundert Schritte lang ist, von da man in ein Gehölze gehet, welches eine Meile tief ist, hinter welchem man an dem Ufer des Meeres ein kleines Fort, Namens S. Hieronimus, erbauet hat, welches den einzigen Ort der Küste vertheidiget, wo man auch aussteigen kann. Das ganze Land, welches darüber liegt, ist mit einem sehr dicken Gehölze bedeckt, durch welches man einen Weg gehauen hat, welcher nach Azua führet, und wovon die erste halbe Meile, von einem Raume zum andern, durch drey gemauerte Verschanzungen zerschnitten ist. Die Länge der Wiese, welche S. Domingo gegen Westen besetzt, ist fünfhundert Toisen Nord und Süd, und endiget sich gegen Norden bey einigen mit Gehölzen bedeckten Höhen, vor welchen ein Flecken liegt, welches die Illegnas genant wird. Kann aber die Stadt leicht von der Landseite angegriffen werden, so scheint sie doch von der See- und Flußseite unüberwindlich zu seyn, woselbst eine gute Mauer von Manneshöhe, die mit Thürmen versehen ist, welche auf Felsen gebauet sind, woran das Meer beständig schlägt, und hundert und sechzig Batteriestücken, sie vor der Gewalt des Wassers und allen Arten des Angriffes vertheidigen. Die Citadelle, welche die Spanier la Force nennen, liegt, wie ehedem, auf einer Erdzunge, die in der See von der Mündung des Flusses gemacht wird, und ihre Hauptvertheidigung bestehet aus vielen bedeckten Batterien, die auf das Meer und den Fluß gehen. Ueberdieß stehen sie auf steilen Felsen, achtzehn Fuß hoch, wo die Schaluppen nicht anlanden können, weil die Wellen daselbst allezeit sehr stark sind. Von der Stadtseite hat sie nur eine bloße Mauer, funfzehn Fuß hoch und zwey Fuß dick, ohne Flanken, Basteyen, Wälle, Gräben und ohne

das geringste Geschütz. Man geht durch ein großes Thor hinein, welches ein Wohnhaus hat; und mitten auf dem Waffenplatz erhebt sich ein großer Thurm, welcher zur Wohnung des Statthalters dienet.

Die Regierung der Stadt Domingo ist in den Händen einer königlichen Audiencia, die aus einem Präsidenten, welcher zugleich Generalhauptmann ist, vier Räthen, einem Fiseal, einem Referendar und zween Secretären der Insel Cuba und Portorico besteht; und die ganze Küste des festen Landes, von der Dreyeinigkeitsinsel bis nach dem Flusse La Hacha, stehet in bürgerlichen Angelegenheiten unter diesem Gerichte: als Generalhauptmann ist die Gewalt des Präsidenten auf die Insel S. Domingo eingeschränkt. Alle Jahre werden hier vom Volke zwey Alcalden erwählt, welche die ordentlichen Richter in bürgerlichen Sachen sind, und das Jahr hernach Alcalden de la Hermandad werden, welches Gerichte über die peinlichen Sachen entscheidet, und mit den Marschallämtern in Frankreich verglichen werden kann. Die Stadtobrigkeit bestehet aus vier Regidoren, welche Alcalden gewesen seyn müssen, einem Polizeylieutenant, dem Alferezreal, welcher im Frieden sowohl, als im Kriege, die königliche Standarte führet, und zwey ordentlichen Alcalden. Alle diese Bedienten haben bey den jährlichen Wahlen das Stimmrecht. Ein anderer Gerichtshof ist die Contadoria, welcher den Präsidenten zum Oberhaupte hat, und dessen Amt es ist, die Angelegenheiten des Königes einzurichten, was die Einnahme der königlichen Zölle, die Besoldung der Truppen und die übrigen Ausgaben betrifft. Diese Kammer hat nur zwey Beamte, den Schatzmeister und Contador, nebst einem Secretair. Der Präsident und die übrigen beyden haben den Schlüssel zu dem Schatz.

Was das Kriegswesen betrifft, so hat der Generalhauptmann einen Gouverneur d'Armes, einen Major, acht Aidemajors, vier Compagnien regulirter Truppen, jede von funfzig Mann, die von dem Hofe unterhalten und besoldet werden, und eine Artilleriecompagnie von vierzig Constablen unter sich. Eine jede Compagnie hat ihren Hauptmann zu Fuße, mit einem andern, der in halbem Solde stehet, welcher Kriegsdienste thut, wie die übrigen Soldaten. Von der Anzahl der zweyhundert Soldaten, welche in der Stadt unterhalten werden, sondert man dreyzehn Mann ab, die durch einen Lieutenant commandirt werden, welche die ganze Besatzung von S. Jago ausmachen, und niemals abgelöset werden. Eine andere Truppe von fünf und zwanzig Mann, worüber ein Lieutenant und Aidemajor Befehlshaber sind, machet die Besatzung in dem Hieronimusfort aus. Die Bürgermiliz bestehet aus sechs Compagnien von Mulatten oder Indianern, und einer kleinen Anzahl Weißen, die zusammen siebenhundert und fünf und zwanzig Mann ausmachen; die von den freyen Negern, wozu man auch viele Sclaven füget, ist hundert und sechzig. Der Flecken Illegnas, welcher gleichsam eine Vorstadt der Hauptstadt ist, hat zwey Compagnien Bürgermiliz, welche zweyhundert und vierzig Mann stark sind, fast lauter Weiße. Das Dorf Lorenzo, welches mit freyen französischen Negern bevölkert ist, das heißt, mit Sclaven, die aus der französischen Kolonie entflohen sind, und welches an den Ufern des Ozama, eine kleine Seemeile über S. Domingo, liegt, unterhält eine Compagnie von hundert und vierzig Mann, die von einem Alfiere regulirter Truppen geführet wird. Alle diese Truppen machen zusammen gegen funfzehnhundert Mann bewährter Leute in der Hauptstadt und in den umliegenden Oertern.

Die

Die Geistlichkeit der Stadt bestehet aus einem Erzbischofe, dem Primas von dem ganzen spanischen Indien, unter dem die zu der königlichen Audiencia gehörigen Bischöfe unmittelbar stehen; einem Archidiaconus, vierzehn Chorherren, und einer sehr grossen Anzahl anderer Priester, welche die Metropolitan- und Pfarrkirchen bestellen. Die Dominikaner, Franziskaner, die Patres von der Gnade, und die Jesuiten, haben sehr schöne Häuser und prächtige Kirchen. Man rühmet auch die Gebäude der beyden Frauenklöster, welche die einzigen in der Stadt sind: ihre Einkünfte aber kommen mit diesem Glanze nicht überein; außerdem ist S. Domingo fast voll von besondern Capellen. Man findet zwey Hospitäler, die von dem Erzbischofe und dem Rathe regieret werden. Die Metropolitankirche ist von einer prächtigen Baukunst, und besonders durch den Reichthum ihres Schmuckes erhoben. Uebrigens hat die Stadt nur eine Pfarrkirche, und man zählt in der ganzen übrigen Kolonie nur zehn, deren Pfarrer zuweilen die Verrichtungen in den Vierteln von la Maguana und Neyva versehen, welche keine Priester und keine Kirchen haben.

Was man heutiges Tages **Altagratia** oder das Dorf Higuey nennet, ist vermuthlich dasjenige, was man ehedem Salvaleon Higuey nannte. Dieses Dorf bestehet aus sechzig Häusern, und liegt an der Spitze der Insel, zwischen dem Cap Enganjo und der Spitze Espada, vier Seemeilen von dem Meere. Es ist eine berühmte Wallfahrt, wohin die Spanier aus allen Vierteln ihrer Kolonie gehen. Man siehet daselbst ein ziemlich schönes Kloster; der Ort wird von einem Alcaldemajor und von dem Hauptmann einer Compagnie von achtzig Mann commandiret. Die ganze Strecke dieses Gebietes ist 23 Seemeilen lang und gegen sechs Meilen breit.

Zeybo, oder Seybo, ist ein weit ansehnlicherer Flecken, die Zahl der Häuser ist grösser, und belaufen sich auf hundert und achtzig; dennoch hat er keinen so ansehnlichen Bezirk, welcher nur sechzehn Seemeilen lang und acht Meilen breit ist: er liegt fünf und zwanzig Seemeilen Ostnordost von S. Domingo. Zwey Alcalden haben hieselbst die Regierung nebst zwey Hauptleuten, deren Compagnien etliche hundert Mann ausmachen. Ihr Gebiet wird gegen Norden durch das von Bayaguana beschränket, welches achtzehn Seemeilen gegen Nordost von S. Domingo entfernt ist. Bayaguana ist ein Dorf von funfzig Häusern, welches an dem Fuße der Gebirge de la Porte liegt, und wo ein Alcalde mit einem Hauptmann über eine Compagnie von sechzig Mann zu befehlen haben. Zwölf Seemeilen von S. Domingo gegen Westen kommt man in einen Bezirk, Bany genannt, welcher sich etwa 10 Seemeilen weit längst dem Meer bis nach dem Salzbrunnen und gegen die Ocoabay erstrecket. Seine Breite ist nur zwey oder drey Seemeilen zwischen dem Meer gegen Süden und unersteiglichen Bergen gegen Norden. Er hat weder Flecken noch Dörfer, und wird nichts destoweniger von einer Compagnie, die aus hundert und vierzig Mann bestehet, bewacht, die unmittelbar aus der Hauptstadt abgelöset werden. Der Flecken Gohava, welcher mitten in der Insel liegt, bestehet aus hundert und zwanzig Häusern, und wird von zween Alcalden nebst zween Hauptleuten regieret, deren Compagnien jede aus hundert und fünf und zwanzig Mann bestehen. Dieß ist das größte Viertel der Insel. Seine Länge beträgt wenigstens fünf und dreyßig Seemeilen, und die Breite sechzehn bis achtzehn. Es hat gegen Norden die Gebirge des Friedenshafens und de la Porte, die nur sechs Meilen davon entfernt sind; gegen Nordwest das französische

Cap,

Cap, welches sechzehn Seemeilen davon liegt; gegen Südost S. Domingo, fünf und funfzig Seemeilen gegen Westen Artibonite; gegen Süden das Viertel von Mirbalais, und was nach Azua gehöret; gegen Osten le Begue, und die doppelten Gebirge, welche gegen Nordwest von der Hauptstadt sind. Seine Gerichtsbarkeit schließt das kleine Dorf Banica mit ein, welches nur sieben Meilen auf dem Azuaer Wege liegt; dieses Dorf und seine Gegenden werden von vierzig Mann beschützet.

Auf dem Wege, welcher von dem S. Hieronymusfort nach Azua führet, hat man, in einem Raum von einer halben Meile vom Fort, drey Verschanzungen gemacht. Hundert Schritte von der weitesten durchschneidet ein anderer Weg, welcher von S. Jago, Cotuy und le Begue kommt, den erstern; und an diesem Orte schlugen die Spanier 1652 die vom Venebles angeführten Engländer, welche sich zu Herren von S. Domingo machen wollten, weshalb man auch noch jährlich diesen Sieg mit vieler Pracht feyert. Drey und eine halbe Seemeile weiter findet man die Mündung des Flusses Haina, woselbst die größten Schiffe ohne Gefahr vor Anker liegen können. Man legt sechs Seemeilen zurück, wenn man dem Wege folgt, der längst der Küste hingehet, um nach dem Nizaofluss zu kommen, welcher oberhalb seiner Mündung eine Viertelmeile breit ist, und sich durch fünf Kanäle in das Meer ergießet. Sieben Seemeilen weiter trifft man den Fluß Ocon an, von da man neun bis zehn Meilen bis nach dem Flecken Azua zählet, welcher anderthalb Meilen von der See liegt, und aus dreyhundert schlechten Hütten bestehet, die von Holz gebauet und mit Latanenblättern bedecket sind. Zwey Alcalden, die jährlich vom Volke erwählt werden, halten daselbst Gericht, und die Ver-

theidigung dieses Fleckens bestehet aus drey Compagnien, jede von hundert und vierzig Mann, über welche ein Mestre de Camp von der Landmiliz und ein Lieutenant gesetzt sind. Der Hafen ist anderthalb Seemeilen gegen Süden von dem Flecken, und seine Lage, die ihn den Südwinden bloßstellt, machet ihn gefährlich, so lange die Orkane dauern.

Dieses war der Zustand der spanischen Kolonie in dem Anfange des 1717ten Jahres, und die neuesten Nachrichten stimmen damit überein, daß der Zustand dieser Kolonie keine besondere Veränderung erfahren habe. Man zählte damals achtzehntausend vierhundert Seelen darin, und unter dieser Anzahl sieben und dreyßig Compagnien, die dreytausend siebenhundert Mann ausmachten, nebst ungefähr vierhundert Franzosen, die entweder in den Wohnplätzen ausgebreitet waren, oder als Seeleute auf den spanischen Schiffen längst der Küste dienten. Wenn man die Hauptstadt ausnimmt, wo noch viele Häuser ihren alten Glanz beybehalten haben, so zeigen die andern Plätze alle nur elende Strohhütten, und selbst in der Hauptstadt bauet man keine bessere auf, wenn die alten einfallen. An vielen Orten nähren sich die Einwohner nur von ihren zahlreichen Heerden, und von ihnen bekommt auch die französische Kolonie ihr Fleisch: sie tauschen dagegen dasjenige um, womit man die andern Bedürfnisse des Lebens befriedigen kann; denn sie empfangen fast nichts aus Spanien, und die Trägheit benimmt ihnen die Hülfsmittel zum Fleiß und zur Arbeit.

Diejenigen, die ihren Charakter beobachtet haben, erweisen jedoch ihrer Mäßigkeit viel Ehre; sie sagen: es sind Leute, die mit dem allerwenigsten Aufwande von der Welt leben. Ihre Hatten nähren sie, und die Chocolade ersetzet, was dieser Feldnahrung

rung abgehet. Sie arbeiten den ganzen Tag nichts, und fordern auch von ihren Sclaven keine schweren Arbeiten. Sie bringen die Zeit mit Spielen zu, oder lassen sich in ihren Hamaken wiegen. Sind sie müde des Spieles, und hören sie auf zu schlafen, so singen sie, und verlassen ihr Bette nie eher, als bis sie vom Hunger dazu genöthiget werden. Wenn sie Wasser aus dem Flusse oder Brunnen hohlen wollen, so setzen sie sich zu Pferde, und halten hierzu, sollte es auch nur einige Schritte weit zu hohlen seyn, stets ein Pferd gesattelt. Sie verachten das Gold, und verdenken es den Franzosen, wenn sie sehen, welche Mühe sie sich geben, Reichthümer zu sammeln, deren sie in Ruhe zu genießen nicht Zeit haben werden. Hierbey gelangen sie zu einem hohen Alter, und die Sorge, ihren Geist zu erweitern, beschäftiget sie nicht mehr, als die Sorge, sich Bequemlichkeit zu verschaffen. Viele kennen Spanien kaum mehr als dem Namen nach, weil sie fast gar keinen Handel mehr haben; und da sie überdieß ihr Geblüt erst mit den Insularen, hernach mit den Negern, überaus vermischt haben, so trifft man heutiges Tages allerley Farben unter ihnen an, je nachdem sie mehr oder weniger von den Europäern, Afrikanern oder Amerikanern, sowohl an Gestalt als auch an Gemüthsart, angenommen haben.

Gleichwohl eignet man ihnen auch eine Tugend zu, die in einer großen Verehrung gegen die Religion bestehet, die sie mit einem unmäßig freyen Leben zu verbinden wissen; und diejenige Art christlicher Liebe, welche das Herz bey den Bedürfnissen Anderer annimmt. Zwar findet man auf den Gränzen der französischen Kolonie eine Menge Müßiggänger, welche bloß vom Almosen leben; dennoch wird ihnen, ungeachtet der gegenseitigen Erbitterung bey-

der Nationen, in den spanischen Landen gut begegnet, und der Bittende darf sich zuversichtlich einer Gabe versichern.

Man muß auch hinzusetzen, daß unter den entlaufenen Sclaven, die aus den französischen Vierteln dahin gegangen sind, es viele giebt, welche das spanische Joch fliehen, und sich in die Gebirge begeben haben, wo sie in einer gleichen Unabhängigkeit von beyden Nationen leben, deren gemeinschaftlicher Nutzen es wäre, daß sie solche daselbst nicht gar zu stark vermehren ließen.

Der Antheil, welchen die französische Kolonie an der Insel S. Domingo hat, erfordert, daß wir auch ihrer etwas umständlicher gedenken. Die Geschichtschreiber von S. Domingo geben der französischen Kolonie im Jahr 1726 dreyßigtausend freye Personen und hunderttausend schwarze Sclaven oder Mulatten. Unter den ersten, sagt man, könnte man zehntausend zählen, die im Stande sind, die Waffen zu tragen, und im Nothfall könnten wohl zwanzigtausend Neger zusammen gebracht werden; allein es ist gar nicht zu zweifeln, daß sich diese Anzahl seit der Zeit um ein Großes vermehret hat.

Dasjenige Viertel der Kolonie, welches stets den blühendsten Handel gehabt, und die Vortheile seiner Lage zu verdanken hat, ist das Viertel des französischen Vorgebirges, welches in einer großen und fruchtbaren Ebene an dem westlichen Ende von Vega Real liegt, wovon heutiges Tages drey Viertel in den Händen der Spanier sind, aber unbebauet liegt. Man ist wegen der Strecke der Ebene des Vorgebirges nicht ganz einig. Etliche schränken sie auf fünf Kirchspiele ein, welche die nächsten an der Stadt sind, und Limonade, das Morinsviertel, die kleine

Bucht,

Bucht, der Acul und der rothe Morne heißen. Andere geben ihm zur Gränze gegen Osten den Massacrefluß, und gegen Westen den gesalzenen Fluß, der ein wenig über Margothshafen ist, und nach dieser Behauptung ist seine Länge ungefähr zwanzig Seemeilen und seine Breite viere. Es hat nur das Meer zur Gränze gegen Norden; gegen Süden wird es durch eine Kette von Bergen eingeschlossen, welche keinesweges weniger als vier Seemeilen tief ist, und die an einigen Orten bis auf acht steiget. Diese Berge schließen die schönsten Thäler von der Welt ein, welche mit einer unzählbaren Menge von Bächen durchschnitten sind, die sie eben so angenehm als fruchtbar machen. Doch haben diese Gebirge nichts Furchtbares an sich, die meisten sind sehr hoch, und viele können bis auf den Gipfel angebauet werden.

Die Stadt Cap Francois, oder französisches Vorgebirge, liegt fast mitten auf der Küste, welche diese Ebene einfasset, und ist seit langer Zeit unter allen Häfen der Insel am meisten besucht worden. Ihre Lage macht sie nicht allein sehr gewiß, sondern auch sehr bequem für die Schiffe, welche von Frankreich kommen. Der Theil der Insel, welcher die französische Kolonie bildet, fängt bey der großen Ebene von Bayaha, gegen Osten von dem Cap an, woselbst man sehr schöne Sitze findet. Von dieser Ebene, wenn man dem Strich von Norden gegen Westen an der Küste hingeht, und gegen Osten durch den Südstrich bis an das Vorgebirge Mangan zurückkehrt, welches fast in gleicher Weite von der Ost- und Westspitze ist, durchläuft man die ganze Kolonie. Das am meisten gegen Westen liegende Cap ist Tiberon, und wenn man allen den Bezirken der Buchten und des großen Sackes von Leogane folget, so muß dieses französische Stück über drey- Cap Francois.

hundert Seemeilen im Umfange haben; allein von einer Spitze zur andern, wie man die Küste insgemein berechnet, hat es nicht über zweyhundert.

Die Stadt Cap Francois hat, den neuern Nachrichten zu Folge, viel Verschönerung erhalten. Labat, welcher sie nur für einen Flecken angiebt, sagt, daß er zweymal zerstöret und abgebrannt worden sey, und sich im Jahr 1701 wiederhergestellet habe; und nichts war leichter, weil alle Häuser nur in die Erde gesteckte Gabeln waren, die man mit gespalteten Palmiten verpallisadiret und mit Taches bedecket hatte, denn so nannte man hier die Stiele von den Palmiten. Mitten in dem Flecken war ein sehr schöner Platz, ungefähr dreyhundert Schritte ins Gevierte, der mit Häusern besetzet war, wie die andern. Eine von den Seiten zeiget unter andern Gebäuden ein großes Vorrathshaus, welches zum königlichen Zeughause gedienet hatte, und zuweilen anstatt eines Hospitals diente, ehe das neue, eine Viertelmeile von dem Flecken, errichtet wurde. Sieben bis acht Straßen, welche auf diesen Platz führten, bestanden aus ungefähr dreyhundert Häusern. Die Pfarrkirche war in einer Straße, welche die linke Seite des Platzes machte, und, gleich den Häusern, von Gabeln erbauet, die man in die Erde gestecket hatte. Das Hintere des Altars, und zehn Fuß auf jeder Seite, waren mit Bretern versehen; alles Uebrige war offen, und mit Palmiten verpallisadiret, die nur so hoch gespalten waren, daß man sich mit den Armen darauf legen konnte, damit man die Messe auserhalb und innerhalb der Kirche hören könnte. Der Altar war höchst schlecht und sehr schlecht gezieret. Ein Lehnstuhl, ein Küssen von rothem Sammt für den Statthalter, das war alles, was man einiger Aufmerksamkeit werth halten konnte; übrigens

herrschte

herrschte in der Kirche so viel Unsauberkeit, als kaum auf den öffentlichen Gassen angetroffen wurde.

Wenn man von dem Cap nach Leogane zu Lande gehet; so macht man erst einen Umweg von zwölf Seemeilen bis nach la Porte, einem französischen Wohnplatze, der aber auf spanischem Boden lag. Von la Porte kommt man nach Atalaya, achtzehn Seemeilen davon; von hier bis Petitfond rechnet man funfzehn, und vierzehn bis nach Bac de l'Artibonite; von hier nach dem Sacke achtzehn, und wieder achtzehn bis Leogane, welches zusammen ungefähr fünf und achtzig Seemeilen ausmachet. In der Gegend vom Friedenshafen aus nach le Male, oder dem Damm, sollen sich Silberbergwerke befinden: und wenn Unfruchtbarkeit und Dürre des Bodens ein Kennzeichen eines ergiebigen Metalles ist; so muß hier viel Silber zu finden seyn, denn über der Erde hat die Natur nichts verschwendet. Eine tiefe und wohlbedeckte Bucht, die an der Seite des Male oder Dammes ist, dienet den Kapern zu Kriegeszeiten, und den Seeräubern in Friedenszeiten zur Zuflucht. Dieser Damm fängt eine große Bay von mehr als vierzig Meilen in der Oeffnung bis nach dem Cap Donna Maria, und über hundert Seemeilen im Umfange, an, deren tiefste Vertiefung der Sack von Leogane ist. Sie hat viel wüste Inseln, unter welchen sich Gonave, wegen ihrer Größe für den übrigen auszeichnet. Sie scheint sieben bis acht Seemeilen lang zu seyn, aber mit sehr gefährlichen Bänken umgeben, und ohne süßes Wasser; doch ist das Erdreich daselbst sehr gut und die Luft rein.

Das Viertel des kleinen Flusses hat nicht so viel Besonderes. Estero ist ein Flecken, drey Seemeilen von dem kleinen Fluß, und hier wird eigentlich die Estero.

Gegend wieder schön, wie sie zuvor unfreundlich aussiehet. Die Wege sind breit und eben, die Wohnplätze haben reitzende Zugänge von Eichen- und Ulmenalleen, und ob auch gleich die Gebäude nichts Kostbares an sich haben; so ist ihre simple Verzierung desto überraschender. Der Boden ist platt, sehr eben; das Erdreich fett, gut und tief. Man sagt, das ganze Land von dem Flusse Artibonite bis nach der Ebene Jaquin, welche an der Südseite ist, sey von dem Könige in Spanien, Philipp III., zum Besten einer natürlichen Tochter dieses Herrn, zu einem Fürstenthum erhoben worden.

Der Boden, welcher eigentlich die Ebene von Leogane heißt, ist zwölf oder dreyzehn Seemeilen lang von Osten gegen Westen, und zwey, drey, vier Seemeilen breit von Norden gegen Süden. Diese vortreffliche Ebene fängt bey den Gebirgen des großen Goave an, und endiget sich bey denen am Sacke. Es ist ein ebenes Land, das von vielen Flüssen gewässert und von einem tiefen und so gutem Erdreiche ist, daß es auf gleiche Art Zuckerröhre, Cacao, Indigo, Recu, Taback, Hirse, Manioc, Pataten, und allerhand Früchte, Erbsen und Küchengewächse trägt, und vornehmlich kommen die Zuckerröhre hieselbst zu großer Vollkommenheit. In der größten Ebene des Cap zählt man zwölf Kirchspiele, die insgesamt eine oder zwey Seemeilen vom Meere liegen. Ihre Namen sind, wenn man von Osten ausgehet, Guanaminte, Bayaha, das große Becken, das rothe Dachsloch, das Loch, Limonade, das Morinsviertel, die kleine Bucht, die rothe Morno, Acul, Limbe, und der Hafen Margot. Die meisten von diesen Bezirken haben einen Pfarrer, und die übrigen werden von jenem mit besorget.

Man

Man kann nicht sagen, daß es dem Viertel des französischen Vorgebirges an Bewässerung fehlte; allein es ist doch auch kein einziger Fluß, welchen die Schaluppen über zwey Seemeilen weit hinauf gehen können. Die meisten sind zum Durchwaden, selbst denjenigen nicht ausgenommen, welchen man den großen Fluß genannt hat, dessen Lauf von funfzehn oder sechzehn Seemeilen ist, und welcher das Limonadenviertel vom Morinsviertel absondert. Bey dem Vortheile einer ungemeinen Fruchtbarkeit soll die Ebene des Cap auch noch vielerley Arten von Bergwerken haben, und man vermuthet vielleicht nicht ohne Grund, daß der rothe Morne ein Kupferbergwerk enthält. Man kennet eins von eben dem Werthe zu S. Rose, eine Magnetader zu Limonade; so sind vielleicht auch noch andere Gold- und Silberhaltige Gruben zu finden, wenn sie eifriger aufgesucht werden könnten. Das Morinsviertel hat nur kleine Hügel, welche man kahle Mornen oder runde Berge nennet, weil nichts als Gras und niedriges Gesträuch darauf wächst, obwohl sonst alle Gegenden mit großen Gehölzen bedeckt gewesen sind; der gemeinen Meinung nach sollen sie Eisen in sich enthalten.

Gegenwärtig hat die Colonie diese Schätze noch sehr gut entbehren können, da ihnen aus dem Zucker- und Indigobau ein weit ansehnlicher Gewinnst erwächst. In dem Coxierthal z. B. wird eine erstaunliche Menge davon verfertiget. Man zählte im Jahr 1726 über zweyhundert Zuckermühlen daselbst, und ihre Zahl ist täglich größer geworden. Der Gewinn von dem Indigo wird nur für die Hälfte geschätzt. Der Taback würde unermeßlichen Gewinn bringen, wenn der von S. Domingo nicht

in

in Frankreich verboten wäre. Ein neuer Reichthum ist der Caffee, welcher bald die Oberhand aller Handlungszweige zu gewinnen scheint. Man versichert, es wachse der Caffeebaum hier eben so geschwind und werde eben so schön, als wenn er dem Lande eigen wäre.

Im Jahr 1726 bestanden die Kirchspiele, eins in das andere gerechnet, wenigstens aus dreytausend Seelen; für einen freyen Einwohner gab es zehn Sclaven, höchstens drey gegen einen. Man versprach sich damals, daß, wenn der Cacao und der Caffee glücklich wären, oder der Taback wieder in Aufnahme käme, alle Bezirke des Caps sich ansehnlich bevölkern würden, und daß nach Verhältniß die Weißen sich daselbst mehr vermehren würden, als die Schwarzen. Indessen ist doch das Capviertel, wenn man die Gebirge mit darunter begreifet, nur etwan der zehnte Theil von dem Lande, welches die Franzosen in der Insel inne haben. Die Viertel von Leogane, Artibonite und dem Grunde der Insel Apache, geben ihm auch an Güte nicht viel nach. Das erste und letzte ist wegen der Anzahl von Zuckerwerken, und das zweyte wegen der Menge Indigo, welcher hier verfertiget wird, berühmt. Das Erdreich ist nicht so abwechselnd, als in den übrigen Inseln, da man von einer Meile zur andern nicht in einerley Lande zu seyn glauben würde; da sich hingegen auf der Ebene des Cap diese Abwechselung nicht so sehr merken läßt. Die östlichen Bezirke, als Guanaminte, Bayaha, das große Becken, das rothe Dachsloch und das Loch sind zwar die weitläuftigsten, aber doch nicht die fruchtbarsten, wie man saget.

Die ganze Ebene des Cap ist mit Wegen von vierzig Fuß breit durchschnitten, die nach der Schnur gezogen

gezogen und meistens mit Hecken von Citronenbäumen besetzt sind, und verschiedene Privatpersonen haben noch außerdem überall um ihre Wohnungen angenehme Pflanzungen von vortrefflichen Bäumen angeleget. Ueberhaupt hat das ganze Land, der Beschreibung nach, sehr viel Gefallendes. Das Erdreich und die Bäume sind daselbst stets mit Früchten beladen und mit Blumen bedeckt. Die Bäche, welche sich überall herumschlängeln, oder von den Felsen herabstürzen, führen ein klares, frisches Wasser mit sich. Man athmet hier stets eine reine und gesunde Luft ein; nur ist es sehr heiß, und doch haben die Einwohner von der Ebene kein anderes Mittel wider die Wirkung einer übermäßigen Hitze, als daß sie die Luft in den Gebirgen schöpfen, und das Wasser daselbst trinken.

Die begüterten Personen haben Viehhöfe und Baumgärten, wo nichts zu den Ergötzlichkeiten des Lebens mangelt. Unter den indianischen Früchten, die man allda bauet, sind die gemeinsten der Maeney, welchen man auch die Apricose von S. Domingo nennet, der Advocat, die Sapote, die Sapotille, die Caimite, eine Art von Papoie, welche Mamoera genannt wird, die Icaque, die Grenatille, der Caco, die Datteln, die Ananas ꝛc. ꝛc. Von den europäischen Fruchtbäumen sind nur der Weinstock, der Granatbaum und der Orangenbaum in den Inseln fortgekommen, und unter den kleinen Pflanzen die Erdbere und Melone von allerhand Art. Man weiß, daß der Weitzen in den meisten Vierteln gut fortkommen würde; die reichen Einwohner aber finden ihre Rechnung besser dabey, wenn sie französisches oder canadisches Mehl kaufen, und die Armen begnügen sich mit anderm Korne, mit Pataten und

Hülsen-

Hülsenfrüchten. Das Geflügel, welches man hier aufziehet, sind indianische Hühner, Pfaue und Tauben; doch haben die Einwohner auch Hornvieh, Stutereyen, Maulesel und Schweine.

Die Viertel der westlichen Küste haben nicht die Ebenen, noch alle die Vortheile der nordlichen; doch haben sie auch ihre Annehmlichkeiten. Die Ebene von Leogane ist weit ebener, und folglich viel bequemer für den Transport, als die vom Cap. Auch sind der Bayen so viel, daß wir uns bey ihrer Anzeige gar nicht aufhalten können. Die Stadt Leogane aber ist in keiner vortheilhaften Lage. Sie ist zwey Seemeilen von dem alten Naguana, zwischen Estero und dem kleinen Flusse, welche gleichsam zwey Vorstädte derselben sind, und eine halbe Seemeile von dem Meere. Ihre Gegenden umher sind morastig, welches die Luft eben nicht sehr gesund machet. Auch hat sie keinen Hafen, und ihre Rheede selbst ist nicht die beste. Gleichwohl ist sie der ordentliche Sitz des Generalstatthalters, des Intendanten und des Oberrathes.

Leogane.

An vielen Stellen der Leoganer Ebene werden Schichten von einer Art weißer Steine gefunden, welche ziemlich hart, schwer und von der Gestalt der Meergaietten sind; man trifft sie von verschiedenen Tiefen über der Oberfläche des Erdreiches an, und bedient sich derselben, einen sehr guten Kalch daraus zu brennen. Man macht auch an der ganzen Küste viel Indigo, obgleich die vornehmsten Einwohner dafür gehalten haben, sie hätten vom Zuckerbau mehr Vortheile.

Die Gewächse, als z. B. die Pataten, Bananen und Feigen kommen zu Leogane besser fort, und sind

von

von bessern Geschmacke, als in den Inseln des Windes, welches man so wohl der Wärme des Erdreichs, als seiner Tiefe zuschreibt. Auch hat Leogane schon im Anfange dieses Jahrhunderts viel von seinem alten Zustande abgelegt, und dafür die Sitten einer großen Stadt angenommen. Die Anzahl der Kutschen und Pferde ist ungemein groß, und von den letztern werden in den Gegenden um Nippes Pferde gefunden, die nicht größer sind als Esel, jedoch viel stärker, munter, unermüdet und von erstaunlicher Stärke. Man fängt auch in den Holzwegen, die nach den Savanen und Flüssen führen, eine Menge wilder Pferde. Eben so giebt es auch sehr viel wilde und Jagdhunde, die Einwohner geben den erstern den Namen Casques; man sieht sie heerdenweise gehen, und ob ihrer auch viel getödtet werden, so ist ihre Vermehrung dennoch sehr häufig.

Von Estero nach dem Sacke sind dreyzehn Seemeilen; allein die Wege sind schlecht. Bey Gelegenheit der Maromegern, oder der weggelaufenen Negern, die sich an der Zahl von sechs bis siebenhundert in eine Gegend der Insel, das schwarze Gebirge genannt, geflüchtet haben, erzählet uns ein Reisender, die Gewohnheit dieser Colonie sey, die Negern, wenn man sie kauft, zu zeichnen. Hierzu bedienet man sich eines sehr dünnen silbernen Bleches, welches ihren Schriftzug macht. Es wird von einem kleinen Handgriffe gehalten, und weil der Namenszug oder die Buchstaben in vielen Wohnplätzen einerley sind; so beobachtet man dabey, daß man das Blech an verschiedenen Oertern des Leibes aufdrücket, welches man einen Neger stempeln heißt, der Stempel wird heiß, aber nicht glühend, gemacht, man reibt die Stelle, wo er soll aufgedrückt werden,

mit

mit ein wenig Talch oder Fett, und legt ein geöltes oder mit Wachse überzogenes Papier darüber, worauf der Stempel, so leicht als möglich, gedrückt wird.

Unter den vielen kleinen Inseln, welche der französische Theil von S. Domingo besitzt, ist besonders die Insel S. Ludwig, und der Grund der Insel Avache bekannt. Da der Hof der Gesellschaft alle die Ländereyen zugestanden hat, welche zwischen dem Cap Tiburon und dem Cap Mangon sind, das ist eine Strecke von funfzig Seemeilen; so setzte sie sich nicht allein vor, diesen kleinen Theil der Insel bewohnen zu lassen, sondern auch eine sichere und bequemere Niederlage für die Barken anzulegen, die sie auf den Handel an die Küsten des festen Landes abschickten. Die Insel Avache war durch den Besuch der Flibustier berühmt, welche daselbst ihren Sammelplatz zur Theilung ihrer Beute hatten.

Fünf und zwanzig Seemeilen von der Insel S. Ludwig kömmt man nach klein Goave, und auf diesem Wege findet man ein Viertel, welches den Namen Negergrund führet. Was man den Grund der Insel Avache nennet, ist eine große Ebene, deren Ufer an der See eine Bucht in Gestalt eines sehr offenen, halben Mondes macht.

Es läßt sich sehr schwer etwas Bestimmtes über den Charakter der Einwohner des französischen Theils von S. Domingo sagen; es sind und bleiben nur allgemeine Schilderungen, die in besondern Fällen Ausnahme leiden. Man begreift unter diesen Einwohnern die französischen Creolen und Negern, und gegenwärtig würde man wohl vergeblich die Kennzeichen ihrer Vorältern aufsuchen, oder die Spur entdecken,

decken, woraus die Stifter der Colonie gekommen sind. Was ihr Verstand und ihre äußerliche Bildung anbetrifft, so zeichnen sie sich immer für ihren Nachbarn sehr merklich aus; freylich mögen auch die Fehler, deren man sie beschuldiget, hie und da angetroffen werden.

Von den Negern muß man sagen, daß ihr Zustand eben so elend ist, als auf jeder Insel; wenigstens ist ihr Geschick von dem Geschick der Lastthiere nicht im geringsten unterschieden. Einige Muscheln sind alle ihre Speisen, ihre Kleider sind schlechte Lumpen, die sie weder vor der Hitze des Tages, noch vor der Kühle der Nächte schützen. Ihre Häuser gleichen den Bärenlöchern, ihre Betten sind Hürden, die fähiger sind, den Leib zu zerquetschen, als ihnen Ruhe zu verschaffen. Ihr Geräth bestehet aus einigen kleinen hölzernen oder irdenen Schüsseln. Ihre Arbeit ist immerwährend, ihr Schlaf kurz, ihr Lohn hat keinen Werth, für den geringsten Fehler zwanzig Hiebe mit der Geißel. Bey dieser unglaublichen Erniedrigung genießen sie dennoch einer vollkommenen Gesundheit; da hingegen ihre Herren, die alles im Ueberfluß haben, und denen es an keiner Art von Bequemlichkeiten fehlet, unendlichen Krankheiten unterworfen sind. Die Völkerschaften, welche sich zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Cap Negris gesetzt haben, sind eigentlich die einzigen, welche zur Knechtschaft geboren zu seyn scheinen. Sie sind unter allen Negern am besten gebauet, am leichtesten in der Zucht zu halten und am geschicktesten zu Hausdiensten. Die Bambaren sind die größten, stehlen aber sehr; die Arader verstehen den Feldbau am besten, sind aber stolz; die Congoer sind die kleinsten und geschickte Fischer,

laufen aber sehr leicht weg; die Nagoten sind die leutseligsten; die Mondongoer die grausamsten; die Minajer die entschlossensten und die am geneigtesten zur Verzweiflung zu bringen sind. Die Negercreolen, von welcher Nation sie auch ihren Ursprung herleiten, haben von ihren Vätern nur die Farbe und den Geist der Knechtschaft an sich, gleichwohl besitzen sie ein wenig mehr Neigung zur Freyheit, ob sie gleich in der Sclaverey geboren sind; wiewohl sie viel geistreicher, viel vernünftiger, viel geschickter, aber auch viel fauler als die sind, welche aus Afrika kommen. Ueberhaupt genommen, kommt es allezeit darauf an, in welcher Herren Hände die Sclaven kommen, und wie auf der andern Seite das Betragen der Sclaven gegen ihre Herren ist. Oft ist das Schicksal mancher Sclaven abscheulich, oft auch nur dem Namen nach abschreckend. Die Herren vergönnen ihnen, zum Beyspiel nach gethaner Arbeit, sich durch Singen, Spielen und Tanzen zu belustigen, und sie geniessen in jedem Betracht alle Vorrechte eines Menschen, dessen Schicksal es wenigstens gewollt hat, daß er andern dienen solle. Mehr verstattet der Raum nicht, über S. Domingo zu sagen, deren Beschreibung wir hier schicklich zu endigen glauben, und deren Merkwürdigkeiten, weil sie die größte ist, hinlänglich angezeigt worden sind.

Die Insel Cuba.

Die Insel Cuba ist gleichfalls zuerst von Columbo entdeckt worden, der er den Namen Johanna gab, worauf sie Ferdinandina, ferner Alpha Omega und endlich Cuba genennet worden ist. Die Luft auf dieser Insel ist sehr gesund, und die Hitze gemäßiget. Sie ist hundert und sechzig deutsche Meilen lang und vierzig breit. Der Erdboden trägt viel Hülsenfrüchte. In den Flüssen sind Goldkörner, und

und in den Wäldern hohe Cedern. Wein, Zucker, Ingwer, Mastix, Sassaparilla und Taback wird hier überflüßig angetroffen. Die größten Flüsse dieser Insel heißen Mares, Asimao und Lunes. Die Spanier haben sich im Jahr 1492, nach Ausrottung der vorigen wilden Einwohner dieser Insel, allhier festgesetzt, und bewohnen nun dieselbe meistens allein.

Sie handeln mit Gold, Zucker, Ingwer, Kassia, Häuten, Korn und Vieh. Ihre Kriegsmacht ist sehr beträchtlich, und die Regierung wird durch einen von dem Könige in Spanien verordneten Gouverneur geführet.

Havana.

Die vornehmsten Oerter auf dieser Insel sind Havana, eine vortreffliche, große und befestigte Stadt, welche einen guten Hafen und ein starkes Citadell hat, auch der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs ist. Der Hafen ist so groß, daß mehr als tausend Schiffe darin liegen können, ist aber beym Eingange so enge, daß nur ein Schiff auf einmal hinein laufen kann; doch wird er auf beyden Seiten durch zwey Schlösser bedeckt, und unter allen Häfen in Amerika am meisten besuchet. Hieselbst versammeln sich die spanischen Flotten, wie auch alle Silbergallionen, und nehmen den Rest ihrer Ladung so wohl von Häuten, als Campecheholz ein, um gegen den September nach Europa zu schicken. Eine Menge kleiner Eylande liegt um sie herum, die auf der einen Seite Jardin del Rey, und auf der andern de la Reyna heißen. Die Insel Pinos gegen Mittag ist die beträchtlichste; die übrigen bestehen aus Felsen und sind wüste.

Porto-Ricco.

Die dritte große Antille Porto-Ricco wird ebenfalls von den Spaniern bewohnt. Sie ist sehr fruchtbar, hat eine gemäßigte und gesunde Luft, und

Die Insel

bauet viel Getreide. Unter andern wächst darauf der Baum Tabanuko, dessen Holz die Wunden heilet; ingleichen der Baum Maga, dessen Holz der Verwesung widerstehet, und auch einige Apfelbäume, welche Gift bey sich führen. Ehedem hieß diese Insel Boriquen, und im Jahr 1493 machten sich die Spanier zu Herren derselben, nachdem sie zuvor die alten Einwohner vertrieben.

Der wichtigste Ort auf dieser Insel ist S. Juan de Porto-Ricco, eine schöne Stadt, gute Festung und vortrefflicher Hafen, zugleich der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs.

Die Insel Jamaika.

Die wichtigste englische Insel in Amerika ist die Insel Jamaika; sie hat eine sehr gesunde Luft, deren Hitze durch die Winde und Regen sehr gemäßiget wird. Sie ist von Osten nach Westen funfzig deutsche Meilen lang, und gegen zwanzig oder mehrere breit. Die Engländer haben diese Insel in vierzehn Kirchspiele abgetheilet, deren Namen folgende sind: 1) Clarendon, 2) Ost Unnamed, 3) S. Andre, 4) S. Anna, 5) West Unnamed, 6) Port-Royal, 7) S. Catharina, 8) S. David, 9) S. Elisabeth, 10) S. George, 11) S. Jacob, 12) S. Johann, 13) S. Maria, 14) S. Thomas.

Diese Insel enthält mehr als 60000 Engländer und gegen 110000 Negers, bey alle dem aber ist nur der dritte Theil bewohnt. Der Boden dieser Insel ist vortrefflich, und grünet das ganze Jahr. Die Produkte sind Korn, und zwar so reichlich, daß aus weniger Aussaat eine gute Erndte erfolget. Man bauet viel Zucker, Baumwolle, Indigo, Taback, Ingwer, allerley artig gefärbtes Holz, wie auch Salz, Salpeter und Cochenille. Die Insel hat sehr viel Pferde, Kühe, Esel und Schweine,

die

die um einen sehr geringen Preis verkauft werden. Gänse, Enten, gemeine und indianische Hühner, Flamingos, Schneppen und viel Arten Papagoyen, findet man hier überflüßig. Citronen, Granatäpfel, Stacheläpfel, Weintrauben, indianische Feigen, nebst verschiedenen Gartenkräutern sind ganz gemein.

Die Engländer besitzen diese Insel seit dem Jahr 1655. Die Produkte, welche sie davon ausführen, bestehen in Taback, Indigo, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Zucker, Getreide, Häuten, Cochenille, Salz, Schildkrötenholz, Kupfer, Kokosnüssen, und der Gewinn aus allen diesen und weit mehrern Produkten läßt sich wohl leicht erachten, aber nicht angeben. Der König läßt die Regierung durch einen Gouverneur führen, der gemeiniglich ein vornehmer Lord ist.

Die wichtigsten Plätze auf der Insel sind S. Jago de la Vega, die Hauptstadt der ganzen Insel und der Sitz des Gouverneurs. S. Jago de la Vega.

Portroyal, eine schöne Stadt mit einem vortrefflichen Hafen, den ein festes Kastell bedeckt. Portroyal.

Melilla, eine Stadt am Meere mit einem Hafen, allwo Columbus auf seiner dritten Reise nach Amerika Schiffbruch erlitten hat. Melilla.

Oristan ist nur ein geringer Ort, hat aber einen Hafen; Port Negril, Port Antonia und Old Harbour sind drey wichtige Häfen. Oristan.

Im innern Gebirge ist eine Negerrepublick mit der Stadt Naumy. Auch die vereinigten Brüder haben sechs Missionsplätze. Naumy.

B. Die kleinen antillischen Inseln.

Allgemeine Uebersicht.

Wir wollen hier nicht wiederholen, bey welcher Gelegenheit sich die Franzosen und Engländer im Jahr 1625 in der Insel S. Christoph gesetzt haben, noch wie die Eifersucht der Spanier, welche sich 1630 Meister davon machten, gedienet hat, diese fürchterliche Art von Seeräubern zu erzeugen, welche unter dem Namen der Flibustier und Bucanier lange Zeit die Geisel der spanischen Monarchie gewesen. Jedoch muß man von dem Punkte ausgehen, wenn man eine große Anzahl Inseln nach und nach sich bevölkern sehen will, welche seit der ersten Entdeckung waren vernachläßiget worden; selbst die vornehmsten, als S. Domingo, deren Beschreibung wir oben geliefert haben, Cuba, Jamaica und Portoricco, erfuhren Veränderungen, welche einigen von ihnen andere Herren gaben, und diejenigen, welche in der Macht der Spanier blieben, waren von einer großen Mannichfaltigkeit der Veränderungen nicht sicher. Der allgemeine Name, den sie unter ihrem Verhalten unter sich führen, und welchen ihre Gränzen nebst ihrer Lage bestimmen, ist folgender.

Man unterscheidet gemeiniglich die Inseln des Nordmeeres in vier Versammlungen oder vier Haufen, welche man die Antillen, die Bermuden, die Inseln von Neuland und die Azoren nennet. Heutiges Tages giebt man den Namen der Antillen derjenigen großen Menge Inseln, welche unter sich eine Art von Kreise vor den Eylanden des mexikanischen Meerbusens machen, und welche im 1492sten Jahre von Christoph Columbo entdeckt worden. Sie nahmen anfänglich den Namen der Caraibischen Inseln von dem Namen ihrer ersten Einwohner an, nachher

nachher aber theilte man sie in große und kleine Antillen ein, und diese letztern wieder in Inseln Barlovento oder über dem Winde, und Sottavento oder unter dem Winde.

Zu desto leichterer Uebersicht haben wir diese Inseln in Englische und Französische eingetheilet, weil diese beyden Nationen doch die meisten davon inne haben, und die kleinen, so die Holländer, Dänen, Schweden, ꝛc. ꝛc. besitzen, nicht sehr erheblich sind. Dieser Eintheilung zu Folge rechnet man zuerst unter die

Englischen kleinen Antillen:

St. Christoph oder St. Kitts.
Antigua oder Antigoa.
Dominik.
St. Vincent, Barbados, Grenada, nebst den Grenadillen.
Monserat, Nevis, Barbuda, Tortola.
Einige von den Jungferninseln, z. B. Anegada.
Die Insel St. Thomas ist dänisch.
Die Insel Eustaz ist holländisch.
Die Insel St. Barthelemi ist schwedisch.
Die Insel St. Martin ist zwischen Holland und Frankreich getheilt.

Französische kleine Antillen sind:

Guadeloupe.
Martinik.
St. Lucia.
Tabago.
Mariagalante.
Desirate.
Heiligen Insel ꝛc. ꝛc.

Außer diesen itzt genannten Inseln befinden sich noch eine Menge kleinere, die wir hier nicht alle namentlich anführen, die wir aber in der Folge nicht mit Stillschweigen übergehen werden. Eben so glauben wir, daß die in der Folge vorkommenden Beobachtungen über die besondere Beschaffenheit des Klima einer jeden Insel, hier nicht am unrechten Orte stehet, wenn wir uns etwas bestimmter darüber ausdrücken.

Man weiß, daß die Antillen, welche jenseits des Wendezirkels des Krebses liegen, zu dem heißen Erdgürtel gehören, und daß man in diesem Theile der Erdkugel, den man lange Zeit für unbewohnbar hielt, eigentlich nur zwey Jahreszeiten kennet, nämlich Sommer und Winter; das heißt, man findet im ganzen Jahre keine Zeit, der man den Namen des Frühlings oder Herbstes geben könnte, und selbst der Winter und Sommer in diesen Gegenden sind von den europäischen sehr unterschieden, so wohl was ihre Ursachen, als ihre Wirkungen betrifft. Die Gegenwart der Sonne verursachet hier den Sommer; dort ist es ihre Entfernung, und ihre Gegenwart hingegen macht den Winter. Wenn sich dieses Gestirn von der Linie entfernt, und gegen den Wendekreis des Steinbockes wendet; so lehret die beständige Erfahrung, daß die Luft bis zu ihrer Rückkehr jenseits der Linie, das ist ordentlicher Weise von dem November bis zum April, fast keine Wolken hat, auch die Dünste sogar sehr selten gesehen werden. Die Luft bleibt heiter, trocken und rein, so daß ein gesundes Auge das Aufgehen und Niedergehen der Sonne, sogar das Ab- und Zunehmen des Mondes sehen kann. Sind die Tage sehr heiß; so sind auch die Nächte nach Verhältniße kühl.

Ehedem glaubte man, diese Gegenden wären wegen des ungesunden Klima unbewohnbar, die Erfahrung aber hat gelehret, daß die unter dem heißen Erdgürtel, so wohl dieß- als jenseits der Linie gelegenen Länder, gemeiniglich die gesundesten und gemäßigsten sind, und man glaubt den Grund davon in drey Ursachen zu finden. Die erste ist von dem ordentlichen Laufe der Sonne hergenommen, welche unter der Linie niemals über zwölf bis vierzehn Stunden erscheint, so daß, weil sie Tag und Nacht gleich macht, die Hitze, welche sie den Tag über ausgebreitet hat, die Nacht hindurch wiederum durch die Kühle gemäßiget wird, welche eben so lange dauert. Man beobachtet sogar, daß, da sie nur erst gegen sechs Uhr aufgehet, es zehn wird, ehe man die Heftigkeit ihrer Hitze empfindet, ist aber bis um drey Uhr sehr groß; wonach sie allmählig abnimmt. Die zwote Ursache ist, daß alle diese Gegenden mit Seewasser umgeben sind, welches unaufhörlich daran schlägt und sie erfrischet; wie man in Europa siehet, daß die Küsten des Meeres allezeit kälter sind, als die davon entlegenen Länder. Die dritte Ursache nimmt man von den ordentlichen Winden an, und vornehmlich noch insbesondere einen kleinen Wind von den allerangenehmsten, welcher sich dreymal des Tages, am Morgen, Mittag und Abend erhebt, überhin streicht, auf der Erde zu spielen scheint, und alle diese Gegenden erfrischt, welches von den Einwohnern die Kühlung genannt wird, die sie alle Tage als eine Segnung des Himmels erwarten, die dem Menschen und jedem Geschöpfe wohlthätig wird.

Die Zeit über, welche man Sommer nennet, siehet man fast niemals Regen, wiewohl ein Theil ihrer Wirkungen denjenigen gleicht, welche der Winter in Europa verursachet; denn die große Dürre benimmt

den Bäumen mit ihren zarten Blättern ihr Grün, die Kräuter verdorren, die Blumen welken, und hätten die meisten Bäume nicht Blätter von einer starken Natur, die vermögend wären, dem Ungestüme des Wetters zu widerstehen; so würde das Land eben so traurig werden, als unsere europäischen Provinzen mitten im Winter. Die Thiere selbst und vornehmlich die Insekten verabscheuen diese Dürre, verbergen sich in hohle Bäume, in Felsen und Abgründe, und scheinen daselbst eine Feuchtigkeit zu suchen, die zu ihrer Erhaltung nöthig ist. Man nennet diese Zeit die **Nachjahrszeit**, weil die Einwohner selbst Mühe haben zu leben, und wenn sie sich nicht durch Hülfsmittel, die sie aus Europa erhalten, Erfrischungen anschafften; so würden sie öfters nichts als ihren Maiz haben.

Ist hingegen die Sonne wieder über die Linie gegangen, und nähert sich dem Wendekreise des Krebses: so ziehen ihre Stralen, die sie weit gerader schießt, aus dem Meer und allen sumpfichten Oertern eine große Menge von Dünsten auf, worinnen entsetzliche Donner gebildet werden, wobey es sehr stark regnet und viele Tage lang anhält. Dieser Regen kühlet die Luft sehr stark ab, und deshalb wird diese Jahreszeit der Winter genannt: und ob er auch eben nicht der Gesundheit sehr zuträglich ist; so hat er doch ganz andere Wirkungen, als der europäische. Gleich bey dem ersten Regen, der etwas häufig fällt, schmücken sich alle Bäume mit ihrem ersten Grün und treiben Blüthen, die Wälder hauchen angenehme Gerüche aus, kurz die Erde verschönert sich auf allen Seiten, und das, was man auf den Antillen Winter nennet, übertrifft den Frühling in Europa an Annehmlichkeit weit. Die Thiere verlassen die Gebirge und kommen in die Thäler, die Schalenfische ändern

ihre Schalen, die Fische, welche sich bey der trockenen Zeit weit ins Meer hinein begeben haben, kommen wieder an die Küsten, steigen in die Flüsse hinauf, und alles zeiget sich in sehr großer Menge.

Da übrigens die Himmelsluft auf den Antillen von der auf dem festen Lande von Amerika, welches unter eben der Breite liegt, nicht sehr unterschieden ist; so ist leicht zu erachten, daß das meiste von ihren natürlichen Gewächsen in beyden einerley ist; deshalb bleiben wir auch nur bey demjenigen stehen, was daselbst ein unterscheidendes Kennzeichen an sich zu haben scheint, oder einer andern Wartung bedarf. Dergleichen ist der Zucker, der Cacao und einige andere Güter, welche die Materialien eines reichen Handels sind.

Man weiß, daß der Zucker als ein Saft aus Rohr gepreßt wird, welches Rohr, wie man sonst glaubte, ursprünglich aus Ostindien komme; neue Reisebeschreiber aber bezeugt haben, es wachse von Natur in verschiedenen Theilen von Amerika. So viel ist wahr, daß Amerika die Zubereitung des Zuckers von Ostindien erlernt habe; die Spanier und Portugiesen aber haben solchen lange vorher gemacht, ehe sich die andern Europäer auf den Antillen niedergelassen haben; doch sagt man, der Ursprung ihrer Zuckerwerke reiche nicht höher hinauf als 1580. Sie hatten sich bis dahin nur auf Eroberung des Landes, auf Entdeckung der Gold- und Silberbergwerke, auf die Perlenfischerey und den Tabacksbau beflissen, der Anbau der Zuckerröhre folgte auf den Tabacksbau. Da diese letztere Pflanze den Boden sehr auszehret; so mußte man auch auf die Anlegung neuer Felder bedacht seyn. Man weiß, daß sich die ersten Niederlassungen der Engländer und Franzosen zwischen den beyden Wendekreisen auf das

Jahr

Jahr 1625 beziehen, und daß sie sich anfangs nur auf den Anbau des Tabaks, Indigo und der Baumwolle legten. Die Engländer fiengen im J. 1643 zu St. Christoph und Barbados an, Zucker zu machen, und die Franzosen ahmeten ihnen auf der ersten von diesen beyden Inseln bald nach. Die zu Guadeloupe machten nur erst im Jahr 1648 den ersten Versuch unter der Anleitung der Holländer, die sich aus Brasilien dahin flüchteten, und die zu Martinik noch später.

Der Unterschied unter dem Zuckerrohr und dem gemeinen Schilfe, welches sich in den sumpfichten Orten findet, ist, daß die Haut oder die Rinde des letztern hart und dürr, und sein Mark ohne Geschmack ist; da hingegen die Haut des Zuckerrohres niemals viel Härte hat, und die schwammichte Materie voller Saft ist, dessen Menge und Süße der Güte des Erdreiches, das sie einnehmen, dem Orte, wo sie stehen, ihrem Alter und der Zeit, wenn sie gesammlet werden, gemäß sind. Auf diese vier Umstände kommt auch ihre Höhe, Dicke, Güte, und die Leichtigkeit, ihren Saft zu reinigen, zu kochen und Zucker zu machen, an. Die Blätter des Zuckerrohres sind lang und schmal, mit einer einzigen Ader, welche nach ihrer ganzen Länge mitten durchgeht. Diese Ader ist eben so sehr zerbrechlich, wenn die Blätter dürre sind, als biegsam, wenn sie grün oder nur welk sind. Die beyden Seiten des Blattes sind scharf, und gleichsam mit kleinen, fast unmerklichen, Zähnen bewaffnet, welche die Haut zerritzen, wenn man mit der Hand wider den Strich darauf hinfährt. Die Blätter kommen ordentlicher Weise nur oben an der Spitze des Rohres zum Vorschein. Knoten mit Blättern versehen, lassen urtheilen, daß ein Zuckerrohr schlecht, oder wenigstens noch lange nicht reif ist; die guten

Röhre

Röhre haben nur sieben oder acht Blätter an der Spitze. Man hat Röhre von vier und zwanzig Fuß lang, ohne den Kopf mit darunter zu begreifen, und vier und zwanzig Pfund schwer gesehen; außerdem aber, daß die Größe außerordentlich ist, so ist sie nicht sowohl ein Merkmal von der Güte des Saftes, als vielmehr ein Beweis von einem fetten, wässerichten Erdreiche, welches einen rohen, nicht sehr zuckerhaften, Saft voll Wasser hervorbringt, der folglich wenig Ausbeute liefert. Wenn die Röhre sieben bis zehn Fuß lang sind, wenn sie zwischen zehn und funfzehn Linien im Durchschnitte haben, wenn sie schön gelb sind, wenn ihre Haut glatt, trocken und zerbrechlich ist, wenn sie schwer wiegen, wenn ihr Mark grau, ihr Saft süß und klebricht ist; dann sind sie in ihrer Vollkommenheit, die darin bestehet, daß sie ohne Mühe schönen Zucker im Ueberflusse geben.

Das Einsammlen geschiehet auf folgende Weise. Man stellet die Negern längst dem Stücke, damit sie es desto gleicher abschneiden, das ist, daß keiner weiter hineingehe, als der andere. Alsdann schneidet man zuerst die Köpfe von den Sprößlingen eines ganzen Stockes mit einer Sichel herunter, drey oder vier Zoll unter dem niedrigsten Blatte an dem Orte, wo es nicht mehr grün aussiehet. Sobald der Büschel abgeschnitten ist, so schneidet man die Röhre an dem Fuße ab, und nimmt sich in Acht, daß man sie nicht verletzt; dann theilt man die Röhre, welche man von dem Stocke abschneidet, in zwey oder drey Stücke, und läßt diesen Stock nicht über vier Fuß lang. Vier oder fünf Negern werfen alle abgeschnittene Röhre auf einen Haufen, damit sie sich für diejenigen beysammen finden, welche sie binden sollen. Das Abschneiden höret auf Befehl des Commandeurs, wenn es Zeit ist, auf, welcher die Rohrbündel an den Rand

des

des Weges tragen läßt, wo die Karren kommen, sie abhohlen und in die Mühle fahren. Niemals schneidet man mehr Rohr, als man in vier und zwanzig Stunden verbrauchen kann.

Nirgends, als auf den Antillen, wird der Rocu, oder Rucu, mit mehr Sorgfalt betrieben. Es ist dieses eine rothe Farbe, welche dienet, der weißen Wolle, die man roth, blau, gelb, grün ꝛc. färben will, den Grund zu geben. Sie kommt von einem rothen Häutchen, welches kleine, weiße und runde Saamenkörnchen bedeckt, von welcher Frucht der Rocubaum ganz voll ist. Dieser Baum, welcher von Natur in ganz Amerika wächst, ist ordentlicher Weise von der Größe eines Pflaumbaumes, nur viel buschichter; seine Rinde ist röthlich, seine Blätter sind ziemlich groß, stark, hart und dunkelgrün. Er trägt zweymal des Jahres Blüthen von einer rothen Fleischfarbe, in Sträußern, die den wilden Rosen ziemlich gleich kommen, worauf Büschel von Schoten mit Stacheln bedeckt folgen, wie die Kastanien, aber viel kleiner, und voller kleinen Körnchen. Die Haut dieser Kerne in Wasser geweicht, zerquetschet und gekocht, macht die Farbe, welche man Rocu nennet. Die Körner werden in große hölzerne Tröge mit Wasser gethan, um etliche Tage darin zu weichen, bis das Wasser in Gährung kommt; alsdann empfängt man nach verschiedenen andern Zubereitungen ein dickes, röthliches und sehr häßlich riechendes Wasser, welches nach mancherley Kochen und Sieden endlich zu einem dicken Klumpen wird, den man, um aufzubewahren, in Blätter wickelt.

Der Tabak, diese ursprünglich amerikanische Pflanze, welche diesem großen Welttheile so eigen ist, die, so sorgfältig man sie auch in andern gebauet, wohin man ihren Saamen gebracht hat, man doch niemals

mals eben so gut hat hervorbringen können, machet hier den Hauptstamm eines beträchtlichen Handels auf den Inseln aus. Man kennet hieselbst vielerley Arten, die man an der Gestalt ihrer Blätter unterscheidet. Sie blühen und tragen insgemein Saamen, welcher vermögend ist, andern hervorzubringen. Eine jede Art vermehret sich von selbst ohne andere Aenderungen, als die von dem Erdreiche herkommen können, in welches sie gesäet oder verpflanzet wird. Die erste Art nennt man den grünen oder Petuntabak, welcher Name von seinen großen Blättern entspringet. Die zweyte Art, fast eben so lang an Blättern, heißt Zungentabak. Die dritte heißt Amazonentabak, deshalb so genannt, weil der Saame von dem großen Amazonenflusse kommt. Die vierte Art ist der Verinertabak, von dem Namen einer kleinen Stadt, von wo ihr Saame hergebracht seyn soll.

Die Zubereitung dieser Pflanze liegt nicht in dem Plane unserer Arbeit; deshalb wollen wir hier nur kürzlich anmerken, in welcherley Gestalten man ihn erhält. Der größte Theil wird gesponnen von verschiedener Dicke, und der allerstärkste ist nicht über einen Zoll breit im Durchschnitte. Die Schwere der Rollen ist von zehn bis auf zweyhundert Pfund, und diejenigen, welche aus Brasilien kommen, sind ordentlicher Weise mit einer grünen Haut, das ist, mit einem nicht zubereiteten Felle bedecket. Nächst diesem hat man noch dreyerley Arten, die Blätter zu brauchen, man bringt sie in Würste, in Bündel und in Packete. Die erste Art ist wie eine Spille; die Bündel werden fast eben so gewickelt, nur mit dem Unterschiede, daß sie viel länger und nicht so dicht zusammengepreßt sind. Man bedienet sich ihrer, um Schnupftabak daraus zu machen, und auch zum Rauchen. Diese Enden, welche die Spanier Ciga-

les nennen und fast von allen Nationen geraucht werden, sind kleine Cylinder, sechs bis sieben Zoll lang und fünf bis sechs Linien im Durchschnitte, die aus Tabaksblättern gemacht werden, welche man so lang schneidet und in ein Stück Blatt wickelt, welches man den Rock nennet, der um diejenigen herum gewunden ist, welche die Mitte ausmachen, und dessen Ende man mit einem Faden zusammen hält. Diesen Theil hat man im Munde, wenn der andere angezündet ist. Selten findet man die Spanier ohne einigen Vorrath von Cigalen, welche sie gemeiniglich in kleinen parfümirten ledernen Taschen tragen, die unsern Brieftaschen gleichen; auch unterlassen sie niemals, vornehmlich wenn sie vom Tische aufstehen, ihren Gästen damit aufzuwarten.

Da wir von dem **Indigo** und **Caffee**, zwey auf den Antillen sehr reichhaltigen Produkten, schon bey Ostindien weitläuftig gehandelt haben, so begnügen wir uns hier mit ihrer Anzeige; eben so auch vom **Cacao**, dessen erst bey Mexiko Erwähnung geschehen ist, und fügen noch hinzu, worin ihre übrigen Produkte bestehen. Die meisten Hülsenfrüchte, welche man **Erbsen** auf den Antillen heißt, führen den Namen der Bohnen, weil sie mit ihrer Gestalt übereinkommen. Ferner, das indianische Holz trägt des Jahres zweymal kleine, weiße Blumen, die gegen das Ende zu ein wenig roth werden, und kleine Sträußer bilden, worauf kleine Körner von der Dicke der Muskatennüsse und der ordentlichen Größe der Capern folgen, deren Geruch und Geschmack eine Vermischung von Nelken, Zimmet und Muskaten ist. Die europäischen Gewächse vermehren sich zum Theil sehr häufig, zum Theil arten sie aus. Die Portulacke wächst von Natur auf allen Antillen, und sogar in den Gehölzen. Die Rüben, Pastinaken,

die gelben und rothen Rüben, die Kohlrüben u. s. w. kommen nicht eher gut fort, als wenn sie von Creolensaamen sind, das ist, der im Lande gezeuget wird. Der spanische und französische Melonensaamen, der Kürbissaamen, Gurken, Cichorien und grüne Erbsen, werden auf den Inseln durch eine erstaunliche Zunahme an Größe und Güte vollkommen.

Außer denen Küchenkräutern, die aus Europa kommen, bauet man da auch noch dreyerley Arten, die in unserm Boden nicht gewöhnlich sind. Die erste heißt **Guingambo**, und wächst fünf oder sechs Fuß hoch. **Mussembay** heißt ein anderes Kraut auf den Antillen, dessen Stengel sehr zweigicht und mit zweyerley Arten von Blättern beladen ist; die einen sind sehr klein, die andern groß. Die dritte Art Kraut heißt **Sacramalon**; es erhebt sich fünf Fuß hoch, und sein Blatt ist das einzige, was man davon essen kann. Es ist etwa sechs Zoll lang, dick und sehr grün.

Das Brod der meisten weißen, schwarzen und rothen Einwohner der Antillen bestehet aus **Manico**; es ist auch nicht weniger auf dem festen Lande bekannt; so wie das gemeinste Getränk auf den Inseln **Uycu** ist, dessen Gebrauch und Verfertigung die Europäer von den Indianern erlernt haben. Man füllet irdene Gefäße mit Wasser an, und wirft zwey große zerbrochene Cassaven mit einem Dutzend von denen Erdäpfeln hinein, die man Pataten nennet, nebst etwas Zuckerrohr. Diese Vermischung giebt ein starkes und berauschendes Getränke. Ein anderes fast eben so zubereitetes und eben so schädliches Getränk heißt **Maby**, und die Negern auf den Zuckerwerken machen ein anderes, **Grappe** genannt, welches aus Zuckersaft bereitet wird. Der Zuckerbranntwein, das ist, derjenige, der auf den Inseln

von dem Schaume und Syrup des Zuckers gemacht wird, reitzet die Indianer, die Negern, und selbst die Europäer, mit einer allgemeinen Begierde.

Eine Speise, welche die Natur reichlich auf den Inseln hervorbringt, und wozu die Indianer und Negern ordentlicher Weise greifen, die auch von den Europäern selbst nicht verschmähet wird, ist die **Lankrabe**, wovon man zweyerley Arten hat. Die große, welche von der Seekrabe wenig unterschieden ist, und die kleine, welche man insgemein Tourlouroux nennet. Ihre Schaale ist ziemlich hart, aber dünn, sie ist roth; die Mitte des Rückens ist braunroth, die Augen sind schwarz und hart wie Horn. Sie haben vier Beine auf jeder Seite, deren jedes aus vier Gelenken bestehet. Dieser acht Füße bedienen sie sich zum Laufen, und in die Erde zu kratzen; überdieß haben sie zwey größere Scheeren, mit deren äußersten Enden, gleich der Seekraben ihren, sie scharf kneipen, und die Wurzeln und Blätter abschneiden, wovon sie sich nähren, dabey ist aber die linke Scheere allemal viel kleiner als die rechte.

Auf der Insel Dominiko und Guadeloupe befindet sich ein Vogel, der von den Einwohnern sehr häufig genossen und Teufel genannt wird. Er ist beynahe so groß als ein junges Huhn, seine Federn sind schwarz, seine Flügel lang und stark, hat kurze Beine, Füße wie die Enten, aber mit starken und langen Krallen versehen. Sein Schnabel ist anderthalb Zoll lang, gekrümmt, spitz, überaus hart und stark. Er hat große Augen, die mit dem Kopfe gleich sind, ihm nur bey Nachte dienen, am Tage aber nicht gebauet sind, das Licht zu vertragen, und deshalb auch leicht zu fangen ist; man suchet sie aber eigentlich in ihren Löchern auf den Bergen und an den Ufern auf. Sie leben von Fischen, die sie des Nachts

in

in der See fangen. Ihr Fleisch ist schwärzlich und schmecket ein wenig nach Fischen, ist aber gut und nahrhaft.

Ferner bringen alle Antillen verschiedene Schlangen hervor, die aber nicht giftig sind, ausgenommen zu Martinique und S. Lucia, wo ihr Stich für tödtlich gehalten wird, von andern aber als unschädlich erfunden wurde. Man unterscheidet besonders drey Arten derselben: die einen sind grau und an vielen Orten schwarz gefleckt, die andern gelb und die dritten von rother Farbe. Einige sind viel dicker als eines Mannes Arm, und diese Dicke ist gleich bis etliche Zoll vom Schwanze. Sie haben einen platten Kopf, beynahe eine Hand breit, der mit vier und zuweilen acht Zähnen bewehret ist, welche ordentlicher Weise einen Zoll lang sind. Man sieht in den andern Antillen nur Schlangen ohne die geringste Art von Gifte, die sogar nützlich sind, weil sie den Ratten nachstellen. Sie sind selten und klein zu Guadeloupe; Dominiko aber hat sehr große, welche man Hundeköpfe nennet, weil sie einen dicken und kurzen Kopf haben, und weil sie stets geneigt zu seyn scheinen, zu beißen: ihr Biß aber ist nicht giftig, und obgleich ihr Zischen Schrecken verursachet, so stellen sie doch nur den Ratten, Vögeln und Hühnern nach.

Endlich befindet sich auf den Antillen, ohngeachtet der großen Hitze, auch viel Ingwer. Dieß ist eine Wurzel von einer ziemlich buschichten Pflanze, deren Blätter lang, schmal, ziemlich sanft anzufassen und den Schilfblättern ziemlich ähnlich, aber viel kleiner, sind. Der Ingwer erfordert ein gutes, aber leichtes, Erdreich; er wird roh gegessen, wenn er grün ist. Auch findet man auf den französischen Eylanden eine Staude in großem Ueberflusse, welche Milchholz heißt, und ein vortreffliches Heilungsmittel ist.

Nächst diesem hat man auch Kieselsteinholz, das seinen Namen von der ungemeinen Härte hat. Ingleichen Bitterholz, welches seine Bitterkeit allem dem mittheilet, was bey seinem Feuer gekocht wird.

So viel scheinet uns genug zu seyn, über die natürliche Beschaffenheit der kleinen Antillen zu sagen, und eben so wollen wir auch eine kleine Anzeige von den englischen und französischen Pflanzstädten vorausschicken, ehe wir die Inseln selbst beschreiben.

Geschichte der Antillen.

Die portugiesischen Erdbeschreiber verlegten ehedem die erste Antille etwa zweyhundert Meilen von den Azoren gegen Abend, und nannten sie die Insel der sieben Städte. Sie wurden durch eine alte Ueberlieferung zu ihrer Aufsuchung angereitzt, nämlich: Es wären, zu der Zeit der von den Mauritaniern in Spanien geschehenen Einfälle, sieben Bischöfe mit vielen Christen zu Schiffe gegangen, um der Verfolgung zu entgehen; nach vielen Mühseligkeiten hätten sie in einem Hafen der Antille Land gefasset, und nach Verbrennung ihrer Schiffe sieben Städte gebauet. Indessen, so fabelhaft diese Erzählung ist, da man in den Antillen keine Spur davon findet, so hat man doch geglaubt, daß der Name der eingebildeten Antille denen Inseln beygelegt worden sey, welche Columbus zuerst entdeckt, und zwar aus der Ursache, weil sie beynahe an eben dem Ort gelegen war, wo diese von den Erdbeschreibern war hinverlegt worden. Wahrscheinlich kommt der Name von dem Worte ante her, das heißt, diejenigen Inseln, die vor dem festen Lande liegen.

Die Spanier bekümmerten sich nach den ersten Entdeckungen wenig um die kleinen Antillen, sie bevölkerten die größten, und von da aus das feste Land. Sie begnügten sich, jenen Namen zu geben, und

glaubten

glaubten sich in dem Eigenthum sicher, wenn sie nur ein Kreutz nebst dem castilianischen Wappen darauf pflanzten. Es verzog sich auch lange, bis andere Völker dahin kamen. Das Jahr 1625 ist eigentlich der Zeitpunkt, wo die französischen und englischen Pflanzstädte in den Antillen ihren Anfang genommen. Beyde Nationen hatten sich vorher mit dem festen Lande gegen Norden beschäftiget, wie wir aus der Beschreibung ihrer dasigen Pflanzstädte sattsam gesehen haben.

Die Franzosen und Engländer landeten auf einen Tag an verschiedenen Seiten auf der Insel St. Christoph, ohne daß einer von dem andern etwas wußte. Der Anführer der Franzosen war der Herr von Enambuc, ein normannischer Edelmann aus dem Hause Vauderop; und auf englischer Seite war ein englischer Schiffshauptmann, Namens Waerner. Beyde vereinigten sich, ungeachtet ihrer Bestürzung, daß sie einander so unerwartet antrafen. Der Plan dieser beyden Anführer gieng nun dahin, die ziemlich rohen Einwohner von sich zu entfernen, und sie bemächtigten sich auch gleich in einer Nacht der Unruhigsten von der Nation; die übrigen wurden gezwungen, sich an andere Orte zu begeben. Hierauf giengen die beyden Anführer nach Europa an ihre Höfe zurück, um Nachricht von ihren Entdeckungen zu geben: sie wurden auch gebilliget, und beyde erhielten die Würde eines Gouverneurs daselbst. Als Enambuc sahe, daß er sich ohne hinlängliche Unterstützung nicht erhalten konnte, so brachte er eine Gesellschaft zuwege, die durch den Cardinal Richelieu im J. 1626 bestätiget wurde: sie erhielt ihre Rechte auf St. Christoph und auf die daneben liegenden Inseln, und diese Gesellschaft hat man als den Ursprung aller französischen Kolonien auf den Inseln anzusehen.

Im Jahr 1637 folgte die kanadische Gesellschaft nach, und Waerner war einige Zeit zuvor auch von England zurückgekommen, worauf also diese Insel verhältnißmäßig und freundschaftlich getheilt wurde, und sowohl die Jagd, als die Fischerey, die Salzquellen, das Holz, die Rheeden und Mienen, verblieben beyden Theilen gemeinschaftlich. Auch in London wurde eine Gesellschaft errichtet: der Graf von Carisle bekam hierüber 1627 die Freyheitsbriefe, wodurch der neuen Kolonie noch besser aufgeholfen wurde, als bey den Franzosen geschah. Deshalb fanden sich die Engländer im Stande, 1628 die Insel Nieves in der Nachbarschaft zu besetzen. Frankreich that dieß bey seinen neuen Kolonien nicht, und Enambuc reiste deshalb an Hof, um ihn zur Verstärkung zu ermuntern, da er ihn dabey auf die Gefahr aufmerksam machte, die wahrscheinlich aus der Ueberlegenheit der Engländer entstehen würde.

Abgerechnet die kleinen Streitigkeiten, welche diese beyden Nationen zuweilen unter sich selbst anfiengen und wieder beylegten, würden hernach beyde wahrscheinlich lange in Ruhe verblieben seyn, wenn nicht der spanische Hof über diese Kolonien eifersüchtig geworden wäre.

Friedrich von Toledo, welcher nach Brasilien geschickt worden war, die Holländer daraus zu vertreiben, erhielt Befehl, auch nach St. Christoph zu segeln, und die beyden Nationen aus ihrem Besitz zu bringen. Es gelang ihm glücklich, die beyden Nationen mußten die Insel räumen, und hielten sich für glücklich, daß sie, vom Mangel gedrückt, endlich die Insel S. Martin fanden; viele kamen vor Hunger um, die übrigen zerstreueten sich auf den Inseln Montserrat, St. Bartholomäi und Anguille. Nachdem die Spanier, ihrer Meinung nach, Verwüstungen

genug

genug auf St. Christoph angerichtet hatten, giengen sie wieder fort, und die Engländer, welche noch entkommen waren, wagten es aufs neue, da zu bleiben, glaubten auch nun, alleinige Herren von der Insel zu werden; allein die Franzosen fanden sich ebenfalls, unterstützt durch ein holländisches Schiff, wieder ein. Beyde fiengen nun wieder aufs neue an, anzubauen, und erholten sich auch in kurzem; ihr Handel fieng an ausgebreitet zu werden, besonders mit Taback, und da es an Arbeitsleuten am meisten mangelte; so wurden beyden Kolonien aus dem Mutterlande Gehülfen zugesandt, daher sie bald in den Stand gesetzt wurden, neue Pflanzstädte auf den Inseln Monserat, Antigoa und Barbude zu errichten. Fast zu eben der Zeit geschahe es auch, daß sich die Holländer auf der Insel S. Eustach niederließen, und bald hernach auch die Insel Saba als ihr Eigenthum ansahen.

Der französische Gouverneur sah indeß mit Verdruß auf die Niederlassung der Nachbarn, und faßte den Entschluß, seine Besitzung durch die Einnahme der Insel Guadaloupe zu erweitern, und machte alle Anstalt, die Mannschaft dahin abzuschicken. Allein unglücklicher Weise hatten zwey Personen einerley Anschläge gehabt, und Olive, einer seiner vornehmsten Kolonisten, kam ihm zuvor. Denn als dieser seiner eigenen Angelegenheiten halber nach Frankreich gereiset war; so gesellete er sich mit dem du Plessis und einigen Kaufleuten aus Dieppe, zu Guadaloupe, unter Commission der Handlungsgesellschaft der amerikanischen Inseln, eine Kolonie anzulegen. Olive und du Plessis wurden zu Gouverneurs mit einem gleichmäßigen Ansehen ernannt, und kamen auch 1635 mit einer Gesellschaft von fünfhundert Mann daselbst an.

Unterdessen da Guadaloupe bevölkert wurde; so richtete der französische Gouverneur seine Absicht auf Martinique. Er begab sich selbst dahin und nahm Besitz davon, half der Bevölkerung auf, und verschaffte sich das Eigenthumsrecht. Nach seinem Tode überließ er sie an seinem Neffen dü Parquet. Als der Lord Richelieu sah, daß diese Inseln anfiengen, erheblich zu werden; so beschloß er, einen Mann zum General darüber zu setzen, bey welchem Geburt, Herzhaftigkeit und Klugheit seinen Absichten, durch ihren Anwuchs, beförderlich seyn könnte. Hierzu fand er niemand geschickter, als den Herrn von Poincy, Großkreuz des Ordens S Johannis von Jerusalem. Dieser reisete im Jahr 1639 nach Martinique, von da er nach Guadaloupe und weiter nach S. Christoph gieng, auch aller Orten den Eid der Treue empfieng. Auf der letztern brachte er alles in so gute Ordnung, daß sie die beste auf den Antillen ward, und in eben solchem Zustande sollte auch S. Bartholomäi, S. Martin und S. Croix kommen.

Der Tod des Richelieu, nebst noch andern Ursachen setzten die Handlungsgesellschaft der Inseln in die Verfassung, sich mit denen, die sich etwa als Käufer angeben würden, ihrer Gerechtsamen halber, zu vergleichen. Dü Parquet machte den Anfang und richtete sich zu Granada und S. Lucia ein. Er erhandelte von dieser Gesellschaft ihre Rechte und Ansprüche auf diese drey Inseln. Der Gouverneur von Guadaloupe ließ sich ebenfalls wegen Mariagalante, Desirada und der Heiligen in Handlung ein. Beyde waren noch nicht eingenommen, so wenig als S. Lucia oder Alousia, wie man sie sonst nannte: dennoch ließ man sie mit in den Tractat einfließen, damit nicht etwa ein anderer, wie es hernach von den

Engländern

Engländern geschah, Besitz davon nehmen möchte. Gleichfalls erhandelte der Ritter 1651 im Namen des Maltheserordens von der Gesellschaft das Eigenthum von S. Christoph, S. Bartholomäi, S. Martin und S. Croix, und zwey Jahr hernach wurde dieser Handel von dem Könige durch ein Patent bestätiget, der sich bloß die Oberherrschaft über dasjenige vorbehielt, was in der Abtretung der Gesellschaft an den Maltheserorden begriffen war, nebst einer güldnen Krone, welche bey jeder Veränderung eines Königes durch einen Abgesandten des Ordens überbracht werden sollte. Auf diese Weise kamen die Inseln aus den Händen der Gesellschaft und wurden dem Maltheserorden und andern Privatpersonen, bis in das Jahr 1664, beygeleget.

Unterdessen, da die Handlungsgesellschaft der Inseln ihre Güter zergliederte und durch Uneinigkeit aus einander gieng, entstand eine neue unter dem Namen von Frankreich unter der Mittellinie, so nannte man Guyane, was man Cayenne nannte. Poncet von Bretigny hatte bereits eine Niederlassung in diesem Lande, jedoch mit so schlechtem Erfolge, versuchet, daß es ihm sein Leben kostete. Der Abt Marivan, Rowille, ein Edelmann, und der Abt Boulaye waren die Häupter der neuen Gesellschaft, nur waren sie nicht glücklicher. Im Jahr 1653 blieb von der ganzen Gesellschaft nichts übrig in Cayenne, als die Körper von etliche hundert Menschen, die ihr Leben verloren hatten, und in ihrem Vorrath von Geschütz, nebst andern Nothwendigkeiten, theilten sich die Wilden.

Dennoch erneuerte la Barre diese Gesellschaft wieder im Jahr 1663, währte aber kaum länger als der Anschlag; denn im folgenden Jahre wurde die

königliche Handlungsgesellschaft von Westindien errichtet. Die französischen Inseln wurden von ihren Eigenthümern, an die sie von der vorigen Gesellschaft überlassen worden, wieder eingelöset. Der Maltheserorden bekam den Kaufpreis wieder, und alle Gestattungen wurden wiederrufen. Ungeachtet ihre Freyheiten sehr groß waren, so bestanden sie doch nicht länger als neun Jahre; denn im Jahr 1674 brachte der König alle Länder, Inseln und Besitzungen, so er ihr überlassen, an sich, verleibte sie seinen Domainen ein, und bezahlte den Antheilnehmenden ihre Actien. Diese schnelle Wiederrufung entstand nicht bloß aus dem Unvermögen der Gesellschaft, sich zu erhalten. Denn ob sie gleich, während des mit den Engländern geführten Krieges, großen Verlust erlitten, und genöthiget worden war, mehr als eine Million aufzunehmen, auch ihr Ausschließungsrecht in Ansehung des Handels nach Afrika zu veräußern; so blieb sie dessen ungeachtet noch in sehr gutem Stande. Wir brechen hier die Geschichte dieser Inseln ab, weil wir die neuern Veränderungen derselben bey ihrer einzeln Anzeige schicklicher anbringen oder wiederholen müßten, und fangen also zuförderst mit den Englischen Antillen an, zu denen gegenwärtig auch die Insel S. Christoph gehöret.

Die Insel S. Christoph.

Aus der kurzen Uebersicht der Geschichte haben wir gesehen, wer die erstern Eroberer dieser Insel gewesen sind, und am Ende werden wir auch noch Gelegenheit nehmen, etwas über die ursprünglichen Landeseingebornen zu sagen. Die Insel S. Christoph ist sehr angenehm, und die Gebirge, welche sich über einander erheben, verschönern die Aussicht um die ganze Insel umher. Unter diesen Gebirgen giebt

es

es entsetzliche Felsen und Abgründe, und dicke Wälder; auf der Ebene warme und schwefelichte Bäder, vornehmlich in dem südwestlichen Theile auch vortreffliche Pflanzen. Das äußerste südöstliche Ende zeiget eine Erdenge, die anderthalb Meilen von Nevis in die See vorgeht, und an eben diesem Gestade findet man eine Salzgrube.

Die Luft zu S. Christoph ist rein und gesund, öfters durch Orcane stürmisch. Der Boden ist leicht und sandig, aber sehr fruchtbar; auch bringt er einen viel feinern Zucker hervor, als der zu Barbade und auf irgend einer von den Antillen. Die Mitte der Insel ist eigentlich ihr schlechtester Theil, weil sie aus einem Haufen steiler Gebirge und undurchdringlicher Gehölze bestehet; zum Glück ist dieser Raum nicht über sechs Seemeilen, und die übrigen Theile der Insel durchlaufen von den Gebirgen herab mehr denn zehn Flüsse, welche die Fruchtbarkeit ungemein erhöhen. Es würde überflüßig seyn zu wiederholen, wer die ehemaligen Einwohner gewesen sind, denn davon haben wir in der Geschichte gesprochen; eben so ermüdend würde es seyn, alle die kleinen Veränderungen zu sammlen, die in den Zeiten der Vertreibung und Wiedereinsetzung der oder jener Nation vorgefallen sind. Auch ist diese Insel nie sehr gut angebauet gewesen, das heißt, in dem Verstande, als wir es uns itzt darunter denken; es befand sich zwar manches gute Gebäude, ein Schloß, viele kleine feste Plätze, wenn man sie so nennen will, darunter; allein mit der geringsten Mühe waren sie sehr leicht zu überwältigen. Zwar versichern itzt die Nachrichten aus England, unter dessen Schutz sie stehen, ihre natürliche Schönheit habe sich durch ihre Gebäude sehr vermehret, und man würde in ganz Amerika nicht prächti-

gere

gere finden; die meisten sind von Cedernholz und mit Schiefer gedeckt. Da die Engländer in ihren Pflanzungen zerstreuet leben, so tragen sie auch Sorge, sie zu verschönern, und man siehet in ihren Zwischenräumen und Gegenden nichts als Spaziergänge und Lauben von Orangerie.

Man theilt sie itzt in fünf Kirchspiele ab, drey gegen Süden und zwey gegen Norden; ein jedes aber hat seine Kirche, die mit dem kostbarsten Holze ausgelegt ist. Der Flecken des niedern Landes, der in den Händen der Franzosen sehr schön war, hat auch itzt noch nichts verloren; er ist ein Kirchspiel, wo man eine schöne Kirche, ein Rathhaus, ein Hospital und eine Menge anderer Gebäude von Feld- und gebackenen Steinen siehet. Das Schloß, welches dem französischen Statthalter zur Wohnung diente, ist stets eins der besten Häuser gewesen. Auch gegenwärtig ist die Befestigung in ihrem ehemaligen Zustande. Der Muth der Einwohner ist allein ihre beste Gegenwehr, denn die vorhandenen drey Forts mit einigen Batterien sind zu wenig erheblich, so viel sie auch Kanonen enthalten.

Was die Produkte, zum Beyspiel des Thierreiches, dieser Insel anbetrifft; so sind sie mit denen auf den andern Antillen einerley. Ehedem wurde diese Insel zum öftern durch Erdbeben beunruhiget, itzt aber haben sie nachgelassen, seitdem sich ein Schwefelberg geöffnet hat, welcher in dem alten Viertel der Engländer liegt.

Ehe wir zu einer weitern Beschreibung der Inseln übergehen, welche von den Caraiben, ihren alten Einwohnern, den Namen haben; so scheinet es uns nöthig, daß wir dieses berühmten Geschlechtes

von Indianern, welche die Europäer daselbst gefunden haben, und nun in enge Schranken eingeschlossen, worinnen sie dieselben erhalten, die sie aber nicht haben überwinden oder unterwürfig machen können, etwas genauer beschreiben. Man weiß ihren Ursprung nicht eigentlich anzugeben, als daß sie aus irgend einem Theil von Amerika ausgegangen seyn müssen, weil sich hinter Georgien und Karolina gleichfalls noch eine Völkerschaft gleiches Namens befindet. Ferner gründet man sich auf die Aehnlichkeit ihrer Gestalt und ihrer Gebräuche in allen denen Inseln, die sie bewohnt haben, so wie in denen, die sie noch besitzen. Sie sind gemeiniglich von einem hohen Wuchse und wohl gebauet. Ihr Haupthaar ist schwarz, und sie tragen gleiche Sorgfalt, es sauber zu kämmen. Den Bart reissen sie aus, sobald er zum Vorschein kommt. Beyde Geschlechter gehen nackend, bemalen den Leib roth, bedecken den Kopf mit einer Art von Mütze, und umgürten ihn zuweilen nur mit einer Krone von Federn. Sie stechen in ihre Naselöcher Löcher, um kleine Glaskügelchen oder bunte Steine daran zu hängen. Die Männer tragen Armbänder an dem fleischichten Theile des Armes, und die Weiber an den Knöcheln und über den Ellbogen. Eben so haben sie Corallenschnüre nicht nur um den Hals, sondern auch unter den Waden, wo sie vielmal herumgehen und eine Art von Strumpfband ausmachen. Der Vordertheil des Leibes ist mit einem sehr kleinen Stückchen Zeuge bedeckt, welches durch einen Gürtel gehalten wird, und keine Bekleidung genannt werden kann. Diejenigen unter den Mannspersonen, welche nicht mit den Europäern umgehen, haben Pfeifen um den Hals, die man aus den Knochen ihrer Feinde gemacht zu seyn glaubt. Ihr reichster Schmuck aber

sind

sind breite Platten von einem sehr feinen und schön polirten Kupfer, in Gestalt eines halben Mondes, gemacht, und sauber in ein kostbares Holz eingefasset, welches von ihnen Caracoli genannt wird, und für ein Ehren- und Unterscheidungszeichen angesehen wird.

Sie haben übrigens vielerley Sprachen, von denen einige nicht unangenehm sind. Ihr natürliches Gefühl scheint zu einem steten schwermüthigen Nachdenken gestimmt zu seyn, dennoch lieben sie sich unter einander; und ihre Empfindlichkeit für andere geht so weit, daß man einige für Schmerz hat sterben sehen, wenn sie hörten, daß ihre Gefährten in die Sclaverey gerathen, oder ihnen von den Europäern übel begegnet worden sey. Es bleibt ihnen ein untröstliches Andenken, daß sie aus einem Theil ihrer Insel verjagt worden sind, und können es noch nicht unterlassen, den Siegern Vorwürfe darüber zu machen. Der Diebstahl scheint ihnen zur andern Natur geworden zu seyn, doch nicht so wohl unter sich selbst, denn ihre Häuser sind niemals verschlossen, als gegen Fremde.

Sonderbar sind ihre Häuser, die sie Carbete nennen. Sie sind etwa sechzig Fuß lang und vier bis fünf und zwanzig Fuß breit, fast in der Gestalt einer Halle. Die kleinen Pfähle erheben sich neun Fuß hoch aus der Erde, und die großen nach Verhältniß; die Sparren ruhen auf beyden Seiten an der Erde, die Latten sind vom Schilfe, und die Decke, welche eben so tief herunter gehet, als die Sparren, sind meistens von Palmblättern. Einer von den Armen des Gebäudes ist ganz mit Schilfe verschlossen und mit Blättern bedeckt, eine Oeffnung ausgenommen, welche nach der Küche führte, das andere

Ende war faſt ganz offen. Etliche Schritte von dieſem Gebäude ſtehen andere, die um die Hälfte kleiner ſind, und entweder die Küche, das Schlafgemach, oder die Speiſekammer ausmachen.

Ihre Geräthe beſtehen in Hamaken, Körben, Bogen, Pfeilen. Die erſten ſind ſo künſtlich aus Wolle gearbeitet und gemalet, daß ſie den Caraibiſchen Weibern, als ihren Verfertigern, alle Ehre machen; auch die Körbe ſind künſtlich gearbeitet. Sie machen dieſe kleinen Werke nicht allein zu ihrem häuslichen Gebrauche, ſondern auch zum Verkaufe, um ſich dafür Meſſer, Beile, Corallenſchnüre, europäiſche Zeuge und beſonders Branntewein einzutauſchen. Nächſt dieſem bringen ſie den Europäern auch Papageyen, Schweine, Ananas, Bananen und verſchiedene Arten von Muſchelwerke. Man kann nicht ſagen, ob die Beſchreiber von dem Betragen der Wilden gegen die Europäer (vorzüglich im Handel) allemal ſeine Richtigkeit haben mag, und ob alſo auch hier das Sprüchwort richtig iſt: einen Caraiben anſehen, heißt, ihn ſchlagen; ihm ſchlagen, heißt, ihn umbringen, oder ſich der Gefahr ausſetzen, umgebracht zu werden; denn ſelbſt im Handel, ſagt man, thun ſie nur, wenn und was ſie wollen. Gegen die Negern haben ſie eine groſſe Abneigung, und dieſe wieder gegen ſie, weil ſich immer eine Nation für beſſer anſiehet, als die andere.

Alles, was man verſucht hat, ſie zu unterjochen, und zum Chriſtenthume zu bringen, iſt meiſt ohne Wirkung geblieben; die Jeſuiten und Jacobinen haben lange Zeit in ihren Inſeln eifrige Miſſionen gehabt, die aber weiter nichts ausgerichtet haben, als einige Kinder getauft.

Ihre Regierung ist eben so barbarisch, als ihre Religion und Gebräuche. Sie haben in jeder Insel viele Hauptleute, welche gemeiniglich die Häupter der zahlreichsten Familien sind, und deren Gewalt nur den Krieg hindurch erkannt wird. Der Name Cacique, welchen die ersten Spanier von den Caraiben angenommen, und in alle ihre Kolonien gebracht haben, ist nur ein leerer Titel, womit weder Gewalt noch Vorzug verknüpft ist. Uebrigens kommen sie in andern Sitten und Gebräuchen denjenigen Indianern gleich, die wir bey Florida und Louisiana geschildert haben.

Die Insel Nevis. Barbuda und Anguilla.

Das Eyland Nevis, bey den Franzosen Nieve und bey den Engländern Nevis genannt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit S. Christoph zu gleicher Zeit entdeckt worden, weil es nur eine halbe Seemeile davon liegt; auch beträgt ihr Umfang nicht viel über sechs Seemeilen. In der Mitten liegt ein Berg, der sehr hoch und bis auf seinem Gipfel mit großen Bäumen bedeckt ist. Die Pflanzungen sind alle rund um ihn her, von dem Ufer des Meeres an bis zu der Spitze, und die süßen Wasserbäche, welche an vielen Seiten daselbst herkommen, bewässern die Ebenen reichlich; einige, die ihr Wasser in die See führen, können auch Flüsse genannt werden, und unter diesen Gewässern rühmen die Einwohner vorzüglich eine mineralische Quelle, der sie sich in vielen Krankheiten mit Nutzen bedienen, und wobey sie Bäder erbauet haben.

Die Kolonie hat ihren Ursprung dem Warner zu danken, welcher im Jahr 1628 einige Engländer von S. Christoph dahin gehen ließ. Anfänglich war sie zu schwach bevölkert, als daß sie Eifersucht erweckt hätte, und genoß also einen beträchtlichen Fortgang,

daß

daß man etliche zwanzig Jahr hernach zwischen drey- und viertausend Mann zählte, die ihren guten Unterhalt von dem Zuckerbau hatten. Die folgenden Gouverneurs erhielten sie in diesem Wohlstande, und man sah in kurzer Zeit nicht allein schöne Pflanzungen, sondern auch eine artige Stadt, unter dem Namen Charlestown, drey Kirchen und verschiedene Festungswerke zur Vertheidigung der Insel. Die Häuser waren bequem und groß erbauet, der Preis der Lebensmittel und Waaren wurde auf den Märkten festgesetzt, und die Einwohner genossen einer völligen Ruhe. Charlestown.

Die Luft der Insel Nevis ist sehr heiß, jedoch das Erdreich nicht unfruchtbar, besonders in den Thälern. So wie der Boden hinaufsteigt, wird er steinicht, und der Werth der Pflanzungen vermindert sich sehr; auch sind die Regen und Sturmwinde ihre größten Feinde. Die Insel handelte anfänglich mit Zucker, Taback, Baumwolle und Ingwer; itzt aber nur meistens mit Zucker, wovon jährlich fünf bis sechs Schiffe für Europa abgehen.

Unter Karls II. Regierung belief sich die Miliz der Insel auf zweytausend Mann, und die Anzahl der freyen Einwohner auf zehntausend, und nach diesem Verhältnisse zählte man die Negern auf zwanzigtausend, welches für den kleinen Raum des Bodens etwas sehr groß zu seyn scheinet, wenn man nicht annimmt, Nevis habe damals außer dem Handel mit Zucker auch den mit Negern und Wein getrieben, und fast allein alle englische Inseln unter dem Winde damit versehen. Ein sehr großes Sterben brachte diese Anzahl Einwohner im Jahr 1689 bis auf die Hälfte herab, und die Kriege, welche nachher entstanden, schwächten die Kräfte dieser

Insel sehr merklich. Indessen war sie doch stets im Stande, einige Truppen zu den Unternehmungen herzugeben, die wider die französischen Inseln versucht wurden, bis sie sich im Jahr 1706 durch des Herrn von Iberville Geschwader fast gänzlich entkräftet sah. Das Jahr darauf warf ein entsetzlicher Orcan viele Gebäude um, riß die Bäume mit der Wurzel aus der Erde, zerstörte die Pflanzungen und ließ die Insel in einem solchen Zustande, woraus sie sich sehr schwer wieder zu erholen scheint. Die neuesten Nachrichten setzen die Anzahl der Negern daselbst auf siebentausend, und der freyen Einwohner auf drey- oder viertausend.

Die Insel Barbuda, die man oft fälschlich mit Barbados verwechselt, liegt im siebenzehnten Grad dreyßig Minuten Norderbreite, gegen Nordost von Montserat. Die Engländer, welche sich daselbst fast zu eben der Zeit, als auf ihren andern Inseln, setzten, versichern, sie sey funfzehn Meilen lang, aber ihre Breite geben sie nicht an. Sie rühmen ihre Fruchtbarkeit, sagen aber, sie liege zu niedrig, und die Beschaffenheit ihrer Küsten setze sie daher nur zu oft den Einfällen der Caraiben aus, welche oftmals alle ihre Pflanzungen zu Grunde gerichtet und die Einwohner gezwungen haben, sich zu entfernen. Itzt aber, da ihre Anzahl ziemlich verstärkt worden ist, haben sie nicht mehr so viel von den Wilden zu befürchten. Nach der letztern Zählung sind fast zwölfhundert freye Einwohner in Barbuda: doch kann man da nicht das gewöhnliche Verhältniß in Ansehung der Zahl von Negersclaven annehmen, weil sie zu dem Handel auf der Insel wenig nöthig sind. Der Handel ist der Natur des Bodens gemäß, welcher nur gut zu Viehweiden ist; deshalb legen sich

auch

auch die Einwohner meist auf die Viehzucht und den Kornbau, und führen diese Lebensmittel auf die benachbarten Inseln zum Verkaufe.

Das Eyland Anguilla hat seinen Namen von seiner Gestalt erhalten. Es bestehet nur aus einem ziemlich langen, aber sehr schmalen Strich Erde, welcher sich an vielen Orten nach der Insel S. Martin, an der sie so nahe ist, daß man sie von da sehen kann, krümmet, und gleichsam herumschlingt, daß sie nicht ganz unschicklich die Gestalt einer Schlange vorstellet. Die Insel ist eben, ziemlich reich an Holze und fruchtbar an allerhand Getreide. Der Taback, welchen man hier bauet, wird in seiner Art für gut gehalten; doch hat man die Kolonien hier nie sehr aufkommen sehen. Ihre ersten Einwohner waren einige Engländer, die sich im Jahr 1650 daselbst niederließen, und nur auf ein wenig Viehzucht und etwas Feldbau dachten. Sie wählten zu ihrer Niederlassung die Mitte der Insel, wo sie am breitesten ist, nahe an einem Teiche. Sie waren arm und sind es auch noch, weil vielleicht ihre eigene Trägheit schuld daran ist. Sie leben, wie die ersten Menschen, ohne Regierung und Gesetze, nach der Vorschrift der Natur, und ihre einzige Sorge geht bloß auf ihren Lebensunterhalt und ihre Kleidung. Die englischen Statthalter haben sich stets wenig um ihren Besitz zu bekümmern geschienen, und man sollte glauben, sie hätten daher auch stets in Ruhe leben können. Indessen landeten doch ein Trupp Irländer, in den letztern Kriegen, an dieser Insel, und thaten den Einwohnern großen Schaden. Man versichert, es wären itzt etwa hundert und funfzig Familien daselbst, die aus acht bis neunhundert Seelen beständen, und sehr arm sind.

Die Insel S. Vincent.

Die meisten Reisebeschreiber geben S. Vincent ungefähr acht Seemeilen in die Länge, und fast eben so viel in die Breite, und Labat, welcher sie im Jahr 1700 besah, fand, daß sie achtzehn bis zwanzig Meilen im Umfange habe. Ihr Anblick, sagt er, ist gefallend, sie ist voller hohen, mit Gehölzen bedeckten Berge, und kleinen Thälern, welche um die Flüsse herum urbar gemacht worden sind. Er nennet sie den Mittelpunkt von der Republik der Caraiben, weil dieses Geschlecht von Wilden, welches vor der Ankunft der Europäer alle Antillen besaß, daselbst noch aller seiner Freyheiten genoß, und nirgend in so großer Anzahl war, und noch gegenwärtig ist. Ueberdieß laufen zuweilen viele Negern von Barbados weg, und kommen hierher, wodurch ihre Anzahl itzt sehr verstärkt und übermächtig worden ist. Im Jahr 1719 entschloß sich der Ritter Feuquieres, General der französischen Inseln, den Caraiben gegen die Uebermacht der Negern Hülfe zu leisten, vielleicht in der Absicht, die Negern den Spaniern in ihre Bergwerke zu verkaufen. Dieß Unternehmen hatte aber weiter keinen Erfolg, die Negern zogen sich in die Gebirge, aus denen sie nur des Nachts herauskamen und die Franzosen beunruhigten. Vier Jahr hernach glaubten die Engländer, sie könnten sich das Mißvergnügen der Franzosen zu Nutze machen, und versuchten gelindere Wege. Der Herzog von Montaigü suchte sie durch Geschenke an sich zu bringen, die sie zwar annahmen, aber weiter keine Herrschaft erkennen wollten, bis sie itzt dazu gezwungen worden sind.

Die Insel Dominik.

Die Insel Dominik, welcher man wenigstens dreyzehn Seemeilen in die Länge giebt, und neun, wo sie am breitesten ist, hat viele hohe Gebirge zum

Mittel-

Mittelpunkt, die man für unersteiglich hält. Auf den Bergen sowohl, als in den Ebenen, wachsen die schönsten Bäume von allerley Arten, und die Flüsse sind voll der schmackhaftesten Fische, vorzüglich von Aalen. Das Erdreich ist sehr gut, der Manioc wächst darin leicht, vornehmlich der Weidenmanioc, welchen die Caraiben dem andern vorziehen. Auch findet man Bananen, Feigen, Pataten, viel Maiz und Baumwolle. Man sagt, daß sie bey dem Schwefelberge, welcher in der That Schwefel giebt, ein Goldbergwerk gefunden, welches aber noch nicht bestätiget ist. So groß der Haß der Einwohner ehedem gegen die Engländer war, und jeder in Gefahr des Lebens gewesen seyn würde; so haben sie sich itzt doch unter englische Herrschaft begeben müssen, und England hat von jeher alle Mühe angewendet, sich Meister von dieser Insel zu machen, nicht um große Vortheile aus der Handlung zu ziehen, sondern weil ihr Besitz die Gemeinschaft zwischen Martinike und Guadaloupe zu Kriegeszeiten abschneiden könne. Es glückte den Engländern verschiedenemal, sich daselbst niederzulassen, aber sie mußten sie auch wieder räumen, bis sie ihnen itzt wieder zu Theil worden ist.

Die Insel Antigua.

Die Lage von der Insel Antigua, oder Antigo, ist zwischen Barbados und Desirado. Die Engländer, denen sie gehöret, geben ihr zwanzig Meilen in die Länge, und an einigen Oertern eben so viel in die Breite. Rings um sie befinden sich große Felsen, welche es den Schiffen sehr schwer machen, Anker zu werfen, und hat so wenig süßes Wasser, daß man sie lange Zeit für untüchtig gehalten, bewohnt zu werden. Indessen erhielt doch Mylord, Franz Willoughby, um das Jahr 1663 von dem Könige

Karl II. Bewilligungsbriefe; und drey Jahre darnach unternahm er, daselbst eine Pflanzstadt anzulegen. Es hatten sich über zwanzig Jahre vorher einige Franzosen aus der Insel S. Christoph dahin begeben, als sie von den Spaniern aus ihren Wohnplätzen vertrieben wurden; die Gelegenheit aber, welche sie bald darauf bekamen, nach ihren ersten Niederlassungen wieder zurückzukehren, erlaubte ihnen nicht, sich lange in einer Insel aufzuhalten, die ihnen nicht eben die Bequemlichkeit darbot. Hierauf ließ der Ritter Warner einige Familien von seiner Nation nach der Insel Antigo gehen, welche Willoughby wohl eingerichtet fand, als er das Eigenthum davon erhielt.

Die ersten Kolonien hatten das Unglück, gleich zu Anfange durch entsetzliche Stürme verhindert zu werden, nach und nach aber ist es doch bevölkert, und in fünf Kirchspiele eingetheilet worden, wovon viere recht gute Flecken sind, als z. B. S. Johnstown, oder S. Johannsstadt gegen Norden; Falmouth, Parham und Bridgetown gegen Mittag; das fünfte heißt S. Peters, auch beehrt man S. Johannsstadt mit dem Namen der Hauptstadt, welche etwa aus zweyhundert Häusern bestehet. Ihr Hafen wird für den bequemsten gehalten. Die kleinen Inseln an der nordostlichen Küste führen die englischen Namen Polecat-Island, Goat-Island, Guana-Island, Bird-Island, Long-Island, Maidon-Island und Prekle-Pear-Island; die fünf letztern liegen am weitesten gegen Norden.

Von der genauen Anzahl heutiger Einwohner auf dieser, wie auf andern Inseln, läßt sich freylich nichts ganz gewisses bestimmen, man schätzt die gesammte Menge auf sechs und zwanzigtausend Mann,

wovon

wovon Zweydrittheil Negersclaven sind, und die Miliz wird auf funfzehnhundert Mann gerechnet, die in verschiedene Compagnien eingetheilet sind, welche man oftmals in Waffen übet. Die Forts werden nach aller Möglichkeit sorgfältig unterhalten. Mont'shill ist mit acht und dreyßig Stücken besetzt, und hat ein Zeughaus, welches niemals ohne ansehnliche Kriegesrüstung ist.

Der Mangel an süßem Wasser ist für die Einwohner ein großes Uebel, in einer weit heißern Himmelsluft, als die zu Barbados, obgleich Antigo weiter von der Linie entfernt ist. Die Insel hat gar keinen Fluß, und deshalb muß man sich mit dem süßen Wasser aus einigen Brunnen, am gemeinigsten aber mit dem Regenwasser behelfen, welches man sorgfältig in vielen großen Cisternen sammlet. Dennoch leidet die natürliche Fruchtbarkeit dieser Insel hierbey nichts, der Zucker, der Indigo, der Ingwer und der Taback sind stets gut fortgekommen, und lange der Gegenstand des Handels dieser Kolonie gewesen. Endlich aber hat man den Indigo und Ingwer gegen den Zucker und Taback aufgegeben, und durch Kunst und Fleiß hat man es dahin gebracht, daß der Zucker sehr gut bearbeitet wird.

Diese Kolonie zu Antigo spielte damals keine sehr große Rolle unter den engländischen Inseln, als im Jahr 1680 der Oberste Codrington von Barbados dahin gegangen war, und alle Mühe anwendete, sie in einen blühenden Zustand zu setzen, so daß er sie auch zu seinem Sitze erwählte, als er Generalstatthalter über die Inseln unter dem Winde geworden war. Sein Sohn, welcher ihm folgte, trug nicht weniger zu der Wohlfahrt dieser Niederlassung bey, und erhob alle öffentliche Gebäude, die durch

große Orcane waren umgeworfen worden, wieder aus ihrem Schutte. Die gegenwärtigen neuern Nachrichten melden, daß Antigua, nebst der vorigen Insel, einen erschrecklichen Orcan ausgestanden haben, und sehr viel Häuser, Schiffe und Pflanzungen zu Grunde gerichtet worden sind.

Die Insel Montserat.

Dieses Eyland hat seinen Namen von den Spaniern, welche, ohne sie jemals bewohnt zu haben, bey ihren ersten Entdeckungen einige Aehnlichkeit an ihr mit dem Berge von Catalonien, Montserat fanden, welcher wegen einer der Mutter des Heilandes gewidmeten Kirche berühmt ist, und weil er dem Orden des heiligen Ignatius gleichsam zur Wiege gedienet hat. Diese Insel liegt in siebenzehn Grad Norderbreite, und erstreckt sich drey Seemeilen in die Länge, und fast eben so viel in die Breite, so daß sie vollkommen rund zu seyn scheint. Die Engländer, welche sie leer antrafen, als sie ein Stück von S. Christoph zu bevölkern anfiengen, dachten gleichwohl nicht eher daran, sich daselbst niederzulassen, als 1632 auf Befehl oder wenigstens unter dem Schutze des Ritters Warners, ersten Statthalters zu S. Christoph. Man ist noch ungewiß, ob die ersten Einwohner nicht Irländer gewesen sind, und einige Reisende sehen sie als eine irländische Kolonie an. Sie hatte lange Zeit mit S. Christoph einerley Statthalter: und seitdem sie eine so ordentliche Gestalt angenommen, daß sie ihren eigenen haben kann; so stehen diese unter dem erstern, und sind dessen Lieutenante. Diese Insel blühete anfangs noch mehr als Antigo, seit des Lord Willoughby Zeiten aber hat es diese jener zuvorgethan. Sechzehn Jahr nach der Einrichtung dieser Kolonie waren nur ungefähr siebenhundert Mann zu Montserat, mit einer einzigen

Batterie

Batterie zur Vertheidigung der Küsten, und einigen auf die Oerter geführten Kanonen, welche einem Einfalle am meisten ausgesetzt waren.

Die Luft, das Erdreich, die Thiere, der Handel und die Gewächse dieser Insel sind von den benachbarten Eylanden ihren wenig unterschieden; außer, daß sie nach Verhältniß ihrer Größe mehr Berge hat, die mit Cedern und andern Bäumen bewachsen sind, welche eine angenehme Aussicht machen. Die Thäler sind fruchtbar und mehr bewässert, als die in Antigo. Nur erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, da sich die Anzahl und das Vermögen der Einwohner vermehret hatte, baueten sie bequemere Häuser, und eine sehr schöne Kirche, die mit kostbarem Holze ausgelegt war, welches sie auf der Insel dazu fanden. Damals rechnete man viertausend Seelen, Engländer, Irländer und Schottländer; allein die Bevölkerung muß sich itzt sehr vermehret haben, da man noch eine Kirche gebauet hat, und die Kolonie heut zu Tage in zwey Kirchspiele getheilet ist. Unter Jakobs II. Regierung trieben die katholischen Irländer einen reichen Handel dahin, und man duldete, daß sich viele papistische Familien daselbst niederließen, unter welchen man die Nugents nennet. Ein großes Erdbeben that im Jahr 1692 viel Schaden; allein eine große Anzahl Negern halfen dieses Unglück bald wieder gut machen.

Die Kriege, welche mit unserm Jahrhundert anfiengen, zogen den englischen Inseln Feinde zu, deren Verheerung sie lange Zeit standhaft aushielten. Montserat wurde von einem französischen Geschwader angegriffen, welches sich diese ganze Insel unterwarf, bis auf ein Fort, das auf einem unzugänglichen Berge lag, wohin sich die Einwohner mit einem Theile ihrer kostbaren Güter flüchteten. Innerhalb

zehn Tagen aber, welche die Sieger anwendeten, die übrige Insel auszuplündern, nachdem sie alle Schiffe in Brand gestecket hatten, die auf der Rheede lagen, entführten sie alles, was man vor ihrem Nachsuchen nicht hatte verbergen können. Vergebens machten die Artikel des Utrechter Friedens den Einwohnern zu einiger Vergütung des Schadens Hoffnung. Einige Treulosigkeiten der Engländer zu Nevis bey einer Capitulation, die sie nach einem gleichen Unfalle machten, berechtigten die Franzosen, daß sie selbst Genugthuung forderten, die der Insel Montserat nicht zum Vortheil gereichten. Indessen ließen sich doch die Früchte des Friedens daselbst bald merken; und nach der ordentlichen Rechnung, da man diejenigen, welche vermögend sind, die Waffen zu tragen, als den fünften Theil der Einwohner ansiehet, durfte man in den folgenden Jahren nicht weniger als sechs- oder siebentausend Einwohner zählen.

Seit dieser Erneuerung ihres Glanzes sind die größten Unfälle der Kolonie zu Montserat die Orkane gewesen, besonders derjenige, den sie im Jahr 1733 ausgestanden hat, wo ein entsetzlicher Sturm viele der schönsten und besten Pflanzungen zerstörte, die Wohnungen niederriß und die Einwohner in grosses Elend stürzte.

Die Insel Barbados.

Ob sich gleich die Engländer am ersten in dieser Insel festgesetzt haben; so gestehen sie dennoch ein, daß die Insel **Barbados**, in der Nähe von St. Vincent und St. Lucia, von den Portugiesen entdeckt worden sey. Da ihre Lage ihnen ein bequemer Ort zu seyn schien, auf ihren Reisen nach Brasilien daselbst anzufahren und Erfrischungen einzunehmen, so ließen sie einige Schweine daselbst, die sich, nach den meisten Berichten, auf eine erstaunliche Weise vermehrten. Weil man keine sichere Spur von der

Zeit

Zeit findet, wo die Portugiesen Barbados entdecket, noch auch in welchem Jahre die Engländer nach ihnen zuerst daselbst gelandet, so glaubt man, sie sey im J. 1521 von Alvarez Cabral entdeckt worden, da er nach dem großen Indien unter Segel gegangen, und an die brasilianischen Küsten getrieben wurde. Die Besitznehmung von den Engländern kann man nicht mit Gewißheit angeben, man glaubt aber, es sey in der Regierung Jakob des Ersten geschehen, und folglich hat das J. 1626 die meiste Wahrscheinlichkeit. So viel ist gewiß, daß der Ritter William Curteen, als er im Jahr 1624 von Fernambuck zurückgekommen, an die Küste der Insel verschlagen worden. Er war einer von den berühmtesten Kaufleuten seiner Zeit; bey seiner Ankunft in seinem Vaterlande machte er seine Entdeckungen bekannt, und auf sein Zeugniß unternahmen verschiedene Personen von allen Ständen, sich daselbst niederzulassen. Es kostete den ersten Kolonisten nicht wenig Mühe, ein mit Bäumen und Gesträuchen bewachsenes Erdreich zu säubern, und ihre ersten Pflanzungen waren etwas indianisches Korn, Pataten, nebst einigen Fruchtbäumen. Da sie demohngeachtet von England aus keine Unterstützung erhielten, so geriethen sie bald in die größte Verlegenheit, und hätten sich beynahe genöthiget gesehen, sie gänzlich zu verlassen. Sie setzten sich in dem Grunde der Bay, wo jetzt die Brückenstadt stehet, und ließen den ganzen übrigen Theil der Insel unbevölkert. Der Fortgang ihres Unternehmens gieng schneller und glücklicher von Statten, als sie es selbst gedacht hatten, und in kurzem kamen, gelockt durch die Annehmlichkeit des Landes und der guten Vortheile desselben, eine Menge Kolonisten an, die dem Wohlstand immer mehr aufhalfen. Ein großer Brand im Jahr 1666, der fast die ganze Stadt in die Asche legte, richtete großen Schaden

an,

an, und hierdurch giengen auch manche andere Nachrichten und Urkunden verloren, die gleichfalls ein Raub der Flammen wurden.

Der Tabaksbau war zwar der ersten Einwohner erstes Bemühen, allein er fiel sehr schlecht aus, und wurde also kein Gegenstand des Handels; und in mehr als zwanzig Jahren, ehe man nämlich die Insel von der übergroßen Menge von Holz reinigen konnte, gelang es ihnen, Indigo zu pflanzen, nur kannten sie anfänglich dessen Zubereitung nicht recht, und auch der Zucker, den sie baueten, war sehr geringe. Endlich erhielt die Kolonie durch den bürgerlichen Krieg in England einen großen Zuwachs durch die Ankunft vieler Familien, welche hieselbst einen Zufluchtsort suchten. Man sah, daß das Eyland nicht länger ohne Vertheidigung bleiben könnte, und schnell wurden etliche schlechte Werke an den Küsten aufgeführet, wo es nicht von Natur befestiget war. Hierauf entstand bald ein Fort, und eine Regimentsform durch einen Statthalter und zehn Räthe. Man theilte sie in vier Bezirke und eilf Kirchspiele, welche zwey Abgeordnete zur Versammlung schicken sollten; auch Kirchen wurden erbauet. Der Handel, den die Einwohner weit und breit trieben, verschaffte ihnen ansehnliche Reichthümer. Ihre Arbeiter waren die Knechte der Weißen, die Negern und Caraiben. Die ersten bekamen sie aus England, die andern aus Afrika, und die letztern von dem festen Lande, wiewohl niemals anders als durch List oder Gewalt, weil die Caraiben nichts so sehr als die Sclaverey hassen, und deshalb diesen Haß auch nun auf die Engländer überbracht haben.

Immittelst waren die Negern zahlreicher als die Europäer, und fiengen zu rechter Zeit an, sich in Zusammenverschwörungen gegen ihre Herren einzulassen.

Der

Der erste Aufstand geschah um das Jahr 1649, wo sie durch harte Dienstbarkeit so erbittert wurden, daß sie alles zu wagen beschlossen, um das Joch abzuwerfen. Man hatte hierzu einen Tag festgesetzt, da sie ihre Herren überfallen und umbringen wollten, wobey sie auch, nebst ihrer Freyheit, den Besitz der Insel zu erhalten glaubten. Dieser Anschlag blieb bis vor dem Tag seiner Ausführung verschwiegen, und wäre gewiß ins Werk gerichtet worden, wenn er nicht durch einen Mitschuldigen verrathen worden wäre. Die Verräther wurden augenblicklich ergriffen, und viele von ihnen am Leben gestrafet.

Bridgetown, oder die Brückenstadt, wurde zuerst St. Michael genannt, von dem Namen der Pfarrkirche, welche dem heiligen Michael gewidmet ist. Sie liegt in dem innersten Theil der Bay, mehr aber an einer bequemen, als an einer gesunden, Gegend, denn weil der Grund hier herum innerhalb des Landes ein wenig niedriger ist, als die Seebänke, so fließen die Frühlingsfluthen über, und machen einen großen Strich des platten Landes zu einem Sumpfe oder Moraste; nur neuerlich sind diese ungesunden Dämpfe durch Wasserableitungen vermindert worden. Die Stadt ist eine der größten und artigsten auf der Insel, sie befaßt sehr viel Häuser in sich, die von Steinen gebauet und deren Fenster von Glas sind. Die Straßen sind breit, die Häuser hoch, die Erhöhungen des Strandes sind sehr bequem, und die Forts gegen die See zu würden, bey mehrerer Mannschaft und Kriegsvorrath, jedem feindlichen Angriff Widerstand leisten. Die Kirche ist ebenfalls groß und schön; es giebt viele öffentliche Häuser, als z. B. für die Post, für die Bequemlichkeit der Fremden u. s. w. Man kann übrigens die Menge der Einwohner und die Stärke ihres Platzes aus der Anzahl sei-

ner Miliz beurtheilen, die freylich nicht immer einerley bleibt, aber doch in mehr als 1200 Mann für die Stadt und St. Michaelsbezirk bestanden hat. Man nennt sie das königliche Regiment. Hier halten der Statthalter, der Rath und die Versammlung ihre Sitzungen, ingleichen ist das Kanzeleygericht hieselbst; kurz, man wird sich nicht irren, wenn man sie für die beste Stadt der englischen Kolonien auf den Antillen ansiehet.

Acht Meilen von St. Georgen und sieben von der Brücke liegt **Lochstadt**, eine artige Stadt, die aus einer Straße bestehet, so an der Wasserseite hinab gehet, und von dar in eine lange Straße hinauf leitet, welche die Stadt bildet. Es sind etwa hundert Häuser darin, die Rheede ist gut, und liegt bequem für die Pflanzer im St. Thomaskirchspiele, ihre Güter abzuschiffen; sie hat eine gute Kirche, dem heiligen Jakob gewidmet, wovon sie auch oft die St. Jakobsstadt genannt wird. Etwas mehr als drey Meilen weit von hier liegt **Speighrsstadt**, erst Kleinbristol genannt, und ist nächst Bridgetown der beträchtlichste Ort der Insel. Sie bestehet aus einer langen Straße, welche die Judenstraße genannt wird, und drey andern, die zu der Wasserseite herabgehen, und über dreyhundert Häuser ausmachen. Sie hat eine schöne Kirche, und die Stadt wird durch zwey Forts vertheidiget. Die übrigen Kirchspiele sind z. B. der Bezirk von **St. Andrews**, in demjenigen Theile des Landes, welcher Schottland genennet wird. Von da bis zu **St. Josephs**, längst eben demselben Ufer hin, sind etwa drey Meilen, und hier entspringt der Josephsfluß, der größte auf der Insel. Eben so weit an derselben Küste hin kommt man nach **St. Johns**. Die übrigen Flecken sind nicht erheblich.

Die Regierung ist hier eben so, wie in den andern englischen Kolonien, beschaffen, das heißt, sie wird von einem Statthalter, der von dem Könige ernannt wird, von einem Rathe und von der allgemeinen Versammlung geführet, welche aus zwey Abgeordneten für jedes Kirchspiel bestehet. Der Statthalter stellet die Person des Königes vor, er ist Generalhauptmann, Admiral und Kanzler der Insel; alle Bestallungen kommen von ihm. Er beruft die Versammlung, und hat alle diejenigen Vorrechte, die in der Person des Königes liegen. Zu seinen Räthen werden zwölf der reichsten und angesehensten Personen der Insel erwählet, und zur Erleichterung der Gerichtsbarkeit hat man die Insel in fünf Bezirke abgetheilet, wovon jeder seinen besondern Richter hat, welche alle Monate Gerichtstag halten.

Das Soldatenwesen ist, unter dem Befehle des Statthalters Obersten anvertrauet, die mit ihren Truppen in die fünf Kreise der Insel vertheilet sind. Man zählt zu gewissen Zeiten fünf Regimenter zu Fuß und tausend Mann zu Pferde; allein sie sind selten in gutem Zustande. Man theilt die Einwohner in drey Classen, erstens in Engländer, in weiße Knechte und Sclaven. Diese ersten leben auf ihren Pflanzungen wie kleine Fürsten: ihre Tafeln sind täglich mit den herrlichsten Gerichten besetzt, die Anzahl ihrer Arbeiter ist groß; ihre reichen Hausmöbeln und der Aufwand ihrer Bequemlichkeiten, ohne ihre Verschwendung in Kleidern und den Aufwand des weiblichen Geschlechtes zu gedenken, sind unbeschreiblich. Die weißen Knechte werden jeder für mehr als zwanzig Pfund Sterlinge verkaufet; wenn sie aber Handwerker sind, noch viel theuerer. Frauen, wenn sie schön sind, werden für zehn Pf. Sterlinge gekauft; sobald aber die Zeit, welche sie zu dienen sich verglichen

chen haben, verflossen ist, sind sie nach dem Gesetze wieder frey; auch während ihrer Dienstbarkeit werden sie gelinder gehalten, als die Schwarzen.

Die engländischen Nachrichten belehren uns, die Handlung erstrecke sich zu Barbados weiter, als man gemeiniglich glauben sollte. Der Zucker ist zwar fast ihr einziger Handel, allein man bedenke auch die Verbindungen mit andern Orten, als z. B. mit England; wegen der Lebensmittel mit Neuengland und Carolina; wegen des Brodes, Schweinfleisches, Mehls, indianischen Korns und Tabaks mit Neuyork und Virginien; wegen der Negern und Schwarzen mit Guinea; wegen des Weins mit den Inseln May und Curassau; wegen Rind- und Schweinfleisches mit Irland u. s. w. Aus Europa erhalten sie Butter, Oel, Licht, Bier, Cider und andere Sachen der Art.

In dem Kriege, den Barbados mit Frankreich führte, hatten die hiesigen Einwohner an ihrem Eigenthum viel gelitten. Der Schade von einem Jahre, der durch den Utrechter Frieden geendiget wurde, wird auf 380000 Pfund Sterling gerechnet; und im Jahr 1704 wurden von einer Flotte von drey und dreyßig Schiffen sieben und zwanzig weggenommen, welches oftmals wiederholt wurde. Ueberhaupt soll jetzt der Handel dieser Insel und die Vortheile für England nicht sehr groß seyn, jedoch bleibt es immer unsicher, zu entscheiden, wo mehr oder weniger Nutzen zu finden ist.

Die Insel Grenada.

Die Insel **Grenada** ist die erste, welche den halben Zirkel der Antillen auf der Mittagsseite anfängt. Ihre äußersten Enden zwischen Süden und Westen bilden einen halben Mond; und hinter der ersten Spitze an der Nordseite findet man eine von den schönsten Bayen der Insel. Sie ist dem festen

Lande

Lande von Amerika am nächsten, und kaum dreyßig Seemeilen davon entfernt. Ihre Länge ist Nord und Süd von neun bis zehn Seemeilen; ihre größte Breite ungefähr fünf, und ihr Umfang zwanzig bis zwey und zwanzig Seemeilen. Ihre größte Bay, oder, nach der französischen Benennung, ihr größter Sack, welcher ihren Hafen einschließt, ist gegen Westen, und seine Tiefe wird von zwey großen Spitzen gemacht, die sehr weit ins Meer gehen.

Die Caraiben waren stets allein Herren von dieser Insel gewesen, welche ihre Fruchtbarkeit und die überflüßige Jagd, nebst dem reichlichen Fischfang, mehr, als nach allen andern Inseln, hieher lockte; als sie 1650 den Wilden vom Dü Parquet, damaligen Eigenthümer von Martinik, abgekauft wurde. Er errichtete anfangs daselbst eine Kolonie von zweyhundert Menschen; ohngefähr im Jahr 1656 ließen sie sich zwischen dem Teiche und dem Hafen nieder. Die Wilden schwiegen nicht lange, sondern brachten viele Franzosen um, und diese erhielten bald neue Verstärkungen, wo die meisten Wilden niedergehauen oder vertrieben wurden. Einige Spaltungen unter der Kolonie selbst hielten ihren bessern Fortgang auf, jedoch sie bekamen bald einen klugen Statthalter, der dieser wachsenden Größe bessere Nahrung verschaffte. Gegenwärtig hat Frankreich seine Rechte an England abtreten müssen; und ob es auch eben keine der ausgezeichnetsten Inseln ist, so sagt man doch von ihr, sie würde jeder andern gleich kommen, wenn die Kunst der Natur zu Hülfe kommen wollte, und den schon ohnedem vortrefflichen Boden, nebst dem Ueberfluß anderer Naturprodukte, etwas williger und gemeinnüßiger zu machen sich bemühete.

Wenn etwas auf Grenada fehlt; so ist sie mit einer Menge kleiner Inseln umgeben, die gleichsam

so viel Behälter sind, wo man dasjenige gewiß finden kann, was auf der großen nicht ist. Man nennet sie die **Grenadien**, und gehören ebenfalls den Engländern. Nicht alle sind erheblich; nur **Cariacu** wird von einem vortrefflichen Hafen getheilet. Die größte, welche die nördlichste und nächste an S. Vincent ist, wird **Beguia** genannt. Man giebt ihr den Namen Kleinmartinique, weil sie, so wie diese Insel, eine große Anzahl Ottern ernähret: man könnte sie aber auch aus eben der Ursache Kleinlucia nennen; denn unter allen Antillen kennet man nur diese drey, welche Ottern hervorbringen.

Die Jungferninseln.

St. Thomas.

Die Insel **St. Thomas**, eine von den Jungferninseln, ist die letzte von den Antillen an der Westseite, im achtzehnten Grade Norderbreite. Sie ist wegen ihres von Natur bequemen Hafens berühmt; er ist eine eyrunde Vertiefung, welche durch die Schenkel zweyer Berge gebildet wird, die an der Landseite ziemlich hoch sind, sich aber unvermerkt gegen das Meer zu senken, und zween runde und platte Erdklumpen machen, die ausdrücklich dazu gemacht zu seyn scheinen, damit sie zwey Batterien aufnehmen, und folglich zur Vertheidigung der Insel dienen sollten. Ob sie gleich nur sechzig Meilen im Umfange hat, so sind doch die natürlichen Erzeugnisse auf derselben sehr gut, und die Handlung ist zu St. Thomas sehr ansehnlich. Sie gehöret dem Könige von Dännemark, und weil diese Krone in den europäischen Kriegen fast allezeit neutral ist, so stehet ihr Hafen allen Nationen offen. Er dienet zu Friedenszeiten zur Niederlage für die Handlung, welche die Franzosen, Engländer, Spanier und Holländer auf ihren Inseln nicht öffentlich treiben dürfen; und bey Kriegeszeiten ist er der Zufluchtsort für die Kauffahrteyschiffe, die von den Corsaren verfolget werden.

Aus

Aus ihrem Hafen laufen auch eine Menge Barken aus, um auf den Küsten von Terra Firma zu handeln, von da sie viel Silber und kostbare Waaren mit bringen.

Die Zuckerwerke sind daselbst nicht in großer Anzahl; aber der hier verfertigte Zucker ist dafür desto schöner; auch sind die Pflanzungen nur klein, aber sehr sauber und wohl unterhalten. Der Erdboden ist fruchtbar, er trägt Manioc, Pataten und allerley Früchte und Kräuter im Ueberfluß, auch wachsen die Röhre daselbst sehr schön. Am Vieh ist Mangel, besonders an Ochsen und Pferden, weil es ihr am Lande fehlet, sie zu unterhalten; Portorico aber versiehet sie überflüßig mit grobem Fleische. Die Einwohner ziehen vortreffliches Federvieh auf. Die Stadt führt den Namen gleich der Insel, und die evangelische Brüdergemeine hat hier drey Missionsörter.

Der **Kanal** zwischen den kleinen Inseln, welche man die Jungfern nennet, wird gemeiniglich die große Jungferngasse genannt, und dieß ist eine von den angenehmsten Schifffahrten. Die Reisenden sagen, man glaube hier auf einer großen Wiese zu seyn, die auf einer und der andern Seite durch eine Menge Gebüsche durchschnitten ist, und die schönen Bäume, womit diese kleinen Inseln angefüllet sind, lassen auf eine vortheilhafte Art von dem Lande urtheilen. Einige Inseln sind bewohnt, die meisten aber sind wüste. Die größte von diesen kleinen Inseln ist gegen Osten von allen andern, und wird die große Jungfer genannt. Ihre Einwohner sind arm, und leben bloß von dem Einsammeln etwas weniges Tabak, Indigo, Baumwolle und Erbsen. Ihre Nahrung bestehet in Fischen und Pataten; auch haben sie kein anderes Wasser als Regenwasser, und was sie in Gefäßen davon aufbehalten.

Der Fischfang in den Kanälen, welche alle diese Inseln absondern, ist sehr reichlich. In einem dieser Kanäle kommt man auf die Insel Negade (gleichfalls unter dänischer Herrschaft) oder die ersoffene Insel, welche ohngefähr vier Seemeilen breit ist, aber ungemein niedrig und flach, ausgenommen gegen ihre Mitte, die ein wenig erhabener ist, als ihr Ufer. Sie hat einige Bäume und eine Menge Manglen. Der größte Theil bleibt bey hoher Fluth unterm Wasser, und daher hat sie ihren spanischen Namen; es scheint aber nicht, daß sie jemals ganz könnte überschwemmet werden. Sie ist mit Untiefen umgeben, wo überaus große Gefahr für die Schiffe, vornehmlich bey der geringsten Bewegung der Fluthen, ist. Als ehemals eine spanische Gallione allhier scheiterte, so glaubt man, es sey ein großer Theil von dem Golde und Silber, welches sie bey sich führte, auf der Insel vergraben worden; und da die häufigen Ueberschwemmungen die Kennzeichen verrückt, wo man es wiederzufinden geglaubt, so will man versichern, dieser Schatz sey noch hieselbst zu finden. Diese Hoffnung zu einer solchen schönen Beute hat oftmals die Einwohner der Insel zum Suchen gereitzet, aber noch ist ihre Mühe unbelohnet ausgefallen.

Gegen Abend liegt **Sombrera**, eine wüste Insel, welcher die Spanier diesen Namen gegeben haben, weil sie rund und flach ist, einen ziemlich hohen und ganz runden Berg in der Mitte hat, und also die Gestalt eines Huthes ziemlich vorstellet.

Die Insel St. Martin.

Die Insel **St. Martin** liegt im achtzehnten Grade funfzehn Minuten Norderbreite, und hat wenigstens funfzehn Seemeilen im Umfange. Gegenwärtig ist diese Insel zwischen Holland und Frankreich getheilt. Das Erdreich ist nicht das beste, doch erndtet man Tabak, Indigo, Erbsen, Manioc

und

und Rocu ein; Salz aber ist im Ueberflusse; denn es befindet sich in natürlichen Salzgruben, wo man es ohne Mühe und Unkosten heraushohlet. Ehedem hatten die Spanier eine Festung hieselbst, wovon man noch Ueberreste sehen kann, und welche keinen andern Nutzen hatte, als zu verhindern, daß sich nicht andere Europäer auf den Jungfern festsetzten; denn die Verwahrung der Salzgruben verdiente diesen Aufwand nicht, weil sich deren in allen Inseln unter und über dem Winde finden. Sie haben zwar wirklich lange Zeit verhindert, daß man sich nicht zu St. Bartholomäus, Anguilla und in andern kleinen benachbarten Inseln gesetzt hat: da sie sich aber den französischen und englischen Niederlassungen auf St. Christoph, Antigo, und andern Inseln, nicht widersetzen konnten, so entschlossen sie sich endlich im Jahr 1648, St. Martin zu verlassen; doch hatten sie die Wohnungen zuvor in den schlechtesten Stand gesetzt.

Zufälliger Weise befanden sich vier Franzosen, fünf Holländer und ein Mulatte unter ihnen: diese zehn Personen, welche sich in den Gehölzen versteckt hatten, als die spanische Kolonie zu Schiffe gieng, kamen am Gestade des Meeres wieder zusammen, und faßten den Entschluß, die Insel zu bewohnen und sie unter beyde Nationen zu theilen. In ihrem hülflosen Zustande bedurften sie jedoch einiger Unterstützung, deshalb beschlossen sie, sie wollten dem französischen Statthalter zu St. Christoph und dem holländischen zu St. Eustachius von ihrem Vergleiche Nachricht geben; allein die Holländer berichteten es nur an ihre Nation, und bald kam auch eine ansehnliche Verstärkung unter der Anführung eines Officiers an, um im Namen der Generalstaaten von St. Martin Besitz zu nehmen.

Schon im Jahr 1637 hatten die Franzosen hieselbst den Grund zu einer kleinen Kolonie gelegt; als sich hierauf die Holländer einschlichen und am stärksten befanden, so hatten sie eine Festung gebauet, welche sie einige Jahre lang in ihrer Besitzung erhalten hatte. Bald aber hatten sie die Spanier von Portorico mit einer ansehnlichen Macht angegriffen, die Franzosen und Holländer auf der Insel ohne Unterschied zu Gefangenen gemacht, und sich selbst in die Festung gesetzet, die sie bis 1648 inne gehabt hatten. Auch dieses nahm bald eine neue Gestalt an, denn Frankreich konnte ohnmöglich stillschweigen, und seine eben so großen Ansprüche ohnmöglich fahren lassen. Es kam also in kurzem ein ansehnliches Corps Franzosen auf die Insel, und suchten ihre alten Rechte wieder geltend zu machen, welches ihnen auch gelang, so daß der Besitz dieser Insel unter beyde Nationen getheilt wurde: dergestalt, daß die Ländereyen auf der Küste, welche nach der Insel Anguilla liegt, französischen Antheils wurden, und die Holländer denjenigen Theil einnahmen, worin das Fort ist.

Diese Eintracht währte bis auf den Krieg im Jahr 1688. Gleich im Anfange dieses Krieges wurden die Engländer von St. Christoph vertrieben, und es erhielten die meisten französischen Einwohner zu St. Martin Befehl, dahin zu gehen, um die Ländereyen einzunehmen. Doch auch die Franzosen hatten ein ähnliches Schicksal auf St. Christoph, und der Untergang dieser blühenden Kolonie zog der französischen Viertel auf St. Martin ihren nach sich; indessen kehrten doch nach dem Ryswickischen Frieden einige von den alten Einwohnern wieder dahin zurück. Man gab ihnen sogar einen Befehlshaber, unter dem sie anfiengen, sich wiederherzustellen, als der Krieg im Jahr 1702 von neuem angieng, und

der

der Statthalter der fanzösischen Inseln sie noch einmal in eine andere Kolonie versetzen wollte. Da sie aber das Unglück ihrer ersten Versetzung noch nicht vergessen hatten; so weigerten sie sich, St. Martin zu verlassen: der alte Vertrag mit den Holländern wurde erneuert, es wurde eine ewige Freundschaft versichert. Als im Jahr 1705 Labat diese Insel durchreisete, hatte das französische Viertel keinen königlichen Beamten. Sie wurden von einem Einwohner ihrer Gemeine regieret, der ein Wundarzt war, und zugleich auch die Stelle eines Seelsorgers vertrat. Sie hatten vordem einen Capuziner gehabt, welcher von einem caraibischen Knechte war ermordet worden; und der geistliche Beystand, welcher ihnen zuweilen von S. Christoph geschickt worden, hatte aufgehöret, seitdem diese Insel wieder in der Engländer Hände gekommen war. Die Schilderung des chirurgischen Seelsorgers zu S. Martin giebt eine traurige Vorstellung von dem Zustande der Religion in den Inseln. Z. B. Er rief sein Volk an den Sonn- und Festtagen in die Kirche zusammen, er las ihm daselbst vor, oder hielt eine Ermahnung, die mit Gebeten begleitet war. Mit den Verrichtungen eines Befehlshabers, Wundarztes und Seelsorgers verband er auch noch das Amt eines Richters, wobey ihm der Schulmeister hülfreiche Hand leistete, welcher ihm zum Beysitzer oder Procurator des Königes diente, und sein Frater versah die Stelle eines Gerichtsschreibers. Dieses Gericht urtheilte unumschränkt und ohne weitere Beziehung über alle Zwistigkeiten, die in der Kolonie entstanden.

Die Insel St. Bartholomäi.

Drey Seemeilen davon liegt die Insel St. Bartholomäi; sie war auch von einer französischen Kolonie besetzt, welche mit S. Martin gleiches Schicksal hatte. Die Bayen, womit sie umgeben ist, er-

lauben den Schiffen nicht, hinanzufahren, und sie ist lange nicht so groß als S. Martin. Das Beste, was sie hat, ist ein vortrefflicher Hafen, wo die Schiffe von allerhand Größe auf einem sehr guten Grunde bedeckt liegen. Die Mitte der Insel ist bergicht, und seit dem Jahr 1784 gehört sie dem Könige von Schweden.

Die Insel Saba.

Die Insel Saba, welche man für einen auf allen Seiten schroffen Felsen, von vier oder fünf Seemeilen im Umfange, halten sollte, gehört den Holländern, und ihre Lage ist im siebenzehnten Grade. Ein Weg, der wie ein Zickzack in den Felsen gehauen ist, führet zu der Spitze der Insel, wo sich der Boden eben, gut und fruchtbar befindet. Wahrscheinlich müssen die ersten Einwohner auf Leitern hinaufgestiegen seyn, denn eigentlich ist es eine natürliche Festung, die weder durch List noch durch Gewalt eingenommen werden kann. Sie haben an der Seite ihres Weges Steinhaufen gemacht, welche von Brettern gestützt werden, die sie auf Pfähle gelegt; so daß, wenn sie ein Seil ziehen, welches dieselben sinken läßt, sie alle diese Steine können in den Weg fallen lassen, um ein ganzes Heer zu zerschmettern, welches sich unterfangen wollte, hinaufzusteigen. Man sagt zwar, sie haben einen leichtern Weg an der Seite von Cabesterre, oder Nordost; das Meer aber sey gemeiniglich daselbst so ungestüm, daß man nicht anfahren könne: dieß hat gemacht, daß sie es unterlassen haben, einen Theil zu befestigen, wo sie nicht überfallen zu werden befürchten.

Wenn man auf diese Felsen steigt, so erstaunet man auf eine angenehme Art, da ein fruchtbares Land zu finden, wo man nichts als kahle Felsen erwartete. Die Kolonie ist in zwey Viertel getheilet, welche etliche funfzig Familien in sich halten. Die

Woh-

Wohnungen sind sauber und gut; die vornehmste Handlung der Insel bestehet in Schuhen. Die ehrlichen Einwohner leben in großer Einigkeit, und der Statthalter selbst scheint nichts mehr als der Vater der Familien zu seyn.

Eine etwas größere Insel ist S. Eustachius, die ebenfalls den Holländern gehöret. Es wechseln hier die schönsten Ebenen mit den schönsten Gebirgen ab, und die ganze Insel ist angenehm und wohlangebauet. Die Franzosen sind verschiedenemal Herren davon gewesen. Die Insel S. Eustachius.

Die Insel S. Croix, welche die Wilden vor Alters Ay-ay nannten, ist zehn oder zwölf Seemeilen von Portorico, gegen Südost, sechs und dreyßig von S. Christoph entfernt. Sie war schon im Jahr 1650 von den Franzosen unter der Regierung des Comthurs von Poincy bevölkert worden, und man zählte schon damals, ohne die Negern, achthundert Einwohner; allein die gefährlichen Krankheiten haben hernach diese Zahl sehr vermindert. Die Insel ist sehr flach, ohne Gebirge, und ohne Quellen; auch nur ein einziger kleiner Fluß befindet sich hieselbst. Doch wächst viel Zucker und andere gute Gewächse. Jetzt ist sie unter dänischer Herrschaft. Die Insel S. Croix.

Da wir nun gegenwärtig die erheblichsten Inseln angezeigt haben, welche unter der Krone Englands stehen, oder sich in ihrer Nachbarschaft befinden; so wenden wir uns zu der Anzeige derjenigen, die Frankreichs Antheil sind, und glauben hier, als am schicklichsten Orte, etwas über die französische Schifffahrt und Handlung nach den Antillen vorauszuschicken, ehe wir uns zu ihrer einzelnen Anzeige wenden. Die Sorgfalt, welche man bey den In-

seln der französischen Nation tragen wird, überall eine Nachricht von der Beschaffenheit ihrer Handlung beyzufügen, läßt hier nur eine kleine Anzahl Beobachtungen über die Handlung der französischen Inseln zusammen tragen.

Die Waaren, welche man bisher daraus erhalten hat, sind: weißer und roher Zucker, Indigo, Rocu, Cacao, Baumwolle, Taback, Cassia, Ingwer, Schildkrötenschalen, unzubereitetes Leder und eingemachte Sachen; seit einiger Zeit ist auch noch der Kaffee hinzu gekommen.

Diejenigen Waaren, welche nach den Inseln gebracht werden, bestehen in allem, was zum Lebensunterhalt erforderlich ist. Hierunter befaßt man Rindfleisch und Speck, Mehl, allerhand eingesalzene Fische, Schinken, Ochsenzungen, französische und italiänische Wurst, allerhand Art Käse, getrocknete Früchte, Baum- und Brennöhl, Butter, Wachs, Licht, französische und andere Weine, Branntewein, Arzeneymittel und alles, was dem Geschmack angenehm ist.

Was zum Unterhalt der Einwohner, zur Einrichtung ihrer Wohnplätze, und zu dem dahin gehörigen Geräthe erforderlich ist, hat eben so geschwinden Abgang, und bringt nicht weniger Gewinn. Dergleichen sind insbesondere die kupfernen und eisernen Kessel, alle Geräthe und Werkzeuge zu den Mühlen, Zuckersiedereyen, Raffinirereyen und allerhand Handwerkszeug. Alles, was zum Putz oder Vergnügen gehöret, ist noch nicht so allgemein beliebt. Die Leinwand, die Edelsteine, Hüte, seidene Strümpfe, Schuhe, Tücher, seidene Zeuge, gold- und silberne Tressen, spanische Röhre, Tabacksdosen und allerhand

allerhand Kleinodien, feine Spitzen, Frauenputz, Uhren, sind schon ein ziemlich einträglicher Gegenstand des Handels geworden. Die Bücher sind lange Zeit die einzige Waare, womit man keinen großen Handel auf den französischen Inseln trieb. Doch jetzt hat sich diese Scene verändert. Sonst suchten die Creolen (sagt Labat) nichts mit weniger Eifer als die Bücher. Eine gute Flinte, ein paar gute Pistolen, ein Hirschfänger von gutem Stahl, war das, was sie sich anzuschaffen suchten. Ob sie gleich von der Tapferkeit ihrer Vorfahren noch nicht ausgeartet sind: so machen sie sich doch itzt aus den Wissenschaften eine Ehre, sie lesen und wollen alle dafür gehalten seyn, daß sie gelesen haben; sogar die Weiber mischen sich in die Gelehrsamkeit.

Ueberhaupt stehen die französischen Inseln auf dem Fuß, daß ein wenig Unterstützung, oder irgend ein unternehmender Kopf alles aus ihnen machen, und in ihre Städte Buchläden, Druckereyen und nächst diesem alle die Sinne berauschende Vergnügungen einführen und nationalisiren könnte. Daß es diesen Inseln nicht an natürlichen Erzeugnissen fehlet, ist schon erwähnt worden; es finden sich z. B. viele Gummi von verschiedener Art; die Schwefelgrube zu Guadaloupe giebt Alaun und Schwefel im Ueberflusse. Die Spanier, Italiäner und alle Asiaten sowohl, als die nordischen Völker verbrauchen eine Menge Safran, deshalb, weil sie ihn fast in alles, was sie essen, mischen, und für sehr gesund halten; man hat auch schon einen kleinen Anfang mit der Erzeugung gemacht; allein es ist wider ihren eigenen Vortheil, daß sie dieses einträgliche Produkt nicht besser benutzen.

Die Baumwolle auf der Insel Martinike z. B. übertrifft an Schönheit, an Länge, an Feinheit und an Weiße, die aus der Levante; doch auch hiervon ziehen sie noch wenig Nutzen. Eben so wenig achtet man der Schafwolle, und ob sie gleich nicht mit der spanischen zu vergleichen ist; so würde sie doch ihren Nutzen haben, wenn man sich mehr darum bekümmerte. Ziegen sind im Ueberfluß, und ihr Haar ist sehr schön. Es befindet sich auf den Inseln eine Menge gutes und gemeines Holz, als Ebenholz, Brasilien-, Bresillet-, gelb und anderes Farbenholz.

Was nun die Schifffahrt und Handlung der Franzosen nach den Antillen überhaupt betrifft; so treiben weit mehr als zweyhundert französische Schiffe die Handlung auf diesen Inseln, und es ist nichts Außerordentliches, auf der Rheede von Martinike und Guadaloupe gegen achtzig beladene Kauffahrteyschiffe zu sehen. Diese Schiffe sind ordentlich von hundert bis zweyhundert und funfzig Tonnen, und führen gegenwärtig meistens Zucker, so wie ehedem Taback das Hauptprodukt war; man schätzt, daß Martinike, ein Jahr in das andere gerechnet, auf fünf bis sechs Millionen Pfund Zucker, Guadaloupe über vier Millionen, Mariegalante fünf bis sechs hunderttausend Pfund liefern; die übrigen ganz kleinen bauen nur etwas weniger Taback, und einige bloß Hülsenfrüchte.

Vor Errichtung der französischen westindischen Compagnie, so im Jahr 1664 geschah, hatten die Franzosen in Europa den wenigsten Vortheil vom Handel dieser Kolonie zu gewarten, weil die Holländer fast das meiste davon an sich zogen. Damals geschah zu Fließingen und Middelburg die vornehmste Schiffsladung vor Martinike; da nun das ausschließende

schließende Privilegium der Compagnie diese fremde Handlung völlig darnieder gelegt hatte, welche die Holländer gleichwohl zu erhalten suchten, indem sie ihr alle Jahre eine beträchtliche Erkenntlichkeit für die Freyheit dieser Handlung anboten; so trieben selbige dennoch eine Zeitlang nur die Schiffe dieser Compagnie. Als aber nach zehn Jahren dieses Privilegium wiederrufen wurde; so ist diese ganze Handlung den Franzosen geblieben, welche, ungeachtet der langen Kriege Ludwigs XIV., die sie zum öftern unterbrochen hatten, noch eine der reichsten und blühendsten ist, die Frankreich aus den Häfen treibt, welche es am Ocean und am mittelländischen Meere hat.

Dieser kurzen Anmerkung fügen wir hier noch eine andere, von dem Kirchenwesen und den Wissenschaften auf den französischen Inseln, bey. Die Dominicaner der Provinz S. Louis, deren vornehmstes Kloster in der Straße S. Honore zu Paris ist, sind die Stifter der Missionen auf den Inseln gewesen, obgleich hernach die Jesuiten, Capuziner und Carmeliter hinzu gekommen sind. Im Jahr 1658 begleitete der Dominicaner, P. Raimond, einen Theil von den Einwohnern, welche auszogen, die Wilden in Martinike zu bekriegen, um sie aus Cabesterre zu verjagen, da unterdessen ein anderer Haufen, der sich zu eben der Verrichtung eingeschifft hatte, diejenigen, welche zu Lande giengen, in dem Viertel antreffen sollten, welches nachher den Namen Fort S. Marie angenommen hat.

Zu Guadaloupe waren Capuziner, Dominicaner und Carmeliter aus der Provinz Touraine; diese Carmeliter bestellten auch Pfarrer zu Mariegalante und der Heiligen. Der König unterhält aber die

Religiösen

Religiösen, welche Pfarrer auf den Inseln des Windes sind, nur S. Domingo ausgenommen, und ihr Gehalt wird von den königlichen Einkünften genommen, und bestehet in etwas Geld, das andere in Zucker. Alle diese Geistlichen, denn Gelehrte dürften sie wohl nicht heißen, beschäftigen sich meistens mit den Pflanzungen mehr, als mit den Wissenschaften; indessen haben wir schon oben gesagt, daß der Zustand der Wissenschaften weitere Wurzel zu schlagen anfängt, und mit der Zeit dürfte sie sich vielleicht dieses Vorwurfes entledigen.

Die Insel Guadaloupe.

Die nähere Kenntniß folgender Inseln wird uns Gelegenheit geben, manche noch fehlende Nachricht zu ergänzen; wir fangen mit der Insel Guadaloupe an, und schildern zuerst ihre Besitznehmung, Verwüstung und Eroberung durch die Engländer. Die ersten natürlichen Einwohner waren die Caraiben, und diese nannten die Insel Garacucira. Sie wurde von Columbo im Jahr 1493 entdeckt, und zum Andenken einer Kirche in Catalonien also genennet, welchen Namen sie bis daher beybehalten hat. Die Wilden blieben übrigens im ruhigen Besitz, bis die Franzosen im Jahr 1635 unter ihren beyden Befehlshabern, dem Olive und dü Plessis, daselbst ankamen, und auch so lange im ruhigen Besitz blieben, bis die Engländer ihre Ruhe und ihren Wohlstand verschiedene Male zu stören suchten. Eine der empfindlichsten Beunruhigungen empfanden sie im Jahr 1759, wo die englische Flotte von Portroyal auf Martinike anlangte. Man fand zwar, daß die Hauptstadt Guadaloupe nicht durch Schiffe zu erobern sey; der Angriff wurde jedoch gemacht, und ein großer Theil der Stadt gieng im Feuer auf. So tapfer sich die Negern und alle Einwohner widersetzten,

ten, so geriethen sie endlich doch selbst unter einander in Uneinigkeit; es kam zum Capituliren und die Engländer erhielten den Sieg. Gleich nach der angenehmen Nachricht wurde, von London aus, ein großer Transport mit Truppen und allen Bedürfnissen abgeschickt, dem vorgefallenen Schaden abzuhelfen, und auf der Hut zu stehen, um neuen Anfällen zu widerstehen. Diese Vermuthung ist auch nicht ungegründet gewesen; denn gegenwärtig ist sie wieder im Besitz der Krone Frankreichs gekommen.

Was die geographische Beschaffenheit dieser Insel anlanget; so setzen sie zuförderst neuere Reisende im sechzehnten Grad zwanzig Minuten. Was man gemeiniglich als eine Insel vorstellet, bildet in der That zwey Eylande, weil Guadaloupe durch einen kleinen Arm von der See, welcher von Osten nach Westen durchgeht, in zwey Theile getheilet ist. Derjenige, welchen man das große Land nennet, war zu der Zeit, als es du Tertre besah, wenig bebauet; doch sagt er, sie sey die schönste, größte und beste von allen französischen Eylanden. Ihre Länge vom Fort Royal, welches an der Südspitze ist, bis nach der Nordspitze, wo das kleine Fort stehet, ist ungefähr zwanzig Seemeilen, und von hier bis nach dem Fort S. Marie, welches an dem östlichen Theile ist, sind dreyzehn oder vierzehn Seemeilen: so wie von da zehn oder eilf bis nach dem Fort Royal sind, dieses macht vier oder fünf und vierzig Seemeilen im Umfange.

Als der oben genannte Reisende im Jahr 1645 die erste Reise hierher that, war derjenige Theil, der nach Osten zu lieget, eine sehr schöne Ebene, von sieben oder acht Seemeilen lang, und an verschiedenen Orten drey breit, von dem Grunde des kleinen

Sackes

Sackes an bis an das Katzenloch fast gänzlich bewohnt; doch von da bis an den Fluß des kleinen Carbet ist es ein Land, welches nicht wohnbar zu seyn schien. Zwischen den übrigen Flüssen finden sich wieder schöne Etagen*) von einigen Meilen. Da aber der Verfasser im Jahr 1656 abermals wieder hierher kam, hatte alles eine neue Gestalt bekommen, die ganze Küste war frey und angebauet, und überall zeigten sich Spuren eines glücklichen Fortganges. Was das Innere der Insel betrifft; so besteht es aus sehr hohen Gebirgen, Felsen und erschrecklichen Abstürzen; in der Mitten, ein wenig gegen Süden, findet man das berühmte Gebirge Soufriere, die Schwefelgrube genannt, dessen Fuß auf die Spitzen der andern tritt, und sich so hoch in die mittlere Gegend der Luft erhebt, daß man es aus den Augen verlieret. Es hat eine Oeffnung, woraus beständig ein dicker und schwarzer Rauch steigt.

Die beyden Säcke sind ohne Vergleichung das beste und schönste Stück der Insel, auch gleichsam der Einwohner ihr Magazin. Ob aber gleich die ganze Küste gesund ist, und man weder Bänke, noch für die Schifffahrt gefährliche Klippen daselbst antrifft; so findet man doch an vielen Orten dasjenige, was man Moutons nennet, d. h. Oerter, wo die Wellen, welche an das Ufer geschlagen, bey ihrer Rückkehr diejenigen antreffen, die ihnen folgen, und mit solcher Stärke auf einander stoßen, daß sie sich zuweilen sehr hoch erheben und den Fahrzeugen sehr gefährlich werden. Die Bay der sprudelnden Brunnen

*) Etage heißt die Strecke des Landes, die gemeiniglich zu einem Wohnplatz gegeben wird, und hundert Schritte breit und tausend lang ist.

nen würde eine von den schönsten Rheeden der Insel seyn, wenn nicht ein Felsen die Mitte derselben einnähme und die Taue zerschnitte. Von da bis an den kleinen Sack ist die Fahrt ohne Gefahr, den dicken Morno ausgenommen, wo der Zusammenfluß verschiedener Winde ein beschwerliches und gefährliches Wasserbewegen erreget, weshalb man die Fahrt das wütende Vorgebirge genannt hat; bey dem geringsten Winde erwartet man die Stille, um hinüberzufahren.

Zwischen dem Roseninselchen und dem Fortuninselchen trifft man ein ziemlich gefährliches Mouton an. Es findet sich noch ein andres über dem Fregatteninselchen, das erschrecklichste aber ist die Mannsfahrt. Der Wind, welcher daselbst stets von Osten bläst, verfängt sich in dieser Straße, und treibt die Wellen mit einer Heftigkeit, welche sie zwischen zwey Felsenbänke einzwänget und sie mit Gewalt sich brechen läßt.

Diese allgemeine Vorstellung von Guadaloupe hat uns um so nothwendiger geschienen, um sich in die Beschreibung des P. Labats einzulassen, weil diese nur die besondern Bezirke angehet; er kam etliche vierzig Jahr nach der zwoten Reise des du Terre in diese Insel, d. h. zu einer Zeit, wo die Kolonie sehr angewachsen war. Wenn man unter den Baillifluß gegangen, welcher vordem der kleine Fluß hieß: so findet man einen steilen Morne, an dessen Fuße noch eine Menge Trümmern von Häusern stehen, welche von den Engländern abgebrannt, und hernach durch die Ueberschwemmungen des Flusses zerstöret worden. Der Boden, welcher zwischen dem Baillifluße und du Plessisfluße ist, wird S. Roberts Gebirge genannt; von letzterm Flusse bis an den Grund der

Einwohner ist der ganze Boden für die Zuckerröhre bestimmt. Der Grund der guten Einwohner hat seinen Namen von den ersten angenommenen Leuten, welche die Insel bevölkerten, und sich in dieses Gebiet begaben, nachdem sie ihre drey Dienstjahre vollendet hatten, um daselbst ihre Freyheit zu genießen, ohne länger mit den Dienern der Compagnie vermengt zu werden. Ehedem war das Land noch weit besser, weil die Ueberschwemmungen der Flüsse viel Sand dahin geführt haben; man bauet aber doch Baumwollenstauden, Hirse, Erbsen, Patäten, Manioc, welcher hier sehr schön und vollkommen wächst. Diese Ebene ist über tausend Schritte tief von dem Ufer des Meeres an bis an den Fluß eines ziemlich hohen Berges, der sie in zween Gründe von gleicher Größe theilet. Der Fluß, welchen man auch der alten Einwohner Fluß genannt hat, bewässert diese Gegend sehr vortheilhaft.

Von der Reise, welche Labat bis nach den Gebirgen, wo sich die Schwefelgrube befindet, gethan, sagt er: je höher man hinaufkommt, desto stärker wird die Ausdünstung von Schwefel, und die Höhe der Asche desto merklicher. Die Erde rauchet auf allen Seiten, besonders an denen Oertern, wo man Ritzen und Spalten siehet. Man siehet von Zeit zu Zeit Wirbel von einem schwarzen, dicken, schwefelichten und mit Feuerfunken vermischten Rauche aufsteigen, und es ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieser große Berg in seinem Innern hohl, und verzehret sich durch sich selber.

Alles, was bisher gesagt worden ist, betrifft denjenigen Theil der Insel, welcher den Namen Guadaloupe führet, und das, was man das große Land

nennet,

nennet, hat noch übrigens einen schönen Fluß, welcher über zwey Seemeilen lang ist. Man kann nicht zweifeln, daß die französische Kolonie zu Guadaloupe nicht seit dieser Zeit viel Veränderungen und Verbesserungen erfahren hat, zumal da diese Insel oft durch gute Befehlshaber regieret worden ist.

Das westliche Eyland erfordert nun noch eine kurze Beschreibung nach seinen Kirchspielen oder Vierteln. Das erste, Basseterre genannt, liegt an der südlichen Küste, hat einen guten Hafen, und wird von einem Fort vertheidiget, welches auf einem erhabenern Boden, als die Stadt, liegt, und wird gegen Südost von dem Gallionenflusse begränzt, welcher an dem Fuß einer Reihe sehr hoher und steiler Felsen hinfließt, worauf die Mauren des Forts stehen. Die Südwestseite geht nach dem Meere zu, wovon es durch den Raum von ungefähr hundert Schritt abgesondert ist, worein man einen Weg gehauen hat, der an das Ufer hinab gehet. Nach dem Brande wurde sie wieder aufgebauet. Sie hat eine lange Straße, welche unter der Höhe anfängt, worauf das Fort lieget, und sich bis an das Ufer des Rengenbaches Bilau erstrecket. Sie wird auf ungleiche Art in Zweydrittheil ihrer Länge durch den Grasfluß zerschnitten. Das größte Stück, welches zwischen diesem Flusse und dem Fort ist, behält den Namen Basseterre, und dasjenige, was von dem Grasflusse bis an den Bach Bilau ist, heißt der Flecken S. Franciscus, weil die Capuziner daselbst ihre Kirche und Kloster haben.

Das nächste Viertel ist das Kirchspiel und der Flecken Baillif. Der Weg zu Lande auf dieser westlichen Küste geht über Berge und Felsen, und ist

sehr beschwerlich. Zuerst trifft man den Väterfluß, oder S. Ludwigsfluß an, und dieser Bezirk war, vor der Engländer Zerstörung, lange Zeit das schönste Viertel der Insel gewesen. Man sah daselbst zwey ansehnliche Flecken, einen an dem Ufer des Väterflusses und den andern an den beyden Ufern des Bailliflusses. Weil aber der erste zweymal durch große Ergießungen des Flusses weggeführet worden, welche nur Felsenstücke an seiner Stelle gelassen hatten; so wollten sich die Einwohner diesem Unglück nicht mehr aussetzen. Der zweyte hat ein Unglück anderer Art erfahren, nämlich er wurde 1691 abgebrannt, und selbst unter der Arbeit, ihn wieder herzustellen, hätte ihm beynahe ein Wasserstrom gänzlich verschlungen. Im Jahr 1703 wurde er von den Engländern zu wiederholten Malen abgebrannt, und dennoch ist er immer wieder aufgebauet worden. Kommt man über den Baillifluß; so befindet man sich im Kirchspiel der alten Einwohner. Ein anderes heißt das Kirchspiel Bouillante, von da kommt man in das Kirchspiel, die schwarze Spitze genannt. Hieran stößt das Kirchspiel Ferry.

Der andere Hauptheil von Guadaloupe heißt Cabesterre, oder das obere Land; das erste Viertel ist das Kirchspiel des großen Sackes. Die Jagd ist in allen den bisherigen Vierteln reichlich. Man findet daselbst eine Menge von den Ebern, welche man auf den französischen Inseln Maronenschweine nennet. Von Papagoien, Holztauben, Turteltauben, Großvögeln, Ortalanen, welches kleine vom Fette ganz goldgelb umgebene Vögelchen, und eine sehr gute Speise sind, See- und Flußvögeln ist alles im Ueberflusse; und da die Inseln des großen Sackes einer Menge Schildkröten und Ma-

mantinen

mantinen *) zur Zuflucht dienen, so kann dieses Stück der Insel für das beste gehalten werden.

Obgleich die ganze Küste von Basseterre, wie überhaupt von der Insel bis in den großen Sack, so gesund ist, daß man alles hier findet, was den Aufenthalt der Einwohner angenehm machen kann; so findet man doch nach Verhältniß nicht genug angebauete Oerter.

Von dem großen Sacke kommt man in den kleinen, wovon das kleine Flecken Kirchspiel den

*) Dieser Fisch ist unter allen Meerwundern am besten zu essen, und wird mit Lachs und Stockfisch in Europa zur Speise behalten. Die Spanier nennen ihn von seinen zwey kleinen Datzen, gleich Händen, Namantinen und Manaty. Es ist ein Ungeheuer, welches, wenn es seine völlige Größe erreicht hat, achtzehn Fuß lang und sieben Fuß dick ist. Der Kopf hat einige Gleichheit mit dem Kopf einer Kuh, weshalb es auch zuweilen die Seekuh genannt wird. Es hat kleine Augen und eine dicke Haut von einer dunkelrothen Farbe, die an einigen Orten runzlicht, und mit kleinen Haaren bewachsen ist. Wenn sie gedörret ist, so wird sie so hart, daß sie wider die Pfeile der Wilden, statt eines Schildes, dienen kann. Es hat keine Floßfedern, sondern an deren Statt die zwey obenbemeldeten kleinen Datzen oder Hände, unter seinem Bauch, davon jede vier Finger hat, die sehr schwach sind, die Last eines so schweren Körpers zu unterstützen. Seine Nahrung bestehet in Gras, Kräutern um die Felsen und an seichten Oertern, die nicht viel über eine Klafter tief Wasser haben. Das Weibchen empfängt seine Jungen fast auf eben die Weise, wie die Kuh, und säugt sie auch. Das Fleisch dieses Thieres ist von röthlicher Farbe und von gutem Geschmack.

Namen haben mag. Es ist vollkommen schön, und eine Strecke ungefähr zweytausend Schritte breit und fünf- bis sechstausend ins Land hinein tief. Zwey kleine Bäche gehen quer durch. Der eine ergießt sich in den Ekfluß, und der andere in den S. Pauls-fluß. Dieser zweyte Fluß geht quer durch ein Land, welches vordem Trianon hieß, und von dem Statthalter Auger, einem Officier, abgekauft worden.

Gleich darneben liegt das kleine Gayavenkirchspiel, welches man nicht mit der kleinen Insel, die an Basseterre liegt, vermengen muß. Es sind drey verschiedene Oerter, welche von den häufigen, hieselbst wachsenden Goyavenbäumen den Namen bekommen haben. Der Wohnplatz S. Marie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Marquisate für die Neffen des Statthalters Houvels, die Herren Boisseret, erhoben. Dieses Land ist längst der See eine Seemeile lang und wenigstens drey Seemeilen tief, bis an die großen Gebirge, die Cabesterre von Basseterre absondern. Von diesem Kirchspiel kommt man in ein anderes, Marigot genannt, das seinen Namen von einigen Teichen hat. Von hier kommt man in die engen Wege der Berge, die stets steil bis zu ihrem Gipfel gehn, und wo die Aussicht vortrefflich, so wie die Luft ausnehmend rein ist. Allein dieser Ort ist eben so wüste als wild, und man findet nicht die geringste Annehmlichkeit auf demselben. Endlich steiget man durch einen sehr langen und steilen Weg wieder herunter, an dessen Fuße einer von den drey Flüssen fließt, wovon dieses Viertel den Namen hat. Das Viertel der drey Flüsse ist nicht über viertausend Schritt breit. Es ist eine Ebene, welche durch den Abhang eines großen Berges getheilet wird, dessen Vertiefung viele schöne

Wohn-

Wohnplätze enthält. Das Erdreich ist daselbst gut und bringt Zuckerrohr hervor, deren roher Zucker keinen andern Fehler hat, als daß er sehr schwer weiß wird.

Wenn man von den drey Flüssen weggeht; so kommt man wieder in die engen Wege vieler Gebirge, welche einen Theil von den Schwefelgrubengebirge ausmachen. Die übrigen Kirchspiele, sowohl an den Küsten als in der Mitte des Landes, haben weiter nichts Erhebliches, was einer umständlichen Anzeige verdiente, und wir wenden uns dahero zu der folgenden Insel.

Die Insel **Martinike**, welche bey den Wilden Madanina heißt, liegt im vierzehnten Grade dreyßig Minuten Norderbreite. Man giebt diesem Eylande sechzehn Seemeilen in die Länge und fünf und vierzig im Umfange: allein diese Seemeilen können wohl vielleicht nicht die bestimmte Größe seyn, und andere halten sie vielmehr achtzehn in die Länge und funfzig im Umfange, die Vorgebirge mit begriffen, welche an einigen Orten zwey oder drey Seemeilen in die See hinausgehen. Die Insel Martinike.

Diese Insel hat die schönsten Buchten, oder, wie sie hier heissen, Säcke, und überhaupt ist das Land ziemlich eben. Die Säcke von Cabesterre zeigen an vielen Oertern Erdzungen, eine halbe Seemeile breit, welche ungefähr eine Seemeile weit in das Meer hinausgehen. Das niedere Land ist sehr mit Hügeln und Bergen besetzt, welche gleichwohl wohnbar und fruchtbar sind, aber doch nicht so sehr, als die kleinen Ebenen, die Gegenden des platten Landes und die schönen Gründe, die sich längst den Flüssen befinden. Fast der ganze Boden ist kiesicht, und gleicht den zermalmten Bimsteinen, welches machet, daß er auf den ersten Anblick unfruchtbar aussieht.

Obgleich seit dem Jahr 1650 das niedere Land fast überall Einwohner gehabt hat; so theilt man sie doch sämmtlich in vier Hauptviertel, der Prediger oder le Precheur, das Fort S. Pierre, Carbet und Case Pilote. Diese Insel wird von mehr als vierzig Flüssen bewässert, wovon einige ziemlich lange schiffbar sind. Das erste Viertel, welches seinen Namen von einem Felsen im Meer, gegen seine Spitze zu, hat, auf welchem man noch einen zweeten weit erhabenern siehet, welcher in der Ferne die Gestalt eines Predigers auf der Kanzel nicht ganz ungleich darstellet, bildet ein Kirchspiel, Namens S. Joseph, und ist voll Berge, nur einen kleinen ebenen Grund ausgenommen, welcher sehr schöne Wohnplätze enthält.

S. Pierre. Der Flecken oder die Stadt S. Pierre hat ihren Namen von dem Fort gleicher Benennung, welches 1665 unter der Gewalt der zwoten Compagnie der Antillen erbauet worden. Von diesem Fort, bis nach dem Grunde S. Jacob in Cabesterre, rechnet man acht große Seemeilen, und dieser Weg hat sehr viel angenehme Alleen von Orangenbäumen, Pflanzungen von Zuckerwerk und Cacao; ingleichen gute und gefallende Wohnungen geben dem Auge eine angenehme Abwechselung.

Martinike wurde von S. Christoph aus, gleichwie alle übrige kleine Antillen, bevölkert. D'Enambuc, der erste Gouverneur, nahm mit hundert Mann im Jahr 1635 Besitz davon, und nachdem er sich mit allen Nothwendigkeiten versehen hatte, verschaffte er ihnen den ruhigen Besitz, und den du Pont zu ihrem Befehlshaber zurück. Damals war die Insel von den Caraiben bewohnt; dennoch bezeugten sie sich bey der ersten Ankunft der Europäer über alle Erwartung still und freundschaftlich, welches aber bald hernach, vielleicht aus gutem Grunde und ohne ihre

Schuld,

Schuld, in Rache ausartete. Nachdem D'Enambuc im J. 1636 gestorben war, so wurde sein Neffe du Parquet zum Gouverneur von Martinique und den dazu gehörigen Inseln, als: S. Lucia, Grenada und den Grenadien, bestellt. Diese Kolonie befand sich damals schon in gutem Zustande, sie war über siebentausend Einwohner stark, und würde in kurzem weit ansehnlicher vermehrt worden seyn, wenn nicht die Wilden ihre vereinten Kräfte dagegen aufgeboten hätten. Es kam zu einem allgemeinen Kriege, er fieng 1654 an und wurde erst 1658 geendiget, der sich aber für die Franzosen vortheilhaft beschloß, weil sie es dahin brachten, daß sie die Wilden im Jahr 1658 gänzlich von der Insel vertrieben, welche seitdem nie wieder zu einem festen Sitz haben kommen können. Denn obgleich der Krieg außerhalb noch einige Jahr fortdauerte, so wurde doch bey dem allgemeinen Frieden, der 1660 auf der Insel Guadaloupe zwischen den Wilden und allen, sowohl Franzosen als Engländern, geschlossen wurde, von den Franzosen zu Martinike noch ein besonderer Artikel und Bedingung beygefügt, Kraft dessen die Wilden nie wieder nach Martinique kommen sollten.

Nach dieser vorläufigen Anzeige bleibt uns, auch etwas von ihrer besondern Beschaffenheit zu sagen, übrig. Erstens ist die Luft ziemlich gesund, besonders an den Hügeln und Bergen, woselbst der beste Tabak wächst. Das Uebel von Siam hat hier ehedem, wie auf allen andern Inseln, sehr großen Schaden angerichtet, und ist der Bevölkerung sehr hinderlich gewesen. Die Krankheit wird deshalb so genannt, weil sie durch ein Schiff, das von dort nach Martinike kam, hieher gebracht worden war; ihre schnell um sich greifende Gewalt raffte in kurzer Zeit viele Menschen auf die elendeste und schmerzhafteste Weise hin, sie pflanzte sich

auf die englischen Inseln, zu den Spaniern und Holländern fort, bis sie endlich durch vernünftige Gegenmittel geschwächt worden ist.

Die meisten Häuser der Insel bestehen aus Holz und sind sehr bequem, die wichtigsten stehen auf Anhöhen, und diese sind auch gemeiniglich die gesundesten Wohnungen; doch bauet man auch noch aus einem andern Grunde gern auf die Anhöhen, weil zum öftern die Flüsse in den Thälern sehr anschwellen, und bey dem Uebertreten ihrer Ufer oft großen Schaden anrichten.

Die Menge der Einwohner, welche dem Anbau dieser Insel immer mehr fortzuhelfen suchen, ist seit ihrem ersten Zustande sehr angewachsen, ob man sie auch eben nicht auf das genaueste bestimmen kann. Man schätzt die Weißen über zwölftausend und die Negern gegen zwanzigtausend. Die vortheilhafte Lage der Insel trägt zu dieser Volksmenge sehr viel bey, denn fast alle französische und holländische Schiffe richten ihre Fahrt so ein, daß sie daselbst anlanden. Der Sitz des souverainen Conseils, dessen Gerichtsbarkeit sich nicht allein über alle die andern französischen Antillen, sondern auch über St. Domingo und la Tortue, erstrecket, ziehet ebenfalls viele Einwohner und Fremde dahin.

Anfänglich bewohnten die Franzosen nur das niedere Land von Martinike, die Wilden aber hatten das obere inne. Ob sie nun gleich durch hohe Gebirge von einander abgesondert waren, so hinderte dieß die Wilden doch nicht, die Franzosen anzugreifen und, wie wir schon gehört haben, mit Kriegen zu beunruhigen. Die Stadt des Forts Royal ist nicht allein der ordentliche Sitz des Generalstatthalters, sondern auch des Oberrathes. Dieser bestehet aus dem Ge-

Generalstatthalter, dem Intendanten, dem besondern Statthalter der Insel, zwölf Räthen, einem Generalprocurator und den königlichen Lieutenants, die darinnen Sitz und Stimme haben.

Von der Handlung und den Produkten fügen wir nur noch hinzu, daß erstere auf S. Pierre und Portroyal am stärksten getrieben wird. Der Zucker, davon jährlich für mehr als fünf Millionen Livres gebauet wird, und Caffee, Indigo, Cacao, Roucou, Baumwolle, nebst dem Tabak, sind die hauptsächlichsten Waaren, welche ausgeführet werden. Ehedem pflegten die Einwohner von Martinike ihren erbaueten Zucker roh nach Frankreich zu schicken, jetzt aber wird er hieselbst raffiniret. Auch ist der Cassiabaum einer der einheimischen Bäume von dieser Insel. Frankreich hat von derselben sehr viel Vortheile, und sucht von Zeit zu Zeit ihren Wohlstand zu unterstützen. Zwar ist diese Insel von den verwüstenden und alles zu Grunde richtenden Orkanen, die andere Inseln verderben, dieses Jahr nicht verschonet geblieben, und die neuen Nachrichten von diesem Jahre melden, daß Martinike heftige Erderschütterungen verspüret, und einige ihrer Pflanzungen dabey gelitten, auch an einigen Orten die Ufer aus ihren Gränzen gewichen und großen Schaden angerichtet haben; jedoch der Schaden, der daraus entstanden, ist noch nicht bestimmt angegeben worden.

Die Insel S. Lucia.

Die Insel S. **Lucia**, welche im dreyzehnten Grade vierzehn Minuten, sieben Seemeilen von Martinike und S. Vincent, und vier und zwanzig von Barbados, liegt, ist wenigstens zwey und zwanzig Seemeilen lang und eilfe breit. Sie ist an verschiedenen Orten bergicht, ihr größter Theil aber ist ein sehr schönes Land, welches von vielen Flüssen und andern Wässern befruchtet wird. Man hält die Luft

da-

daselbst für rein und gesund, wahrscheinlich deshalb, weil die Ostwinde stets wehen, und auch die Hitze nie überhand nehmen lassen. Man findet hier sehr gutes Holz, und überhaupt gehört sie unter die besten Inseln auf den Antillen. Man darf sich dahero nicht wundern, daß die Nationen eifersüchtig auf ihren Besitz gewesen sind. Es scheint ganz gewiß zu seyn, daß weder die Franzosen, noch die Engländer, vor dem Jahr 1637 oder 1638 daran gedacht haben, sich auf der Insel Lucia zu setzen. Sie giengen beyde frey dahin, als nach einem Eylande, welches noch ohne Herrn war, um daselbst Schildkröten zu fangen, aber ohne weitere Niederlassungen anzulegen. Im Jahr 1639 zog ein engländisches Schiff, welches sich unter Dominike mit einer französischen Flagge vor Anker legte, durch diese Verstellung viele Caraiben an sich, welche kein Bedenken hatten, an Bord zu kommen und Erfrischungen dahin zu bringen. Diese waren gewohnt, den Franzosen, mit denen sie damals im Frieden lebten, diesen Dienst zu leisten. Da aber die Engländer versucht hatten, sie zu entführen: so fanden sie Mittel und Wege, in das Wasser zu springen, um sich zu retten, bis auf zween, welche die Engländer gefangen nahmen, und hernach als Sclaven verkauften. Die Caraiben, welche durch diese Treulosigkeit aufgebracht wurden, versammleten sich in großer Anzahl, überfielen die Engländer in Barbados, welches die übrigen Insulaner auch thaten, und brachten eine große Anzahl um. Frankreich behielt von dieser Insel allein den ruhigen Besitz, nur England suchte zu wiederholten Malen seine Ansprüche durch Kriege geltend zu machen, die aber meistens fruchtlos abliefen. Im Jahr 1686 that der Ritter Temple eine Landung daselbst, plünderte, verjagte einen Theil der Einwohner, und begieng mitten im Frieden alle Feindseligkeiten, zu welchen

der

der Krieg allein berechtiget. Es folgte jedoch auf diesen Einfall des Temple keine Niederlassung auf S. Lucia; doch hatte Frankreich nicht sogleich Nachricht davon erhalten, so ernannte man auf beyden Seiten Commissarien, diese Streitigkeiten beyzulegen. Sie unterzeichneten einen Vertrag, welcher in allgemeinen Ausdrücken beyden Mächten dasjenige versicherte, was sie wirklich besaßen. Der Krieg zündete sich bald darauf in einem großen Theil von Europa an, ohne den Frieden zu S. Lucia zu stören; das Eyland aber wurde noch ferner von den Franzosen bewohnt, und die Engländer äußerten weiter kein Verlangen, sich daselbst niederzulassen.

Im Jahr 1700 gab der Marquis von Amblimont, Statthalter der französischen Inseln, auf einige Drohungen des Obersten Gray, Statthalters zu Barbados, welcher nicht ohne Verdruß die Vermehrung der französischen Niederlassungen auf S. Lucia ansah, eine sehr entscheidende Antwort, wodurch er nicht allein Frankreichs immer geltende Gerechtsamen voraussetzte, sondern auch seiner Seits denjenigen drohete, die sich unterfangen würden, die Franzosen in dem ruhigen Besitz der Insel zu stören. Kurz darauf entstand der Krieg wegen der spanischen Erbfolge, und in einer langen Reihe von Jahren, worinnen Frankreich eben nicht viel Glück hatte, wurde die Insel S. Lucia deswegen doch nicht beunruhiget, und England forderte sie weder bey seinem guten Erfolge, noch auch in dem Utrechter Vertrage zurück. Seine Ansprüche erneuerten sich nur wieder um das Jahr 1719 und 1720, allezeit mitten im Frieden. Die Truppen, welche 1722 unter der Anführung des Hauptmanns Wring dahin geschickt wurden, machten gleich anfangs eine Erklärung bekannt, um den alten französischen Einwohnern, welche sie Fremde

nann-

nannten, zu befehlen, sie sollten sich der englischen Regierung unterwerfen, oder sogleich die Insel verlassen. Allein der Ritter Feuquieres, damaliger Statthalter der französischen Inseln, erhielt Befehl, die neuen Kolonisten zum Weichen zu bringen, und er that es auch mit Aufsehen. Die Kaufleute von dieser Nation kamen aber doch bald wieder dahin, und fanden Mittel, einen Schleichhandel daselbst mit Martinike zu treiben, worüber Frankreich neue Klagen erhob. Endlich gab das gute Vernehmen, welches unter beyden Kronen herrschte, ein friedliches Mittel ein, welches darin bestand, es sollten die Unterthanen von der einen und andern Krone die Insel räumen. Dieser im Jahr 1731 geschlossene Vergleich sogar konnte die Fortsetzung des Schleichhandels nicht aufhalten; er wurde mit eben so wenigem Erfolge im Jahr 1740 erneuert. Die Engländer pflanzten, anstatt daß sie sich daran hätten halten sollen, nunmehr die Flagge zu St. Lucia auf, und protestirten wider ein Unternehmen, welches ihren Gerechtsamen nachtheilig wäre.

Während des Krieges, welcher fast unmittelbar darauf entstand, ließ Frankreich eine starke Besatzung nach S. Lucia gehen, welche die Streitigkeit wenigstens bis zu Ende des Krieges endigte; denn man bemerkte stets, daß, bey öffentlichem Bruche unter beyden Nationen, die Insel S. Lucia immer ruhig blieb: da hingegen im Frieden die Engländer fast mit Willen die Unruhen anfiengen. Ein Beweis dafür war das Betragen gleich nach dem Aachner Frieden 1748, der kaum geschlossen war, als England schon wieder Forderungen machte, die Insel S. Lucia sollte geräumt werden; nur durch kluge Vermittelungen von französischer Seite ist es noch bey seiner ehemaligen Beschaffenheit geblieben, und S. Lucia gehört bis jetzt an Frankreich.

Die

Die Insel Mariegalante und der Heiligen-insel liegen nahe an Guadaloupe, und sind auch wahrscheinlich von da aus bevölkert worden. Man findet zwar bey den Schriftstellern, weil es kleine Inseln sind, fast nichts als die Namen davon. Die Lage und Größe dieser Inseln ist schon verschiedene Mal angegeben worden, dem nur noch dieses beyzufügen ist, daß Mariegalante nur gegen sieben Seemeilen von Granederre und fast noch so weit von Cabesterre auf Guadaloupe entfernt sey. Ihr erster Entdecker war Columbus, im Jahr 1493. Die Indianer, oder eigentlich die Caraiben, haben sie, sowohl wegen der Fischerey, als auch wegen einiger darauf angelegter Gärten, fleißig besuchet, und vielleicht ordentliche Wohnplätze darauf gehabt, wie aus dem Folgenden zu schließen. Houel, der Statthalter von Guadaloupe, kaufte Mariegalante von der französischen Compagnie der Inseln, bevölkerte und befestigte sie. Als der Marquis von Maintenon von Angennes mit des Königs Fregatte nach den Inseln gegangen war, um die Seeräuber zu verjagen, so erhielt er die Statthalterschaft von Mariegalante. Die Engländer wollten sich zu verschiedenen Malen den Besitz dieser Insel zueignen, allein durch Beystand der Eingebornen gelang es den Franzosen, ihr Recht zu behaupten. Die erste Bevölkerung von den Franzosen geschah im Jahr 1652, die Caraiben aber plünderten sie gleich das Jahr darauf; allein Houel stellte noch im October desselben Jahres alles wieder in Ordnung.

Die Insel Mariegalante, Desirade, Insel der Heiligen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sie ebenfalls einen unangenehmen Besuch von den Engländern. Die Einwohner von Antego richteten dreyhundert Mann auf, die von dem Obersten Hevetson angeführet wurden, und unversehens auf der

Insel

Insel landeten, die Einwohner in die Wälder jagten, ihre Oerter und Wohnplätze abbrannten, ihre Kanonen unbrauchbar machten, die Festung schleiften, und, nachdem sie alles ausgeplündert hatten, wieder nach Antego zurückkehrten. Dennoch erholten sie sich vollkommen wieder, sie erbaueten ihre Wohnungen von neuem, und verschönerten sogar die Insel.

Ueberhaupt hat sie gutes und ebenes Land, vortreffliches Holz, und selbst auf den Anhöhen haben sich gute Wohnungen gebildet, weil ziemliche Ebenen auf den Bergen angetroffen werden, wo man eine angenehme und frische Luft genießet. Gegenwärtig hat England seine Ansprüche auf Mariegalante fahren lassen, und sie gehört unter französische Herrschaft.

Die Nachrichten von der Heiligeninsel sind noch weit seltener, als von der vorigen: man sagt, sie sey im Jahr 1648 von den Franzosen im Besitz genommen, jedoch erst im Jahr 1652 wäre eine dauerhafte Pflanzstadt darauf errichtet worden. Die Heiligeninsel begreift eigentlich sechs kleine Eylande, die in gleichem Grade der Norderbreite mit der vorigen Insel und mit Guadaloupe liegen, und zwar zwischen den zwey erst genannten Inseln und Dominike. Sie theilt sich ferner in zwey größere Eylande, das obere und niedere Land genannt, und in vier kleinere, wovon zwey in der Mitte gegen Norden und zwey gegen Süden liegen, die zwar nur als eins gelten, und das durchbrochene Inselchen genannt wird. Von den Wohnörtern sind weiter keine besondere Nachrichten vorhanden, wohl aber von den besten Plätzen, wo die Schiffe ankern können, welches uns aber nicht interessiret.

Die Insel Desirade liegt auch in dieser Gegend, und nur zehn oder zwölf Meilen von Guadaloupe gegen

gegen Nordost, sie hieß sonst auch Deseada. Man sagt, sie sey im Jahr 1493 vom Columbus auf seiner zweyten Reise entdeckt worden. Sie liegt sechzehn Grad zehn Minuten von der Linie, und ist etwa halb so groß, als Mariegalante. Der Boden ist vortrefflich, und ob sie auch nicht so sehr bewohnt ist, so hat sie doch von Zeit zu Zeit immer mehr Wohnungen erhalten. Die Zeit der französischen Besitznehmung ist unbekannt. Die Engländer haben zwar in neuern Zeiten zu verschiedenen Malen Anfälle darauf gethan, allein sie hat sich noch bis jetzt unter Frankreichs Schutz erhalten.

Die Insel **Lo Trinidad** gehört den Spaniern, und die Insel **Kurassaa** den Holländern.

Zum Schluß dieser Beschreibung fügen wir nur noch etwas Weniges von der Niederlassung auf den Inseln Bermudas, oder den **Sommereylanden**, hinzu.

C. Die Bermudasinseln.

Die ältesten Nachrichten, welche man von diesen Eylanden gehabt hat, finden sich in der Beschreibung einer Reise des Hauptmannes Lancaster nach Ostindien im Jahr 1593. Da dieser Hauptmann durch verschiedene Zufälle auf die Insel Hispaniola gekommen war, so erhielt er die Ueberfahrt auf einem französischen Schiffe, welches vom la Barbotiere geführet wurde, für einen von seinen Officieren, Heinrich May genannt, welchen er nach Europa schickte. La Barbotiere wurde durch einen Sturm an eine von den Bermudas verschlagen; und May war der erste Engländer, welcher sie besuchte. Es

ist wahrscheinlich, daß die bermudischen Eylande bis dahin ohne Einwohner gewesen; die Indianer, welche sich nicht auf die Schifffahrt verstanden, hätten sich wohl nicht so weit von dem festen Lande entfernen können.

Diese Nachricht bewirkte in England sogleich Begierde nach neuen Niederlassungen, indessen giengen doch beynahe sechs Jahr dahin, ehe sie das geringste unternahmen, bis auf **Georg Sommersens** und **Thomas Gates** Reise. Da diese beyden Seefahrer durch einen Schiffbruch an die bermudischen Inseln geworfen wurden, so brachten zwey Weiber von ihrer Gesellschaft die eine einen Sohn, die andere eine Tochter zur Welt, welche Bermuda, so wie der Sohn Bermudas, genannt wurden. In England erhielten sie den Namen **Sommerinseln**, theils dem Andenken des ersten Seefahrers zu Ehren, theils ihrer vortrefflichen Beschaffenheit halber.

Der Zustand dieser ersten Kolonie war eben nicht der glänzendste, auch war ihr erster Statthalter, **Richard Moor**, nur ein Zimmermann; aber vielleicht wäre unter der Aufsicht eines andern Statthalters das nicht zu Stande gekommen, was hier in kurzem zu Stande kam. Er hatte sich nämlich eine Ebene auf der **S. Georgeninsel** erwählt, um sich daselbst niederzulassen, und daselbst sein erstes Haus, freylich nur eine Hütte, gebauet. Dagegen wendete er nun seine ganze Zeit auf die Befestigung der Insel an, und setzte das Werk der Pflanzungen mit seiner kleinen Kolonie ununterbrochen fort. Er entwarf einen Plan zur Stadt, wie sie noch jetzt dastehet, er übte das Volk in den Waffen, erbauete neun bis zehn Festungen, eine Kirche, kurz er opferte sich für seinen Posten auf.

Im

Im ersten Jahre seiner Regierung langte ein Schiff mit einer Verstärkung an Volk und Lebensmitteln an. Er hatte mittlerweile die reiche Beute des Ambra gefunden, welche Charter, Waters und Chard verborgen gehabt, sandte den dritten Theil davon der Compagnie zu London mit dem Schiffe, welches die Verstärkung gebracht hatte, und das übrige überschickte er durch andere Gelegenheiten; auch Cedern, Tabak, Specereyen und andere Sachen, welche die Insel hervorbrachte, überschickte er der Compagnie, die ihn auch jederzeit dafür unterstützte, bis sie bald in den Stand kamen, sich zu vertheidigen. Im Jahr 1614 kamen die Spanier in der völligen Absicht an die Küste, die Insel einzunehmen, und nur der äußere glückliche Vertheidigungszustand setzte die Spanier in Furcht; hätten sie aber gewußt, wie arm sie an Gegenwehr beschaffen waren, so wäre die kleine Kolonie auf einmal dahin gewesen.

Glücklicher Weise hatte die Kolonie nach dem Tode des Moor einen eben so guten Nachfolger am Daniel Tucker, er setzte mit allem Ernste fort, was sein Vorgänger angefangen hatte; allein er hatte seine Ursachen, weshalb er seine Regierung im Jahr 1619 dem Hauptmann Butler abtrat, welcher mit vier guten Schiffen zu solcher Zeit daselbst anlangte, und zum wenigsten fünfhundert Personen mitbrachte, und nun fieng die Kolonie an, in beträchtliches Aufnehmen zu kommen. Er theilte die Inseln in Bezirke ab, und nun wurde das Regiment durch den Statthalter, den Rath und die Versammlung bestätiget, welches vorher nur aus dem Statthalter und Rathe bestanden hatte. Auch die Gesetze wurden, so gut es die Umstände und Gelegenheit des Ortes zuließen, nach den Gesetzen von England festgestellt.

Im Jahr 1623 zählte man schon dreytausend Engländer und zehn Forts mit funfzig Kanonen auf den Bermudas; ja, unter Karls II. Regierung hatte sich die Anzahl der Einwohner bis auf zehntausend vermehret, und man kann leicht erachten, daß sie nicht abgenommen haben.

Die Luft ist hieselbst so rein und gesund, als der Erdboden ergiebig und fruchtbar ist. Dieser Inseln ist aber eine so große Anzahl, daß die meisten noch gar keinen Namen haben, auch so klein und unbeträchtlich sind, daß sie kaum einen verdienen. Einige Schriftsteller setzen ihre Anzahl auf drey-, andere auf vier-, und noch andere auf fünfhundert, und die Meinung der letztern ist ohne allem Zweifel die wahrscheinlichste. Sie liegen etliche hundert Meilen von allem Lande; da der nächste Theil des festen Landes, welches Capo Hattoras in Carolina ist, dreyhundert Meilen davon liegt, Hispaniola vierhundert, Madeira tausend und England sechzehnhundert Meilen. Ihre Breite ist zwischen drey und dreyßig Grad Norderbreite. Der achte Theil derselben ist nicht bewohnt, und alle, außer S. Georges-, S. Davids- und Coopersinsel, haben nur einige hin und her zerstreuete Häuser. Sie haben zusammen die Figur eines halben Mondes, und aufs höchste sechs oder sieben Meilen im Umfange. Sie sind alle nicht sonderlich groß, eine größer als die andere, zumal da die See sie an vielen Orten weggespület hat.

Die Insel S. Georges.

Die vornehmste oder größte Insel ist S. Georges, und hat ungefähr sechzehn Meilen in die Länge von Ostnordost bis zu Westsüdwest. Wo sie am breitesten ist, beträgt es doch keine Meile, aber dafür ist sie um und um von der Natur befestiget, zumal da sich die Felsen aller Orten einen großen Weg

in

in die See hinaus erstrecken. Es sind nicht mehr als zwey Oerter, wo die Schiffe sicher einlaufen können, aber diese Orte sind schwer zu finden: die Felsen liegen so dick und einige so verborgen, daß nicht alle Schiffe diesen Eingang finden können; und weil kaum eine Insel angetroffen wird, die stärker mit Felsen umgeben wäre, auch die Spanier an diesen Klippen großen Schaden gelitten haben, so sind sie von ihnen die Teufelsinseln genannt worden.

Die Stadt St. Georges liegt am Grunde des Hafens von gleichem Namen, der über sechs bis sieben Forts oder Batterien hat. In dieser Stadt ist eine schöne Kirche, mit einer schönen Bibliothek, und hat beynahe tausend Häuser. Die Gebäude des Statthalters und des Raths von der Versammlung sind, gleich den meisten, sehr geschmackvoll.

Außer der Stadt und Eintheilung von S. Georgen giebt es auch noch acht Bezirke, als Hamiltontribe, Smithstribe, Devonshiretribe, Pembroktribe, Pagetstribe, Warwicktribe, Southamptontribe und Sandystribe. Auf der ganzen Insel giebt es Pflanzungen von Pomeranzen, Zitronen, Maulbeeren und andern Früchten, die dem Lande ein sehr gefallendes Ansehen geben.

Obgleich die Himmelsluft auf diesen Inseln allezeit so rein gewesen, daß sich die Kranken von den andern englischen Inseln dahin bringen ließen; so hat man doch seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einige Orkane daselbst empfunden, welche eine Abänderung der Luft haben befürchten lassen. Indessen ist doch die Heiterkeit des Himmels noch wie ehedem, und man genießet daselbst eines beständigen Frühlings. Das Erdreich ist von verschiedener Farbe und Mischung. Nur haben die Inseln kein frisches

Wasser, als das, was aus dem tiefsten Boden der Erde kommt. Ueberhaupt ist die Erde ungemein fruchtbar, sie giebt jährlich zwey Erndten, man säet im März und erndtet zu Ende des Heumonates, und fängt im August wieder an zu säen, damit man im Christmonat erndte. Die Hauptfrucht des Landes ist Mais oder indianisches Korn, wovon sich die gemeinen Einwohner nähren. Man pflanzt aber auch viel Tabak, der zwar nicht von vorzüglicher Güte, aber doch für die Kolonie hinlänglich ist. Die meisten Pflanzen, welche Westindien eigen sind, und welche man aus Europa dahin bringt, wachsen hier bey weniger Wartung vollkommen gut.

Der Ruhm dieser Inseln bestehet eigentlich in ihrem Holze. Die Ceder z. B. ist daselbst schöner, als an irgend einem Orte in Amerika. Die Palmbäume, Maulbeerbäume, Oelbäume und Lorbeerbäume wachsen auf diesen Inseln ohne alle Cultur. Es ist gewiß, daß England von jeher gesucht hat, die Schönheit ihrer Inseln zu erhöhen; auch stimmen alle Reisende damit überein, daß die Bermudeninseln unter die glücklichsten Punkte unsers Erdbodens zu rechnen sind.

D. Die Bahamainseln oder die Lucayischen.

Diese Eylande haben weiter keinen andern Vorzug, als daß sie die ersten gewesen sind, welche den Columbus zur Entdeckung von Amerika geführet. Es sind ihrer eine so große Anzahl, daß man sich in der Zahl der Hunderte irren kann. Hierzu kommt noch, daß viele von ihnen nichts als nackte Felsen sind, welche über die Oberfläche des Wassers emporstehen, übrigens aber nichts weniger als den Namen einer Insel verdienen, geschweige daß man sich der Gefahr aussetzen, und, um sie zu zählen, sich zwischen sie wagen sollte. Die größten wurden ehedem von Indianern bewohnt, welche die ersten Spanier aufgerieben, oder in ihre Niederlassungen geführt haben, um in den Bergwerken zu arbeiten.

Sie liegen gegen Osten und Südosten von dem spanischen Florida, wovon sie nur durch den Canal von Bahama abgesondert sind; sie haben also die Insel Cuba und Hispaniola gegen Süden. Ob sie gleich alle unter dem allgemeinen Namen der Lucayen begriffen werden, welchen sie von der größten und am wenigsten gegen Norden liegenden haben; so unterscheidet man sie doch in drey Classen, wovon die erste diejenigen enthält, die sich gegen Osten von der Insel Bahama und ihres Canales erstrecken; die zweyte diejenigen, welche man ordentlicher Weise die Orgeln, die Märtyrer und die Cayen nennet, lauter Felsen, welche die Schifffahrt sehr gefährlich machen; und die dritte diejenigen, welche man die Schildkröten nennet. Viele derselben sind in den Händen der Engländer, aber nicht alle, und die merkwürdigsten sind unter andern:

Abacoa. **Abacoa**, die mitten im Sande und den Felsen von Bimini liegt, ist zwölf Seemeilen lang und sechs Meilen breit.

Athecambey. **Athecambay**, nahe bey der ersten gegen Osten; ihre Größe aber ist ungewiß.

Amaguaio. **Amaguaio** liegt Xaguna gegen über.

Bahama. **Bahama**, dreyzehn Seemeilen lang und acht Meilen breit. Sie giebt ihren Namen dem **Canale**, woran sie die Einfahrt von der Nordseite bildet. Dieser **Canal**, zwischen der Insel und dem festen Lande, ist sechzehn Seemeilen breit und fünf und vierzig lang, bis an das Vorgebirge von Florida.

Die **Cayquen** sind viele Inseln, welche einen Kieß bilden, der von einer Menge Canäle durchschnitten, und gegen Osten durch einen weitgehenden Sand besetzet ist; nur eine einzige darunter übertrifft die andern an Größe. Einige Holländer haben sich im Jahr 1623 ihr von der Nordseite genähert und geankert. Ihre Hoffnungen, viel Salz hier zu finden, waren vergeblich, und deshalb wurde sie wieder verlassen.

Guanahani. **Guanahani**, die erste Insel der neuen Welt, die vom Columbus entdecket und S. Salvator genannt wurde, liegt im 25sten Grade. Es fehlt ihr weder am Wasser noch am Holze, und die Baumwolle wächst daselbst im Ueberflusse, wie auf vielen andern von diesen Inseln. Man rühmet ihren Hafen, der an der Nordküste ist, und zwar da, wo sie sich gegen Westen wendet.

Guanima. **Guanima** ist etwas über sieben Seemeilen von der vorigen entfernt, und erhielt vom Columbus zuerst den Namen S. Maria de la Conception. Sie erstrecket

streckt sich zwölf Meilen in die Länge. Die Felsen und der Sand, welche sie umgeben, machen die Anfuhrt sehr gefährlich. Sie hat aber viel frische Quellen, und ihr Boden ist angenehm und fruchtbar.

Die größte unter den Inseln gegen Norden ist **Lucayoneque**, und dieß ist alles, was man von Lucayoneque. ihr sagen kann.

Die Insel **S. Marta** ist nur eine Seemeile S. Marta. von dem festen Lande des spanischen Florida entfernt, und, außer dem Ueberfluß und der Vortrefflichkeit ihrer Gewässer, von keinem großen Werthe.

Was man die **Märtyrer** nennet, ist nicht sowohl ein Haufen Inseln, als Felsen, die sich zwischen Ost und West von der mittäglichen Spitze von Florida erstrecken. Sie haben ihren Namen von dem Anblick, den sie gegen die See zu machen, wo man sie, der Sage nach, für eben so viel aufgespießte Menschen halten sollte, wenn man sie zuerst erblicket; allein sie verdienen auch wohl noch aus einer andern Rücksicht diese Benennung, da in ihrer Nähe das Unglück unvermeidlich, und die scharfen Felsenspitzen wirkliche Todesgefahren sind.

Die **Schildkröten** sind durch die Beobachtung der Schiffer merkwürdig; es sind ihrer sieben an der Zahl in einen Kreis gestellet, gegen Westen von der letzten Spitze von Florida. Sie sind sechs und dreyßig Seemeilen von dem Hafen von Havana in gerader Linie.

Alle diese Inseln, welche lange Zeit wüste geblieben waren, und sich außer dem ordentlichen Laufe der Schifffahrt befanden, erregten die Neugier der Reisenden um so weniger, weil man sich ihnen nicht ohne Gefahr nähern konnte.

Providence. Die Insel **Providence**, ein neuer Name, welcher der Insel **Sayle** gegeben worden, liegt, nach der Engländer Beobachtung, im 25sten Grad Norderbreite, ist acht und zwanzig Meilen lang und eilfe breit, wo sie am breitesten ist. Im Jahr 1609 wurde eigentlich durch einen Kaufmann der Grund zur Kolonie gelegt, welche von dem König Jakob einen Theil der Insel, von dem Cap Bonneville gegen Norden bis an das S. Marien Cap in Süden, erhielt. Nach der Zeit haben es mehrere gewagt, neue Versuche dahin zu unternehmen, und, wie man weiß, nicht ohne guten Erfolg; so wie überhaupt auch dieser von uns entfernte Theil der Erde unter diejenigen zu rechnen ist, in welchen Ueberfluß und Mangel mit einander kämpfen.

BIBLIOTHEK DES COLLEGIUMS S. ANNA IN AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hammerdörfer, Karl, 1758-1794

Amerika ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

Bd.: 1

Leipzig 1788

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 3817 -5,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248348-2
VD18 80269052-001